

Die Ortenau

74. Jahresband 1994

Einladung zur
Jahresversammlung
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am 23. Oktober 1994

in Bühl

8.30 Uhr

Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung, Friedrichsbau,
Friedrichstraße

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Bühl
Friedrichsbau

11.00 Uhr

Festsitzung mit Vortrag von
Frau Barbara Döpp M. A., Heidelberg,
über „Haus des Lebens“ – Der jüdische Friedhof“
Friedrichsbau.

Frau Sara Bloom, Sängerin aus Heidelberg,
singt dazu, begleitet von dem Gitarristen Johannes Vogt,
jiddische Lieder.

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern der Stadt.

14.30 Uhr

Nachmittagsprogramm

Besuch der ehemaligen Klosterkirche in Schwarzach.
Führung: Dr. Suso Gartner und Michael Rumpf, Bühl

Parken Sie bitte auf den oberirdischen Parkplätzen von Volksbank und
Sparkasse in der Nähe des Friedrichsbaus, die für Sie geöffnet sind.

Der Oberbürgermeister
der Stadt Bühl

Gerhard Helbing

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden i. V.

Dr. Dieter Kauß

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

74. Jahresband 1994



Redaktion
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg
und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.



Verlag Historischer Verein für Mittelbaden
Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 77815 Bühl
Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Oberbürgermeister Gerhard Helbing, Grußwort der Stadt Bühl	8
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1993/94	10
Nachrufe	12
Berichte der Mitgliedergruppen	14
Tätigkeitsberichte der Fachgruppen	41
Landrat Günter Fehringer, Der Ortenaukreis – Rückblick 1993	73
Prof. Dr. Hansjörg Flick, Am Anfang stand ein preußisches Garnisonslazarett. Zur Geschichte des Kreiskrankenhauses Offenburg	97
Dieter Kauß, Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach	105
Burghard Lohrum, Wann wurde der Vogtsbauernhof erbaut? Jahringuntersuchungen an den Bauhölzern der historischen Holzkonstruktion	138
Berthold Breithaupt, Inge Jockers, Dieter Kauß, Der Vogtsbauernhof in Gutach. Hofgeschichte – Baubeschreibung – Innenausstattung	143
Inge Jockers, Lebendiges Museum. Museumspädagogik im Schwarz- wälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“	185
Wolfgang Peter, Vorgeschichtliche Siedlungsstellen beim jüdischen Friedhof von Nonnenweier	209
Hans-Martin Pillin, Die Schenkung von 1070 an das Hochstift Straßburg und daraus entstandene Hoheitsrechte der Bischöfe von Straßburg in der Ortenau	221
Hans Harter, Die Zähringerministerialen „von Schopfheim“ in der Ortenau – Ein Beitrag zum „Offenburg-Problem“	229

Suso Gartner, Die Windecker, eine Urkundenfälschung und die Gewissensbisse der Junta von Lomersheim	273
Ernst Gutmann, Stollhofen. Beinahe vergessen, eine uralte Grab- steinplatte, das einzige Zeugnis der Mutterkirche St. Cyriak	294
Hermann Sprauer, Der Passionszyklus in der St. Petruskapelle in Reichenbach	297
Hans-Jürgen Günther, Die Pfarrherren Rapp aus der Reichsstadt Offenburg und ihre Humanisten-Bibliothek	303
Louis Schlaefli, Jeremias Rapp, Kirchherr in Offenburg, und sein Reliquienaltärchen	339
Ansgar Barth, Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit	345
Karl Maier, Hexenprozesse im Landgericht Appenweier	360
Walter Ernst Schäfer, Vom Adjutanten Bernhards von Weimar zum Grundherrn am Oberrhein: Johann Christoph von der Grün (1603–1666)	389
Ludwig Uibel, Die Hungerkrisen, ihre Ursachen und Folgen nach der Lichtenauer Pfarrchronik (1726–1830)	401
Wolfgang M. Gall, Armut zwischen Almosen und Armenpolizei. Zur Lokalgeschichte der Armut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	421
Johannes Werner, Der Letzte. Vitalis Balthas, Piarist, gestorben 1815	455
Josef Bayer, Die Entstehung der katholischen Pfarrei in Diersburg	462
Renate Liessem-Breinlinger, Franz Josef Himmelsbach (1816–1889) Bauernsohn vom Schönberg, Holzhändler in Oberweier, Stammvater einer Unternehmerdynastie	471
Hansmartin Schwarzmaier, Emil Glockners Straßburger Zeit (1870–1872)	473
Johannes Werner, Heinrich Hansjakob als Historiker. Eine Revision ..	495

Reiner Haehling von Lanzenauer, Der vergessene Dichter Heinrich Vierordt	507
Martin Frenk, die Ottenheimer Michaelskirche. Ein Streifzug durch die wechselvolle Geschichte des ältesten Bauwerks der Gemeinde	515
Harald Faißt, Die „Marktfrage“ als „Machtfrage“ – Kontinuität und Wandel im ländlichen Raum: der Agrarsektor im Bezirk Bühl in den Jahren 1927–1937 (unter besonderer Berücksichtigung des Obstbaues)	549
Monika Kohde, Bildstöcke und Wegkreuze auf der Gemarkung Haslach	593
Kurt Klein, Wann beginnt die Fasnacht? Versuch einer Klärung	635
Buchbesprechungen und Hinweise	643
Autorenverzeichnis	666

Grußwort

zur Jahreshauptversammlung
des Historischen Vereins für
Mittelbaden e.V.
am 16. Oktober 1994.



Die Große Kreisstadt Bühl heißt Sie zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 16. Oktober 1994 herzlich willkommen.

Es ist mir eine Freude, daß die Tagung in unserem Friedrichsbau stattfinden kann. Dieser Bau ist nämlich ein sichtbarer Erfolg für die Bemühungen unserer Stadt, ihre Geschichte zu pflegen und lebendig zu halten. Im Jahre 1992 wurde die umfassende Sanierung des Friedrichbaus abgeschlossen. Er machte die tiefgreifenden modernistischen Veränderungen der Nachkriegszeit rückgängig und brachte die ursprüngliche Architektur des Gebäudes wieder zum Vorschein. Die unverwechselbare Raumstruktur des alten Festsaals kommt jetzt wieder zur Geltung, die mit der Unterteilung in ein höheres Hauptschiff und niedrigere Seitenschiffe an die Kirchenarchitektur angelehnt ist. Der Grund hierfür dürfte darin zu suchen sein, daß der Bau errichtet wurde als ein Haus für die katholischen Vereine Bühls.

Das Interesse für Geschichte hat bei uns Tradition. Die Ortsgruppe Bühl des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde schon zwei Jahre nach der Gründung des Dachvereins ins Leben gerufen. Im Gründungsjahr 1912 war das Interesse der Bevölkerung für die Beschäftigung mit der Geschichte bereits so groß, daß Bühl mit 73 Mitgliedern auf Anhieb die größte Ortsgruppe des Historischen Vereins wurde. Heute zählt die Bühler Sektion gut hundert Mitglieder und kann ein reges historisch-kulturelles Betätigungsfeld aufweisen, das von Diavorträgen über Exkursionen bis hin zum regelmäßigen Stammtisch reicht.

Interesse an der Geschichte besteht aber auch über den Historischen Verein hinaus. Das hat sich in den vergangenen Jahren immer wieder gezeigt: Als die Burg Windeck, die lange Zeit der Öffentlichkeit verschlossen war, im Jahr 1990 wieder geöffnet wurde, kamen die Besucher in Mengen. Die historischen Ausstellungen, die Vorträge und Führungen des Historischen Vereins oder des Stadtgeschichtlichen Institutes sind immer gut besucht.

Vor allem die Ausstellungen oder Führungen zu den Burgen Bühls – sei es nun die Hochburg Windeck oder die bedeutendste Bühler Tiefburg, das Wasserschloß in Neusatz – treffen auf reges Interesse. Im Jahr 1993 konnten wir gar eine internationale Tagung zum Thema Burgen im Friedrichsbau beherbergen.

Besonders positiv ist zu vermerken, daß es nicht nur ältere Menschen sind, sondern daß sich auch bei den nachwachsenden Generationen Interesse an der Historie feststellen läßt. Natürlich wäre zu wünschen, daß es noch mehr junge Menschen gäbe, die sich für geschichtliche Themen engagieren. Denn wie die Gegenwart so kann auch die Zukunft nur verstanden und sinnvoll gestaltet werden, wenn man die geschichtlichen Voraussetzungen und damit die Zusammenhänge kennt. Unsere Tradition und die Neuerungen der Gegenwart und der Zukunft haben ihre historischen Grundlagen. Sie müssen darauf fußen, wenn sie lebensfähig sein sollen.

Ich wünsche allen Mitgliedern und Freunden des Historischen Vereins eine schöne und erfolgreiche Jahrestagung.

Gerhard Helbing
Oberbürgermeister

Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1993/94

Manfred Hildenbrand

Die Jahresversammlung fand am 17. Oktober 1993 in Hornberg statt. Der Präsident des Historischen Vereins Dr. Dieter Kauß konnte bei der geschäftlichen Sitzung auch den neuen Präsidenten des elsässischen Geschichts- und Altertumsvereins Jean Claude Hahn und dessen Stellvertreter Jean Marie Holderbach aus Straßburg begrüßen.

Dr. Kauß zählte in seinem Rechenschaftsbericht die zahlreichen Aktivitäten des Historischen Vereins in den vergangenen drei Jahren auf. Sie gingen vor allem von den Mitgliedergruppen und Fachgruppen aus. Als neue Fachgruppen wurden die für „Grenzsteindokumentation“ sowie „Flurnamen“ gegründet. Der alljährlich erscheinende Jahresband „Die Ortenau“ zeige die vielfältige Forschungsarbeit des Historischen Vereins auf dem Gebiet der Lokal- und Regionalgeschichte. Enge Kontakte bestünden zu den elsässischen Geschichtsvereinen, mit denen Forschungsergebnisse ausgetauscht würden.

Einem Grußwort von Wolfgang Neuß, dem Vorsitzenden der Mitgliedergruppe Hornberg, schloß sich der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler an. Er berichtete von geordneten Kassenverhältnissen, freilich auch vom Zwang zum Sparen, werde man doch ab 1994 den Zuschuß des Regierungspräsidium nicht mehr erhalten. Die beiden Kassenprüfer Dr. Ebner und Professor Silberer bestätigten eine einwandfreie Kassenführung. Nach den Worten von Theo Schaufler nehme die Mitgliederzahl des Historischen Vereins für Mittelbaden ständig zu und betrage nunmehr 3578 Mitglieder. Somit sei der Verein einer der größten Geschichtsvereine der Bundesrepublik Deutschland. Der Redakteur des Jahrbuches „Die Ortenau“ Karl Maier hob hervor, daß das diesjährige Jahrbuch den Bogen der Beiträge von der Römerzeit bis zur jüngsten Zeitgeschichte spanne.

Die Neuwahlen des gesamten Vorstandes brachten für die kommenden drei Jahre folgendes Ergebnis: Präsident des Vereins Dr. Dieter Kauß (Offenburg), erster stellvertretender Präsident Kurt Klein (Hausach), zweiter stellvertretender Präsident Manfred Hildenbrand (Haslach), Geschäftsführer Theo Schaufler (Offenburg-Windschläg), Redakteur der „Ortenau“ Karl Maier (Appenweier). Eingehend diskutierten die Vertreter der Mitgliedergruppen über die Jugendarbeit im Verein. Sie müsse verstärkt werden, um die Altersstruktur in den Mitgliedergruppen zu verbessern. Einhellig plä-

dierte man dafür, nach der Einführung der neuen fünfstelligen Postleitzahlen auch wieder die Bezeichnung der eingemeindeten Orte auf der Adresse der Postsendungen anzugeben. Man erweise der Heimatgeschichte einen Dienst, wenn man eingemeindete Orte postalisch wiederaufleben lasse.

Beim Empfang der Stadt Hornberg stellte Bürgermeister Thomas Schwerdtel seine Stadt vor. In der anschließenden Festversammlung hielt Schulrat Ansgar Barth den Festvortrag über „Hornberg in württembergischer Zeit“. Am Nachmittag besichtigte man die evangelische Stadtkirche und die Firma Duravit.

Ganz im Zeichen der sieben Fachgruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden stand die Frühjahrstagung der Mitgliedergruppen am 12. März 1994 in Durbach-Ebersweier. Der Tätigkeitsbericht von Präsident Dr. Dieter Kauß war Spiegelbild der vielseitigen Aktivitäten der Vereinsführung. Der Mitgliedsbeitrag, so Geschäftsführer Theo Schaufler, der seit 1988 bei DM 30, – für natürliche und bei DM 50, – für juristische Personen liegt, soll trotz der erheblichen Kostensteigerungen vorerst nicht erhöht werden.

In einigen Jahren soll für das Jahrbuch „Die Ortenau“ auch wieder ein Register ediert werden. Bernhard Uttenweiler wird in Zusammenarbeit mit Hubert Kewitz die Arbeiten am Register übernehmen. Die Berichte der sieben Fachgruppen (sie sind in der diesjährigen „Ortenau“ abgedruckt) zeugten von der intensiven Arbeit der mittelbadischen Historiker. Dr. Hans-Joachim Fliedner berichtete von den Vorbereitungen zu den Jubiläumsfeierlichkeiten anlässlich des Beginns der 48er Revolution im September 1847 in Offenburg.

Zum Gedenken an Dr. Günther Maier

Am 24. März verstarb in Appenweier Dr. med. dent. Günther Maier im 81. Lebensjahr. Seine Liebe und Leidenschaft in seiner Freizeit waren Erhaltung und Pflege heimatlicher Bräuche, Mundart und dörflicher Tradition in einer Zeit, in der diese kulturellen Werte immer mehr in Vergessenheit zu geraten schienen oder als „unmodern“ durch fremde Einflüsse zurückgedrängt wurden.



Als in den 50er Jahren die lokale Geschichtsforschung landesweit wieder Auftrieb bekam, war es Günther Maier, der in seinem Heimatdorf als erster die Initiative ergriff mit dem Ziel, heimatliches Brauchtum aufzulisten, zu sammeln und zu pflegen. Es ging ihm dabei nicht nur um die Erfassung von Zahlen und Daten, dahinter stand sein Bemühen, historische Fakten, die teilweise nur noch der älteren Generation in Erinnerung waren, wieder lebendig und zeitgemäß darzustellen.

Als Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden gründete er schon 1958 eine Ortsgruppe. Als Schriftführer war er Seele und Motor des Vereins.

Es waren unzählige Stunden und Tage, die er mit Ausdauer und Begeisterung investiert hat, und dieser Eifer hat sich wie ein zündender Funke übertragen. In kurzer Zeit zählte die Ortsgruppe über 60 Mitglieder.

Eine Krönung seiner Arbeit war ein fast 200 Seiten umfassendes Werk über die Mundart in der Gemeinde Appenweier. Zusammen mit Freunden schrieb er eine Volkskunde seines Heimatortes.

Historische Fakten sind die Einführung der Gemeindefahne, die Gründung der Trachten- und Volkstanzgruppe, die Organisation der Mitgliederversammlung des Gesamtvereins 1965 in Appenweier.

Unvergessen bleiben die vielen Excursionen zu historischen Stätten in Baden und im Elsaß, zahlreiche Berichte in Mundart in Tageszeitungen und im Mitteilungsblatt über jahreszeitliche Bräuche in früheren Zeiten unter dem Pseudonym „der Franz“, eine Serie, die ihm allseits Lob und Anerkennung als „Badisches Profil“ eingebracht hat.

Günther Maier hat sich um sein Dorf und seine engere Heimat verdient gemacht. Sein Name und sein Werk haben einen festen Platz im Historischen Verein und der Chronik der Gemeinde Appenweier gefunden.

Helmut Kern

Nachruf auf Karl Schleh

Am 13.05.94, wenige Wochen vor seinem 85. Geburtstag, starb der Bühler Heimatforscher Karl Schleh. Er liebte wie nur wenige Menschen „sein“ Bühl, die Geschichte dieser Stadt wurde ihm zur Lebensaufgabe.

Er war „Hobbyforscher“ im besten Sinne des Wortes. Neben seinem Beruf als Verwaltungsangestellter verbrachte er unvorstellbar viel Zeit damit, eine zwanzigbändige Sammlung in faksimilierten Archivalen der Stadt

Bühl mit insgesamt 3560 Seiten zusammenzutragen. Daß dies eine herausragende Leistung ist, kann man auch daran erkennen, daß ihm die Stadt Bühl bereits 1978 die Bürgermedaille (das ist die Stufe unter der Ehrenbürgerschaft) verlieh.

Nach dem Krieg gründete er mit den „alten Getreuen“ aus dem ehemaligen katholischen Jungmännerverein den Heimat- und Trachtenverein „Altherrenclub Bühler Menti“, den heutigen „Bühler Mänti“. Dort und in vielen anderen Bühler Vereinen, die das Brauchtum und die Kultur pflegen, war Karl Schleh jahrelang im Vorstand tätig. Er hat auch das närrische Brauchtum in Bühl erforscht und konnte die „Lichtputzschere“ und den „Narren-daddel“ nachweisen. Von 1973 bis 1981 war er Vorsitzender unserer Mitgliedergruppe, unter seiner örtlichen Federführung fand auch 1978 die Hauptversammlung in Bühl statt.

Viele seiner Forschungsergebnisse veröffentlichte er in der „Ortenau“, meistens aber in der örtlichen Tagespresse und der Reihe „Bühler Heimatgeschichte“. Viele Veröffentlichungen in der Tagespresse wurden zu einem Buch zusammengefaßt, welches ein gefragtes heimatgeschichtliches Nachschlagewerk geworden ist. Größte Verdienste hat sich Karl Schleh durch den Aufbau und die jahrzehntelange Leitung und Betreuung des Heimatmuseums erworben.

Karl Schleh lebte für die Bühler Geschichte, er durfte nicht nur Höhepunkte erleben, sondern mußte auch Rückschläge verkraften. Er ließ sich nie entmutigen und begann immer wieder neu. Wir wollen ihm ein ehrendes Gedenken bewahren, sein Name lebt nicht nur in seinen Arbeiten weiter.

Egon Schempp



Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Während bemerkenswerte Besichtigungen geschichtlich und kulturhistorisch wertvoller Gotteshäuser der engeren und weiteren Heimat den Auftakt zum Jahresprogramm der Ortsgruppe Achern im Historischen Verein für Mittelbaden bildeten, wurde dieses durch zwei instruktive Vorträge zur früheren bzw. aktuellen Heimatgeschichte beschlossen. Im Mittelpunkt der Jahresarbeit standen zwei Exkursionen ins benachbarte Elsaß, von denen die Teilnehmer jeweils stark beeindruckt und mit vielen neuen Erkenntnissen zurückkehrten.

Über 70 Exkursionsteilnehmer hatten sich am 16. Januar der Bildungsfahrt der Ortsgruppe zur Besichtigung der Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“ in Lautenbach im Renchtal angeschlossen. Rektor i. R. Rudolf Huber, Lautenbach, verstand es während einer nahezu zweistündigen Führung vortrefflich, auf die verschiedenen Objekte aufmerksam zu machen, wichtige historische Bezüge zu schaffen und das notwendige heimatgeschichtliche Umfeld aufzuzeigen.

Zu einer Lehrfahrt in die so reichgesegnete Kirchenlandschaft der Ortenau hatte die Ortsgruppe des Historischen Vereins am 3. April eingeladen. Dr. Dieter Kauß leitete die Exkursion zu den drei abseits gelegenen, vielfach unbeachteten Kirchen „Sankt Martin“ in Zimmern bei Urloffen, der Gutleutkirche „Sankt Leodegar“ bei Oberschopfheim und „Sankt Andreas“, zwischen Mahlberg und Orschweier gelegen. Es war, wie Dr. Kauß abschließend zusammenfaßte, keine Führung zu attraktiven Architekturdenkmalen, wohl aber eine einzigartige Begegnung mit steinernen Zeugen der Heimat-, Kirchen-, Landwirtschaft- und Kunstgeschichte.

Ziel der nächsten Bildungsfahrt war am 19. Juni die Metropole des Elsaß. Unter dem Motto „Straßburg – Geschichte einer Stadt im Spiegel ihrer Bauten“ führte der Exkursionsleiter Helmut Schneider, Kork, ein gutes halbes Hundert wißbegieriger Teilnehmer durch bekannte, vor allem aber durch unbekannte Viertel dieser so faszinierenden Stadt. Der durch ein vorausgegangenes Referat bestens vorbereitete Stadtrundgang wird der großen Nachfrage wegen im Sommer 1994 wiederholt werden.

Im Rahmen der Jahreshauptversammlung 1993 hielt der erste Vorsitzende des Historischen Vereins Achern, Horst Brombacher, am 2. September einen aufschlußreichen Vortrag zu dem Thema: „Auswanderung aus Achern und der nördlichen Ortenau im 18./19. Jahrhundert“.

Ausgehend von den damaligen Lebensverhältnissen zeigte der Referent auf, wohin die damaligen Auswandererströme gezogen waren. Darüber hinaus wurden auch die Ursachen dieser gewaltigen Wanderbewegung untersucht. Besondere Bedeutung erhielten diese Ausführungen dadurch, daß immer wieder Parallelen zur aktuellen Asylfrage sichtbar wurden.

Bereits zur Tradition wurde die alljährlich stattfindende Bildungsfahrt der Acherner Ortsgruppe ins Elsaß. Dabei entpuppte sich das bei der am 11. September durchgeführten Fahrt als Ziel gewählte nördliche Elsaß mehr und mehr als wahre Fundgrube historischer, volkskundlicher oder kunstgeschichtlicher Raritäten. Vom Festungsbollwerk Fort Rapp bei Reichstett über die Felsenwohnungen in Graufthal bis hin zur Kirche „Sankt Peter und Paul“ in Neuwiller waren die gebotenen Sehenswürdigkeiten den meisten Exkursionsteilnehmern unbekannt, so daß die Fahrt zu einer wahren Überraschungstour werden konnte.

Der Hausberg der Acherner, die Hornisgrinde, war Thema eines breit angelegten Referats, das Horst Brombacher, der erste Vorsitzende der Ortsgruppe zum Abschluß der Veranstaltungen des Jahres 1993 am 15. November darbot. Er sorgte mit seinen „Geschichten von der Hornisgrinde“ von der beabsichtigten Einrichtung einer Schwebebahn zum Berggipfel bis zu einem vorgesehenen Supersegelfluggelände in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts für so manche Überraschung und bereitete den nahezu 100 begeisterten Zuhörern so einen heimatgeschichtlichen Abend besonderer Prägung.

Elmar Gschwind

Bad Peterstal-Griesbach

Im Jahresprogramm 1993 hatte die Mitgliedergruppe Bad Peterstal-Griesbach drei Tagesfahrten und eine Achttage-Fahrt angeboten.

Die erste Tagesfahrt galt im März Meßkirch und Inzigkofen. Im April war St. Gallen das Ziel der Tagesfahrt, und im Juni wurde das Elsaß (Pfaffenheim, die Wallfahrtsstätte Schauenberg, Gueberschwihl) besucht.

Bei der Achttage-Fahrt im September war Mölln der Ausgangspunkt zu historischen, kunstgeschichtlichen oder technisch interessanten Zielen: Lübeck, Ratzeburg, Lauenburg, Schwerin, Wismar, Sachsenwald, das Schiffshebewerk Scharnbeck, aber auch weniger bekannte Orte wie Neukloster, Zarrentin, Gudow, Siebeneichen, Büchen, alles Kleinodien besonderer Art.

An drei Abenden traf man sich im Rahmen des Jahresprogrammes zur Aussprache und zum Rückblick auf vergangene Aktivitäten anhand von Dias.

Siegfried Spinner

Bühl

Im Jahre 1993 haben wir unsere Mitglieder zu vielen Veranstaltungen mit unterschiedlichem Erfolg eingeladen. Gleichzeitig haben wir die Zusammenarbeit mit der VHS und verschiedenen Vereinen verstärkt.

- 27. 2. 93 Tagung der Fachgruppe „Flurnamen“ unter der Leitung von Herrn Dr. Ewald M. Hall. Thema: Aufbereitung und Interpretation von Flurnamen.
- 2. 3. 93 Herr Günther Mohr referiert über das Leben dreier jüdischer Bühler Bürger in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar über Franz Cornelius, Marum Wolf und Elias Weil.
- 23. 3. 93 Stammtisch in der Weinschenke Geppert
- 12. 6. 93 Geplant war eine Besichtigung der Burg Fleckenstein im Elsaß, mangels ausreichender Beteiligung wurde unter Leitung von Herrn Dr. Suso Gartner die Reste der Burg Bärenstein im Bühler Höheengebiet besichtigt.
- 26. 6. 93 In Zusammenarbeit mit der Kolpingsfamilie Bühl wurden unter der Leitung von Herrn Josef Naudachser die „Römersiedlungen“ in Niederschopfheim und Friesenheim sowie die Kirche in Schuttern besichtigt.
- 23. 6. 93 Stammtisch auf der Burg Windeck
- 7. 9. 93 Stammtisch in der Weinschenke Geppert
- 25. 9. 93 In Zusammenarbeit mit der VHS: Besichtigung von Straßburg unter der Leitung von Herrn Schnurr und Frau Hoffmann.
- 9. 10. 93 In Zusammenarbeit mit der VHS: Spaziergang durch Bühl und seine Geschichte unter der Leitung von Frau Hoffmann.

14. 10. 93 Der in Zusammenarbeit mit der VHS angebotene Vortrag: Alte Häuser in Bühl von Herrn Michael Rumpf mußte kurzfristig wegen Erkrankung des Referenten abgesagt werden. Der Vortrag findet jetzt 1994 statt.
17. 10. 93 In Zusammenarbeit mit dem „Allda“ Kappelwindeck Besichtigung der Burg Fleckenstein im Elsaß unter der Leitung der Herren Dr. Suso Gartner und Raimund Güssregen.
7. 12. 93 Stammtisch in der Weinschenke Geppert.

Für 1994 sind wieder 3-4 Stammtische vorgesehen sowie mehrere Veranstaltungen mit der VHS. Außerdem haben wir die Ehre, die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Bühl auszurichten.

Egon Schempp

Ettenheim

Am 28. Mai 1993 konnte die von der Jugendstiftung Baden-Württemberg und dem Historischen Verein Ettenheim unterstützte „Arbeitsgemeinschaft Jüdischer Friedhof Schmieheim“ Herrn Bürgermeister Wili Mathis von Kippenheim eine Fotodokumentation mit rund 1200 Photos vom Schmieheimer Friedhof übergeben. An der von Bernhard Uttenweiler geleiteten AG nahmen sechs Schüler der Heimschule St. Landolin und ein Schüler des städt. Gymnasiums Ettenheim teil. Im Auftrag der Gemeinde Kippenheim sollen voraussichtlich 1994 die Inschriften der Grabsteine des zu Beginn des 18. Jahrhunderts angelegten Friedhofes übersetzt werden. Eine wichtige Vorarbeit hierfür wurde durch die Fotodokumentation der Schüler geleistet.

In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Lahr-Ettenheim wurde der Bevölkerung im September eine Führung in der Wallfahrtskirche St. Landelin in Ettenheimmünster angeboten. Bernhard Uttenweiler ergänzte seine Ausführungen zum Kloster und zur Wallfahrtskirche durch Hinweise auf die zahlreichen Symbole, die in den Deckengemälden zum Leben des hl. Landelin dargestellt sind. Werner Veith, Religionslehrer an der Heimschule St. Landolin, stellte die Silbermann-Orgel vor. Künftig soll diese Veranstaltung alljährlich zum Landelinsfest durchgeführt werden.

Die Fachgruppe Denkmalpflege unter der Leitung von Präsident Dr. Dieter Kauß traf sich am 26. Oktober 1994 beim Judenfriedhof in Schmieheim.

Nach einer Einführung über die religiöse, kunsthistorische und geschichtliche Bedeutung des Friedhofes durch Bernhard Uttenweiler wurde noch die Synagoge in Kippenheim und der Thoraschrein-Vorhang aus der Ettenheimer Synagoge im Bürgersaal in Ettenheim besichtigt.

Die 1990 mit großem Erfolg in Ettenheim gezeigte Ausstellung über Kardinal Rohan wurde am 11. November 1994 im Heimatmuseum in Oberkirch unter dem Titel „Kardinal Rohan – Landesherr von Oberkirch und Ettenheim“ einem weiteren Interessentenkreis zugänglich gemacht. Die gut besuchte Ausstellung, auch aus Straßburg und Saverne waren interessierte Besucher gekommen, war von November bis Januar geöffnet.

Zahlreiche Zuhörer konnte der Vorsitzende am 21. November 1993 im Bürgersaal in Ettenheim zu einem Vortrag über Namenskunde, den Baron Dietrich von Böcklin hielt, begrüßen. Baron von Böcklin verstand es wiederum, seine Ausführungen unter Einbeziehung lokaler Orts- und Vornamen auf lebendige Art und Weise vorzutragen. Im Anschluß an die Veranstaltung wurden die Anwesenden zu einem Glas „Böcklin-Sekt“ eingeladen. Dieser Sekt war vor kurzem von der Winzergenossenschaft Münchweier-Wallburg-Schmieheim kreiert worden.

Im Dezember veröffentlichte Bernhard Uttenweiler einen Aufsatz über das Ettenheimer Bähnle, um so an die Bahneröffnung im Dezember 1893 zu erinnern. Zu diesem Thema hatte der Historische Verein Ettenheim wegen des Bärenbrunnenfestes schon ein Jahr vor dem eigentlichen Jubiläum das Buch „'s Ettenheimer Bähnle“ herausgebracht und im Rahmen einer Ausstellung der Öffentlichkeit übergeben.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

- 28. 3. 93 Jahresversammlung
- 24. 4. 93 Fahrt nach Zwiefalten, Heilig Kreuztal und Heunenburg bei Upflamör, 30 Personen, jeweils mit Führung
- 18. 5. 93 Stammtisch der Mitglieder bei Alfons Frei
- 24. 5. 93 Mit dem Museumsarbeitskreis nach Offenburg zur Otmar-Alt-Ausstellung im Josefskrankenhaus, gleichzeitig Arbeitssitzung

15. 8. 93 Orgelkonzert zur Kräuterweihe – anschließend Besichtigung des neuen, durch Initiative des Vorsitzenden Eugen Lang angelegten Kräutergarten im historischen Abteigarten. Der Garten wird zusätzlich betreut von Damen des Kneipvereins und Mitgliedern des Historischen Vereins. Der Kauf von „alten Rosensorten“ wurde durch zweckgebundene Spenden ermöglicht.
22. 8. 93 Fahrt nach St. Peter
8. 10. 93 Arbeitssitzung bei Alfons Frei
23. 10. 93 Vorstellung des Buches: „Gengenbacher Köstlichkeiten“ das von Mitgliedern gestaltet wurde, Vernissage Michael Wissing (Fotograf des Buches) – Aufsichtsdienst bis Ende d. Ausstellung
29. 10. 93 Stammtisch
20. 11. 93 Teilnahme von Mitgliedern bei der „Haslacher kleinen Brauchtumsrunde Museum“
21. 11. 93 Vortrag im Museum Löwenberg „Rund ums Essen“, „Gengenbacher Geschichtle“ zu den „Köstlichkeiten“
3. 12. 93 Vorstandssitzung

Hertha Schlegel

Haslach i. K.

Die Mitgliedergruppe Haslach i. K. zählt 176 Mitglieder

Veranstaltungen:

11. 10. 93 Vortrag von Dr. Ewald Hall über das Thema „Die Flurnamen im mittleren Kinzigtal“
22. 11. 93 Lichtbildervortrag von Werner Günter über das Thema „Bergbau und Mineralien in unserer Heimat“

24. 1. 94 Vortrag von Dr. Gernot Kreutz über das Thema „Historische Marksteine im mittleren Kinzigtal“
29. 5. 94 Exkursion nach Rothenburg ob der Tauber mit Besichtigung des Mittelalterlichen Kriminalmuseums

Manfred Hildenbrand

Hausach

Mit der „Neujahrsserenade“ eröffnete die Burgwache des Historischen Vereins in Begleitung der Burgfrauen und der Hausacher Burgbläser am Abend des Neujahrtages das Jahr 1993. Im anlaufenden neuen Jahr fand auf dem Rathaus wieder ein informatives Gespräch zwischen Bürgermeister Kienzle und den Vertretern des Historischen Vereins zur Abklärung beiderseitiger Interessen, Ziele und Aufgaben statt. Ein weiteres Mal beteiligte sich die Burgwache bei der Programmgestaltung des fasnächtlichen „Burgfrauenkaffees“ in der Stadthalle. Im Frühjahr berichtete Manfred Hildenbrand aus Haslach in einem Farbdiavortrag über „Die Hexenverfolgung im Kinzigtal“. In Zusammenarbeit mit der Stadt Hausach wurde die Verdoppelung der Erklärung der Straßennamen fertiggestellt. Zusammen mit dem Historischen Verein Haslach und der Volkshochschule Kinzigtal konnte eine archäologische Exkursion an den Bodensee mit den Besuchen der Pfahlbauten in Unteruhldingen und dem Archäologischen Landesmuseum in Konstanz sowie einer Führung durch Alt-Konstanz durchgeführt werden. Von der Breg zur Gutach wanderte der Verein von Furtwangen über die europäische Wasserscheide bei der Martinskapelle nach Triberg. Bei den Vorbereitungen und der Durchführung des Jubiläums „175 Jahre Stadtkapelle Hausach“ wirkte der Historische Verein durch die Übernahme verschiedener Aufgaben mit. Zusammen mit den Burgfrauen nahm dabei die Burgwache am „Historischen Umzug“ teil. Von der Höhe des Schloßberges kündete das „Johannesfeuer“ an, daß der Zenit des Naturjahres bereits wieder überschritten worden ist. Verschiedene Male stieg die Seniorengruppe des Vereins hinauf zum Schloßberg, um die „Pflanzenputzete“ unterhalb der Palasmauern durchzuführen. Als größtes Jahresprojekt konnten die historischen Schilder am „Hausacher Heimatpfad“ durch neue, wetterfestere Tafeln bestückt werden. Bei der Erhaltung der alten Stellfalle hinter dem Rathaus als einmaliges „Historisch-technisches Denkmal“ arbeitete der Verein eng mit der Stadtverwaltung und den zuständigen Behörden zusammen. Die „Spuren der Schwarzwälder Glaser“ verfolgte man nach einem entsprechenden Dia-Vortrag im Vorjahr auf der Wanderung von St. Georgen nach Buchenberg. Das Thema „Familiennamen im Kin-

zigtal“ brachte Universitätsprofessor Dr. Konrad Kunze bei einem kurzweiligen wie auch unterhaltsamen Vortrag einer großen, interessierten Zuhörerschaft näher.

Kurt Klein

Hohberg

Die Mitgliedergruppe Hohberg e.V. im Historischen Verein für Mittelbaden konnte im Anschluß an die Jahresversammlung für das Jahr 1993 das 100. Mitglied begrüßen.

Im Jahre 1993 fanden fünf Vorträge, eine Tages- und eine Viertagefahrt statt. Alle Veranstaltungen wurden in das Bildungsangebot des kath. Bildungswerks Hohberg integriert.

Die einzelnen Veranstaltungen werden nachstehend aufgezählt.

Vorträge:

- März: „Die Huldigungsreise der herrschaftlichen Familie von Franckenstein nach Niederschopfheim im Jahre 1775.“
Referent: Pfarrer i. R. Dr. Josef Bayer, Hofweier.
- April: „Die Barockmeister in Gengenbach mit ihren Ausstrahlungen in die Ortenau.“
(Philipp Winterhalter, Friedrich Leonhard, Vivell und Peter Schwab)
Referent: Prof. Hermann Brommer, Merdingen.
- Oktober: „Die Bärbel von Ottenheim.“
Referent: Rektor Jürgen Schmidt, Altenheim.
- November: „Die gotischen Kathedralen.“
Referent: Pfarrer i. R., J. Hermann Maier, Obersasbach.
- Dezember: „Der Deutsche Orden und die Ballei im Elsaß-Burgund.“
Referent: Prof. Hermann Brommer, Merdingen.

Studienfahrten:

Viertagesfahrt vom 3. bis 6. Juni 1993 zu den frühchristlichen Kirchen in Ravenna und Mailand. Die geistige Führung hatte Frau Theresia Spinner aus Emmendingen.

Besichtigt wurden:

In Ravenna: San Apolinare in Classe, San Vitale, das Mausoleum der Galla Placidia, Baptisterium der Orthodoxen, Erzb. Kapelle, San Apolinare Nuovo, das Baptisterium der Arianer und das Mausoleum des Theoderich.

In Mailand: Die Basilika San Ambrogio, San Lorenzo, Abendmahl des Leonardo da Vinci und schließlich der Dom.

Im August – Elsaßfahrt: Besichtigt wurden unter Führung von Herrn Pfarrer Josef Schmidt aus Mauersmünster die Abteikirche und das dortige Heimatmuseum, die Stiftskirche in Niederhaslach und die Altstadt von Obernai.

Der Arbeitskreis Museum hat die Arbeiten für die Renovierung und Instandsetzung der Geräte an 32 Arbeitsabenden fortgesetzt. Es ist damit zu rechnen, daß im neuen Jahr mit der Beschriftung und der Aufstellung der Ausstellungsstücke begonnen werden kann.

Die Jahresversammlung fand am 14. Januar 1994 in der Probierstube des Weingutes Roeder von Diersburg statt.

Anstelle des bisherigen Vorsitzenden Michael Bayer, der sein Amt aus gesundheitlichen Gründen zur Verfügung stellte, wurde Herr Helmut Dorgathen einstimmig zum Vorsitzenden gewählt.

Neben den sonstigen Regularien standen ein Kurzvortrag von Herrn Pfarrer Dr. Bayer mit dem Thema „Der erste Familienvertrag Roeder von Diersburgs“, ein Diavortrag über die „Ravenna-Fahrt“ und eine Weinprobe an.

Hornberg

Seit Jahren pflegen die beiden „historischen“ Vereine in Hornberg ein gutes Miteinander, indem zwar die Zielsetzungen und Aufgabenbereiche verschieden sind, und doch zahlreiche gegenseitige Kontakte zwischen beiden Vereinen bestehen. Dies hat sich auch in der vertrauensvollen Kooperation im Jahre 1993 für beide Seiten segensreich ausgewirkt.

Der Historische Verein Hornberg setzte unter dem neuen Vorsitzenden Brüstle seine über 30 Jahre lange Tradition mit insgesamt sechs gelungenen Aufführungen des Freilichtspiels vom „Hornberger Schießen“ des Heimatdichters und Ehrenbürgers Erwin Leisinger fort. Hinzu kamen mehrere Heimat- und Brauchtumsabende und sieben Aufführungen des Märchenstücks „Der gestiefelte Kater“ in einer Inszenierung von Gebhard Kienzler.

Auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg kann auf ein an Aktivitäten reiches Jahr zurückblicken. Neben der Sammlung und Archivierung von Exponaten für das geplante Museum galt sein Hauptaugenmerk den vielen Veranstaltungen anlässlich des 900jährigen Jubiläums von Hornberg. Die würdige Gestaltung dieses Ereignisses erforderte den vollen Einsatz aller Verantwortlichen. Vertreter des Vereins waren maßgeblich beteiligt an der Herausgabe einer umfangreichen Festschrift, am großen Stadtfest im August und vor allem auch an der Gestaltung des Festaktes in der Stadthalle, bei dem Vorsitzender Wolfgang Neuß über „Die Herren von Hornberg“ sprach. Darüber hinaus hatte es sich der Verein zur Aufgabe gemacht, viele Mitbürger durch eine ganze Reihe von Vorträgen und Exkursionen auf geschichtlichem Boden mit der Historie der näheren Heimat bekannt zu machen.

Diesem Ziel diente auch die Fahrt in den Hegau, wo die Barockkirche in Hilzingen, der mittelalterliche Wohnturm in Riedheim, die Altstadt von Tengen, die Peterfelshöhle der Rentierjäger im Brudertal bei Bittelbronn, die Schenkenburgkapelle und die Pestkreuze bei Emmingen besichtigt wurden.

Darüber hinaus verstärkte der Verein – vor allem in der Person seines rührigen Vorsitzenden – die schon bestehenden mannigfaltigen Kontakte zu verschiedenen Institutionen, Archiven und Arbeitskreisen im Bereich der Heimatforschung, besonders auf dem Gebiet der Archäologie und der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit.

Als Krönung des Vereinsjahres 1993 darf schließlich die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 17. Oktober 1993 in unserer Stadt angesehen werden.

Adolf Heß

Kehl-Hanauerland

Vortragsprogramm Winterhalbjahr 92/93: Leitthema: „Profane und Religiöse Orden am Oberrhein“.

Frau Dr. Fasoli, Kehl, referierte am 26. 1. 1993 über das Thema: „Die Zisterzienser und ihre Bedeutung für die Umgebung von Freiburg-Kloster Tennenbach“.

Am 11. 2. 1993 berichtete Herr Pfarrer René Bornert aus Ebersmünster/Schlettstadt über „Mönchsorden mit Benediktinerregel im Elsaß – ein geschichtlicher Überblick von den Anfängen bis heute“.

Am 18. 3. 1993 war Herr Weissshuhn aus Weimar zu Gast mit einem Diavortrag: „Dubrovnik“.

Das Vortragsprogramm Winterhalbjahr 93/94 stand unter dem Leitthema: „Leben im Mittelalter“.

Herr Baron Grouvel aus Osthofen berichtete am 11. 11. 1993 in Wort und Bild über den „Jakobsweg nach Santiago de Compostella“.

Der von Frau Dr. Fasoli, Kehl, ausgearbeitete Vortrag zum Thema „Recht und Rechtspraxis im Mittelalter“ wurde am 9. 12. 1993 wegen Krankheit der Verfasserin von Herrn Dr. Fasoli vorgetragen.

Unsere kunsthistorischen Ausflüge führten uns am 14. 3. 1993 in die Kunsthalle Tübingen zur Cézanne-Ausstellung und anschließend in die berühmte Benediktiner-Abtei in Zwiefalten, am 28. 3. 1993 in die Ausstellung der Jugendstilarbeiten des elsässischen Holzbildhauers Rupert Carabin im Musée d'Art Moderne in Straßburg.

Am 18. 3. 1993 Nachmittagsbesuch im Fort Rapp mit Herrn H. Schneider und am 16. 5. und 26. 9. 1993 jeweils Straßburg-Führung mit Herrn H. Schneider.

Berlin und die Mark Brandenburg waren dieses Mal das Ziel unserer Pfingstreise vom 30. 5. bis 5. 6. 1993.

In der Zeit vom 13. 9. bis 17. 9. 1993 besuchten wir München – Weltstadt mit Herz.

Schlußendlich am 24. 10. 1993 Besuch des von der Lesegesellschaft getragenen und von Herrn H. Schneider eingerichteten Handwerksmuseums Kork.

Dr. Friedrich Fluhr

Lahr-Friesenheim

Hand in Hand arbeiten in Lahr die Volkshochschule, die Badische Heimat und der Historische Verein. Im Jahr 1993 konnte dem geschichtsinteressierten Publikum ein reichhaltiges Angebot offeriert werden.

Präsident Dr. Dieter Kauß eröffnete die Geschichtsreihe mit einem Lichtbildervortrag mit dem Thema „Drei Feldkirchen als Zeugen frühen Christentums in der Ortenau“. Vorgestellt wurden die St. Andreaskirche in Orschweier, die Leutkirche in Oberschopfheim und die Kirche in Zimmern.

Josef Naudascher, Vorsitzender des Archäologischen Arbeitskreises, referierte über die Römerzeit. Schwerpunkte des Lichtbilderabends waren die römischen Siedlungsplätze in der Ortenau. Der Vortrag wurde durch eine Exkursion zu den Römersiedlungen in Friesenheim und Niederschopfheim ergänzt.

Der Vortrag von Dr. Erhard Richter „Auf den Spuren der Kelten“ fand guten Anklang. Der Referent, der auf Grund mehrerer Grabungen in unserer Region, ein guter Kenner der Materie ist, vermittelte in seinem Vortrag die archäologischen Kenntnisse.

Die Ausgrabung der Römersiedlung in Lahr-Dinglingen ist nach wie vor für Überraschungen gut. Mit Dr. Fingerlin vom Landesdenkmalamt konnte die Grabung nochmals besichtigt werden. Beeindruckend waren die vielen Fundstücke, die demnächst im Lahrer Museum für Ur- und Frühgeschichte besichtigt werden können. Die archäologischen Untersuchungen der großen römischen Siedlung werden auch im Jahr 1994 fortgesetzt.

Ein Höhepunkt des Jahres 1993 war die Besichtigungsfahrt nach Seelbach. Mitglied Herr Joachim Landerer hatte zu einer Schloßbesichtigung eingeladen. Der Burgherr führte die vielen Besucher durch die renovierte Schloßanlage, die von ihm privat bewohnt wird. Mitglied Klaus Kaltenbach, ein Spezialist für Burgen und Schlösser, referierte im Herbst über die Klöster in der Ortenau.

Der Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden e.V. feierte am 23. 10. 1993 in Lahr das 25. Jubiläum. Höhepunkte der Tagung waren die Vorstellung des Buches von Prof. Dr. Sangmeister „Zeitspuren, Archäologisches aus Baden“. Der Festvortrag von Dr. Jeunesse aus Straßburg führte in die Jungsteinzeit; neue Forschungsergebnisse aus dem Elsaß und Baden wurden vorgestellt.

In Lahr wird es bald ein neues Museum geben. Bei der Badischen Malerfachschiule soll das erste deutsche Schilder- und Lichtreklamemuseum entstehen.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim hat derzeit 104 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Meißenheim

- April: Tagesfahrt (Baden-Baden, Burg Eberstein mit Führung, Schwarzenbachtalsperre)
Juni: Eröffnungsfeier „Bilder eins Jahrhunderts“ in Kürzell. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Meißenheim im Hist. Verein für Mittelbaden hält den Festvortrag.
Juli: Halbtagesfahrt (Die Geschichte der Stadt Benfeld)
September: Tagesfahrt (Elsaß, Pfalz) in Zusammenarbeit mit dem Heimkehrerortsverband.
November: Besuch der Ausstellung „Die Welt der Maya“ im Rei-Museum der Stadt Mannheim

Karl Schmidt

Neuried e.V.

Die Mitgliedergruppe Neuried e.V. gliedert sich in zwei Arbeitskreise: den Arbeitskreis Altenheim und Arbeitskreis Ichenheim.

Die Gruppen erarbeiten sowohl ortsspezifische Themen als auch Bereiche der Heimat- und Volkskunde der Gesamtgemeinde Neuried.

Arbeitskreis Altenheim

Im Vordergrund standen vornehmlich die Ausgestaltung und Erweiterung des Heimatmuseums Neuried sowie die Durchführung von Sonderausstellungen.

29. November 1992 (1. Advent): Eröffnung einer Sonderausstellung: „Handarbeiten aus über 100 Jahren.“

6. Dezember 1992, 24. Januar und 2. Mai 1993: Vorführungen alter Handarbeitstechniken durch Frauen des Arbeitskrei-

ses: Hanfspinnen, Occiknüpfen, Gabeln sowie Kunst- und Feinstricken.

Juli und August 1993: Ausstellung der Handarbeiten auf Anregung der Volksbank Offenburg in den Geschäftsräumen der Bank in Offenburg, Zellweierbach und Oberkirch.

Gestaltung der neugeschaffenen Museumsräume unter dem Thema: „Vergangene Arbeitswelt im Ried“. Darstellung erloschener, ländlicher Handwerksberufe, Hanfbau, Landwirtschaft und Fischerei. Es wurden in einem Halbjahr 2500 Arbeitsstunden erbracht!

28. November 1993: (1. Advent): Eröffnung der neuen Ausstellungen unter Mitwirkung der Trachtenkapelle Altenheim im Rathaussaal. Anschließend Empfang in den Museumsräumen durch die Gemeinde Neuried und Arbeitskreis.

Die Mitarbeiter des Museumskreises leisteten an 42 Sonntagen freiwilligen Museumsdienst. Zusätzlich wurden 43 Sonderführungen an Wochentagen übernommen.

2. Juli 1993: Besuch der Ausstellung über Geschichte und Situation des Handarbeitsunterrichts in Baden im vorigen Jahrhundert: „Zwischen Schule und Fabrik.“ Zu dieser Ausstellung erbrachte unser Arbeitskreis verschiedene Beiträge.

26. Mai 1993: Teilnahme an der Veranstaltung des Hist. Vereines für Mittelbaden „Willkommen im Museum.“ Ganztägige Veranstaltung in Offenburg.

15. August 1993: Teilnahme der Trachtengruppe Altenheim beim Kreis-trachtenfest in Ohlsbach.

Arbeitskreis Ichenheim

Dokumentation der Vergangenheit der Gemeinde Ichenheim und seiner Bewohner an Hand von über 1000 gesammelten sehr alten Bildern.
28. Oktober 1993 Gestaltung einer beachtlichen Ausstellung in den Räumen der Volksbank Ichenheim. Eröffnung der Ausstellung mit Trachtenträgern, Texten zur Ausstellung, Dias und flottem musikalischem Beiprogramm.

Juli 1993: Kahnfahrt über den Rhein und Plobsheimer See mit Besuch der elsässischen Nachbargemeinde Plobsheim.

Monatliche Arbeitstreffen zur Vorbereitung der Ausstellung.

Teilnahme an Veranstaltungen des archäologischen Arbeitskreises.

Gemeinsame Veranstaltungen der Arbeitskreise (Mitgliedergruppe)

11. März 1993: Ordentliche Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe Neuried e.V. im Ortsteil Altenheim.
Anschließend Vorführung von Diabildern durch Herrn Utz: „15 Jahre Mitgliedergruppe Neuried“

20. Mai 1993: Wanderung der Arbeitskreise in der Vorbergzone Oberweier und Diersburg. Einladung durch Herrn Freiherr Roeder von Diersburg.

28. August 1993: Jahresausflug der Mitgliedergruppe nach Stuttgart.

Arbeitsgemeinschaft zur Erfassung von Grenzsteinen.

Arbeitsgemeinschaft zur Dokumentation der Gewannamen.

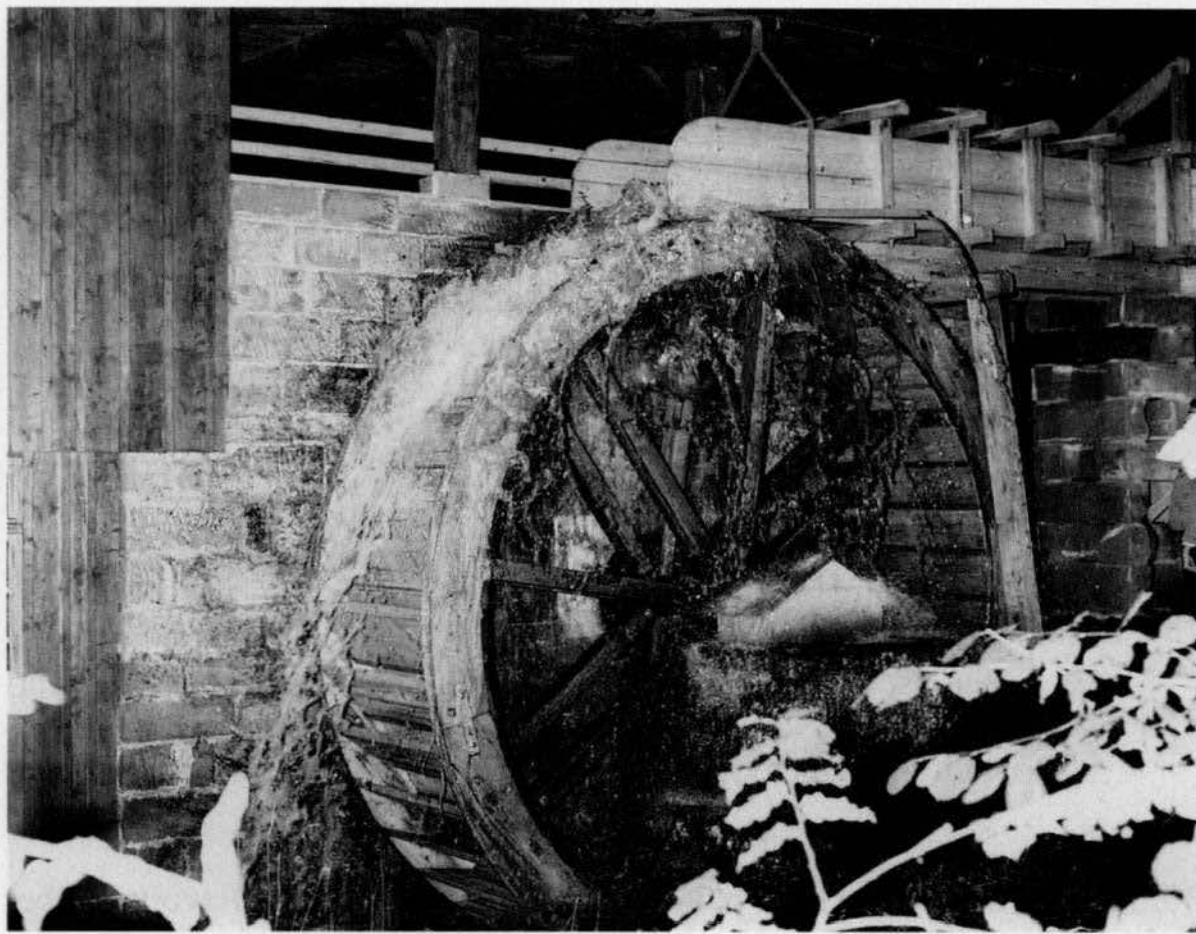
Adolf Herrmann, Werner Kopf

Oberharmersbach

Zum 13. Mal hat der Historische Verein den „Jahresrückblick“ herausgegeben, eine 32 Seiten umfassende Bild- und Textdokumentation über die wichtigsten Ereignisse im Jahr 1993. In der Zwischenzeit erreicht er eine Auflage von rund 400 Exemplaren.

Auf Grund seiner zahlreichen Dokumentationen über die Geschichte der Talgemeinde im allgemeinen und wegen seiner Aufgeschlossenheit gegenüber dem Historischen Verein im besonderen wurde Josef Heisch in der Generalversammlung 1993 zum zweiten Ehrenmitglied (neben Otto Pfundstein) ernannt.

Derzeit wird die alte Dampflokomotive der Nebenbahn Biberach-Oberharmersbach von den Eisenbahnfreunden aus dem Aichtal restauriert. Der Historische Verein fördert dieses Vorhaben; u. a. soll im Dezember eine



Ausstellung über die Bahngeschichte der Bevölkerung diese zeitaufwendige Arbeit näher bringen.

Am 28. 8. 1994 wird im Schwarzwälder Freilichtmuseum (Vogtsbauernhof) in Gutach die Ausstellung „Oberharmersbach in alten Zeiten“ eröffnet, für die der Historische Verein sein Bildarchiv erweitert und sich um Ausstellungsstücke bemüht hat. In diesem Zusammenhang wird am 24. 10. 1994 in Gutach ein Vortrag über die Harmersbachtalbahn gehalten, die dieses Jahr ihren 90. Geburtstag feiern kann.

Das herausragende Ereignis war die Fertigstellung des Wasserrades bei der Gallus-Säge in Zuwald. Der Historische Verein, namentlich Josef Heisch, hat sich seit geraumer Zeit um eine Wiederherstellung des längst zerfallenen Rades bemüht. Vor Jahren ergab sich die Möglichkeit, über das Dorfentwicklungsprogramm einen Zuschuß zu erhalten. Man nutze das Angebot.

Während Gallus-Bauer Hubert Lehmann und seine Familie Lehmann Zeit und Eigenmittel aufwendeten, um notwendige Reparaturen an der Säge vorzunehmen, plante und baute Zimmermeister Klaus Lehmann, gleichzei-

tig 2. Vorsitzender des Historischen Vereins, das neue Wasserrad. Finanziell beteiligte sich auch die Gemeinde.

Am 20. 10. 1993 drehte sich das Wasserrad zum ersten Mal und trieb wie zur Zeit der Altvordern das Gatter an. Das Rad mißt in der Höhe 4,50 Meter, in der Breite 1,20 Meter. Bei ausreichender Wassermenge kann es zwischen 400 und 500 Liter pro Sekunde aufnehmen und bringt eine Leistung von 16-18 PS.

Karl-August Lehmann

Oberkirch

16. Januar Tagesfahrt nach Heitersheim. Besichtigung des Malteserschlosses unter Führung sowie des Johanniter-Maltesermuseums. Mittagspause in Endenburg über Kandern, Weiterfahrt durch das Wiesental über den Belchen nach St. Trudpert. Besichtigung der ehemaligen Klosterkirche. Danach gemütlicher Abschluß.
30. Januar Herr Dr. Fettig hält im Gasthaus Pflug einen Diavortrag über seine Japanreise.
24. Februar Dieses Jahr fand am Aschermittwoch wieder die traditionelle Rätselfahrt statt. Durch das Harmersbachtal, die Nillhöfe, das Kinzigtal und über den Schönberg wurde das Rätselziel angesteuert. Letztlich war es die Barockkirche in Meißenheim mit ihrer schönen Silbermann-Orgel. In der Kirche hörten wir einen interessanten Vortrag über die Geschichte der Kirche sowie die Zeit der Friderike Brion. Danach referierte Andreas Schneidewind über Silbermann, seine Orgelbaukunst, den Aufbau der Orgeln und brachte dazu Stücke aus der Zeit Silbermanns zu Gehör. Abschluß in der Schutterzeller Mühle.
27. März Frau Müller der hiesigen Mitgliedergruppe hält einen Diavortrag über eine Reise durch die neuen Bundesländer.
24. April Tagesfahrt nach Weil der Stadt. Unterwegs Besichtigung des St. Candidus Kirchleins in Kentheim. Stadtführung in Weil der Stadt, danach Mittagspause. Weiterfahrt nach Tiefenbronn. Führung in der gotischen Basilika St. Maria-Magdalena.

31. Mai bis
5. Juni Herr Dorschel, Bad Griesbach, organisierte eine 6-Tagefahrt nach Thüringen, Standquartier Tambach-Dietharz.
1. Tag Anreise mit Stadtrundfahrt in Meiningen, Besuch der Wehrkirchen in Herpf und Rohr
 2. Tag Besuch der Wartburg, Stadtführung in Eisenach. Besichtigung der Marienkirche in Mechtersstädt.
 3. Tag Besichtigung des Goethe- und Schillerhauses in Weimar (Schillermuseum), Fahrt nach Erfurt. Führung in der Innenstadt.
 4. Tag Führung im Schloß Fridenstein in Gotha sowie Stadtrundgang mit Besichtigung der Augustiner- und Margaretenkirche. Nachmittags Kirchenbesichtigung in Friedrichsroda und Mechtersstädt.
 5. Tag Fahrt nach Arnstadt, Stadtführung und Besichtigung des Puppenmuseums. Nachmittags Besichtigung der Wachsenburg.
 6. Tag Rückreise
2. Juli Abendfahrt nach Schloß Favorite zum Konzert „Festliche Serenaden“.
10. Juli Tagesfahrt. Führung im Heimatmuseum Untergrombach, danach Besichtigung der Michelskapelle mit Erläuterungen über die Ausgrabungen der Michelsbergkultur. – Herr Stüven vom Staatlichen Hochbauamt I, Karlsruhe, führt im neu erstandenen Schloß Gottesau. Er berichtet über dieses ehemalige Kloster sowie den über zehnjährigen originalgetreuen Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Renaissance-Schlusses nach alten Bildern und den damit verbundenen Schwierigkeiten. Nachmittags Führung im Karlsruher Schloß (Landesmuseum), Schwerpunkt „Türkenbeute“.
18. September Fahrt zum Kupferstichkabinett nach Karlsruhe. Frau Dr. Sroitzheim erklärte an verschiedenen Beispielen die Techniken von Holz-, Kupfer- und Stahlstichen sowie ihre Entwicklung. Nachmittags Führung in der Ruine des Klosters Frauenalb des einstigen adeligen Damenstiftes sowie der früheren Benediktinerinnen-Abtei.
16. Oktober Halbtagesfahrt entlang der elsässischen Weinstraße. Erster Halt Andlau mit Kaffeepause und Stadtbummel. Dann Weiterfahrt nach Obernai mit Stadtführung. Obernai ist ty-

pisch für eine kleine elsässische Reichsstadt, die bis heute ihr altes Gepräge erhalten konnte. Abschluß in Mutzig.

27. November Dr. E. H. Schmidt hält einen Vortrag im „freche hus“ über den Türkenlois, seinen Lebensweg und besonders über seine Verdienste in den Türkenkriegen. Dies verdeutlichte er in einem ausführlichen Referat über die Schlacht bei Slankamen, die trotz großer türkischer Übermacht zugunsten der kaiserlichen Armee entschieden werden konnte. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder sowie Musikbeispiele ergänzt.
11. Dezember Jahresabschluß im Gasthaus Pflug. Rückblick auf die Aktivitäten des zu Ende gehenden Jahres sowie Bekanntgabe des Programmes für 1994. Herr Graf zeigt Videofilm von der 6-Tagefahrt, welcher durch Lichtbilder unseres Herrn Stoll ergänzt wurde.

Die monatlichen Damennachmittage, die während der Frühjahrs- und Sommermonate durch kleinere Fahrten zu verschiedenen Zielen im Renchtal sehr abwechslungsreich waren, sind immer sehr gut besucht.

Horst Schneider

Offenburg

Die Ortsgruppe Offenburg hat weiterhin in guter Zusammenarbeit mit den städtischen Institutionen Archiv/Museum/Volkshochschule ihr Programm gestaltet. Das Jahr begann mit der Vorführung des Stober-Films „Die Jahre 1952 folgende“. Einige Exkursionen rundeten das Programm ab (Romansche Baukunst im Elsaß – Exkursion Markgräfler Land-Sundgau – Exkursion zum Eco-Musée bei Mulhouse – Die Römer am Oberrhein). Besonders angenehm gestaltete sich die Fahrt zum Eco-Musée. Sie wurde in Zusammenarbeit mit dem Förderverein Archiv-Museum gestaltet. Etwa 20 im Dritten Reich vertriebene ehemalige Offenburger Juden, die sich auf Einladung der Stadtverwaltung in ihrer alten Heimat aufhielten, nahmen daran teil.

Zum Jahresende konnte der von Dr. Gernot Kreutz und Michael Friedmann gestaltete Band „Verborgen und Vertraut – Kleindenkmale in Offenburg“ vorgestellt werden.

Der Historische Verein für Mittelbaden hatte schon vor vielen Jahren zur Erfassung der Kleindenkmale aufgerufen. Diese waren jedoch in den ein-

gemeindeten Ortschaften und in der Kernstadt Offenburgs so zahlreich, daß zunächst eine ABM-Kraft unter Anleitung von Herrn Michael Friedmann die Erfassung vornehmen mußte. Die Auswertung und Aufbereitung für die Publikation geschah dann durch Herrn Dr. Gernot Kreutz und Herrn Michael Friedmann in Zusammenarbeit mit dem Reiff-Verlag. Die so entstandene Publikation – sie ist im Buchhandel erhältlich – darf als beispielhaft gelten.

Dr. Hans-Joachim Fliedner

Oppenau

- Januar Jahreshauptversammlung mit Diavortrag "Blühende Algarve"
- Februar „Unsere Heimat auf alten Postkarten“
Diavortrag von Richard Huber, Oppenau.
- März Passion – Ostern: Die Symbolik – Europäische Pilgerwege –
Die Prozessionen in Spanien
Vortrag mit Dias von Dr. med Morath, Bad Peterstal
- Mai Tagesfahrt nach Haigerloch zur Fliederblüte mit Stadt-
Schloß- und Kirchenbesichtigung. Am Nachmittag Führung
durch die römischen Ausgrabungen in Hechingen-Stein. In
Grosselfingen Besuch des Grabes von Pfarrer Robert Huber,
langjährigem Stadtpfarrer von Oppenau.
- Juni Studienfahrt in die Pfalz. Besuch des Weinortes Dörrenbach
mit Besichtigung der Wehrkirche und des Renaissance-Rat-
hauses. Rundgang durch die Altstadt von Bad Bergzabern und
Mittagspause im schönsten Renaissance-Gasthaus von Süd-
deutschland. Fahrt über Anweiler auf den Trifels. Führung
durch die Burg und Besichtigung der Reichskleinodien.
Heimfahrt durch das Elsaß.
- Juli Tagesfahrt nach Badenweiler mit Führung durch die römi-
schen Thermen, die Burg und die Kuranlagen. Danach große
Schwarzwaldrundfahrt über den Blauen nach Bernau. Besich-
tigung des Hans-Thoma-Museums. Heimfahrt über Schluch-
see, Titisee, Simonswäldertal, Schuttertal, Kinzigtal nach Op-
penau
- August Fahrt in das Kinzigtal. In Haslach Besichtigung des Freihofs
von Hansjakob; in Schiltach Führung im Apothekenmuseum.
In St. Roman Besichtigung der Kirche und Abschluß im Ad-
ler.

- September 2 Tagesfahrten nach Würzburg mit Besichtigung der Festung, des Mainfränkischen Museums und der Wallfahrtskirche „Käppele“. Übernachtung im Weinort Randersacker. Am zweiten Tag geführter Rundgang durch die Altstadt und Besichtigung der Residenz. Rückfahrt über Miltenberg, Michelstadt und Heidelberg.
- November Vortrag von Dr. Kauß: „Was uf de Tisch kummen isch“ Ernährung und Vorratshaltung der bäuerlichen Bevölkerung im mittleren Schwarzwald.
- Dezember Vorstellung des Bildbandes von Rektor Horst Hoferer: „Frage die Steine“
Bildstöcke und Kreuze im Raum Oppenau erzählen.

Rainer Fettig

Rastatt

Wie seit Jahren veranstaltete die Mitgliedergruppe Rastatt in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Rastatt der „Badischen Heimat“ und der Volkshochschule Rastatt einige Vortragsveranstaltungen. Dabei ging es im Mai um „600 Jahre Johannes Nepomuk und seine Verehrung im badischen Raum“ und im Dezember um „Orgeln der Silbermann-Schule in Südwestdeutschland und dem Elsaß“. Im Juni führte Dr. Frithjof Klarhof (Gaggenau-Michelbach) in einem Lichtbildvortrag „Auf den Spuren des alten Schlosses in Michelbach – Die Ausgrabungen des Jahres 1992 und ihre Ergebnisse“. Der Wiederentdecker der abgegangenen mittelalterlichen Burg in Michelbach, konnte den etwa 60 interessierten Zuhörern respektable Ergebnisse vorführen.

Im letzten Jahr berichteten wir von einer Ausgrabung am „Münchwegschlag“ in Baden-Baden-Haueneberstein und der Entdeckung einer nur wenig mehr als 200 m weiter östlich am Rande eines alten Kalksteinbruchs gelegenen römischen Fundstelle. An dieser Stelle, die schon um wenige Meter jenseits der alten Gemarkungsgrenze, auf Ebersteinburger Gemarkung (heute Baden-Baden-Ebersteinburg) liegt, konnte im August 1993 im Auftrag des Landesdenkmalamtes unter Beteiligung der Mitarbeiter und Helfer des Vorjahres eine kleine Sondiergrabung vorgenommen werden. Gefunden wurde eine halbkreisförmige Mauer, errichtet in Zweischalentechnik aus bearbeiteten Sandsteinen. Sie war 70 cm breit und bis zu vier Lagen hoch erhalten. Auch Mörtelreste und viele Ziegelbruchstücke (von tegulae, imbrices und tubuli) wurden gefunden. Ein Ziegel trägt die deut-

liche Trittspur eines Hundes. Aber nicht nur diese Ziegelfunde, auch die zahlreichen Keramikfunde (von Grobkeramik bis zu Terra-Sigillata-Fragmenten) belegen die römische Zeitstellung des Fundplatzes, ja lassen eine chronologische Einordnung in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts zu. Die vorgefundene Mauer dürfte zu einem Gebäude mit angesetzter Apsis (wie bei Bädern häufig) oder zu einem kleinen Rundbau gehört haben. Die weiteren Teile des Gebäudes sind vermutlich dem alten Steinbruchbetrieb zum Opfer gefallen.

Gerhard Hoffmann

Rheinau

Mitgliederversammlung am 27. Februar 1993 mit einem Vortrag von U. Lankoff „Der Pfälzische Erbfolgekrieg von 1688 bis 1697 und seine Auswirkungen in der Ortenau“.

Vorträge: Zweiteiliger Dia-Vortrag „Südafrika – Von Johannesburg nach Windhuk“ von Friedrich Zimmer; Vorbereitung auf eine Studienfahrt nach Thüringen, Naumburg, Kyffhäuser-Denkmal mit Dias von Werner Beuche und Wolfgang Kasper; Ausgestorbene Gewerbe „Harzer, Pechsieder, Köhler, Flößer“ von Kurt Schütt mit zwei Farbfilmen, vorgeführt von Wolfgang Kasper; „Die Rheinbischofsheimer Korkerwaldgenossenschaft“ von Kurt Schütt.

Studienfahrten: Museum für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg zu der Ausstellung „Bronzezeit in Ungarn“ im Januar 1993, Kunsthalle in Tübingen zu der Ausstellung „Paul Cezanne“ im April 1993, Viertagefahrt zur Wartburg, Erfurt, Weimar, Naumburg und Kyffhäuserdenkmal im September 1993, Stadtbesichtigung in Basel und COLONIA-AUGUSTA-RAURICA und eine Münster- und Altstadtbesichtigung in Straßburg, beide im Oktober 1993.

Gemeinsam mit dem Heimatmuseum Rheinau wurden die Ausstellungen „Historische Spielzeugeisenbahnen – Dokumentation über die MEG“ und danach „Rheinau – Bilder, Postkarten, Urkunden, Dokumente“ ausgerichtet.

Fertigstellung der Familien- und Sittengeschichte aus den Kirchenbüchern von Rheinbischofsheim (1581) und Freistett (1621) bis 1800 (Eheschließungen), transkribiert von Friedrich Böninger. Unsere gutnachbarliche Zusammenarbeit mit unseren Geschichtsfreunden im Unter-Elsaß über die gemeinsame Vergangenheit mit Hanau-Lichtenberg hat zum Eintritt der Gemeinde Offendorf (Bas-Rhin) in den Historischen Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Rheinau, geführt.

Walter Demuth

Schapbach

Die Frühjahrs- und Herbsttagung wurden besucht. In Bruchsal besichtigten wir die Ausstellung zu Hansjakob, in Unterharmersbach den neu eröffneten Fürstenberger Hof. Zum 175jährigen Jubiläum des Musikvereins Harmonie wurde die Festschrift wesentlich von Mitgliedern des HV verfaßt und aus gleichem Anlaß eine Chronik des Hauses VALERI geschrieben.

Amtliche Stellen machten sich verschiedentlich Detailkenntnisse des HV zunutze. Mit vielen Hinweisen beteiligte man sich an der Neugestaltung der Wanderkarte für das Gemeindegebiet.

Für die örtliche Bücherei wurde die heimatkundliche Abteilung ausgebaut. Hierfür stand eine Spende von Geistl. Rat Erich Schmidt zur Verfügung.

Die Sammlungen konnten – durch Glück und Umsicht – weiter aufgebaut werden. Das Material zur Darstellung der Schapbacher Tracht (oft fälschlicherweise „Fürstenberger Tracht“ genannt) wurde ebenfalls ergänzt.

Die Erstellung von Ahnentafeln nahm viel Zeit in Anspruch

Johannes Furtwängler

Schutterwald

- Februar Vortrag zum Teil mit Archivbildern
Thema: Bärbel von Ottenheim und ihre geschichtlichen Hintergründe
Referent: Jürgen Schmidt, Rektor, Neuried-Altenheim.
- März Lichtbildervortrag
Thema: Kunst und Kultur der Insel Reichenau
Referent: Pfarrer H. Maier, Erlenbad.
- Mai Tagesfahrt zur Bodensee-Insel Reichenau
Programm: Besichtigung mit Führung durch die Kirchen Unter-, Mittel-, und Oberzell sowie das Münster von Konstanz – unter der Leitung von Herrn Pfr. H. Maier, Erlenbad.
- Juni 6-Tagefahrt nach Südfrankreich:
Besichtigung der wichtigsten historischen Stätten mit jeweiliger Führung in Avignon, Nîmes, Arles, Orange, Châteauneuf-du-Pape und Pont du Gard. Tagesfahrten nach: Tarascon,

St. Remy und Les Baux sowie in die Camargue nach Saintes-Maries-de-la-Mer und nach Aigues-Mortes und in das Hochland von Vaucluse mit Besichtigungen von Rousillon, Gordes, Kloster Semanque und Fontaines-de-Vaucluse.

Auf der Heimfahrt Empfang im Rathaus unserer Partnergemeinde Saint-Denis-les-Bourg bei Bourg-en-Bresse.

Oktober Tagesfahrt in das nördliche Elsaß als Ergänzung des Vortrags über „Bärbel von Ottenheim“ mit Besuch der Ruine Lichtenberg bei Ingweiler; Besuch des Heimatmuseums von Bouxweiler, Ruine Fleckenstein und Wallfahrtskirche von Neuweiler (Besichtigung der Wandbehänge von der Legende des Heiligen Adelpus) Leitung: H. Schmidt, Neuried-Altenheim.

Oktober Tageswanderung auf dem neu geschaffenen Jakobusweg (Streckenabschnitt: Loßburg – Schenkenzell) gemeinsam mit der örtlichen Wandergruppe des Schwarzwaldvereins Schutterwald.

November Mitgliederversammlung mit Jahresbericht des Vorsitzenden Artur Hohn, Lichtbildervortrag über die Provence-Reise mit Eigenbeiträgen der Mitglieder, Vorstellung des neuen Jahresprogrammes 1994.

Artur Hohn

Seelbach-Schuttertal

Die Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal hat sich im Jahre 1993 schwerpunktmäßig mit der Erforschung des Standorts des ehemaligen Freihofs des Klosters Ettenheimmünster in Dörllinbach befaßt.

Wie Grenzsteinfunde in Verbindung mit Aufzeichnungen des Klosterarchivars Gervasius Bulffer von 1780 beweisen, ist die Lage des einstigen, 1226 erstmals erwähnten Freihofs identisch mit dem Standort des heutigen Bohlen-Ständer-Hauses „Herre-Ländels“. Dieses ehemalige Tagelöhnerhaus von 1780 steht auf den Grundmauern des alten Freihofs. Ziel des Historischen Vereins als auch des Eigentümers war es, den baugeschichtlichen Charakter des Gebäudes soweit wie möglich wieder sichtbar zu machen.

Nach der erfolgreichen Restaurierung stellt das Bohlen-Ständer-Haus am Unterrain 5 nicht nur eine eindrucksvolle, dorfbildprägende Architektur

dar, sondern hat als einstiger Standort des Freihofs eine heimatgeschichtlich bedeutsame Aufwertung erhalten.

Weiterhin bemühte sich die Mitgliedergruppe

- um die Renovierung der Bauernmühle Kürz in Schweighausen-Loh
- um die Sammlung alter Fotos von Schweighausen
- um das Erarbeiten eines Heimatbuchs für Dörleinbach
- um die Verhinderung eines Campingplatzes in Seelbach in exponierter Lage in der Schutter-Talau
- um die Verhinderung einer Bebauung des Schloßareals Dautenstein (Schloß Dautenstein ist eine staufische Anlage aus dem frühen 13. Jahrhundert und ist ein eingetragenes Kulturdenkmal mit Umgebungsschutz!)

Als Exkursion wurde angeboten:

- Besichtigung der in Südbaden einmaligen Ölmühle Kirner in Kappel-Grafenhausen am 26. 9. 1993.

Gerhard Finkbeiner

Steinach

Veranstaltungen a) Tagung der „Kleinen Brauchstumsrunde“ im Refektorium des Klosters in Haslach i. K.

- b) Beim Ferienprogramm „Spiel und Spaß, für jeden was“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Steinach im Wandel der Zeit“ vertreten. Zur Einführung in dieses historische Thema fand zuerst ein kleiner Rundgang durch das Heimat- und Kleinbrennermuseum und anschließend ein „historischer“ Spaziergang mit den anwesenden Jugendlichen durch unser Dorf statt.

Diavortrag „Historische Bilder von Steinach und Umgebung“. Ort: Steinach, Pfarrheim, Referent: E. Obert.

Dieverse

Arbeitseinsätze a) Heimat- und Kleinbrennermuseum:

Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an diversen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung mit Aquarellmalerei und Intarsienarbeiten, weiterhin die Inventarisierung der Utensilien über den PC.

- b) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch).

Brauchtum Planung, Vorbereitung und Durchführung von
a) „Klausenbigger“ (Umgang in Steinach mit zwei Gruppen
b) „Die drei Weisen mit König Herodes“ (Krippenspiel in
der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach).

Peter Schwörer

Mitgliedergruppe Yburg

1993 bot die Mitgliedergruppe Yburg, gemeinsam mit dem Bildungswerk Rebland, folgende Vorträge an:

„Das Schloß in Neuweier“ von Willi Daferner und Karl Schwab

„Das Casino in Baden-Baden und sein geschichtlicher Werdegang“ mit
Besichtigung von Ursula Schäfer

„Kohlebergbau in Umweg und Silbererzbergbau in Neuweier“, Dia-Vor-
trag von Konrad Velten

„Das Kloster Lichtental“ mit Führung

„Das Schloß Hohenbaden“, Dia-Vortrag von Ursula Schäfer

Ein großer Erfolg war unsere Fahrt nach Straßburg im Mai.

Mit dem Schwarzwaldverein Ortsgruppe Yburg unternahm Konrad Velten
eine geschichtliche Wanderung in und um Stollhofen, und eine Dreibur-
genwanderung in den Mittelvogesen hatten Michael Binz, Konrad Velten
und Karl Schwab erarbeitet.

Ursula Schäfer

Zell a. H.

Mitglieder des Historischen Verein übernahmen auch 1993 ehrenamtlich
den sonntäglichen Aufsichtsdienst für das „Storchenturm-Museum“. Sie
hörten dabei viel Anerkennung für diese Sammlung, nahmen aber auch
von den Besuchern einige Anregungen auf für die geplante Umgestaltung
und Erweiterung, die im Jahre 1994 in Form eines Fördervereins in Angriff
genommen werden wird.

8. Mai Fahrt nach Schlettstadt

Die Jahresfahrt war die dritte einer Elsaßreihe: Bedeutende Bauwerke und
Kunstschatze, aber auch die elsässische Landschaft wurden den Teilneh-
mern nahegebracht. Führung: August Faißt und Bertram Sandfuchs.

In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kinzigtal.

Zunehmende Fortschritte bei der Erhaltung historischer Gebäude in Zell feststellbar:

Der Erhalt des „Schöttgen-Hauses“ und des Hauses „Haiss“ ist endgültig gesichert. Das abgebrannte Gasthaus „Schwarzer Adler“ in Unterharmersbach wird stilgerecht (Beratung durch Landesdenkmalamt Freiburg) wieder aufgebaut.

23. Mai Einweihung des wiederaufgebauten Heimatmuseums „Fürstenberger Hof“. Der Förderverein unter Leitung unseres Mitglieds und Ortsvorstehers Hans-Peter Wagner und des vorigen Ortsvorstehers Paul Keller vollbringt eine organisatorische und ideelle Glanzleistung.

Bertram Sandfuchs

Tätigkeitsberichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit

Am 13.03.93 ist der Archäologische Arbeitskreis zu seiner Jahresversammlung im Oberrheinischen Tabakmuseum in Mahlberg zusammengekommen. Auch in diesem Jahr konnten wieder Gäste aus dem Elsaß und besonders aus Straßburg begrüßt werden.

Nach Abwicklung der üblichen Regularien mit dem Geschäftsbericht stand das Thema „Frühe Eisenverhüttung“ von J. Naudascher auf dem Programm. Der Referent zeigte zunächst Dias vom Abbau des Erzvorkommens bei Ringsheim und ging dann auf die vermutlich hochmittelalterlichen Erzschürfungen am dortigen „Rötelberg“ ein.

Darauf folgten Dias von der ebenfalls hochmittelalterlichen Grubenhaus-Siedlung „Altenmahlberg“ zwischen Orschweier und Mahlberg. In ihr, so wurde festgestellt, wohnten Eisenschmelzer, die in der ganzen Umgebung Spuren der Ringsheimer Eisenverhüttung hinterlassen haben.

Anschließend wurde sowohl das Modell eines Grubenhauses sowie zahlreiche Grabungspläne, Zeichnungen, Bilder und Funde von „Altenmahlberg“, im Foyer des Museums gezeigt.

Neben einigen Führungen durch die römischen Ruinen von Niederschopfheim, Friesenheim sowie unter der Kirche in Schuttern bot J. Naudascher den Vortrag „Die Römer in der Ortenau“ in der Sternberghalle von Friesenheim an.

Während des Sommers wurden wieder einige Exkursionen zu archäologischen Stätten in den elsässisch-lothringischen Vogesen unter der Leitung von Monsieur E. Kurtz und J.-M. Holderbach aus Straßburg durchgeführt.

Im Spätjahr besuchte dann der Arbeitskreis die beiden frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen „Heidenkeller“ und „Gisenburg“ über dem linksseitigen Münstertal bei Münchweier und Ettenheimmünster. Hierzu waren zahlreiche Teilnehmer aus der ganzen Ortenau sowie der Vizepräsident der elsässischen Geschichtsvereine, Monsieur J.-M. Holderbach aus Straßburg, erschienen.

Die Arbeitsgruppe „Kehl-Hanauerland“ mit ihren Mitgliedern Sascha Kuhner und Stefan Bleck hat auch in diesem Jahr unter der Leitung von Walter Fuchs die antiken und mittelalterlichen Siedlungen ihrer Region erfolgreich nach Funden abgesucht.

Im Hanauer Museum in Kehl hat die Arbeitsgruppe „Kehl-Hanauerland“ zwei Vitrinen eingerichtet. Neben Neufunden aus verschiedenen Zeitepochen wurde, gestützt durch eine Zeitskala, die Entwicklung der Töpferei durch typische Funde aus der Gegend, ausgehend von der Römerzeit, dargestellt.

W. Peter (W. Fuchs, J. Naudascher)



*Bronzebeil von Hornberg, aus der Endphase der Urnenfelderzeit, 8./9. Jh. v. Chr.
Foto: Wolfgang Neuß*

Vorgeschichte

Hornberg. Beim Erweiterungsbau des Industriewerks Schiele, auf dem Gelände des ehemaligen Sägewerks Baumann links der Gutach unmittelbar neben der Bundesstraße 33, haben Schüler im Jahr 1969 ein Bronzebeil gefunden. Das Relikt gelangte über den damaligen Hausmeister der Schule Hornberg, Alfred Schumacher, zum Heimatforscher Hermann Hildbrand. Nach dessen Tod wurde das Bronzebeil von seinem Sohn Helmut Hildbrand, auf Betreiben von W. Neuß, der Stadt Hornberg für das Heimatmuseum überlassen.

Das Ösen-Lappenbeil aus Bronze gehört der Spät- und Endphase der Bronzezeit, nämlich der sogenannten „Urnenfelderkultur“ des 8./9. Jh. v. Chr., an.¹

Im Unterschied zu den vergangenen Jahrhunderten der mittleren Bronzezeit war nun der wandernde Bronzeschmied in die Dorfgemeinschaft eingebunden. Seine Fabrikationsstätte wuchs jetzt sogar in manchen Fällen bis hin zur Kleinindustrie an. „Dem Wachstum dieser Metallindustrie entspricht eine Ausweitung des Umlaufs der Erzeugnisse (Helme, Brustpanzer, Schildteile, Beinschienen, Kurzschwerter, Lanzenspitzen, Messer, Rasiermesser sowie Äxte und Beile)“. Es entwickelte sich daraus ein reger Tauschhandel, „der in der Urnenfelderzeit so intensiv und üblich wird wie nie zuvor“.²

Da die Fundstelle und ihre Umgebung nicht genauer untersucht wurde, ist es aber nicht möglich, das Relikt genauer einzuordnen. Das Bronzebeil kann demnach in einer dortigen Siedlung oder aber beim Handelstransport

an der wahrscheinlich schon damals bekannten Talstraße der Gutach verlorengegangen sein.

W. Neuß (J. Naudascher)

- 1 Für die Einordnung des Fundes sei Herrn Dr. Rolf Dehn vom Landesdenkmalamt, Abtl. Archäologische Denkmalpflege in Freiburg, gedankt.
- 2 Renato Peroni, Die Bevölkerung zu Bronze- und Eisenzeit, in: Leone Fasani, Die illustrierte Weltgeschichte der Archäologie, 2. Auflage 1983, S. 139.

Nonnenweier: Am 04.11.93 erfolgte durch das Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg – unter Mithilfe von F. Heimburger und W. Peter – eine Grabung im Gewann „Kleiner Rebgarten“ beim jüdischen Friedhof von Nonnenweier (Deutsche Grundkarte 7612.14).

Neben einem weiblichen Skelett wurde ein Bruchstück eines Bronzehohlringes und eine Eisenkonkretion (vermutlich Gürtelschließe/-haken) aus der jüngeren Hallstattzeit (600 v. Chr.) gefunden.

W. Peter



Römische Gebäudereste unter einer neuen Straßentrasse bei Rammersweier

Foto Naudascher

Römerzeit

Auenheim. Aus der einzigen frühalemannischen Siedlung in der Ortenau im Auenheimer Gewann „Schuttereger“ konnten dem Landesdenkmalamt Abteilung Bodendenkmalpflege in Freiburg wieder interessante Fundstücke übergeben werden. Außer keramischen Scherben gehören eine spätrömische Fibel und ein ca. 40 cm großer Mahlstein aus Granit mit ovalem Loch zum Fundgut. Die Zahl der hier vom Acker aufgelesenen spätrömischen Münzen hat sich auf 12 erhöht; was die Handelsbeziehungen der Alemannen mit dem nahen römischen Kastell ARGENTORATE-Straßburg (Luftlinie 8 km) bestätigt, vielleicht haben von hier waffenfähige Männer gegen Sold im römischen Heer gedient.

W. Fuchs

Rammersweier. Beim Bau einer neuen Straßentrasse nordwestlich von Rammersweier im Gewann Schambach sind Bauarbeiter erneut auf römische Reste gestoßen. Der Ortsvorsteher Gerhard Hurst hat sofort das Landesdenkmalamt eingeschaltet. Danach wurde eine Notgrabung unter der Leitung des Grabungstechnikers Klaus Hietkamp am Fundplatz durchgeführt. Neben dem terrazzoartigen Bodenstück vom Bad, das G. Hurst bereits sichergestellt hatte, wurden Mauerreste und Scherben freigelegt.

G. Hurst (J. Naudascher)

Willstätt/Sundheim. An der Gemarkungsgrenze Willstätt – Sundheim im Gewann „Dickhurst“ hat Stefan Bleck eine neue römische Fundstelle entdeckt.

W. Fuchs

Mittelalter

Kork. Von der Korker Wüstung im Gewann „Oberfeld“ stammt, neben karolingischen und hochmittelalterlichen Scherben, das Bruchstück einer aus Ton gebrannten Frauenfigur. Es ist noch ca. 4 cm hoch und an der Unterseite hohl. Mit den Insignien Krone und Schleier dürfte die Figur wohl die gekrönte Himmelskönigin darstellen.

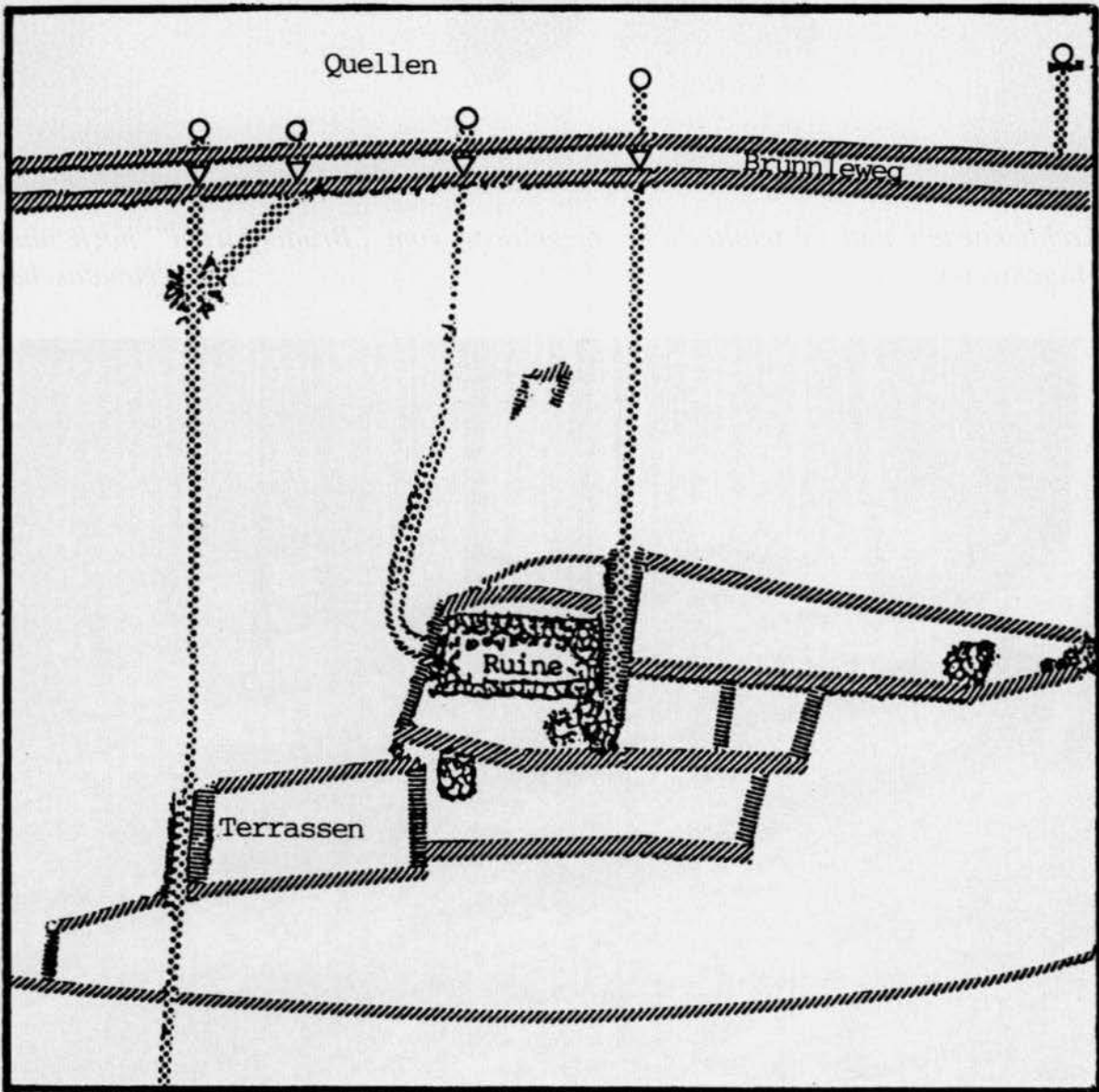
W. Fuchs

Legelshurst. In der Wüstung „Sitzenhofen“ bei Legelshurst wurden eine größere Anzahl Scherben aufgehoben.

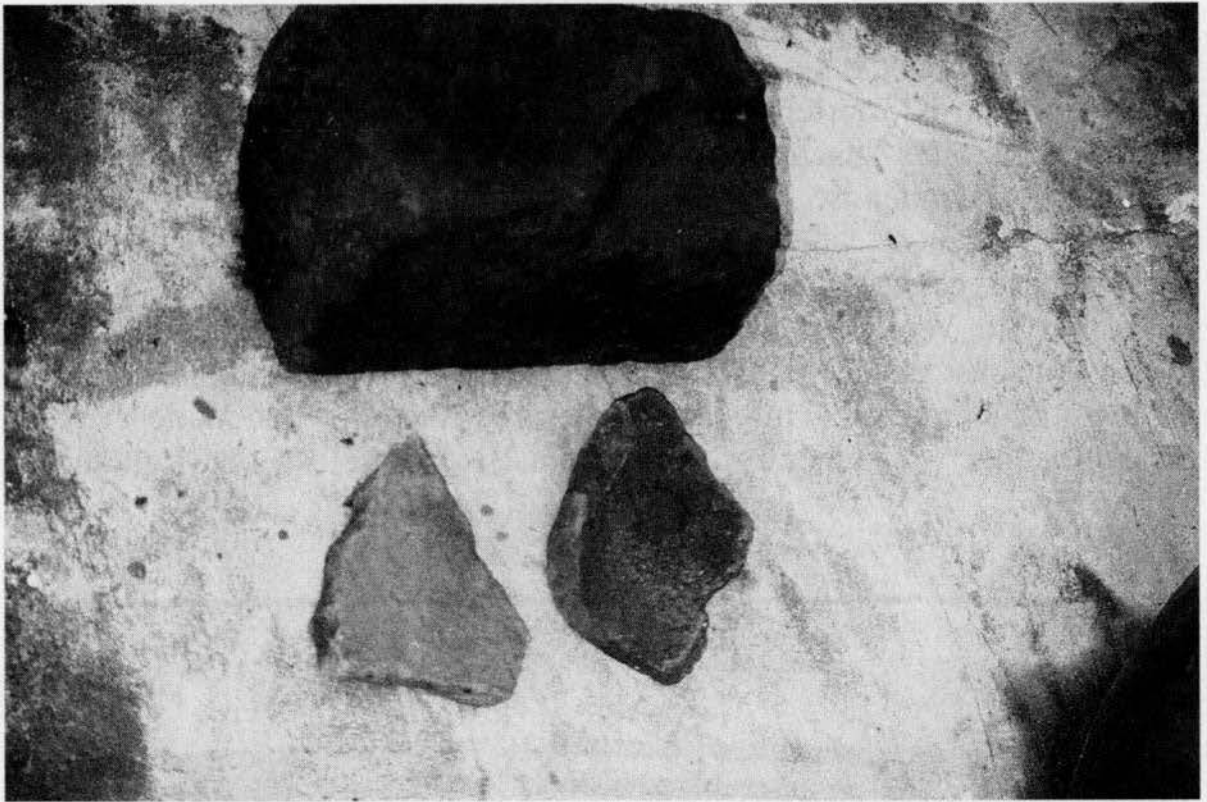
W. Fuchs

Münchweier/Ettenheimmünster. Wohl eine der interessantesten archäologischen Wiederentdeckungen in der Oberen Ortenau ist der vermutliche Platz des legendären Klösterleins bei Münchweier. Es handelt sich wahrscheinlich um eine frühe Anachoretenstation,¹ die zum Gedenken an den hl. Landelin dort entstanden ist.

Einer alten Legende nach haben sich „schon früh in der Nähe des Landelinusgrabes zur Verehrung des hl. Märtyrers Mönche niedergelassen. Diese lebten zunächst als Einsiedler auf einer benachbarten Anhöhe, im sogenannten Brudergarten. Um 728 wurden sie von Bischof Wiegern von Straßburg, der vor seiner Erhebung zum Bischof selbst eine Zeitlang zu



Mittelalterliche Reste im legendären „Brudergarten“ hoch über Münchweier
 Skizze: Naudascher (1:1000)



Architekturteil und mittelalterliche Ziegelreste vom „Brudergarten“ hoch über Münchweier.

Foto: Naudascher



Terrasse im „Brudergarten“ bei Münchweier, auf der wahrscheinlich einst die legendäre Einsiedelei stand.

Foto: Naudascher

ihnen gehört haben soll, ins Tal verpflanzt und in unmittelbarer Nähe zu einer cella monachorum zusammengefaßt.“²

Dies und der Hinweis auf das Bogenstück von einem Fenstergewände, das vor einigen Jahren im Brudergarten festgestellt wurde,³ waren dem Heimatverein von Münchweier Grund genug, danach zu forschen.⁴ Dazu wurde dann auch das Landesdenkmalamt verständigt, worauf eine erste Begehung stattfand. Sie zeigte gleich, daß es sich bei dem Objekt wahrscheinlich um den Platz des legendären Klösterleins bzw. um eine Einsiedelei handeln dürfte.⁵ Bei einer späteren Begehung und vorläufiger Vermessung konnten dann noch zusätzlich das Stück von einem angefaßten Fenstergewände und ein weiteres behauenes Architekturteil sichergestellt werden.

Der Platz der vermuteten Einsiedelei liegt, wie es die Legende bereits andeutet, auf der rechten Seite der Unditz,⁶ am Ende einer Waldschlucht – dem sogenannten „Bruderdobel“ – hoch über dem Münstertal bei Münchweier.

Dort wo der Tobel endet, verläuft ein ca. 300 Meter langer Quellhorizont dem Berg entlang. Auf ihm entspringen mehrere Quellen, die ihr Wasser



Mauerreste von einem Gebäude auf der Terrasse der vermuteten legendären Einsiedelei bei Münchweier.

Foto: Naudascher

zu dem etwa 20 Meter tiefer liegenden Trümmerareal mit seinen Terrassen führen. Zwei davon waren möglicherweise früher eingefast und durch ausgehobene Gräbchen mit der Einsiedelei verbunden. Sie sind heute noch vorhanden und lassen ihr Wasser hinter der Gebäuderuine und auf einer Terrasse vor diesen Resten im Boden versickern.

Von dem Gebäude aus der Folgezeit sind noch deutlich Reste zu erkennen. Das geostete Hauptgebäude war ca. 10×14 m groß. Auf seiner nördlichen Längsseite sind die Mauerreste unter dem ca. 0,50 m hohen Wall wahrscheinlich noch erhalten. Dagegen sind die Mauern auf den übrigen Seiten bis auf den Grund abgetragen. Sie dürften allerdings als Grundmauern noch im Boden vorhanden sein, da eine Geländekante dies andeutet.

Zu den Gebäuderesten führt vom „Brünnleweg“ ein weiterer, im unteren Teil umwallter Graben, der heute als Sickerkanal verwendet wird. Dort, wo das Gebäudeportal vermutet wird, biegt er um und führt zum Gebäude. Darum scheint es sich im unteren Teil um den Zugangsweg zu handeln.

Wahrscheinlich handelt es sich bei den Ruinen im Brudergarten um den Rest einer Kapelle mit Nebengebäuden von den Mönchen des ehemaligen Klosters Ettenheimmünster. Die dort gefundenen Ziegelreste weisen darauf hin, daß das Gebäude im Mittelalter noch intakt war.

In der Verlängerung der Gebäudeterrasse liegt etwas abgesetzt eine weitere Terrasse. An deren östlichen Ende liegen in einem Rundell von etwa 4 Meter Durchmesser ebenfalls behauene Steine. Ihre Bedeutung ist jedoch ungewiß.

Darüber verläuft eine weitere Terrasse, die dann, unterbrochen durch das beschriebene Gräbchen, über der Gebäuderuine ausläuft.

Abgesetzt durch ein etwa 1,5 m hohes Trockenmauerwerk, erstreckt sich unterhalb der Gebäuderuine nochmals eine Terrasse. Sie dehnt sich gegen Westen und Osten weit (ca. 85 m lang) aus. Hier gibt es unterhalb der Westseite der Gebäuderuine ebenfalls eine Anhäufung (ca. 5×5 m) behauener Steine. Auch ihre ursprüngliche Verwendung ist ungewiß.

Eine weitere Stufe darunter, die ebenfalls durch etwa 1,5 m hohes Trockenmauerwerk gut gesichert ist, breitet sich das längste zusammenhängende Terrassengrundstück aus. Es ist etwa 20 m breit und ebenfalls 85 m lang. Abgeschrägt paßt es sich etwas dem umgebenden Hang an und ist nur durch eine sanfte Geländekante vom darunter abfallenden Hang zu unterscheiden.

Da die angelegten Terrassen bewässert waren und heute noch mit dem Sickerwasser gut versorgt werden, ist auf ihnen der Bewuchs üppiger als in der bewaldeten Umgebung. Es handelt sich somit bei den beschriebenen Terrassen um den legendären Brudergarten.

J. Naudascher

- 1 Bertelsmann, Lexikon, Band 1, 1972/1978, S. 134. „Anachoret (griechisch, „der Entwichene“) Einsiedler, Eremit, frühchristliche Bezeichnung für Einsiedler, die sich manchmal zu Anachoretenkolonien zusammenschlossen. (Übergang zum Klosterleben). Das Anachoretentum wurde von Antonius d. Gr. in Ägypten im 3. Jhd. begründet. Nach Angaben „des gelehrten Historiker Mönchs“ Gervasius Bulffer (1780) vom Benediktinerkloster Ettenheimmünster soll im Brudergarten vor 1600 auch ein Bauernhof gestanden sein. (Freundlicher Hinweis von Herrn Finkbeiner). Wie weit sein Platz mit dem der Wiederentdeckung identisch ist, muß vorerst dahingestellt bleiben.
- 2 Medard Barth, Der hl. Märtyrer Landelin von Ettenheimmünster, in: Freiburger Diözesan-Archiv, 1955, S. 204 ff. „Nach der Tradition von Ettenheimmünster, wie sie in der zwischen 1160 und 1200 verfaßten Legende greifbar ist, wurde Landelin von ruchbarer Hand erschlagen; er starb als Märtyrer. Sein Grab verwahrt die Kirche des Dorfes Münchweier. Für diesen Hinweis sei Monsieur Jean-Marie Holderbach aus Strasbourg-Oberhausbergen gedankt. Vgl. auch Robert Merkle, Wallfahrtsbüchlein zur Verehrung des hl. Märtyrers Landelin von Ettenheimmünster, 1949, S. 17 ff. Vgl. Paul Wetzke, Regesten der Bischöfe von Straßburg bis zum Jahr 1202, Band I, 1908, „Aus dem Bischofskatalog MG.SS. XIII, 322: Culmen Witgernus regit aulae comiter huius, geht folgendes hervor.: Am 13.05.728 gründet Widegern (de novo opere) ein Klösterlein (monasteriolum) im Schwarzwald (nigra silva) in der Gemarkung Etnheim am Orte, der monachorum Cella genannt wird, am Flübchen Undussa, weihte es zu Ehren der hl. Jungfrau Maria, Johannes des Täufers, St. Peter des Apostels und der übrigen Heiligen, führt Mönche dort ein und stattet das Kloster mit Einkünften aus usw.“ – Bericht in der Urkunde Bischofs Heddos 762, März 13, Reg. Nr. 16 – Gehört wohl zu den wahrscheinlich Anfang des 12. Jahrhunderts gefälschten Stücken der Urkunde.
- 3 Gottfried Hog aus Münchweier hat noch vor einigen Jahren in den Trümmern des Hauptgebäudes das Bogenstück von einem Fenstergewände gesichtet. Es war bei der Begehung im Sommer 1993 nicht mehr auffindbar.
- 4 Der Heimatverein von Münchweier unter seinem Vorsitzenden Werner Hug hat sich jüngst zur Aufgabe gemacht den Spuren der Heimatgeschichte zu folgen und entsprechendes Schriftgut zu sammeln sowie archäologische Reste zu sichern. Dies gilt auch für den Bruderverein von Ettenheimmünster, mit dessen Vorsitzenden Franz-Josef Helle.
- 5 Josef Naudascher, Fundmeldung (FM) Münchweier, 12.10.93, an das Landesdenkmalamt, Abtl. Archäologische Denkmalpflege in Freiburg.
- 6 Kireger, Topographisches Wörterbuch Badens, 1898, „Unditz, älterer Name für den „Ettenbach“, einem rechten bei Kappel mündenden Nebenbach der Elz. Unditz heißt auch ein Bach von Mahlberg (Brünnele) nach Dundenheim. Er mündet bei der Dundenheimer Mühle in die Schutter. Ursprünglich war die Unditz vom Münstertal und jene von Mahlberg verbunden und ein Bach. Sie wurden wahrscheinlich nach der Kanalisierung des Ettenbachs (Teilstück Ettenheim – Elz) voneinander getrennt.

Münchweier/Ettenheimmünster. Ein weiterer Rest des Gebäudes im Brudergarten¹ könnte der Teil von einem neu entdeckten Rundbogen-Portal sein, das als Kellereingang an einem alten Haus in Münchweier mitverwendet wurde.² Es besteht aus zwei verschiedenen Sandsteinarten. Die Basissteine rechts und links sind ganz einfach behauen und heben sich von den darüber angebrachten beiden kurzen Wangensteinen in ihrer Art und Form ab.

Während die beiden Basissteine keinerlei Verzierung aufweisen, beginnen auf den beiden kurzen Wangen deutliche Ornamente. Sie setzen sich in den darüberstehenden Halbbögen weiter fort. Da sie stark abgewittert sind, läßt dies zunächst auf einen porösen Sandstein schließen. Andernseits muß aber davon ausgegangen werden, daß er auch der Verwitterung lange ausgesetzt gewesen sein muß. Das konnte aber am heutigen Platz nicht der Fall sein, da der Eingang auf der dem Wetter entgegengesetzten Ostseite ist und dazu noch von einem vorspringenden Dach geschützt wird.

Zwar ist der Schlußstein viel härter, wäre er jedoch auf der Westseite eingebaut gewesen, so würde auch er eine leichte Verwitterung zeigen. Er ist aber viel jünger und als primäres Architekturteil vom Aufbau des Hauses



Mittelalterliche Kellereingang mit Ornamenten an einem Haus in Münchweier.

Foto: J. Naudascher

zu betrachten. Auf ihm ist, neben den Initialen des Erbauers, die Jahreszahl 1670 noch gut sichtbar; wobei die Sieben zu einem Rebmesser ausgebildet ist. Dagegen läßt sich das Ornament des Türbogens schlecht identifizieren. Es scheint aber bereits beim Hausbau zugeputzt worden zu sein.

J. Naudascher

- 1 Vgl. hierzu den vorhergehenden Fundbericht im Brudergarten über Münchweier.
- 2 Ein entsprechender Bericht wurde dem Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg im Sommer 1993 vorgelegt. In Münchweier sind Kellereingänge mit Rundbögen nicht ungewöhnlich. Sie gehen möglicherweise auf eine ältere Tradition vor dem 30jährigen Krieg zurück. Das beschriebene Objekt weicht aber wahrscheinlich sowohl durch sein Alter als auch durch seine Ornamente von den anderen Kellereingängen dieser Art deutlich ab.

Münchweier/Ettenheimmünster. Eine weitere Wiederentdeckung¹ ist der alte Klosterweg zwischen der Kirche von Münchweier und dem ehemaligen Benediktinerkloster Ettenheimmünster.² Auch er spielt indirekt in der alten Landelin-Legende eine bestimmte Rolle. Sie sagt unter anderem: „Als der späteste Zeitpunkt, bis zu welchem der hl. Landelin wieder einmal zur Familie des Edulf nach Altdorf kommen wollte, vorbei war,



Reste der Stützmauer des mittelalterlichen Klosterwegs zwischen Münchweier und Ettenheimmünster.

Foto: Naudascher

machte sich die Frau mit ihren drei Töchtern, nichts Gutes ahnend, auf die Suche. Bald fanden sie den Heiligen tot, enthauptet, in seinem Blut. Sie waren bei diesem Anblick tief erschüttert und entschlossen sich alsbald, die Leiche mitzunehmen und sie irgendwo jenseits des Rheins in christlichem Lande zu beerdigen.“ Einer inneren Eingebung folgend betastete eine der Töchter, die blind war, den Toten mit den Händen, befeuchtete mit dessen Blut ihre Augen und wurde alsbald sehend.

Nachdem nun das erste Wunder noch in Ettenheimmünster geschehen war, „waren die Frauen erst recht darauf bedacht, die Leiche mitzunehmen. Mit der selbst gefertigten Bahre trugen sie den Toten bis zur Stelle, wo jetzt die Kirche von Münchweier steht“. Dort ließ sich der Tote nicht mehr von der Stelle bewegen. Dieses zweite Wunder war „für die Frauen ein deutlicher Wink, daß dies der Ort sei, wo der hl. Landelin zu ruhen wünsche“.³

Nun sollte man glauben, daß der Weg, der Ettenheim mit dem Todesort verband, wie heute in der Talsohle an der Unditz lief. Das war aber wohl nicht der Fall, denn der in der Legende erwähnte Begräbnisplatz lag abseits, an der Stelle der späteren Kirche von Münchweier. So nutzte der alte Klosterweg die Trasse des „Heerwegs“, einer möglichen Römerstraße⁴, und stieg dort, wo sich das Tal am meisten verengt und wo der Begräbnisplatz des hl. Landelins ist, scheinbar grundlos den Hang höher. Möglicherweise hatte der Weg dort eine Talsperre zu überwinden, die vielleicht durch einen römischen Turm geschützt war. Dies wäre nicht ungewöhnlich, da man solche Situationen, die wahrscheinlich auf die Römerzeit zurückzuführen sind, im Elsaß schon mehrfach angetroffen hat.⁵

Der Weg, der dann ab dem Begräbnisplatz des hl. Landelins, der Kirche von Münchweier, hoch über der Talsohle verläuft, fällt schließlich zum ehemaligen Kloster hin allmählich ab. Er ist heute noch auf einer kurzen Strecke zwischen Münchweier und Ettenheimmünster durch eine Stützmauer aus Trockenmauerwerk vor dem Abrutschen am steilen Berghang geschützt. In Ettenheimmünster führt wahrscheinlich wie ehemals ein Stichweg von der Todesstätte des hl. Landelins hinauf zu diesem alten Klosterweg am Hang.

Es ist nun unschwer festzustellen, daß der seltsame Leichenzug der vier Frauen diesen Weg benutzt haben muß. Er war zumindest bei der Entstehung der Legende schon vorhanden. Denn sonst wären die Frauen niemals auf den höher und abseitsgelegenen Kirchplatz von Münchweier gekommen. Ob sie dort wie so oft eine vormalige römische Einrichtung als Begräbnisort des Heiligen benutzt haben, muß vorerst dahingestellt bleiben. Doch dies ist sehr wahrscheinlich.⁶

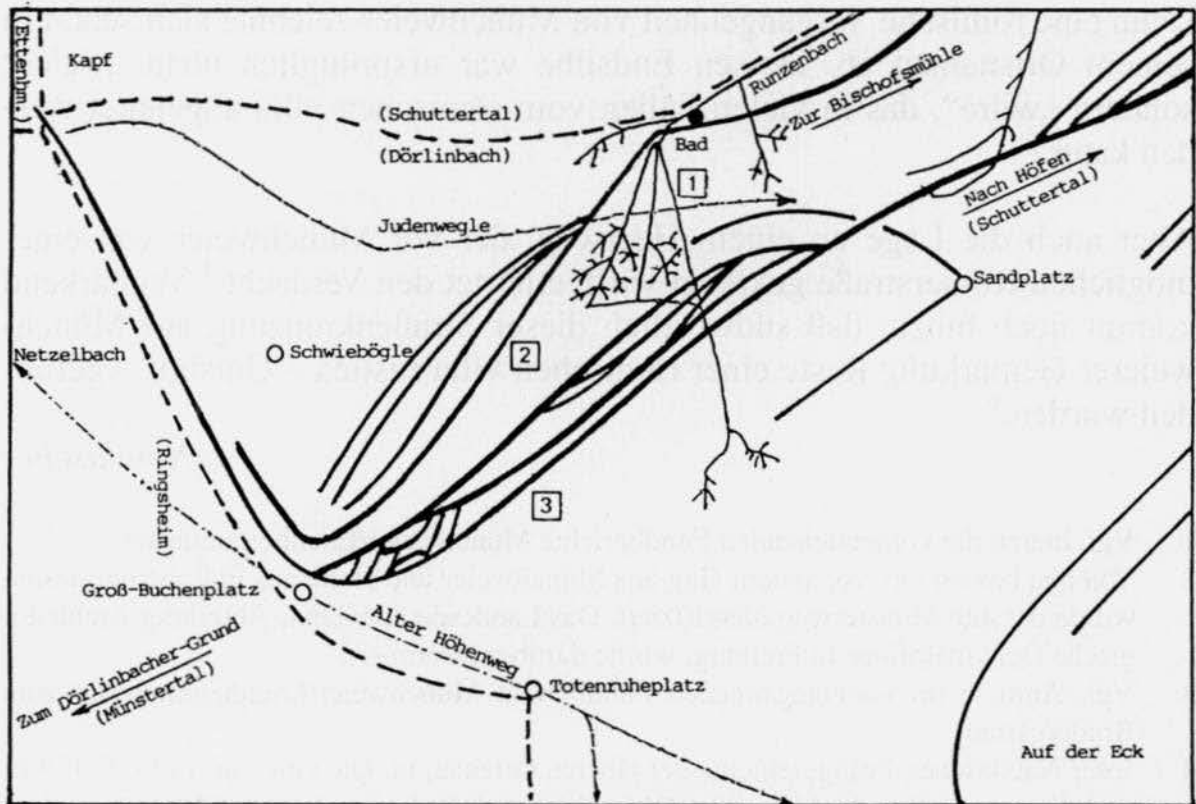
Denn eine römische Vergangenheit von Münchweier zeichnet sich schon in seinem Ortsnamen ab. Dessen Endsilbe war ursprünglich nicht „weier“ sondern „wilre“, das in vielen Fällen vom römischen villa abgeleitet werden kann.⁷

Aber auch die Lage an einem Heerweg, der vor Münchweier von einer möglichen Römerstraße gekreuzt wird, erhärtet den Verdacht.⁸ Verstärkend kommt noch hinzu, daß südwestlich dieser Straßenkreuzung auf Münchweierer Gemarkung Reste einer römischen villa rustica – Gutshof – gefunden wurden.⁹

J. Naudascher

- 1 Vgl. hierzu die vorherstehenden Fundberichte Münchweier/Ettenheimmünster.
- 2 Von den beiden Ortsvorstehern Hug aus Münchweier und Helle aus Ettenheimmünster, wurde der alte Münsterweg identifiziert. Das Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege in Freiburg, wurde darüber informiert.
- 3 Vgl. Anm. 2 im vorangegangenen Fundbericht Münchweier/Ettenheimmünster zum Brudergarten.
- 4 Josef Naudascher, Frühgeschichte der Oberen Ortenau, in: Die Ortenau, 1976, S. 129 ff. und die entsprechende Anm. 87. „Wie schon mehrfach angedeutet, führte vermutlich eine römische Militärroute – die sogenannte Trajanstraße – durch die Hintere Lößzone vom Bleich- zum Kinzigtal. Sie entspricht in weiten Teilen der heutigen Straßenführung, die mit wenigen Unterbrechungen auf ihrer ganzen Länge verfolgt werden kann. Als Münstergasse nimmt sie im Bleichtal ihren Anfang, steigt hinauf zu der angenommenen Wach- und Signalstation und fällt hinab zum Münstertal. Dort kreuzte sie möglicherweise bereits in römischer Zeit einen Weg, der durch das Münstertal zum Schuttertal führte.“
- 5 Für den freundlichen Hinweis von Monsieur Jean-Marie Holderbach aus Strasbourg-Oberhausbergen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.
- 6 Allein in der Oberen Ortenau gibt es genügend Beispiele, bei denen Kirchplätze, Friedhöfe und Kirchen (Eckartsweier, Hugsweier, Kippenheim, Lahr-Burgheim, Schuttern) auf römischen Ruinenplätzen liegen.
- 7 Krieger, Topographisches Wörterbuch Badens, 1898, Münchweier, Die ältere Schreibweise hat nicht wie heute die Endsilbe „weier“, sondern bis um 1500 die Endsilbe „weiler“ bzw. „wilre“.
- 8 Wie Anm. 4
- 9 Josef Naudascher, FM, Münchweier, Oktober 1985, Die Reste einer römischen villa rustica – Gutshof – im Münchweierer Gewann Hinterfeld/Ruth wurden von Josef Billharz aus Ettenheimmünster gemeldet.

Schuttertal/Dörleinbach. Die Heimatforscher Gerhard Finkbeiner und Hermann Ohnemus haben zwischen den beiden Orten Schuttertal und Dörleinbach auf der linken Schuttertalseite im Runzenbachtal¹ drei seltsame Grabensysteme entdeckt. Wahrscheinlich dienten diese Objekte aber verschiedenem Verwendungszweck.



1 – Sammelgräbchen für Hangwasser. 2 – Eventuelle Such- und Schürfgräben von früherem Bergbau. 3 – Altes Hohlwegesystem zu einer früheren Höhensiedlung bzw. zum ehemaligen Benediktinerkloster Ettenheimmünster.

Skizze: H. Ohnemus (ca. 1:1000)

Bei dem ersten System, das im hinteren Runzenbachtal liegt, handelt es sich um ein fein verästelttes Grabennetz, das in das Hanggeröll eingetieft ist, sternförmig zusammenführt und in den Runzenbach mündet. Seine künstlichen Gräbchen sind meist nur wenige Dezimeter tief und breit, laufen mit wenig Gefälle den Hang entlang und fangen dort bei Regengüssen das Hangwasser auf. Es verstärkt so die Wassermengen des Runzenbachs mit seinen kleinen und größeren Quellen.

Eine dieser Quellen ist ebenfalls erwähnenswert, heißt sie im Volksmund doch „Bad“. Woher sie diesen Namen hat, ist ungeklärt. Obwohl sie aber in der Waldeinsamkeit, weit ab von der heutigen Kultur liegt, mag sie einst zur Reinigung oder gar zur Heilung gedient haben. Eine Besiedlung der Umgebung ist daher nicht ausgeschlossen.

Das um so mehr, da ja weiter vorne in dem kurzen Runzenbachtal auch die ehemalige „Bischofsmühle“ gestanden haben soll; die wohl dem Kloster Ettenheimmünster gehört hat.² Sie benötigte vermutlich auch das Wasser, das in dem feinen Grabensystem zusätzlich gesammelt wurde.

Das andere Grabensystem oberhalb und östlich des Runzenbachs beginnt ebenfalls über der Sohle des Schuttertals. Von ihm laufen gerade, parallele Gräben steil den Berghang hoch. Auf ihren Rändern erheben sich zusätzlich aufgeworfene Geröllwälle, so daß die ganzen Gebilde wie tiefe Furchen aussehen. So tief wie sie unten am Berg begonnen haben, enden sie plötzlich ohne Übergang. Sie sind oben etwa zehn Meter breit und laufen in einer Tiefe von etwa sechs Metern spitz aus.

Die Bestimmung dieser Gräben konnte bisher noch nicht genau ermittelt werden. Es besteht aber die Möglichkeit, daß es sich bei den Objekten um Such- oder Schürfgräben von früherem Bergbau handeln könnte.³

Beim dritten System das ebenfalls östlich vom Runzenbach den Berg hoch zieht, handelt es sich um ein verschlungenes Netzwerk von mehr oder weniger tiefen Gräben. Sie sind dort, wo sie mit weniger Gefälle dem Hang entlang laufen, nicht so tief als dort, wo sie wiederum steil den Berg emporziehen. Je nach Tiefe von einem bis zu mehreren Metern sind sie oben drei bis fünf Meter breit. Auffällig ist, daß es Gräben gibt, die länger parallel laufen, und solche, die in kurzen Abständen von Graben zu Graben hinüberwechseln. Aber alle Gräben laufen ohne große Unterbrechung und kontinuierlich von ihrem Anfang unten am Berg bis zum Bergkamm durch. Bemerkenswert ist auch, daß Steine oder Felsblöcke, die in die Gräben hineinragen, teilweise Kratzspuren aufweisen. Außerdem gibt es auch hier kleine Geröllwälle, die die Grabenränder stellenweise begleiten.

Bei diesen Gräben handelt es sich wohl um alte Hohlwege, die entweder paarweise gleichzeitig oder einzeln zeitlich versetzt entstanden sein dürften. Wegepaare waren dann notwendig, wenn je ein Weg für die Hin- und Herrichtung benutzt wurde. Bei einem Weg für beide Richtungen war es aber notwendig, daß das Fahrzeug ausweichen konnte. Darum waren in solchen Wegen sogenannte „Wechsel“ und „Ausweichstellen“ eingeschleift.

Dazu kam, daß manche Wege, wenn sie durch die Erosion zu tief geworden waren, nicht mehr vom Hanggeröll ausgeräumt werden konnten. Daher wurden oft einfach daneben neue Wege angelegt, bis auch sie sich tief ins Geröll gefressen hatten. So entstand im Lauf der Jahrzehnte oder Jahrhunderte ein bizarres Wegesystem, das zum Teil heute noch benutzt wird.⁴

Die Hohlwege, die von dem Weiler „Höfen“ im Schuttertal auf den Bergkamm führen, liegen im Verlauf des alten „Heuwegs“. Er führte von den klösterlichen Besitzungen im Schuttertal hinauf zu einem alten Kammweg, der eine längst vergangene Höhengsiedlung miteinander verbunden hat. Von

dort dürfte er dann sanft in den Dörflinbacher-Grund im Münstertal und schließlich zum Kloster von Ettenheimmünster geführt haben.

H. Ohnemus (J. Naudascher)

- 1 Flurnamenbuch, Flurnamenbeschreibung in amtlichen Karten, Herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1958, S. 120, „Runs (der-) Runns, Runse (die-, 1. Rinnen des Wassers, 2. Wasserrinne, Bachbett, Graben, Kanal“, Vgl. auch, Der Große Duden, 1967, Runs (Nebenform von Runse), (südd., östr., schweiz. für: Rinne an Berghängen mit Wildbach).
- 2 Gervasius Bulffer, Dörflinbach Bann (18); 1780, „Dörflinbacher Zwing und Bann in der Hub, wo sich Schweighausen und Genossenwald treffen, gehts von dannen an Münster oder Mühlengraben Wald von dannen an Runzenbach von Runzenbach bis uf Bischofsmühlen, so zwischen den Schuttertälern und den Strohlern zu Höfen, Matten am Runzenbach gestanden.“ Freundlicher Hinweis von Herrn Finkbeiner und Herrn H. Ohnemus.
- 3 Denis Leypold, Deux mille ans d'histoire minière à Saales, in: L'ESSOR, No 155, S. 5 ff. „Une succession de longues tranchées parallèles et entrecoupées par des routes forestières couvre la face Sud-Est de la montagne dominant Saales. L'histoire est muette à propos de ce site et l'on en est réduit à l'analyse des vestiges de surface. Sur place, on remarque la présence de tranchées dont la largeur atteint parfois 25 mètres et 7 mètres de profondeur du côté de la plus forte pente“. Nach den dortigen Funden könnte es sich um Schürfgräben des 1. Jhd. n. Chr. handeln. Vgl. Wilhelm Meyer, Geologie der Eifel, 10.8.2. Blei-Zink-Erzlagerstätten in der Trias der Nordeifel. „Sandsteine und Konglomerate des Mittleren Buntsandsteins sind im Trias der Nordeifel an mehreren Stellen durch Blei- und Zinkerze in bauwürdiger Menge imprägniert worden. Die Erze der Lagerstätte treten im Bereich der Mechernicher Flexur mehrfach zutage und sind deshalb hier schon in der Römerzeit, vielleicht sogar davor abgebaut und verhüttet worden.“ Monsieur Denis Leypold vom Musée de Minéralogie, Strasbourg, sei für die freundliche Exkursion nach Saales und die zahlreichen Hinweise gedankt. Gedankt sei auch dem Wiesbadener Geologen Herrn Dr. Helmut Eisenlohr für seine Hinweise. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurden auf dem benachbarten geologisch ähnlichen Haubühl ebenfalls Erzsuchgrabungen vorgenommen. (Freundlicher Hinweis von Herrn H. Ohnemus).
- 4 Für die freundlichen Hinweise auf Beispiele von Hohlwegen in den Vogesen sei Monsieur E. Kurtz und J.-M. Holderbach aus Straßburg gedankt.

Willstätt. Die Wüstung „Schweighausen“ bei Willstätt, von der Teile der Dorfstraße noch als Feldwege erhalten sind, lieferte bei mehreren Begehungen Funde aus der Endzeit des Mittelalters und der Neuzeit bis zum 30jährigen Krieg. Die durch Flurbereinigung zusammengelegten Ackerflächen sollen weiter beobachtet werden, um über die Struktur, die Ausdehnung und die Menschen des niedergebrannten und nicht mehr aufgebauten Dorfes weiteres zu erfahren.

W. Fuchs



Scherben aus der im 30-jährigen Krieg zerstörten Siedlung Schweighausen bei Willstätt.

Foto Naudascher

Unbestimmte Zeit

Schweighausen. Von Schweighausen im Schuttertal führt eine uralte Straße ziemlich steil den Berg hinauf zum Paß am Hohen Geisberg. Dort gabelt sich die Straße. Ein Zweig zieht auf dem Kamm hinüber zu den „Höhenhäusern“ und kreuzt dort ebenfalls einen uralten Höhenweg, der sich vom Rheintal bei Ringsheim bis hinüber in das Kinzigtal verfolgen läßt. An ihm liegen auffällig viele vorgeschichtliche und geschichtliche Befestigungsanlagen sowie andere archäologische Reste.¹

Die Kammstraße von Schweighausen fällt nach der Kreuzung bei den „Höhenhäusern“ in einer Schlucht in das Elztal hinab. An ihr wurde vor einigen Jahren eine Grabstele gefunden, die wahrscheinlich der spätkeltischen Kultur um die Zeitwende angehört.²

Der andere Gabelzweig der Paßstraße auf dem Hohen Geisberg führt zu



Zwei künstliche Hügel beim Weiler „Hinterer Geisberg“ aus noch unbestimmter Zeit.
Foto: Naudascher

ler Tobel gegen Osten den Hang hinauf. Er endet dann oben, wo ihn die uralte Straße tangiert und wo von Welschensteinach her ein weiterer Tobel endet. Zwischen diesen beiden Tobeln an der Schluchtstraße befindet sich ein nur etwa hundert Meter breites und langes Hochplateau. Auf seiner Ebene erhebt sich ein etwa 1,20 m hoher runder künstlicher Hügel mit einem Durchmesser von ca. 25 Metern. Nur wenige Meter nördlich davon liegt ein ähnlicher, aber kleinerer Hügel. Er hat einen Durchmesser von ca. 10 m und ist ca. 0,5 m hoch.

Solche Hügel können, wenn sie kuppenartig zulaufen, einen Grabhügel der Frühzeit darstellen.³ Wenn sie aber oben verflacht sind, besteht die Möglichkeit, daß es sich um einen sogenannten – burgus- oder einen frühmittelalterlichen Burghügel handelt. Auf seiner oben abgeflachten Ebene ist dann ein kleiner Wohnturm zu vermuten. Meist waren solche Wohntürme zunächst nur aus Holz und Lehm aufgebaut.⁴

Zwar sind die beiden Hügel beim Weiler Hinterer Geisberg oben etwas abgeflacht, das könnte aber auch von ihrer Bearbeitung mit dem Pflug herrühren.

J. Naudascher

- 1 Josef Naudascher, Urgeschichte der Oberen Ortenau, in: Die Ortenau, Band 55, 1975, S. 74 ff. Vgl. Topographische Karte 1:25 000 Bl. Nr. 7713 Schutttertal und Bl. Nr. 7714 Haslach.
- 2 Josef Naudascher, FM, Biederbach, 01.04.1974, Die Stelle stand nach Angaben von Josef Moser aus Oberbiederbach auf einem Hügel seines Grundstückes im Kunnenbach. Sie wurde bei einer Flurbereinigung um 1935 beseitigt und liegt nun im Landesdenkmalamt in Freiburg.
- 3 Dr. Ernst Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, Nr. 191 Villingen; Hallstattzeit, 1908, S. 109. „Südwestlich von Villingen erhebt sich auf dem Höhenzug des Warenbergs ein großer, ziemlich kreisrunder Hügel“. Vgl. auch, Konrad Spindler, Der hallstattzeitliche Fürstengrabhügel Magdalenenberg bei Villingen im Schwarzwald, in: Dr. Josef Fuchs, Führer zum Magdalenenberg. 1970, S. 40 und 41.
- 4 Josef Naudascher, FM, Sommer 1985, Zell-Weierbach, Burschelkof. Der „burgus“ wurde bei einer Flurbereinigung von Dr. Gernot Kreuz aus Offenburg entdeckt und in der Folgezeit genauer untersucht.

Fachgruppe Denkmalpflege

Dieter Kauß

Im Jahre 1993 begann diese Fachgruppe ihre Arbeit erst am 1. September mit einer Vorort-Veranstaltung in Gengenbach. Dort befaßte man sich sowohl mit Denkmalerhaltungsfragen als auch mit denkmalpflegerischen Grundsatzfragen, die meistens eng zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Julius Roschach von der örtlichen Fördergemeinschaft zur Erhaltung historischer Gebäude übernahm die Führung. Als erstes wurde der innen restaurierte Kinzigtorturm besichtigt. Problematisch ist bei solchen Gebäuden immer die Neunutzung. In diesem Falle will die Bürgergarde Gengenbach ein wehrgeschichtliches Museum einrichten. Bemerkenswert ist die funktionsfähige Restaurierung des Fallgatters, in unseren Breiten sonst nur noch am Spalentor in Basel zu finden.

Hinter dem Kloster wurde als zweites Objekt der neu angelegte Kräutergarten besichtigt. Auch das gehört zur Denkmalpflege. Das uralte Wissen um die Heilkraft der Kräuter soll vor allem der Jugend wieder zugänglich gemacht werden.

Am Prälatenturm ist nicht nur die Restaurierung der Räume des ehemaligen Sommersitzes des Abtes Benedikt Rischer (gest. 1760) problematisch, sondern vor allem die der seltenen, kaum mehr sichtbaren Fresken. Auch hier stellt sich die Frage nach einer möglichen, denkmalverträglichen Neunutzung.

In einer abschließenden allgemeinen Diskussion wurde festgestellt, daß es nicht genüge, an öffentlichen Straßen und Plätzen ein paar Vorzeigedenkmale zu präsentieren. Die abseits stehenden, oft unscheinbaren Denkmalobjekte verdienen dieselbe Aufmerksamkeit, weil auch sie das unverwechselbare Bild eines Ortes mitprägen. Die zunehmend prekäre finanzielle Situation der Kommunen als Denkmalinhaber könne auch dazu führen, daß Denkmalobjekte abgestoßen werden, weil sie im Unterhalt zu teuer werden. Dabei aber müßten Verkäufer und Käufer in die Pflicht genommen werden, daß der Denkmalbestand dadurch nicht in eine weitere zusätzliche Gefahr gerate.

Der zweite Vorort-Termin galt am 26. Oktober dem vertieften Kennenlernen, der Pflege und der Erhaltung wertvoller jüdischer Geschichts- und Lebenszeugnisse in der südlichen Ortenau. Unter Führung von Bernhard Uttenweiler wurde zunächst der jüdische Friedhof in Schmieheim besichtigt. Hier wurden die Toten der ehemaligen jüdischen Gemeinden in

Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier, Lahr und Friesenheim bestattet. Die Anfänge dieses Friedhofs lagen im 17. Jahrhundert; der älteste Grabstein ist 1703 datiert; die Bestattungen endeten im Jahre 1939. Das Friedhofsgelände wurde jeweils 1866 und 1884 erweitert.

Die Grabinschriften sind bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hebräisch abgefaßt. Danach wird die deutsche Sprache üblich, ebenso die Angleichung der Form der Grabsteine an den europäischen Zeitgeschmack und die christliche Grabsteinkultur. Für den Gesichtspunkt der Erhaltung ist vor allem die Symbolik auf den Grabsteinen wichtig, die vor allem Aussagen über den Toten, seine Abstammung, seine religiösen Aufgaben oder seine Lebensführung machen. So symbolisieren z. B. die Kanne den Tempeldienst der Leviten, die segnende Hand die Abstammung von einem Priester und das Widderhorn die religiöse Funktion an bestimmten Festtagen in der Synagoge.

Ein weiterer Besuch galt der Kippenheimer Synagoge, seit 1981 eingestuft als „Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung“, 1986/87 äußerlich ansprechend renoviert.

Dieser Bau wurde 1850 errichtet, 1852 eingeweiht. In der Reichskristallnacht wurde er geplündert, demoliert und entweiht. Ein Brand konnte gelöscht werden und keinen größeren Schaden anrichten. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam der Bau in Privathand, 1956 an die Raiffeisen-Warengenossenschaft Kippenheim, 1983 an die Gemeinde Kippenheim, die die Innenräume vermietet.

Als Einzeldokument aus der Ettenheimer Synagoge blieb der Thoraschrein-Vorhang erhalten und wird im Bürgersaal des Ettenheimer Rathauses ausgestellt. Die Teilnehmer der Fachgruppe konnten sich von der ansprechenden Art der Präsentation des im Jahre 1881 von den Frauen der jüdischen Gemeinde in Ettenheim gestifteten Vorhangs überzeugen. Dieser zeigt über der entsprechenden Widmungsüberschrift die beiden Gesetzestafeln mit dem sog. „goldenen Altar“ im Stiftungszelt. Darüber halten zwei Tauben die Thorakrone.

Die Teilnehmer dieser Vorort-Veranstaltung waren an deren Ende tief beeindruckt. Man war sehr besorgt über den Erhaltungszustand verschiedener Grabsteine in Schmieheim; positiv nahm man die Bemühungen zur Kenntnis, eine Dokumentation über den Friedhof zu erarbeiten. Die Kippenheimer Synagoge sollte vor allem im Innern eine Fortentwicklung der Erhaltung und Restaurierung erfahren.

Am 22. November fand bei Landrat Günter Fehringer auf Vermittlung der Fachgruppe Denkmalpflege eine Besprechung mit den ehrenamtlichen Beauftragten des Landesdenkmalamtes statt. Nach der Begrüßung durch den Landrat gab Herr Franz Seiser, zuständiger Dezernent beim Landratsamt Ortenaukreis, Hinweise zur Beurteilung der Kulturdenkmaleigenschaft, des öffentlichen Erhaltungsinteresses und zur Zumutbarkeit der Erhaltung eines Kulturdenkmals.

Landrat Fehringer dankte den anwesenden ehrenamtlichen Beauftragten für ihre Tätigkeit und gab zu verstehen, daß gerade die Mitwirkung an vorderster Front für die Denkmalschutzsache sehr wichtig sei.

Danach wurden einzelne konkrete Fälle besprochen. Hierbei ging es vor allem um den in § 3 Abs. III DSchG geregelten Stichtentscheid. Von seiten des Landratsamtes wurde die Zuständigkeit erklärt und auch nochmals die Voraussetzungen für eine eventuelle Abbruchgenehmigung diskutiert. Es wurde ausführlich auf die Zumutbarkeitsfrage eingegangen und verdeutlicht, daß schon dann, wenn die Kosten einer Erhaltungsmaßnahme 20% bis 30% über einem vergleichbaren Neubau liegen, ein Abbruch aufgrund gefestigter Rechtssprechung nicht mehr verhindert werden kann.

In der weiteren Diskussion wurde auch die Frage nach Karteien und Listen von Kulturdenkmalen angesprochen. Vorhandene Karteien seien zum Teil veraltet und im übrigen nicht flächendeckend. Es wurde mitgeteilt, daß aufgrund eines Erlasses das Landesdenkmalamt den Auftrag habe, eine Erfassung der Kulturdenkmale durchzuführen; dies jedoch aus Personalgründen auf lange Zeit nicht möglich wäre.

Letztlich baten die ehrenamtlichen Denkmalpfleger um eine vermehrte Einschaltung bei Maßnahmen an Kulturdenkmalen. Herr Seiser wies daraufhin, daß dies rechtlich nicht möglich sei und empfahl, sich mit den jeweiligen Gemeinden in Verbindung zu setzen.

Die Vorort-Veranstaltungen sowie das Treffen mit Landrat G. Fehringer machten deutlich und bewußt, wie notwendig es sei, sich vermehrt und effektiv vor allem wegen der finanziellen Engpässe für die Belange einer verantwortungsvollen Denkmalpflege einzusetzen. Dies wird die Fachgruppe auch im kommenden Jahre zu leisten versuchen.



*Grabsteine auf dem Judenfriedhof
in Schmieheim*

Der „Gute Ort“ von Schmieheim

Von zweieinhalb Jahrhunderten jüdischer Vergangenheit in der Ortenau erzählen die roten Grabsteine auf dem stillen, grasbewachsenen Schmieheimer Friedhof am Ortsrand. 2356 Grabplätze erinnern an die Familien, die in dieser und in sechs Verbandsgemeinden gelebt haben. Lange Mauern bieten den Gräbern unter hohen, dunklen Bäumen Schutz. Wenn dieser Platz, der Gute Ort und Haus des Lebens der Juden, Ziel einer Fahrt des Arbeitskreises für Denkmalpflege im Historischen Verein für Mittelbaden war, dann erfüllte sich eindringlich hier der eigentliche Sinn von „Denkmal“, nachzudenken über die Schicksale der Menschen, die hier lebten und starben, und die der Verfolgten und ihren Tod in der Ferne.

Hierher kam der Sohn aus Israel und sprach das verspätete Kaddisch-Gebet am Grab des Vaters. Ein Gedicht verfaßte in Tel-Aviv die Enkelin des Landarztes Dr. Stern aus Kippenheim über ihre Begegnung mit dem Grabstein seines früh verstorbenen Kindes. Sterbedaten und Todesorte mahnen. Ganze Familien sind ausgelöscht, mit ihnen die Geschichte der Juden in Baden. Hier läßt sie sich bis zum Beginn des 30jährigen Krieges zurückverfolgen, der älteste Stein allerdings ist 1703 datiert. Eine neue Schmieheimer Generation, Schüler und Schülerinnen, haben die Grabsteine aufgenommen, so daß die Schrift von Giora Bamberger in Jerusalem übersetzt werden kann. Die Geschichte der hier bestatteten wurde geschrieben: „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust und Orschweier“, von Bernhard Uttenweiler beim Historischen Verein herausgegeben.

Es ist auch die Geschichte der Anpassung, der Assimilation, der Emanzipation, die an den Steinen abzulesen ist, sichtbare Übernahme barocker Zierformen und Symbole, Verwendung des deutschen neben dem hebräischen Alphabet, auch der christlichen Zeitrechnung, allgemeine Annahme des Zeitstils. Doch es bleiben die traditionellen Symbole erhalten, der Krug der Leviten, die segnenden Hände des Rabbi, das Widderhorn des Schofarbläusers, die Thorarolle. Erst im 19. Jahrhundert erscheint der Davidstern, erläuterte Bernhard Uttenweiler.

Carl-Helmut Stechner

Fachgruppe Flurnamen

Ewald M. Hall

Am 27. Februar 1993 fand für die Gruppen Nördliche und Südliche Ortenau eine Einweisung in die zweite Arbeitsphase einer Flurnamensammlung, in das Sammeln der historischen Flurnamen, in Bühl/Baden im Gasthaus „Sternen“ statt. Die Mitarbeiter waren über einen Rundbrief an die Vereinsvorsitzenden und eine Zeitungsmittteilung zu dieser Zusammenkunft eingeladen worden.

Der Fachgruppenleiter referierte über das Auffinden von historischen Flurnamen in den entsprechenden Quellen, wie z. B. in Urkunden, Kopialbüchern, Urbaren, Güterverzeichnissen und Zinsrodeln. Er nannte die wichtigsten Archive, so das Generallandesarchiv in Karlsruhe, das Staatsarchiv in Freiburg, das Stadtarchiv Straßburg und das Fürstlich Fürstenbergische Archiv in Donaueschingen. Er ging auf die Sichtung der historischen Quellen und auf die damit verbundenen paläographischen Probleme ein.

Am 12. März 1993 trafen sich die Mitarbeiter der Fachgruppe um 14 Uhr vor dem Generallandesarchiv (GLA), Nördliche Hildapromenade 2, in Karlsruhe. Als sachkundiger Referent und kompetenter Führer konnte Herr Oberarchivrat Dr. John gewonnen werden. Vor den über 20 Mitarbeitern der Fachgruppe zeichnete er zunächst in groben Zügen die Entstehung und Geschichte des GLA und des Archivwesens in Baden-Württemberg nach. Der sich anschließende Rundgang durch das GLA führte in die Restaurierwerksatt, die Buchbinderei, die Fotowerksatt und in das Magazin. Hier konnten meterweise die der Abteilung 66 zugeordneten Beraine mit ihren z. T. sehr kunstvollen Siegeln bewundert werden. Vorbei am Archivsaal der Markgrafen von Baden, der nur auf besondere Genehmigung der Markgrafenfamilie besucht werden kann, ging es in den Repetitoriensaal, wo Herr Dr. John die Erschließung des Archivs mit Hilfe der Karteikästen und der Repetitorien, d. h. der nach bestimmten Gesichtspunkten angeordneten Nachschlagewerke, erläuterte. Ein Blick in den öffentlichen Lesesaal beendete den Rundgang. Abschließend konnten im Vortragsraum ausgewählte Materialien (Karten, Beraine, Zinsrodel) und Publikationen zur Flurnamenforschung aus dem Bestand des GLA besichtigt werden. Wie den anschließenden Gesprächen zu entnehmen war, wird sich nun mancher Mitarbeiter der Fachgruppe öfters im GLA aufhalten bzw. dessen Fotokopierdienste in Anspruch nehmen.

In Zusammenarbeit mit dem Heimatverein und der Gemeindeverwaltung

Willstätt konnte der Fachgruppenleiter vom 5.-7. April 1993 die Flurnamen der Gesamtgemeinde Willstätt mit den vier Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst und Sand erheben. Die Organisation der Aufnahmen lag hierbei in der Hand des Vereinsvorsitzenden Alfred Hetzel. Das Gebiet der Gemeinde Willstätt schließt östlich an das der Stadt Kehl an. Das zukünftige „Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt“ ist demnach in einer Reihe zu sehen mit dem bereits 1990 veröffentlichten „Flurnamenbuch der Grossen Kreisstadt Kehl“ und dem fast fertiggestellten „Flurnamenbuch der Stadt Lichtenau“.

Am 11. Oktober 1993 hielt der Fachgruppenleiter in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein Haslach i. K. im Refektorium des Klosters Haslach einen Vortrag über „Die Flurnamen im mittleren Kinzigtal“, wobei die noch immer heiß diskutierte Frage über das voralemannischen Namenssubstrat im Schwarzwald im Vordergrund stand.

Das zweite regionale Treffen der Fachgruppe, dieses Mal mit der Gruppe Kinzigtal/Renchtal, fand am 4. Dezember 1993 in Haslach-Schnellingen im Gasthof „Zur Blume“ statt. Der Fachgruppenleiter stellte zwei Musterkarteikarten bzw. Musterblätter zur Diskussion, die bei der Erhebung der rezenten und der historischen Flurnamen eingesetzt werden können.

Für den Herbst 1994 wurde ein Besuch des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen geplant. Hier liegen zahlreiche Archivalien für die ehemals fürstenbergischen Gebiete des Kinzigtals.

Fachgruppe für grenzüberschreitende Zusammenarbeit

Carl-Helmut Steckner

Pflege von Kontakten zu Historischen Vereinen und einigen Institutionen im Elsaß und „Auskunftsbüro“ – damit etwa sind die Aufgaben des als Fachgruppe bezeichneten Einmannbetriebs zu umschreiben. Im einzelnen versucht er, neue Verbindungen zwischen Vereinen herzustellen, Adressen, Literaturangaben, Auskünfte über Ausstellungen, Bibliotheken oder Archive zu beschaffen. Mitgliedschaft, Teilnahme an Veranstaltungen, Pflege persönlicher Kontakte sind die Voraussetzungen. Auf Wilhelm Mechler geht die Tradition zurück, Referenten aus dem Elsaß für Vorträge des Historischen Vereins in Kehl zu gewinnen. Museen und Sammler stellten Exponate für das Hanauer Museum zur Verfügung, das sich umgekehrt an Straßburger Ausstellungen beteiligte.

Mit graduellem Unterschied und in größerem Rahmen gilt dies auch für die Ortenau und den Historischen Verein für Mittelbaden. Hier sind zu nennen die regelmäßigen Kontakte des Präsidenten zu dem des elsässischen Verbandes historischer Vereine, die Erfassung der Grenzsteine beiderseits des Rheins und der Austausch von Forschungsergebnissen durch die Archäologische Arbeitsgruppe.

Außerhalb des Historischen Vereins gab es Ansätze zur Zusammenarbeit der Archive am Oberrhein (ERASME 1986) – es blieb bei dem Versuch – und in der Konföderation der vier Universitäten am Oberrhein EUCOR, die 1994 eine „Narrenschiff“-Ausstellung veranstaltete. Neuerdings fördert das Interreg-Programm der Kommission der Europäischen Union in Brüssel die grenzüberschreitende kulturelle Zusammenarbeit mit touristischer Zielstellung. Solche Impulse von außen helfen, die hinderliche Sprachgrenze zu überwinden.

Diese scheint aber weiterhin als Hindernis für die historische Forschung am Oberrhein zu wirken. Es fehlt noch die Regionalgeschichte als bedeutender Teil der gesamteuropäischen und deutsch-französischen Geschichte an dieser Nahtstelle, gesehen von der einen und von der anderen Seite. Die Themen würden reichen von der Flurnamen- und der archäologischen Forschung zur Territorialgeschichte, zur jüdischen Geschichte, zur Geschichte der revolutionären Bewegungen beiderseits des Rheins bis zu einer grenzübergreifenden Wirtschafts-, Handels- und Sozialgeschichte. Es geht um bessere Kenntnis historischer Entwicklungen auf der jeweils anderen Seite, um das Verständnis für den anderen, und dafür sollten noch breitere Fundamente gelegt werden.

Fachgruppe Museen

Horst Brombacher

Die Frühjahrstagung der Fachgruppe führte 21 Teilnehmer am 27. März 93 nach Hornberg. Hier besteht zwar noch kein Museum, aber eine beachtliche Sammlung von Exponaten – und eine realistische Planung für die Gestaltung eines Museums.

Entsprechend den Wünschen der Teilnehmer war kein Besichtigungsprogramm vorgesehen, es sollte vielmehr Zeit für Diskussionen, Informationsaustausch und Fragen der Inventarisierung vorhanden sein. Speziell die Probleme, die mit Leihgaben verbunden sind, waren Schwerpunkt eines regen Erfahrungsaustausches. Neben den Vor- und Nachteilen von immer wieder aus dem Museum zurückziehbaren Leihgaben wurden auch Formen und Inhalte von Leihverträgen diskutiert. Auch Kooperationsmöglichkeiten zwischen einzelnen Museen wurden ausgelotet. Der anwesende Präsident des Historischen Vereins, Dr. Dieter Kauß, informierte in diesem Zusammenhang über die geplante Herausgabe eines Museumsführers durch den Landkreis. Der Leiter der Fachgruppe, Horst Brombacher, wünschte abschließend im Namen der Teilnehmer den Hornberger Gastgebern eine zügige Realisierung ihrer Museumspläne.

Am 26. Mai 1993 fand in den Räumen der Kreisbildstelle im Landratsamt Offenburg eine Veranstaltung unter dem Motto „Willkommen im Museum ...“ statt. Es handelte sich um einen ganztägigen Kurs, der praktische Anleitungen für die Mitarbeit und für Führungen im Museum geben wollte. Zielgruppe waren vor allem ältere Menschen, die als Museumsführer arbeiten wollten oder schon in einem Museum mitarbeiten. Diese Möglichkeit der Weiterbildung wurde von 34 Teilnehmern genutzt. Das Konzept der Veranstaltung war von der Altenhilfe – Koordinatorin des Ortenaukreises Marie – Luise Marx und der Museumspädagogin Inge Jockers vom Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof entwickelt worden.

Eröffnet wurde der Tag durch Landrat Günter Fehringer, der in seinem Grußwort betonte, wie wichtig solche Veranstaltungen seien. Denn der Staat könne nicht alles leisten und finanzieren, so daß ehrenamtliche Mitarbeit im Museum unverzichtbar sei.

Der Vormittag stand unter der Thematik „Informationsbeschaffung“. Dr. D. Kauß berichtete in seiner Funktion als Kreisarchivar unter dem Stichwort „Archive und Bibliotheken im Ortenaukreis“ über die heimatliche Museumslandschaft und gab Hinweise auf Möglichkeiten, sich Kenntnisse

zu verschaffen. Neben der Information durch die Besuche von Ausstellungen und Museen sah er in verschiedenen öffentlichen Einrichtungen wichtige Quellen für Museumsleute. So verwies er auf die Zugangsmöglichkeiten zu staatlichen und kirchlichen Archiven und zeigte die Arbeitsmöglichkeiten mit Findbüchern und Repetitorien und Katalogen bzw. Registern in Bibliotheken. Mit dem Versuch, alte Handschriftentexte zu lesen, schloß sich eine praktische Übung an.

Nach der Mittagspause stand das Thema „Sprachliche Vermittlung“ unter der Leitung von Dipl. Psychologe Peter Moldenhauer, Oberkirch, auf dem Programm. Unter Verzicht auf ein längeres Referat aktivierte der Referent die Teilnehmer, indem er betonte, daß der Erfolg von Führungen in der Sicherheit und Gewandtheit des Führers und in seiner Sachkenntnis begründet ist. Dazu wurde speziell trainiert, wie man Museumsbesucher begrüßt und wie man Exponate präsentiert. Anhand von mitgebrachten Gegenständen hatten dabei die Teilnehmer die Gelegenheit, die neuerworbenen Kenntnisse unter Anleitung auszuprobieren.

Als Moderator der Veranstaltung dankte der Leiter der Fachgruppe, Horst Brombacher, in seinem Schlußwort den Referenten, daß es ihnen gelungen war, die Inhalte lebendig zu vermitteln und die Gruppe zu aktivieren. Er unterstrich, wie wichtig es sei, das Museum als Ort der Wissensvermittlung und gleichzeitig als Stätte der Unterhaltung zu sehen, als Möglichkeit der Begegnung mit der eigenen und fremden Vergangenheit. Für den Mitarbeiter im Museum könne dieses Selbstbestätigung sein, und insofern sei die Veranstaltung für die Teilnehmer und die Planerinnen ein Gewinn, denn das Ziel, Freiräume für eine aktive Freizeit zu öffnen, ließe sich durch Museumsarbeit mustergültig realisieren. Der Wunsch der Teilnehmer nach einer Fortsetzung der Veranstaltung war Beweis, daß der Kurs für alle eine Bereicherung war.

Zur Herbsttagung versammelten sich 14 Teilnehmer im Heimatmuseum Kehl-Kork. Der Leiter, Helmut Schneider, stellte den Interessierten sein Museum in der alten Essigfabrik vor, das schwerpunktmäßig Fachwerkbauten des Hanauerlandes und Türbeschläge ausstellt. Das Augenmerk richtete sich auf die visuelle Unterstützung der Ausstellung durch Fotos, Zeichnungen und Texte. Allgemein wurde die gelungene Verbindung von Exponaten und Beschriftung als mustergültig anerkannt. Diese Thematik wurde in einem anschließenden Gesprächsteil vertieft.

Es wurde abschließend festgelegt, die Tagungen in der bisherigen Weise weiterzuführen, wobei sich Lahr und Gutach als die nächsten Tagungsorte anboten.

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

Gernot Kreutz

In der Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation ging es im Jahr 1993 eher ruhig zu. Bekannt wurde vor allem die fortschreitende Aufnahme der historischen Marksteine im Bereich der Stadt Rheinau. Ansonsten wurden einige Einzelkontakte geknüpft, wozu auch das Erinnern an die einst begonnene Arbeit der Dokumentation zählt. An praktischen Hilfen wurden/werden verzwickte Grenzverhältnisse (z. B. Exklaven, Verlegungen, ehemalige Verläufe, Aufteilungen gemeinschaftl. Waldungen) aufgezeigt und entsprechende Materialien, ggf. mit Kartenausschnitten, zur Verfügung gestellt.

Die 1992 abgeschlossene Dokumentation der historischen Marksteine von Offenburg war Voraussetzung für die Veröffentlichung des Kapitels „Historische Marksteine“ innerhalb des Buches „Verborgen und vertraut – Kleindenkmale in Offenburg“. Hier werden alle historischen Marksteine im Zusammenhang beschrieben und ihre Wappen und Zeichen in ihren wesentlich unterschiedlichen Darstellungen im Bild vorgestellt. Dies Jahrbuch enthält eine Rezension des Buches.

Wiederholt ist zu beobachten, daß zu der häufig mühsamen systematischen Arbeit der Grenzstein-Dokumentation zunächst ein Weg über die Aufnahme anderer Kleindenkmale führen kann. Ein solcher Einstieg wird oft bei der Vielfalt der religiösen Kleindenkmale gefunden; aber auch die Gruppen „Erinnerungsmale“ (Personen, Ereignisse, Zeichen der Mahnung, Totengedenken), „Brunnen“ oder die der „Formwerkstücke“ (Skulpturen und Plastiken) und nicht zuletzt die große Zahl der älteren und neueren Grabdenkmale bieten gute Gelegenheiten, sich mit solchen Dokumentationsarbeiten anzufreunden. Letztendlich sind sie ja eine gute oder besser noch die wichtige Grundlage, um die Kleindenkmale in unserer Kulturlandschaft besser zu erhalten.

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte

Wolfgang M. Gall

Die Fachgruppe Zeitgeschichte traf sich im Jahr 1993 wieder dreimal im Ritterhaus in Offenburg. Die Zahl der Teilnehmer/innen schwankte zwischen vier und fünfzehn Personen.

Am 29. April hatten wir den Freiburger Doktoranten Roland Peter zum Thema „Rüstungsindustrie in Baden während des Zweiten Weltkriegs“ eingeladen. Er referierte über Umfang und Verteilung der badischen Rüstungsbetriebe, u. a. über verschiedene Ortenauer Betriebe.

Am 27. Oktober stand der Videofilm „Die polnische Erinnerung“ des Filmmachers Jürgen Stumpfhaus auf dem Programm. Er schildert die tragische Geschichte des polnischen Zwangsarbeiters Jan Krol, der im Erlenschacher Wald im Kaiserstuhl während des Dritten Reichs gehängt wurde. Der Film versucht, das Mit- und Nebeneinanderleben von Kaiserstühlern und Polen damals darzustellen und eine Brücke aus der Vergangenheit in die Gegenwart herzustellen. Bei der anschließenden Diskussion kamen die Stärken und Schwächen des Videos zur Debatte.

Am 25. November lud die Fachgruppe einen Kenner der Geschichte der Ortenauer Juden, Jürgen Stude, ein. Er referierte in einem Werkstattbericht über seine Forschungen zum Thema „Antisemitismus in der Ortenau während der Zeit des Kaiserreichs“. Stude wies auf Forschungslücken in der Aufarbeitung der regionalen und lokalen Geschichte des politischen Antisemitismus hin. Anhand von Dias stellte er Dokumente der antisemitischen Agitation vor (Berichte über Tumulte, antisemitische Flugblätter und Boykottaufrufe) und befaßte sich mit den Reaktionen der verschiedenen Parteien und Konfessionen auf die Aktivitäten der Antisemiten. Stude kam zur These, daß sich vor allem evangelische Pfarrer im Lahrer Raum bei diesen Gruppierungen engagierten; eine These, die auch durch die hohen Wahlergebnisse der Antisemiten in den evangelischen Riedgemeinden unterstrichen wird.

Der Ortenaukreis – Rückblick 1993

Landrat Günter Fehring

Die schwierigste Haushaltssituation seit Bestehen des Ortenaukreises sowie die Suche nach einer geeigneten eigenständigen Abfallentsorgung waren die beherrschenden Themen der Kreispolitik im Jahr 1993. Mit einem Grundsatzbeschluss des Kreistages zur thermischen Restmüllbehandlung und erstmals schmerzlichen Eingriffen in den Rahmen der freiwilligen Leistungen wurden die Weichen im Landkreis neu gestellt. Die explosionsartig steigenden Sozialausgaben sowie die Pflichtaufgaben des Kreises in den Bereichen von Schulen und Krankenhäusern werden auch weiterhin den eng gewordenen Finanzrahmen des Ortenaukreises prägen und große Herausforderungen an die Verwaltungs- und Finanzkraft der Behörde stellen. Auch die Bereiche Umwelt und Wirtschaft werden künftig an Bedeutung zunehmen.

Es sind vermehrt Anstrengungen zu unternehmen, die Standortgunst der Ortenau im Herzen Europas als bedeutender Wirtschaftsfaktor zu nutzen und gemeinsam mit den Gemeinden des Kreises Konzepte zu entwickeln und umzusetzen, die der Bevölkerung in der Ortenau eine gesicherte Existenz bieten.

Für die Zukunft wird es nicht zuletzt Aufgabe des Kreises und somit auch meine Aufgabe sein, den direkten Dialog mit den einzelnen Gemeinden, Verbänden und Institutionen zu suchen, Kontakte zu knüpfen und das Kreisbewußtsein zu fördern. Beim Besuch aller 51 Gemeinden in meinem ersten Amtsjahr konnte ich viele konstruktive Gespräche führen und viele Bereiche ansprechen, die uns alle auch künftig beschäftigen werden. Dieser Bericht zeigt die wichtigsten Stationen des Jahres 1993 auf.

Haushalt

Der Kreistag des Ortenaukreises verabschiedete den letztjährigen Haushalt mit einem Gesamtvolumen von 450 Mio. DM bei einer Kreisumlage von 26,27%.

Kreiskrankenhäuser und Heime

Das Gesundheitsstrukturgesetz (GSG), das zum 1. Januar 1993 in Kraft trat, hatte für die acht Kreiskrankenhäuser einen gravierenden Eingriff in

die Finanzausstattung zur Folge. Um den drastischen Anstieg der Beitragsätze der gesetzlichen Krankenkassen zu vermeiden, dürfen in den Jahren 1993 bis 1995 die Etats der Krankenhäuser nur noch in dem Umfang angehoben werden, wie die Beitragseinnahmen von den Mitgliedern aller Krankenkassen prozentual ansteigen. Diese sogenannte „Budgetdeckelung“ auf dem Niveau des Jahres 1992 führte im Jahr 1993 in den Kreiskrankenhäusern zu folgenden Konsequenzen:

- strenge Budgetierung der Personal- und Sachaufwendungen auf dem Niveau des Jahres 1992;
- vorübergehende Nichtbesetzung freiwerdender Stellen;
- Budgetierung der Zahl bzw. Kosten teurerer Implantate;
- Budgetierung der Fallzahlen;
- Einrichtung von Sparkommissionen;
- gebremste Anpassung an den medizinischen Fortschritt.

Eine Verbesserung gegenüber den bisherigen Verhältnissen brachte das GSG für den Pflegebereich mit sich. Die Einführung der Pflegepersonalregelung bedeutet die Ablösung der von den heutigen Verhältnissen in der Pflege tatsächlich überholten Anhaltszahlen im Pflegedienst. Im Bereich der Erwachsenenkrankenpflege sind Stellenerhöhungen um ca. 15% gegenüber 1992 zu erwarten.

Kreiskrankenhaus Achern

Zum 1. Juli 1993 ging die EDV-unterstützte Kommunikation im Kreiskrankenhaus Achern in Betrieb. Damit können Patientendaten und Leistungsanforderungen direkt von den Stationen über Bildschirm abgerufen werden.

Kreiskrankenhaus Ettenheim

Seit langem besteht im Kreiskrankenhaus Ettenheim in baulicher Hinsicht weiterer Sanierungsbedarf. Nach der bereits erfolgten Sanierung des OP-Bereiches sollen künftig weitere Arbeiten im gesamten Haus, insbesondere im Pflegebereich, folgen. Erste Planungsentwürfe hierzu liegen bereits vor; ein entsprechendes Raumprogramm wurde dem Land Baden-Württemberg zur Genehmigung vorgelegt.

Kreiskrankenhaus Kehl

Auch in Kehl besteht ein dringender Sanierungsbedarf im Pflegebereich. Für 1995/96 wurde vom Land Baden-Württemberg eine Bewilligung zur Erstellung eines Neubaus als erste Stufe des Sanierungskonzeptes signalisiert.

Kreiskrankenhaus Lahr

Im Kreiskrankenhaus Lahr ist im September 1993 ein Linksherzkathetermeßplatz (auch Koronarangiographiegerät genannt) in Betrieb genommen worden.

Das knapp 2 Mio. DM teure Diagnosegerät ermöglicht eine verbesserte wohnortnahe Versorgung der Patienten aus dem Ortenaukreis mit schweren Herzerkrankungen. Die Herzkatheterisierung ist eine moderne Diagnostiktechnik, bei der eine Sonde über Venen oder Arterien in das Herz und die benachbarten Gefäßbereiche eingeführt wird. Die Untersuchung findet unter Röntgenkontrolle statt.

Das Ergebnis der Herzkatheteruntersuchungen sind Röntgenfilme, die das schlagende Herz und die Koronargefäße darstellen. Sie bilden die Grundlage für die Entscheidung des Kardiologen über die Therapie der festgestellten Herzerkrankungen.

Bisher existieren solche Geräte im südbadischen Raum nur in der Freiburger Universitätsklinik und im Herzzentrum Bad Krozingen.

Gleichzeitig mit der Inbetriebnahme des Linksherzkathetermeßplatzes konnten auch die umgebauten und neugestalteten Funktionsräume der Chirurgischen und Medizinischen Klinik ihrer Bestimmung übergeben werden. Die stetig fortschreitende medizinische Entwicklung erforderte umfangreiche Umbauten im OP-Bereich sowie eine neue operative Intensivstation. So stehen im Rahmen der zentralen OP-Abteilung jetzt sechs hochmoderne Operationssäle mit direkt angebundener Zentralsterilisation und entsprechenden Nebenräumen zur Verfügung. Die ehemalige Intensivstation wurde zu einem großen und hellen Aufwachraum umgestaltet. Die dafür neu errichtete operative Intensivstation ist dem OP-Bereich unmittelbar zugeordnet und verfügt über zehn Plätze.

In den neuen, großzügig und patientenfreundlich ausgestatteten Räumen für Endoskopie, Ultraschall und EKG kann der Bevölkerung im Lahrer Raum noch wirksamer als bisher medizinische Hilfe durch gastroen-



Vorstellung des neuen Linksherzkathetermeßplatzes im Kreiskrankenhaus Lahr, links Landrat Günter Fehringer, zweiter von links Landrat a. D. Dr. Gerhard Gamber. Foto: Heidi Föbel

terologische und kardiologische Funktionsuntersuchungen gegeben werden. Hier kommt auch das neu angeschaffte Endosonographie-Gerät zum Einsatz, welches mit Hilfe eines Ultraschall-Endoskops die direkte innere Ultraschalluntersuchung des oberen Verdauungstraktes ermöglicht.

Kreiskrankenhaus Oberkirch

Nachdem 1992 die Arbeiten im alten Bettenhaus abgeschlossen werden konnten, wurde 1993 mit dem letzten Abschnitt zur Sanierung des Kreiskrankenhauses Oberkirch begonnen.

Das Nebengebäude, in dem neben dem Entbindungsbereich auch die Verwaltung untergebracht ist, wird grundlegend saniert und im Standard den anderen Gebäudeteilen angepaßt.

Diese Arbeiten werden Anfang 1994 abgeschlossen sein.

Kreiskrankenhaus Offenburg

Seit 1. Oktober 1993 wird von den Kreiskrankenhäusern Offenburg und Lahr sowie dem St. Josefskrankenhaus Offenburg ein gemeinsamer Onkologischer Schwerpunkt gebildet, der am Kreiskrankenhaus Offenburg angesiedelt ist.

Mit diesem onkologischen Schwerpunkt soll unter Einbeziehung der anderen Krankenhäuser und der niedergelassenen Ärzte die Behandlung von Krebspatienten intensiviert werden.

Durch die beratende und koordinierende Funktion des Onkologischen Schwerpunkts ist ein weiterer Schritt getan worden, um die umfassende und qualifizierte Behandlung von Patienten mit Krebsleiden in der Region zu verbessern.

Am 8. Juni 1993 wurde Herr Professor Dr. Raute als neuer Leiter der Allgemeinchirurgischen Abteilung offiziell in sein Amt eingeführt. Er trat die Nachfolge von Herrn Professor Dr. Schmitt-Köppler an, der nach 20jähriger hochgeschätzter Tätigkeit in den Ruhestand getreten ist.

Kreiskrankenhaus Wolfach

Im Kreiskrankenhaus Wolfach konnte die dringend anstehende Sanierung noch nicht entscheidend vorangebracht werden. Im Vorgriff auf die geplante Gesamtmaßnahme wurden jedoch Teilbereiche im Südflügel weitgehend in Eigenregie umgebaut und saniert. Hierfür stand knapp 1 Mio. DM zur Verfügung.

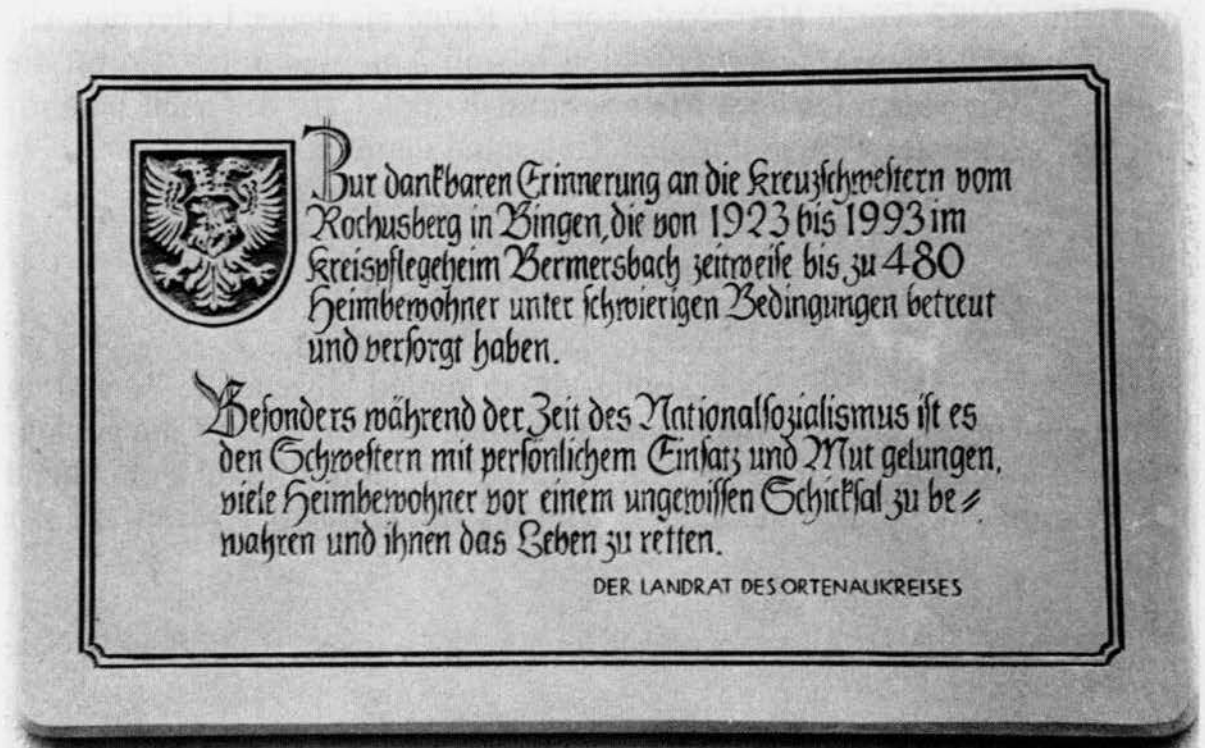
Kreiskrankenhaus Zell a. H.

Mit einem Gesamtaufwand von rd. 330 000 DM wurde eine neue Aufzugsanlage installiert.



Verabschiedung der Schwestern in Bermersbach

Foto: Josef Bischler



Gedenktafel beim Kreispflegeheim Bermersbach

Foto: Josef Bischler

Kreispflegeheim Bermersbach

Im April 1993 verließen nach 70jähriger aufopferungsvoller Tätigkeit im Kreispflegeheim die letzten fünf Ordensschwwestern der Gemeinschaft der Kreuz-Schwwestern aus dem Provinz-Mutterhaus in Bingen den Ort ihres segensreichen Wirkens. In einer Feierstunde würdigte Landrat Günter Fehringer ihre Verdienste um das Kreispflegeheim. Gleichzeitig wurde auch der langjährige Heimgeistliche, Pfarrer Georg Krämer, verabschiedet. Mit Pfarrer Reinhold Marder konnte ein Nachfolger für den Seelsorgedienst im Heim gefunden werden.

Altersheim Schloß Rodeck

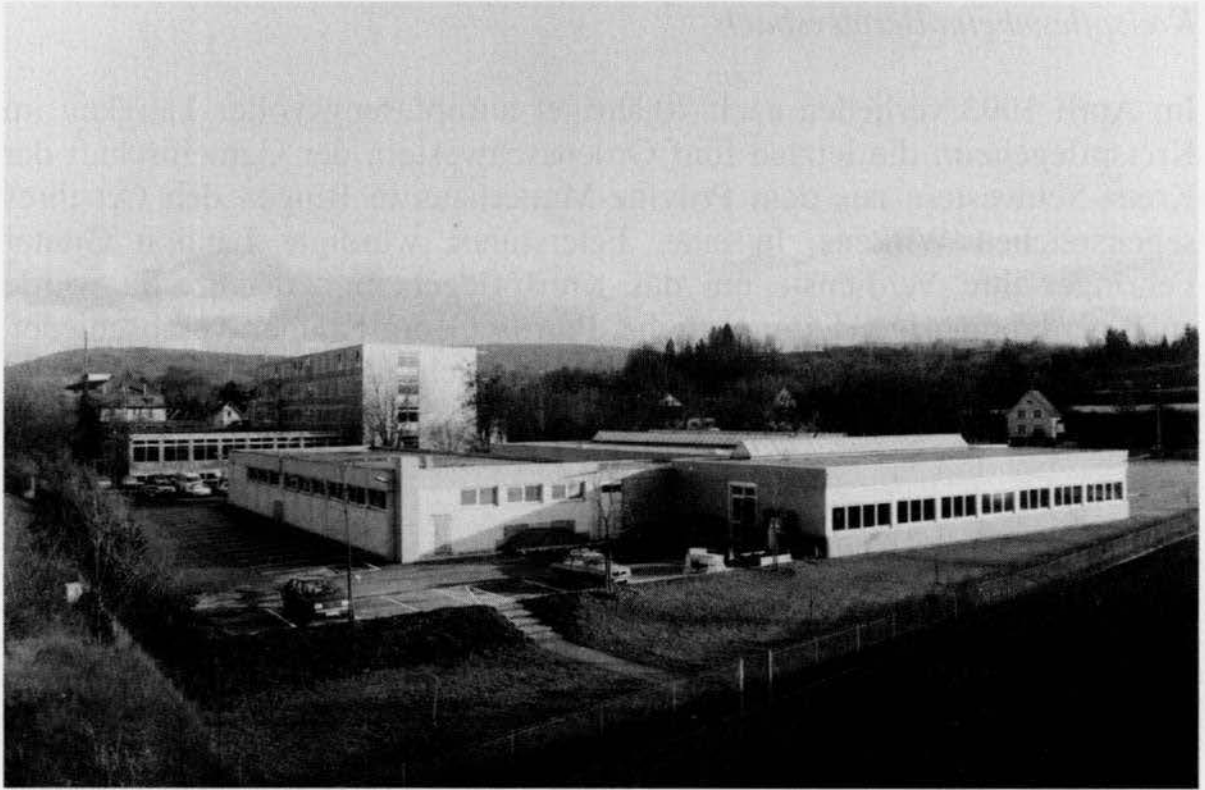
Seit 1. Januar 1993 wird das Altersheim Schloß Rodeck als Außenstelle des Kreispflegeheimes Bermersbach geführt. Diese Kooperation hat sich in allen Bereichen als sehr sinnvoll erwiesen.

Kreisstraßen

Für die Unterhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis wurden 1993 insgesamt rd. 10,5 Mio. DM ausgegeben. Diese Kosten wurden durch Zuschüsse von Bund und Land einschließlich der pauschalen Abgeltung im Rahmen des Finanzausgleichs sowie durch Kostenbeteiligungen von Gemeinden für die Herstellung von Gehwegen in Ortsdurchfahrten gedeckt. Der Ortenaukreis mußte somit keine eigenen Mittel aufwenden.

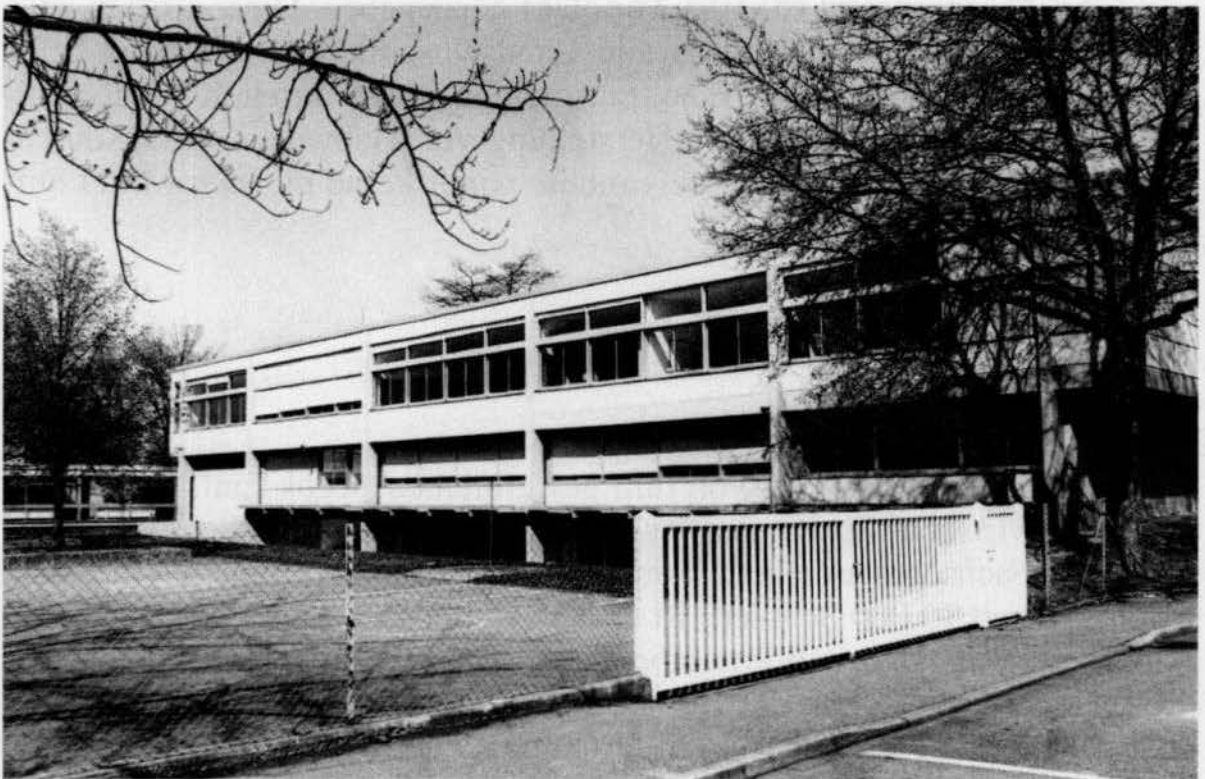
Schulen

Der Ortenaukreis ist Träger von fünf gewerblichen, sechs kaufmännischen, fünf hauswirtschaftlichen und zwei landwirtschaftlichen Schulen sowie von neun Fachschulen. Hinzu kommen noch sechs berufliche Gymnasien. Mit insgesamt 13 000 Schülern ist er der zweitgrößte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Jeder vierte Schüler besucht eine kreiseigene Schule. Für die Berufsschulzentren in Achern, Gengenbach, Hausach, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg und Wolfach verausgabt der Schulträger rd. 27 Mio. DM pro Jahr; hinzu kommen noch 16 Mio. DM für die gesamte Schülerbeförderung. Das sind immerhin 10 Prozent des Ge-



Gewerbliche Schule in Lahr

Foto: Archiv Ortenaukreis



Westend-School in Lahr

Foto: Karin Hiller

samthaushaltes. Neben den beruflichen Schulen ist der Ortenaukreis außerdem Schulträger von acht Sonderschulen für Geistig-, Sprach- und Körperbehinderte.

Auch 1993 wurden in der beruflichen Bildung große Anstrengungen unternommen, um die beruflichen Schulen fachspezifisch zu differenzieren und so auszustatten, damit auch weiterhin eine optimale Schulung und eine wettbewerbsfähige Ausbildung für die berufliche Zukunft der Jugend gewährleistet sind.

Schulhausbau

Gewerbliche Schulen in Lahr

Für die über 1300 Schüler der Gewerblichen Schulen in Lahr konnten die drängenden Raumprobleme durch den Ankauf der Kanadischen Schule gelöst werden. Mitte Oktober konnte diese Schule bezogen werden.

Kaufmännische und Hauswirtschaftliche Schulen in Achern

Bauliche Erweiterungsmaßnahmen stehen für die Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Schulen in Achern an. Derzeit werden dort über 900 Schüler unterrichtet. Für den Ausbau sind 7,9 Mio. DM veranschlagt. Die Maßnahme soll durch den Verkauf des kreiseigenen Schullandheims „Hanauerland“ in Feldberg-Altglashütten und der ehemaligen landwirtschaftlichen Schule in Zell a. H. mitfinanziert werden.

Kaufmännische Schulen in Hausach

Für die Kaufmännischen Schulen in Hausach konnte das Raumproblem durch die Anmietung von Räumen im Postgebäude in Hausach gelöst werden.

Gewerbliche Schulen in Offenburg

Die Gewerbeschule in Offenburg ist derzeit an vier Standorten untergebracht. Eine neue Situation ergab sich kurzfristig durch die Möglichkeit, das von den Franzosen freigegebene und unmittelbar neben der Stamm-

schule befindliche Gebäude in der Moltkestraße 21 zu erwerben. Das Anwesen Moltkestraße 21 kann auf Grund seiner schulnahen Lage und seines Raumangebots die akute Raumnot der Offenburger Gewerbeschule kurzfristig und teilweise beseitigen. Außerdem kann die von der Stadt Offenburg angemietete Panzerhalle aufgegeben, somit die vier Standorte der Schule auf drei reduziert und der Schulbetrieb damit wesentlich vereinfacht werden.

Kultur

Der Landkreis und die kreisangehörigen Gemeinden nehmen die kulturellen Aufgaben in der Ortenau in Funktionsteilung wahr, wobei dem Ortenaukreis die Förderung überörtlicher Institutionen und Vorhaben zukommt.

Der Landkreis fördert folgende kulturelle Einrichtungen:

- die drei kreiseigenen Volkshochschulen
- die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg
- die Blasmusikschule Kehl
- die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg
- die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen
- das Jahrbuch „Geroldsecker Land“.

Aufgrund der prekären Haushaltssituation des Ortenaukreises mußten allerdings Kürzungen in verschiedenen Bereichen hingenommen werden.

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege hat der Ortenaukreis 1993 insgesamt 5,8 Mio. DM verausgabt.

Heimatpreis 1993 an Schwester Adelheid

Die Stiftung eines Heimatpreises durch den Ortenaukreis im Jahre 1978 geschah mit der Zielsetzung, hervorragende Leistungen von Personen und Vereinigungen des kulturellen und sozialen Lebens, die auf den Ortenaukreis ausgestrahlt haben und in die Zukunft fortwirken, anzuerkennen und öffentlich zu würdigen. Dieser Preis, der alle zwei Jahre verliehen wird und mit 5000 DM dotiert ist, stellt die höchste Auszeichnung dar, die der Ortenaukreis an verdiente Persönlichkeiten verleihen kann.

In diesem Jahr wurde der Ortenauer Heimatpreis an Schwester Adelheid von der Ordensgemeinschaft der Kreuz-Schwestern in Bingen, zuletzt Oberin im Kreispflegeheim in Bermersbach, verliehen. Schwester Adel-



Heimatpreis Ortenau 1993

Foto: Josef Bischler

heid, die 1940 als examinierte Krankenschwester in die Gemeinschaft der Kreuz-Schwestern im Mutterhaus in Bingen eingetreten war, legte 1956 ihre Ewige Profeß ab und wurde aufgrund ihres Einsatzes und ihres Engagements bereits mit 38 Jahren zur Provinzoberin in Bingen ernannt. Während dieser Zeit war ihr das Kreispflegeheim Bermersbach im Rahmen der Gestaltung von Ordensschwestern bereits ein großes Anliegen.

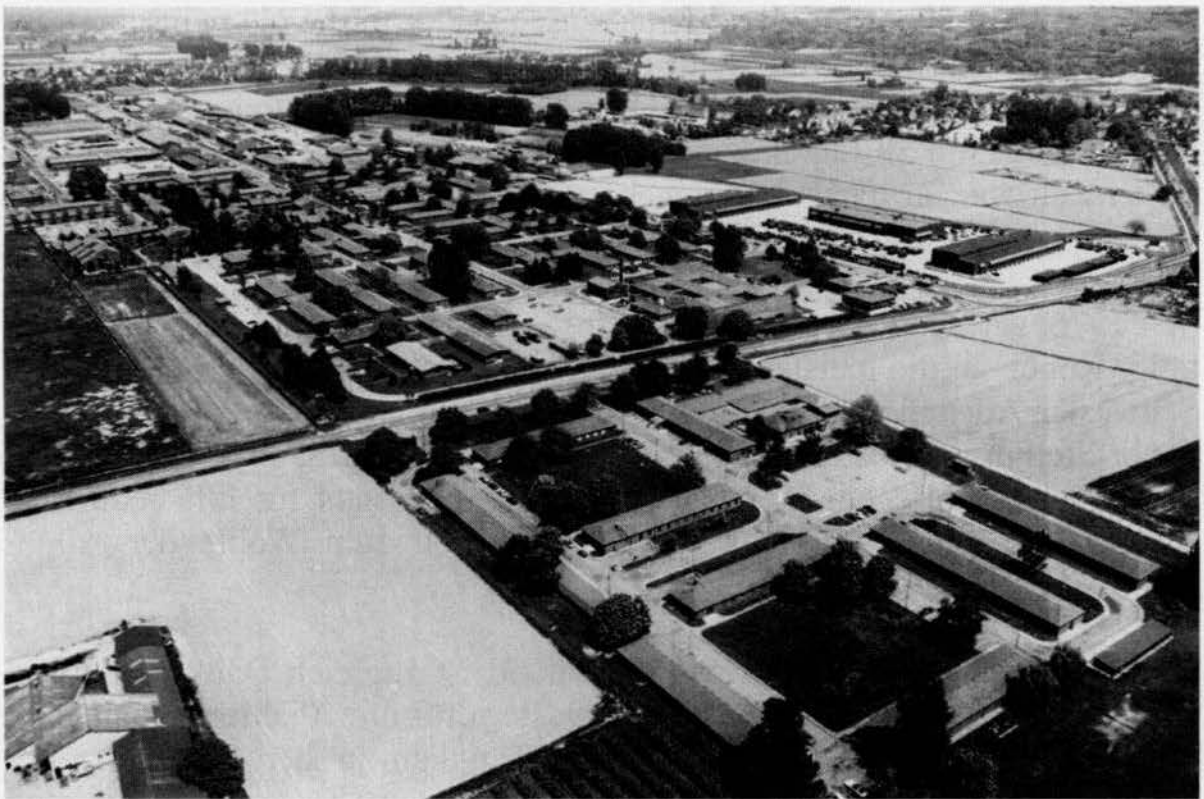
Seit 1976 war Schwester Adelheid selbst im Kreispflegeheim Bermersbach tätig, wobei sie die meiste Zeit den Schwesternkonvent als Oberin leitete. Schwester Adelheid hat sich durch ihr langjähriges Wirken in verantwortlicher Stellung um das Heim in besonderer Weise verdient gemacht. Auch über das Kreispflegeheim hinaus setzte sie sich stets für hilfsbedürftige Menschen ein und wirkte überdurchschnittlich zum Wohle der Allgemeinheit.

Die Auszeichnung von Schwester Adelheid ist zugleich Dank und Anerkennung an den Orden der Kreuz-Schwestern für die 70jährige engagierte, verdienstvolle und aufopferungsbereite Tätigkeit in der Betreuung der Heimbewohner des Kreispflegeheimes. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß die Ordensschwestern vor allem während

des sog. Dritten Reiches im Zusammenhang mit der Euthanasie durch selbstlosen Einsatz in vielen Fällen Heimbewohner vor dem Tod bewahren konnten. Der Heimatpreis wurde Schwester Adelheid in einer Feierstunde am 16. November 1993 ausgehändigt.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach

Das kreiseigene Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach ist nicht nur das erste und älteste, sondern es ist auch das bestbesuchte Freilichtmuseum seiner Art in Baden-Württemberg und darüber hinaus in der gesamten Bundesrepublik. Am 22. Juni 1993 konnte der zehnmillionste Gast begrüßt werden. Die jährliche Besucherzahl hat sich bei etwa 410 000 eingependelt. 1994 wird das Museum sein 30jähriges Bestehen feiern. Das abwechslungsreiche Rahmenprogramm mit einer Reihe von Veranstaltungen und den Sonderausstellungen „Was uf den Tisch kumen isch“ und „Nordrach in alten Zeiten“ fand großen Anklang. Der museumspädagogische Bereich leistete u. a. mit den Sonderaktionen „Kinder im Museum“ und „Senioren im Museum“ erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit.



Flugplatzgelände in Lahr

Foto: Archiv Stadt Lahr

Wirtschaftsförderung und Fremdenverkehr

Konversion der Militäranlagen in Lahr

Der Abzug der kanadischen Streitkräfte trifft auch den Ortenaukreis sehr hart. Die negativen Folgen greifen auf den gesamten Südbezirk des Kreises über, der struktur- und arbeitsmarktpolitisch ohnehin als Problemgebiet gilt. Realistische und zukunftsweisende Nutzungskonzepte für die militärischen Liegenschaften müssen gefunden und erfolgreich umgesetzt werden. So soll das im Nutzungskonzept vorgesehene Industrie- und Gewerbezentrum auf dem Flugplatzareal als interkommunale Einrichtung realisiert werden. Der Landkreis will hier koordinierend mitwirken und eine Klammerfunktion zwischen den beteiligten Gemeinden übernehmen. Es gilt, mittelfristig ein Konzept zu verwirklichen, das zur weiteren Profilierung Mittelbadens als Wirtschaftsstandort beiträgt.

Die Ortenau kann als Schnittstelle von nationalen und internationalen Verkehrsgüter- und Informationsströmen in eine überregionale Rolle hineinwachsen. Sie erhält damit die Chance, sich neben den benachbarten Oberzentren Freiburg und Karlsruhe als einheitlicher Wirtschaftsraum darzustellen. Dabei müssen auch die spezifischen Vorteile der Ortenau als Grenzregion zu Frankreich herausgestellt werden.

Öffentlicher Personennahverkehr

Der Landkreis ist weiterhin bemüht, über zahlreiche Nahverkehrsprojekte und Zuschüsse den öffentlichen Personennahverkehr zu verbessern. So konnte das Ortenauer Tarifmodell mit seinen günstigen Fahrausweisangeboten bis zum 31. Dezember 1995 verlängert werden. Der Kreis gibt derzeit einen Zuschuß in Höhe von 1,5 Mio. DM. Die Tarifgemeinschaft Ortenau soll zukünftig in eine GmbH umgewandelt werden. Sie erfüllt inzwischen die Kriterien eines Tarif- und Verkehrsverbundes. Ein Antrag auf finanzielle Unterstützung durch das Land wurde gestellt.

1993 hat sich der Landkreis verstärkt für den Fortbestand und den Ausbau der grenzüberschreitenden Schienenverbindung von Offenburg nach Straßburg eingesetzt. Der Landkreis betrachtet den Metro-Rhin nicht nur als eine wichtige Nahverkehrsbrücke zum Elsaß, sondern schätzt auch seine Zubringerfunktion für den Fernverkehr sehr hoch ein. In einem weiteren Schritt werden die Möglichkeiten eines grenzüberschreitenden Tarifverbundes zwischen dem Raum Straßburg und der Ortenau sowie seine Ausstattung mit Fördermitteln der Europäischen Union geprüft. Dies mit dem

Ziel, die Tarife der Tarifgemeinschaft im Ortenaukreis – TGO – und jene im Bereich der Städtegemeinschaft Straßburg zu verknüpfen.

Förderung des Fremdenverkehrs

Zur Förderung des Fremdenverkehrs hat der Ortenaukreis im Frühjahr 1992 eine Zentrale Zimmervermittlung (ZZ) eingerichtet. Aufgabe dieser als Wirtschaftsförderungsmaßnahme gegründeten Einrichtung ist es,

- das Fremdenverkehrsangebot transparenter und zentral buchbar zu machen;
- zusätzliche Vertriebs- und Absatzwege zu schaffen;
- als regionaler Reiseveranstalter neue und zusätzliche Gäste zu gewinnen.

1993 haben sich 28 Städte und Gemeinden des Ortenaukreises an die Zentrale Zimmervermittlung angeschlossen. In dem gemeinsamen Buchungskatalog sind insgesamt 115 Betriebe aus der Ortenau vertreten und können über das computerunterstützte Buchungsprogramm TIBS zentral gebucht werden. Gegenüber dem Vorjahr 1992 konnte der Umsatz der Zentralen Zimmervermittlung auf 800 000 DM verdoppelt werden. Die meßbaren Erfolge in der Fremdenverkehrsarbeit des Kreises sind ein gutes Beispiel direkter und zielgruppenorientierter Wirtschaftsförderung, die zukünftig noch verstärkt wird.

Jugend- und Sozialhilfe

Im Jahr 1993 stiegen die Kosten in der Sozial- und Jugendhilfe weiterhin an. Der Ortenaukreis liegt hier im landes- und bundesweiten Trend. Als Gründe sind zu nennen:

- Die anhaltende Langzeitarbeitslosigkeit und ihre Folgen sowie die Zahl der Arbeitslosen, die zusätzlich Sozialhilfe beziehen.
- Die Pflegebedürftigkeit nimmt weiter zu. Die Heimkosten steigen.
- Die Zahl der Asylbewerber und der abgelehnten geduldeten Ausländer ist weiterhin sehr hoch.
- Nach wie vor stehen viele Kriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien im Hilfebezug.
- Der Abzug der französischen und kanadischen Streitkräfte in Offenburg und Lahr hat zur Folge, daß in hohem Maß Sozialhilfebedürftige in die frei werdenden Wohnungen einziehen.

– Auch Aussiedler sind zunehmend auf Sozialhilfeleistungen angewiesen.

In der Jugendhilfe erfordert das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz erhöhte Leistungen. Der Jugendhilfe gelingt es aber weiterhin Fremdunterbringungen von Kindern auf einem niedrigen Niveau zu halten.

Die Kosten erhöhen sich trotzdem, da die Heimkosten drastisch steigen und die Pflegegelder erhöht werden. Außerdem sind neue Leistungen zu erbringen. Dabei wird weiterhin versucht, der offenen Hilfe Vorrang zu geben. Ziel ist es dabei, die Probleme der Familien möglichst ohne Zuhilfenahme von Eingriffen und Fremdplazierungen zu lösen.

Sozialhilfe

Im Ortenaukreis bezogen 1993 insgesamt 17 139 Personen Sozialhilfeleistungen in Form von Hilfe zum Lebensunterhalt und Hilfe in besonderen Lebenslagen.

Von den Hilfeempfängern erhielten

13 144 Personen Hilfe zum Lebensunterhalt;
3 702 Personen Krankenhilfe;
1 271 Personen Eingliederungshilfe für Behinderte;
2 901 Personen Hilfe zur Pflege.

Der Ausländeranteil unter den Hilfeempfängern ist teilweise sehr hoch. Bei der Hilfe zum Lebensunterhalt handelt es sich um 31,6% und bei der Krankenhilfe sogar um 80,1%.

Die Aufwendungen im Haushalt des Ortenaukreises betrugen im Jahr 1993

an Ausgaben	96 175 000 DM,
an Einnahmen	39 985 000 DM.
Der Zuschußbedarf 1993	56 190 000 DM.

Der Zuschußbedarf ist gegenüber dem Vorjahr um ca. 10% gestiegen. Er liegt im landesweiten Trend.

Die Arbeit im Sozialdezernat wurde im Sozialausschuß, Jugendhilfeausschuß, Altenhilfeausschuß, Behindertenausschuß, Psychiatrieausschuß und im Ausländerbeirat ständig weiterentwickelt.

Altenhilfe/Altenplan

In der stationären Altenhilfe ist es notwendig, eine qualitative und bedarfsge-
rechte Angebotsstruktur für pflegebedürftige, ältere Menschen zu schaffen.

Das Leitziel ist, den älteren Menschen eine selbständige Lebensführung,
mit dem Vorrang der ambulanten und teilstationären Hilfen vor stationären
Hilfen zu ermöglichen. Dabei soll eine ganzheitliche und wohnortnahe Ge-
staltung weiterentwickelt werden. Dies im Kontext mit ambulanten und
teilstationären Angeboten.

Wanderausstellung „Das Alter“

Ein Höhepunkt in der Seniorenarbeit war die von der Altenkoordinatorin
und dem Kreissenorenrat in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbe-
auftragten der Stadt Offenburg, der Leitstelle für Frauenfragen der Stadt
Lahr und dem Seniorentreff „Bei der Stadtmühle“, Lahr, initiierte Wander-
ausstellung „Das Alter“ mit Rahmenprogramm. Als Beitrag zum „Europäi-
schen Jahr der älteren Generation“ stellte die Wanderausstellung des Lan-



*Ausstellung „Das Alter“ im Landratsamt. Karl Siefert vom Kreissenorenrat, die beiden Ortenauer Künstler Manfred Grommelt und Petra Göhringer-Machleid mit Landrat Günter Fehring (von links).
Foto: Karin Hiller*

desseniorenrates Baden-Württemberg die Vielfalt der Lebensphase „Alter“ künstlerisch dar. Mit insgesamt 12 Veranstaltungen in Form von Vorträgen, Diskussionen, Filmvorführungen, Malübungen und Lesungen sowie Gesprächskreisen wurden verschiedene Themen aus der Ausstellung aufgegriffen, aber auch Tabuthemen wie Partnerschaft und Sexualität im Alter sowie Sterbebegleitung. Ferner wurde über die Pflege- und Rentenversicherung informiert, über die Bedeutung der Ehrenämter sowie über neue Wohnformen im Alter. Sport, Spiel und Gesang beim Brunnenfest im Eingangsbereich des Landratsamtes rundeten die Palette ab. Die große Resonanz, die die Veranstaltung insgesamt fand, zeigt, daß das Begleitprogramm Themen aufgriff, die von hoher Aktualität sind.

Eurofonds-Projekt „Arbeit statt Sozialhilfe“ im Ortenaukreis

Der Ortenaukreis erhielt auch 1993 als einziger Landkreis in Baden-Württemberg aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds einen Zuschuß in Höhe von 576 000 DM für Maßnahmen zur Bekämpfung der Langzeitarbeitslosigkeit und Erleichterung der Eingliederung in das Erwerbsleben.

Jugendarbeit

Im Mittelpunkt des Aufgabenspektrums stand die allgemeine unmittelbare Kinder- und Jugendförderung. Neben der Fachberatung fanden eine Fortbildung für Multiplikatoren und zahlreiche regionale Veranstaltungen und Projekte statt. Die ersten Ortenauer Kinder- und Jugendkulturtage vom 7. bis 9. Mai 1993, an denen sich über 29 Mitveranstalter beteiligten, haben zur Entwicklung und Zusammenarbeit der Kinder- und Jugendkulturszene beigetragen.

Die Mobile-Spiel-Aktion im Rahmen des Ortenauer Kindersommers wurde in diesem Jahr durch die Bildung eines Gemeindeverbundes und die Beteiligung von Sponsoren ermöglicht, so daß ein 14tägiges attraktives Programm angeboten werden konnte. In Zusammenarbeit mit den Veranstaltern von Ferien- und Freizeitmaßnahmen konnte erstmals eine Ferien-Info-Börse für Kinder und Jugendliche angeboten werden, die sehr stark in Anspruch genommen wurde. Eine Medienwerkstatt ergänzte das Angebot.

Die vom Ausländerbeirat des Ortenaukreises initiierte Deutsch-Ausländische Woche mit 11 Veranstaltungen und 24 Mitveranstaltern fand in der Öffentlichkeit und in der Presse eine gute Resonanz.

In Zusammenarbeit mit dem „Haus der Jugend“ wurde in den Herbstferien ein Kultur- und Medienprojekt durchgeführt, dem im Bereich des erzieherischen Jugendschutzes Modellfunktion zukommt.

Umweltschutz

Das Bewußtsein für Umweltfragen ist in den vergangenen Jahren bei Behörden und der Öffentlichkeit erfreulicherweise geschärft worden. Es gilt einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen zum Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen einerseits und der unterschiedlichen Nutzungsinteressen andererseits zu finden. Insbesondere sind hier landwirtschaftliche Interessen, die Flächeninanspruchnahme für Infrastrukturmaßnahmen und die Ausweisung von neuen Baugebieten zu nennen. Aktiver Umweltschutz ist deshalb zu einer zentralen Aufgabe der öffentlichen Verwaltung geworden. Dem Landratsamt als Verwaltungsbehörde obliegen die Aufgaben des Wasser-, Natur- und Immissionsschutzes.

Die Sicherstellung der öffentlichen Wasserversorgung ist eine wichtige Aufgabe des Kreises. Im Ortenaukreis wird der Trinkwasserbedarf überwiegend aus dem Grundwasser abgedeckt. Zum Schutz des Grundwassers gilt es, geeignete Präventivmaßnahmen zu ergreifen und durch gezielte Information und Aufklärung der Bevölkerung die Qualität des Trinkwassers zu bewahren. In besonderer Weise kann dieses Ziel durch die Ausweisung von Wasserschutzgebieten erreicht werden. Dabei werden die Bodenmerkmale, wie zum Beispiel Bodenart und -dicke und die Sickerwegmenge bis zur Fassungsanlage berücksichtigt. Die Gebiete werden in verschiedene Zonen eingeteilt, in denen jeweils abgestufte Schutzmaßnahmen vorgesehen sind. Im Ortenaukreis sollen künftig rund 17 000 Hektar, dies entspricht 9% der Gesamtfläche des Kreises, als Schutzgebiete ausgewiesen werden. Hiervon sind bereits 5% rechtskräftig festgesetzt. Mit dieser Vorsorge soll die natürliche Grundwassergüte geschützt werden.

Ein Umweltproblem, das in den vergangenen Jahren in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt ist, sind die vorhandenen „Altlasten“. Darauf aufmerksam wurde man durch einige spektakuläre Giftfunde auf Altdeponien oder Altindustriegrundstücken, die teilweise sogar bebaut waren. Über eine sogenannte „flächendeckende historische Erhebung“ möglicher Altlasten im Ortenaukreis, die sich auf einen Zeitraum von drei bis vier Jahren erstrecken soll, wird eine Bestandsaufnahme vorgenommen. Die voraussichtlichen Kosten dafür werden auf 5,8 Mio. DM beziffert. Sie werden in vollem Umfang vom Land Baden-Württemberg erstattet.

Im Rahmen des Integrierten Rheinprogrammes ist es eine weitere Aufgabe des Landratsamtes, die rechtlichen Voraussetzungen für Hochwasserschutzmaßnahmen entlang des Rheins zu schaffen. Als Teilmaßnahme hierzu hat das Landratsamt mit Planfeststellungsbeschluß vom 4. Januar 1993 den Plan zum Bau und Betrieb eines Pumpwerkes in Altenheim einschließlich der Nebenanlagen am Seitengraben auf der Gemarkung Altenheim, Gemeinde Neuried, festgestellt. Das Pumpwerk Altenheim ist derzeit im Bau und soll bis Ende 1994 fertiggestellt sein. Bei Hochwasser soll damit die Funktionsfähigkeit des bestehenden Kulturwehrs Kehl/Straßburg und der Polder Altenheim I und II unterstützt werden. Diese sind Hauptbestandteile der Hochwasserschutzmaßnahmen am Oberrhein. Das Kulturwehr Kehl/Straßburg dient zudem auch der Grundwasserstützung.

Abfallwirtschaft

Das Jahr 1993 war im Bereich der Abfallwirtschaft geprägt durch zwei Schwerpunkte:

- Die Umstellung von einem bisher mengenunabhängigen auf ein mengenabhängiges Gebührensystem.
- Für die Restmüllbehandlung im Ortenaukreis waren maßgebend:
 - Die Einstellung der Mülltransporte nach Straßburg,
 - der Grundsatzbeschluß des Kreistags zur thermischen Restmüllbehandlung sowie
 - die Standortsuche für eine neue Restmülldeponie.

Umstellung des Gebührensystems

Aufgrund eines durch den Kreistag im Herbst 1991 gefaßten Grundsatzbeschlusses, im Ortenaukreis ein mengenabhängiges Abfallgebührensystem einzuführen, hat sich der Kreistag am 29. Juni 1993 für das System „optimiertes Behältervolumen“ entschieden. Das ursprünglich von der Verwaltung vorgesehene Konzept, gleichzeitig die Biotonne einzuführen, wurde durch den Kreistag aus Kostengründen sowie aufgrund der langen Transportwege bis zur endgültigen Erstellung einer Kompostierungsanlage im Ortenaukreis abgelehnt. Die Verwaltung hofft jedoch, daß aufgrund des nun vorliegenden Gebührensystems Anreize geschaffen wurden, Abfälle künftig besser zu sortieren und, soweit es dem einzelnen möglich ist, auf die Eigenkompostierung von organischen Abfällen umzusteigen. Bei der Gebührenkalkulation ist man dabei von 10% weniger Abfall ausgegangen.

Die Abfallgebühren setzen sich ab 1994 aus einer sogenannten Grundgebühr und einer Behältergebühr zusammen. Die Grundgebühr soll die mengenunabhängigen oder auch fixen Kosten, wie Abfallberatung, Öffentlichkeitsarbeit, Kosten für die Entsorgung von Sperrmüll, Problemmüll, Kühlgeräten und Strauch- und Heckenschnitt abdecken. Würde man auf die Grundgebühr verzichten, ergäbe sich bei einem unerwartet hohen Rückgang der Abfallmengen ein erhöhtes Risiko, ein finanzielles Defizit zu erwirtschaften. Die Grundgebühr soll auch dazu beitragen, wilde Müllablagerungen zu verringern. Die Behältergebühren verkörpern das mengenabhängige Gebührensystem. Der Bürger ist in der Lage, sein individuelles Abfallaufkommen über die nun in unterschiedlicher Größe zur Verfügung gestellten Restmülltonnen entsorgen zu lassen.

Ab 1994 werden die grauen Tonnen ganzjährig 14tägig geleert, die sogenannte „Madenabfuhr“, also die wöchentliche Abfuhr in den Sommermonaten Juli und August, wird nicht mehr stattfinden. Außenbereichsgrundstücke, die mit den regulären Müllsammelfahrzeugen nicht angefahren werden können, werden weiterhin über die Sackabfuhr entsorgt.

Eine separate Gebührenveranlagung für Ferienwohnungsinhaber entfällt ab dem Jahr 1994. Ferienwohnungsinhaber haben die Möglichkeit, die Abfälle über bereits auf dem Grundstück vorhandene Müllbehälter oder -säcke zu entsorgen. Sind diese nicht vorhanden, besteht die Möglichkeit, einen Geschäftsmüllbehälter oder Abfallsäcke zu bestellen.

Für sogenannten Überhangmüll (zwischendurch anfallender zusätzlicher Müll, der nicht in den vorhandenen Behältern untergebracht werden kann) werden zusätzliche Müllsäcke angeboten.

Während des Jahres 1994 besteht für die Bürger einmal die Möglichkeit, unentgeltlich nach der Erstausstattung sein Gefäß tauschen zu lassen. Danach beträgt die Gebühr für jede Veränderung oder Ergänzung 35,- DM. Die Umstellung auf das mengenabhängige Gebührensystem erforderte einen erheblichen Organisationsaufwand. Ohne zusätzliches Personal, insbesondere bei der Datenerfassung, wäre innerhalb des zur Verfügung stehenden Zeitraumes diese Umstellung nicht möglich gewesen.

Um die Einführung des neuen Gebührensystems publik zu machen, wurde die Kreisverwaltung hier erstmals durch eine Werbeagentur fachlich beraten. Neben Postwurfsendungen, Anzeigen und ständigen Presseinfos wurden zusätzliche Anrufbeantworter installiert, die Auskünfte über Standardfragen gaben.

Restmüllbehandlung

Einstellung der Mülltransporte nach Straßburg

Zu einem Zeitpunkt, als der Begriff Müllexport noch keinen negativen Beiklang hatte, vereinbarte der Ortenaukreis mit der Städtegemeinschaft Straßburg, daß ein Teil des Ortenauer Hausmülls in der Straßburger Hausmüllverbrennungsanlage entsorgt werden konnte. Von 1975 bis zum Importstopp 1993 wurden so im Schnitt 40 000 Jahrestonnen Hausmüll nach Straßburg transportiert.

Aufgrund einer einstweiligen Anordnung des Verwaltungsgerichts Straßburg auf die Klage der Vereinigung Alsace Nature hin wurde der Vollzug der Importgenehmigung für Müll aus Deutschland im Frühjahr 1993 ausgesetzt, so daß seit dieser Zeit kein Hausmüll aus dem Ortenaukreis mehr nach Straßburg zur Verbrennung gebracht werden kann. Inzwischen wurde die Importgenehmigung endgültig aufgehoben. Der Ortenaukreis stand mit der Städtegemeinschaft Straßburg und dem Umweltministerium Baden-Württemberg jedoch auch danach in Verhandlungen, um zu klären, unter welchen Voraussetzungen Müll aus dem Ortenaukreis wieder nach Straßburg transportiert werden kann, sobald die geplante Rauchgaswaschanlage in der Straßburger Müllverbrennungsanlage installiert ist.

Das Umweltministerium Baden-Württemberg hat, was eine Zusammenarbeit der Städtegemeinschaft Straßburg und dem Ortenaukreis angeht, von vornherein zwei Forderungen aufgestellt. Zum einen sollte es eine grenzüberschreitende längerfristige Kooperation auf der Grundlage eines gemeinsamen Abfallwirtschaftskonzeptes geben, und zum anderen müßte die Städtegemeinschaft Straßburg ihre Hausmüllverbrennungsanlage so nachrüsten, daß die Anforderungen der 17. Bundesimmissionsschutzverordnung (BImSchV) in vollem Umfange eingehalten werden. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Nachrüstung der Anlage aus technischen und räumlichen Gründen nicht auf den Standard der 17. BImSchV gebracht werden kann. Die Städtegemeinschaft Straßburg erreicht mit der geplanten Nachrüstung der seit 1975 in Betrieb befindlichen Anlage europäische Standards und im Bereich von Chlorwasserstoff und Schwefeldioxid die in der 17. BImSchV genannten Werte. Vor diesem Hintergrund war in diesem Bereich eine weitere Zusammenarbeit zwischen der Städtegemeinschaft Straßburg und dem Ortenaukreis nicht aufrechtzuerhalten, zumal das freigewordene Verbrennungskontingent des Ortenaukreises zwischenzeitlich an benachbarte elsässische Gemeinden vergeben werden mußte, um eine volle Auslastung der Verbrennungsanlage Straßburg zu gewährleisten.

Grundsatzbeschluß des Kreistages zur thermischen Restmüllbehandlung

Nach einer vorausgehenden Klausurtagung unter Mitwirkung von Sachverständigen sowie einer Vorberatung im Ausschuß für Umwelt und Technik hat der Kreistag am 29. Juni 1993, nicht zuletzt unter dem Druck der TA Siedlungsabfall, beschlossen, künftig eine thermische Behandlung des Restmülls unter besonderer Berücksichtigung des Thermoselectverfahrens den Vorzug zu geben. Das Gremium beauftragte die Verwaltung, die Planung sowie die Standortfindung für eine thermische Restmüllbehandlungsanlage in die Wege zu leiten.

Das Thermoselectverfahren ist der Hoffnungsträger vieler Landkreise. In einer am 26. November 1993 veröffentlichten Pressemitteilung der Umweltminister Baden-Württembergs und Bayerns heißt es, daß das Thermoselectverfahren grundsätzlich realisierbar sei. Umweltminister Schäfer wörtlich: „Die neuesten Prüfungen zeigen, daß Thermoselect ein ernstzunehmendes Müllverfahren ist.“

Zwischenzeitlich hat die Firma Siemens in Konkurrenz zu Thermoselect ein eigenes Schwel-Brenn-Verfahren vorgestellt. Da dieses Verfahren zum Zeitpunkt der Kreistagsentscheidung am 29. Juni 1993 noch nicht bekannt war, wurde der Firma Siemens Gelegenheit gegeben, das Verfahren dem Kreistag an der Versuchsanlage in Ulm-Wiblingen vorzustellen.

Standortsuche für eine Restmülldeponie

Unter dem Druck des immer knapper werdenden Deponievolumens hat der Ausschuß für Umwelt und Technik im September 1991 die Auftragsvergabe für die Erstellung eines Standortgutachtens für eine Restmülldeponie beschlossen.

Die Suche nach neuen Standorten wurde durch das beauftragte Ingenieurbüro im Rahmen einer Umweltverträglichkeitsstudie in Anlehnung an die zunächst im Entwurf vorliegende Technische Anleitung (TA) Siedlungsabfall in drei Stufen vorgenommen.

In Stufe 1 wurden Flächen ausgeschieden, deren Eignung als Deponiestandort aus Gründen der Geologie, Hydrogeologie, des Grundwasser- und Gewässerschutzes, des Natur- und Landschaftsschutzes und der Nähe zu Siedlungsflächen stark eingeschränkt ist.

Danach verblieben im gesamten Kreisgebiet nur noch 29 Standortbereiche, die im Rahmen der Positivflächenplanung – Stufe 2 der Standortsuche –

einer Grobbewertung unterzogen wurden. Dabei wurden neun Standorte als potentiell besser geeignet ermittelt und anschließend in einer Feinbewertung – Stufe 3 der Standortsuche – detailliert betrachtet, so daß am Ende noch fünf mögliche Standortbereiche übrig blieben.

Nach vorangegangener Besichtigung der möglichen Standorte durch den Ausschuß für Umwelt und Technik wurde der Bevölkerung der betroffenen Gemeinden zu einem sehr frühen Zeitpunkt das Ergebnis der bisherigen Untersuchungen in Informationsveranstaltungen vor Ort vorgestellt. Diese in Offenburg-Zunsweier, Ettenheim und Achern-Mösbach durchgeführten Veranstaltungen stießen bei der Bevölkerung auf reges Interesse. Der Bevölkerung war dabei Gelegenheit geboten, Bedenken und Anregungen vorzutragen. Das ausgearbeitete Standortgutachten wurde im November 1993 in einer öffentlichen Sitzung des Ausschusses für Umwelt und Technik vorgestellt.

Der Ausschuß für Umwelt und Technik hat sich in seiner Sitzung am 8. Februar 1994 mit der weiteren Vorgehensweise hinsichtlich der Standortuntersuchung für eine Restmülldeponie im Ortenaukreis befaßt. Der bisherige Suchlauf orientierte sich an den Kriterien für eine Deponie der Klasse II nach TA Siedlungsabfall. Nachdem feststand, daß das Granulat aus einer Thermoselectanlage oder einer anderen Schwel-Brenn-Anlage eine Eluierbeständigkeit aufweist, die eine Ablagerung auch auf einer Deponie der Klasse I erlauben würde und da sich die Möglichkeit abzeichnet, auf den bisher vorhandenen Deponien auch künftig Abfallstoffe abzulagern, die den Anforderungen für eine Deponie der Klasse I nicht entsprechen, hat sich das Gremium dafür entschieden, einen neuen Suchlauf für Deponiestandorte der Klasse I durchzuführen.

Der Auftrag zur Suche nach einem Deponiestandort der Klasse I wurde an das Ingenieurbüro WAT, Karlsruhe, das für den Ortenaukreis schon bisher bei der Suche nach einem Deponiestandort der Klasse II tätig war, vergeben. Nach Vorliegen des Untersuchungsergebnisses – voraussichtlich im Herbst 1995 – muß entschieden werden, welche Deponieklasse – I oder II – den weiteren Untersuchungen zugrundezulegen ist.

Ausblick

Am 12. Juni 1994 wird auch der Kreistag neu gewählt werden. Damit geht eine fünfjährige Amtsperiode des Kreistages zu Ende, die von wichtigen Weichenstellungen auf den Gebieten Abfallwirtschaft, Sanierung der

Kreiskrankenhäuser, Öffentlicher Personennahverkehr und großen Herausforderungen bei der Aufnahme der Spätaussiedler und von Asylbewerbern geprägt war. Die letzten Jahre waren aber auch von den immer enger werdenden finanziellen Möglichkeiten der öffentlichen Hand geprägt. Viele wünschenswerte Projekte können derzeit nicht verwirklicht werden, freiwillige Leistungen des Kreises, die an Vereine und Verbände gewährt werden, mußten deutlich zurückgeführt werden. Der Kreistag hat mit mutigen Entscheidungen für die Haushaltsjahre 1993 und 1994 Schwerpunkte gesetzt, die es ermöglichen, die Infrastruktur der Kreispolitik zum Wohl der hier lebenden Bevölkerung zu erhalten und sorgsam fortzuentwickeln. Die Verwaltung des Ortenaukreises dankt allen Mitgliedern des Kreistages für die gute und sachliche Zusammenarbeit.

Am Anfang stand ein preußisches Garnisonslazarett

Zur Geschichte des Kreiskrankenhauses Offenburg

Beitrag von Herrn Prof. Dr. Hansjörg Flick, Leitender Arzt der Augenklinik des Kreiskrankenhauses Offenburg



Der Ortenaukreis hat in den letzten Jahren mit großem Engagement und erheblichen finanziellen Mitteln das Kreiskrankenhaus in Offenburg in weiten Bereichen neu gebaut und Altbauten saniert. Es entstanden neue klinische und operative Fachbereiche mit erweiterten Diagnose- und Behandlungskonzepten. Offenburg hat damit eines der modernsten Krankenhäuser der Zentralversorgung, in dem sich Patienten geborgen und gut versorgt fühlen. Wenn dieser hohe medizinische Standard heute glücklicherweise schon wieder als selbstverständlich gilt, dann ist ein Blick zurück in die Geschichte ganz interessant. An dem Standort des heutigen Kreiskrankenhauses in der Oststadt wurde als erstes 1902 nicht etwa ein Spital für die Zivilbevölkerung gebaut, sondern ein königlich preußisches Garnisonslazarett. Obwohl in dem Hauptgebäude des ehemaligen Militärspitals bis 1989 die Augenklinik untergebracht war und das ehemalige Verwaltungsgebäude und die Kapelle noch heute genutzt werden, sind die geschichtlichen Hintergründe kaum mehr bekannt.

Bis weit in das 18. Jahrhundert gab es in Deutschland kein Krankenhauswesen im heutigen Sinn. Kranke wurden üblicherweise zu Hause versorgt und dort auch von den Ärzten betreut. Bedürftige, Nichtseßhafte und Sieche waren auf meist von Klöstern eingerichteten Elendherbergen angewiesen. So unterhielt das Stift Gengenbach noch im 18. Jahrhundert eine außerhalb der Stadt an der Straße nach Karlsruhe (heutige Okenstraße) gelegene Bettlerstube in einem Erblehnhof. Die Stadt übernahm die Einrichtung und baute sie 1780 zu einem Armenhaus aus, das zunehmend auch der Krankenversorgung diente, denn 1826 wurde ein Spitalarzt ernannt. 1831 verlegte die Stadt das jetzt sogenannte Spital in die Webergasse. Die Forderung des preußischen Militärs nach einem Lazarett erfüllte die Stadt 1849 mit dem Kauf des in der Zwischenzeit auf dem Gelände der ehemaligen Elendherberge gebauten, weiterhin außerhalb der Stadt liegenden Gasthauses Ochsen. Nach dem Abzug des Militärs 1852 verlegte die Stadt

wegen der besseren Nutzungsmöglichkeit das Spital aus der Webergasse in das Lazarett (Gasthaus Ochsen). Mit dem rasch wachsenden medizinischen Fortschritt genügten das Raumangebot und die Einrichtung des ehemaligen Gasthauses immer weniger den Anforderungen, so daß am Ende des 19. Jahrhunderts dringlich ein Krankenhausneubau gefordert wurde. Auf einem Teil des von der Stadt dafür vorgesehenen Geländes am Nußbuckel in der Oststadt entstand zunächst aber nicht etwa das von der Bürgerschaft geforderte neue Städtische Krankenhaus, sondern ein königlich preußisches Garnisonslazarett. Wie in einem Artikel der Zeitung „Dr Alt Offenburger“ vom 26. 8. 1900 im Städtischen Archiv nachzulesen ist, freute sich die Bevölkerung über den Bau dieses Krankenhauses mitnichten: „Das Militärhospital wird nun gebaut . . . Auch hier fällt der Gegensatz auf zwischen der rapiden Erfüllung der Wünsche der militärischen Einwohnerschaft gegenüber dem Schneckengang, auf welchem langjährige und notwendige Forderungen der Bürgerschaft ihrer Erledigung näher kommen. Der Bau eines städtischen Krankenhauses oder Bezirksspitals liegt nun wieder in größerer Entfernung. Jetzt fehlt es der Stadt an den Mone-ten . . .“

Die vom königlichen Kriegsministerium in Berlin stammenden Baupläne für das Lazarett wurden von dem Offenburger Architekten Wacker überarbeitet. Im März 1901 begannen die Bauarbeiten. Die Stadt errichtete den aus sechs Gebäuden bestehenden Komplex für 323 099,90 Mark auf einem etwa 11 000 Quadratmeter großen Gelände am Nußbuckel, das heute noch zum Kreiskrankenhaus Offenburg gehört (Abb. 1). Der Oberstabs- und Regimentsarzt des Infanterieregimentes Nr. 170, Dr. Boeckler, hat uns eine 60seitige handschriftliche, sehr detaillierte „Beschreibung des Garnisonslazareths Offenburg 1902“ mit Plänen und Fotografien hinterlassen, die sich im Städtischen Archiv befindet. Die Maße des 10 750 Quadratmeter großen stadteigenen Geländes werden mit 150 bzw. 116 Meter in West-Ost-Richtung und 83 bzw. 80 Meter in Nord-Süd-Richtung angegeben. Die Schichtung des Untergrundes ist bis in 25 Meter Tiefe mit Grundwasserstand erläutert. Bebaut wurden 1509 Quadratmeter des Geländes, 202 Quadratmeter dienten für Höfe und Wege und 7221 Quadratmeter wurden als Garten angelegt. Am 15. Juli 1902 wurde – wie die Zeitung schreibt – in einem „sehr einfachen und trockenen Festakt“ das Garnisonslazarett dem Betrieb übergeben.

Die Stadt mußte das Gelände zur Verfügung stellen und den Bau finanzieren, das Militär übernahm den Gesamtkomplex für 25 Jahre gegen eine Verzinsung von 6% der Baukosten. Das preußische Kriegsministerium hatte also recht ungehemmt in den Offenburger Stadtsäckel gegriffen, was die Bevölkerung erheblich ärgerte. Von den insgesamt sechs damals errichte-



Abb. 1: Gesamtansicht des Garnisonlazaretts von Süden (von links: Verwaltungsgebäude, Krankenblockgebäude, Absonderungshaus, Waschhaus und Kohlenschuppen, Leichenhaus).



Abb. 2: Früheres Verwaltungsgebäude, heutige Nephrologische Klinik (Nieren- und Hochdruckkrankheiten).



Abb. 3: Früheres Leichenhaus, unverändert bis heute erhalten.



Abb. 4: Sogenanntes Krankenblockgebäude, 1923 bis 1958 Geburtshilfe- und Augenklinik, 1958 bis 1989 Augenklinik, 1989 abgerissen.

ten Gebäuden steht heute nur noch das ehemalige Verwaltungshaus an der Ecke Moltkestraße/Rittweg (Abb. 2). Das mehrmals umgebaute und modernisierte Gebäude beherbergt die Klinik für Nieren- und Hochdruckkranke (Nephrologie). Vom Rittweg aus ist am Ende des eingeschossigen neuen Funktionstraktes auch noch die kleine, als Leichenhaus benutzte Kapelle zu sehen (Abb. 3). Bereits recht früh waren das Wasch- und Desinfektionshaus und der Kohlenschuppen abgerissen worden. 1989 mußte auch das Hauptgebäude des Militärhospitals und das Absonderungshaus dem jetzigen Krankenhausneubau weichen. In dem großen sogenannten Blockgebäude (Abb. 4) gab es insgesamt 45 Betten, und zwar 18 im Erdgeschoß, 24 im Obergeschoß, zwei Betten für Gehilfen und ein Offiziersbett. Sechs weitere Betten standen in dem südöstlich gelegenen kleineren Absonderungshaus (Infektionsbau) zur Verfügung.

Die Bauten waren im sogenannten Übergangsstil errichtet worden, aus rotem Sandstein im Kellergeschoß und einem gelbgrauen Sandstein im Erd- und Obergeschoß. Für die Beleuchtung der Räume dienten Gaslampen, geheizt wurden die einzelnen Zimmer mit weißen Porzellanöfen, lediglich der Operationssaal hatte eine Luftheizung vom darunterliegenden Kellergeschoß aus. Die Beschreibungen des Dr. Boeckler über die einzelnen Bauten mit der Raumaufteilung und Nutzung, den Versorgungs- und Entsorgungsleitungen, den Lüftungs- und Heizungsmöglichkeiten sind ausführlich und recht gut detailliert. Angefügt sind die Grundrisse als sogenannte Belegungspläne (Abb. 5 und 6) und mehrere, leider zum Teil beschädigte Fotografien der Gesamtanlage und einzelner Gebäude aus dem Jahre 1902 (Abb. 1–4 und 7).

Erst 10 Jahre nach dem Bau des Garnisonslazarettes folgte in enger räumlicher Nachbarschaft der von der Bevölkerung sehnlich erwartete Neubau des Städtischen Krankenhauses. Wegen Unpäßlichkeit des Großherzogs fand in Anwesenheit der Großherzogin Luise im Oktober 1912 die feierliche Einweihung statt. Das neue Haus mit 103 Betten hatte 723 000 Mark gekostet.

Nach dem 1. Weltkrieg übernahm die Stadt Gelände und Gebäude des ehemals preußischen Lazaretts und integrierte sie in das Städtische Krankenhaus. Das Absonderungsgebäude wurde Isolierstation für Tuberkulosekranke, im ehemaligen Verwaltungsgebäude entstanden Wohnräume, während in dem Hauptgebäude im Erdgeschoß eine Entbindungsstation eingerichtet wurde und das Obergeschoß Augenkranken vorbehalten war. Über die weitere Geschichte des Haupthauses, des sogenannten Krankenclockgebäudes und des Verwaltungsgebäudes sind leider keine Unterlagen mehr zu finden, und die mündlichen Überlieferungen sind lückenhaft. Die

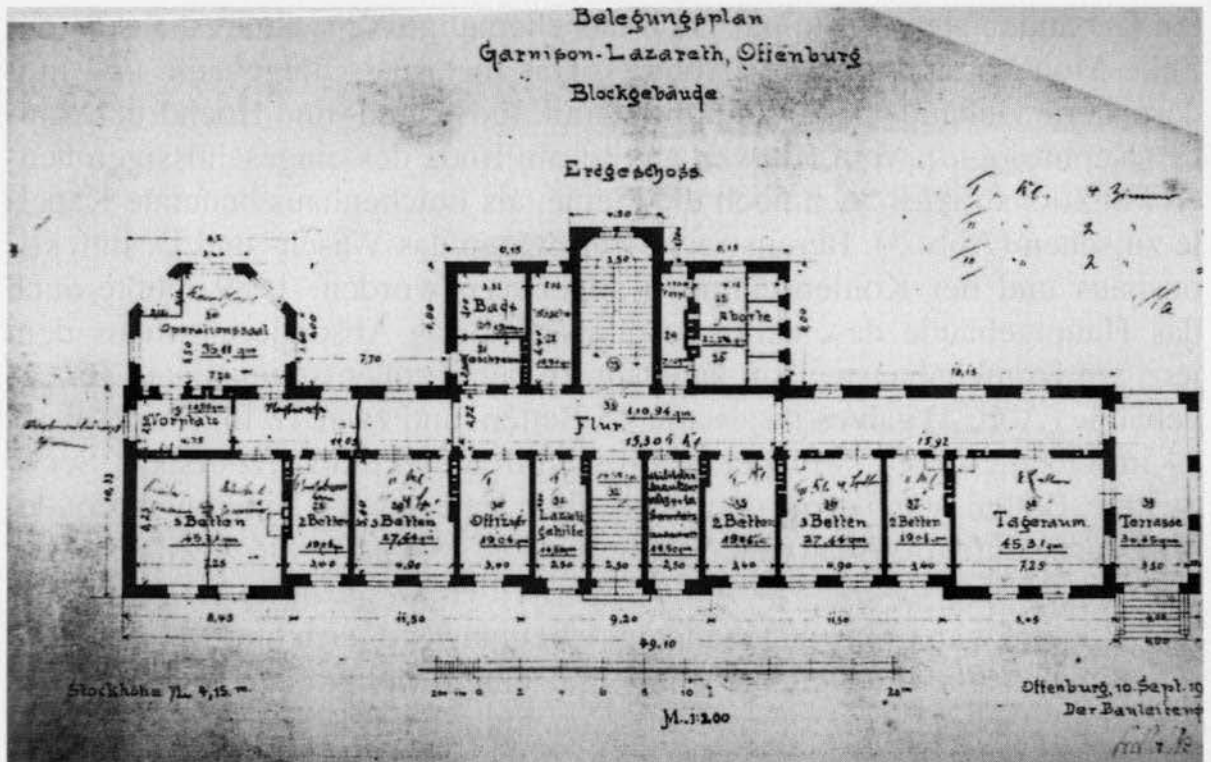


Abb. 5: Grundriß mit Belegungsplan für das Erdgeschoß des Krankenblockgebäudes.

Aufteilung im Haupthaus mit der Geburtshilfe im Erdgeschoß und der Augenabteilung im ersten Obergeschoß blieb aber bis 1958 bestehen.

Dem damaligen Offenburger Augenarzt Dr. Klingerhöfer waren 1912 schon Betten für augenkrankte Patienten im neuen Städtischen Krankenhaus zur Verfügung gestellt worden. Wahrscheinlich 1923 wurden diese augenklinischen Betten in das ehemalige Militärlazarett ausgelagert. Entsprechend der damals beschränkten Behandlungsmöglichkeiten in der Augenheilkunde und der sich erst langsam entwickelnden Operationstechniken, wurden zunächst nur wenige Patienten augenärztlich stationär betreut, so daß die Belegung auch nur langsam zunahm. 1935 übernahm Dr. Haas die Abteilung, die jetzt über 27 Betten verfügte. Aus politischen Gründen mußte Dr. Haas 1945 seine Krankenhaustätigkeit beenden. Mit der ärztlichen Leitung der augenärztlichen Belegabteilung wurde der aus Prag kommende Dr. Karasek betraut. Mit langdauernden Diät- und Liegekuren gelang es ihm, die Belegung erheblich zu steigern. Anfang der 50er Jahre wurden deswegen erweiternde Umbauten vorgenommen, sogar Pläne zum Ausbau des Dachgeschosses mit 25 zusätzlichen Betten gab es. Nach der Verlagerung der geburtshilflichen Abteilung im Jahr 1958 in einen Neubau stand das ganze ehemalige Hauptgebäude des Militärlazaretts den Augenkranken zur Verfügung. Bis 1970 hatten die am Krankenhaus tätigen

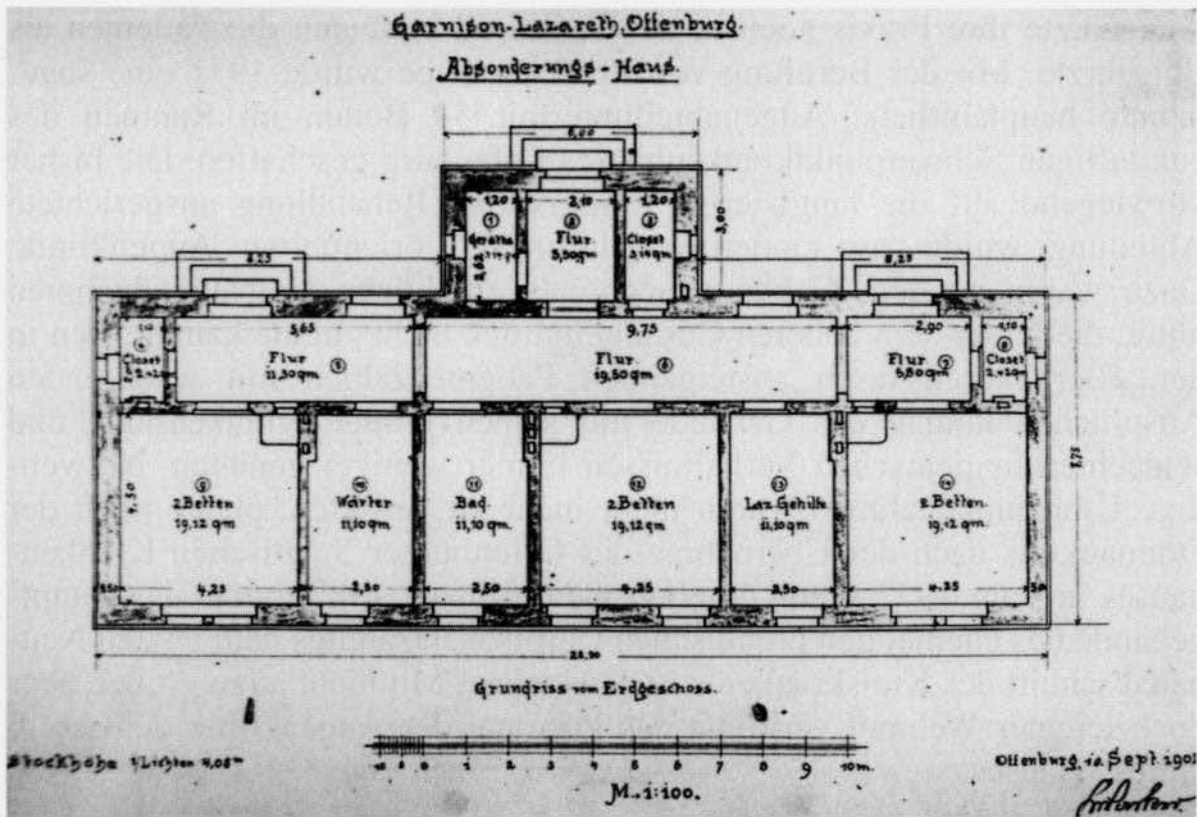


Abb. 6: Grundriß mit Belegungsplan für das Absonderungshaus



Abb. 7: Ansicht der gesamten Anlage von Osten

Augenärzte ihre Praxis noch in der Stadt und betreuten die Patienten als Belegärzte. Mit der Berufung von Prof. Dr. Pape wurde 1971 eine sogenannte hauptamtliche Augenabteilung mit 54 Betten im Rahmen des zukünftigen Schwerpunktkrankenhauses Offenburg geschaffen. Die bisher vorwiegend auf die langwierige konservative Behandlung ausgerichtete Abteilung wurde zur modernen, chirurgisch orientierten Augenklinik. Dazu waren an dem Gebäude nochmals erhebliche Umbaumaßnahmen nötig, die leider dem äußeren Gesamteindruck nicht zugute kamen. Den in den 80er Jahren rasch ansteigenden Patientenzahlen mit wachsenden Ansprüchen konnte das Gebäude mit seinen großen Krankensälen und schlechten hygienischen Verhältnissen immer weniger genügen. Notwendige Umbaumaßnahmen waren nicht mehr zu vertreten, plante doch der Ortenaukreis nach der Übernahme des Offenburger Städtischen Krankenhauses im Jahr 1977 schon einen großen Neubau. 1989 mußte das Hauptgebäude des ehemaligen preußischen Garnisonslazarettes dem letzten Neubauabschnitt des Kreiskrankenhauses weichen. Mit nicht allzu großer, aber doch leichter Wehmut verfolgte das Personal der Augenklinik den Abriß „ihres“ Hauses.

1902 konnte sicher niemand voraussehen, daß die vom preußischen Kriegsministerium geplanten und nur wenige Jahre militärisch genutzten Gebäude viele Jahrzehnte recht friedlichen Zwecken dienen würden. Frauen brachten dort ihre Kinder zur Welt, Augenkranke wurden operiert, und noch heute werden nieren- und hochdruckkranke Patienten im ehemaligen Verwaltungsgebäude betreut. Durch häufige Renovierungen, durch Um- und Anbauten wurden die Häuser den neuen Anforderungen angepaßt. Sie wurden dadurch zweckmäßiger, aber sicher nicht schöner, wie der Vergleich mit den alten Fotos zeigt. Wirtschafts- und Baufachleute fürchteten, daß eine Modernisierung und weitere Nutzung des Hauptgebäudes und des Absonderungshauses wesentlich höhere Kosten verursachen würden als ein Neubau. Mit dem Abriß der beiden Häuser verschwand ein junges und nicht allzu bedeutsames, aber doch kleines Stückchen Offenburger Geschichte.

Geblichen ist das kaum noch als Bau der Jahrhundertwende zu erkennende frühere Verwaltungsgebäude und „stilrein“ das kapellenähnliche frühere Leichenhaus. Beide Bauten werden wohl noch ihren 100. Geburtstag erleben.

Fotos: Dr. Boeckler, Oberstabs- und Regimentsarzt, Infanterieregiment Nr. 170: Aufnahmen aus dem Jahr 1902

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach

Dieter Kauf

Seit 30 Jahren schon besteht im Ortsteil Gutach-Turm das Schwarzwälder Freilichtmuseum rund um den alten „Vogtsbauernhof“, das aus dieser Landschaft heute nicht mehr wegzudenken ist.¹ Das „Straudorf“, von den Gutachern wegen seiner vielen Strohdächer liebevoll so benannt, wurde in dieser Zeit zu einer vielfach beachteten Kultur- und Freizeiteinrichtung mit über zehn Millionen Besuchern.

Beginn und erste Ausbauphase bis zum Jahre 1979

Die Geschichte des Gutacher Museums begann eigentlich im Jahre 1960. Schon damals war Studienprofessor H. Schilli, der Leiter der Zimmermeisterschule in Freiburg, zehn Jahre als ehrenamtlicher Denkmalpfleger im



Der Kreistag von Wolfach im Jahre 1962 im Museumsgelände: Max Ringwald aus Gutach (1. v. l.), Bürgermeister Christian Moser von Gutach (3. v. l.), Professor Hermann Schilli (Mitte), Regierungspräsident Anton Dichtel (3. v. r.) und Landrat Werner Ackenheil (2. v. r.).

Regierungsbezirk Südbaden tätig gewesen. Dabei mußte er nach seinen eigenen Worten die Beobachtung machen, daß die alten eindrucksvollen und typischen Häuser des Schwarzwaldes nach und nach aus der Landschaft verschwunden waren. Dies bestärkte damals seine Auffassung, der Nachwelt eine bleibende Erinnerung an diese charakteristischen Zeugen einer einzigartigen Kulturlandschaft zu vermitteln. So faßte er denn auch folgerichtig für sich den Entschluß, nach seiner Pensionierung im Jahre 1961 die Errichtung eines Schwarzwälder Freilichtmuseums durchzusetzen und zu verwirklichen. Ein eigenes Gutachten vom 5. Januar 1961, ein Plädoyer von Otto Ernst Sutter für die Erhaltung des „Vogtsbauernhofs“ und ein Rundfunkinterview vom 18. August 1961 im Süddeutschen Rundfunk vermochten das Referat für Denkmalpflege – damals im Innenministerium – und den Kreistag des Landkreises Wolfach als wichtige und kompetente Partner dafür zu gewinnen.

Am 12. Juli 1962 beschloß der Kreistag Wolfach, den „Vogtsbauernhof“ in Gutach² zu übernehmen. Der Landkreis finanzierte dabei den Erwerb des Geländes und des Hofes; die Denkmalbehörde beschaffte Mittel für dessen Erhaltung und Sicherung. Am 27. März 1963 wurde der Kaufvertrag zwischen dem Landkreis Wolfach und den drei Erben-Parteien geschlossen.



Vogtsbauernhof. Renovierung des Stubenbereichs im Jahre 1963 (v. l. Berthold Breithaupt. Museumsverwalter, und Jakob Blum).

Der „Vogtsbauernhof“ in Gutach war Keimzelle eines Museums geworden, das zunächst die drei wichtigsten Haustypen des Schwarzwaldes – das Gutachtäler Haus, das Heidenhaus oder Höhenhaus und das Kinzigtäler Haus – an deren geographischer Schnittstelle darstellen wollte. Erhaltung und Sicherung des „Vogtsbauernhofes“ standen am Anfang musealer Arbeiten in Gutach. Mit deren Ende gab dieser Hof – als Urzelle des Museums – diesem auch den Namen.

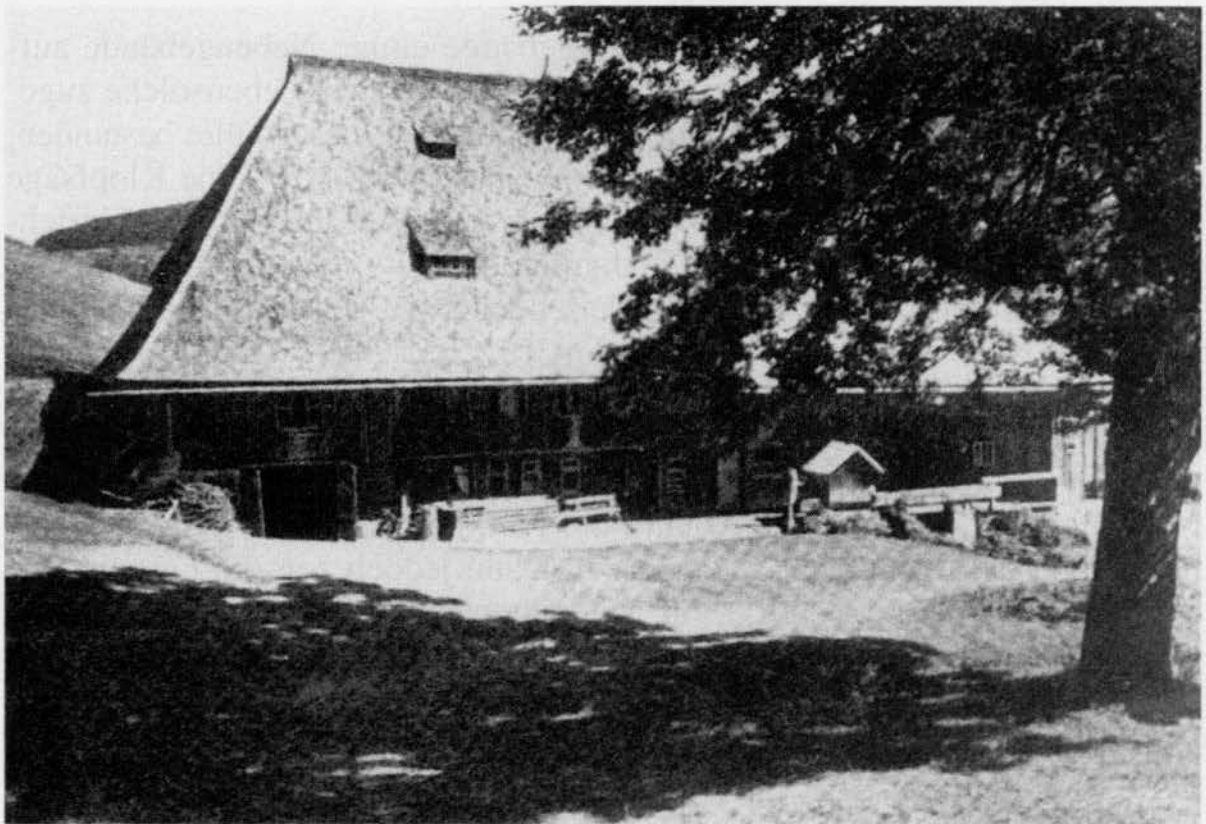
Als Eindachhof für Menschen, Tiere und Erntegut verkörpert der „Vogtsbauernhof“ unter den Häusern des Schwarzwaldes das sog. „Gutachtäler Haus“. Dieses zeichnet sich vor allem durch einen hellen gemauerten Steinkern – die Küche – in der Mitte der Giebelseite aus, die von einem Halbwaln geschützt ist. Auslöser dieser Bau- und Raumgestaltung war eine Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568. Das Dachgerüst des im Jahre 1612 erbauten „Vogtsbauernhofes“ gründet aus dem jüngeren System des liegenden Stuhles. Kernstücke dieses Hauses sind die Stube mit der Herrgottssäule, die hier im ehemals württembergisch-evangelischen Bereich die Bibel beinhaltet, und dem Kachelofen sowie die Küche mit zwei Sparherden und dem Rauchfang. Der dritte Raum zur Talseite des Hauses war das sog. Stüble, meist als Leibgeding genutzt. Dieses „Gutachtäler Haus“ stand und steht heute noch z. T. in dem Gebiet zwischen Villingen, Triberg, Hausach, Schiltach und St. Georgen.

Da im Gutachtal in der Regel ein Hofgebäude einige Nebengebäude aufwies, wurden im Museum dem „Vogtsbauernhof“ wieder ebensolche zugesellt, die jedoch nicht überall und bei jedem Hof in dieser Fülle bestanden: ein Speicher aus Oberharmersbach, erbaut 1606 und 1626; eine Klopfsäge vom Wilmershof in Schwärzenbach – eine technisch interessante Einrichtung aus der Zeit des 13. bis 18. Jahrhunderts – , eine Mahlmühle mit Stampfe aus dem Adamshof in Vorderlehengericht sowie ein Leibgedinghaus vom Neubauernhof in Gutach, dort 1652 errichtet.³ Das zum „Vogtsbauernhof“ gehörende Brenn- und Backhaus wurde natürlich im Museum belassen.

Noch bis zum Herbst 1965 wohnte die Familie Aberle im „Vogtsbauernhof“, denn das Wohnrecht stand ihr zu. Dann jedoch zog die Familie aus. Sie verzichtete am 14. Juli 1966 gegenüber dem Landkreis Wolfach auf das Wohnrecht, machte aber Miete für die ihr zustehenden Räume im „Vogtsbauernhof“ geltend, deren Preise jeweils 1966 und 1971 neu festgelegt wurden.

Der „Vogtsbauernhof“ und seine musealen Nebengebäude waren der Anfang des Museums, dem ab 1966 die erste Ausbaustufe mit dem Erwerb

des „Hippenseppenhofes“⁴ und seiner Nebengebäude folgte. Dieser Hof in Katzensteig bei Furtwangen gehörte im Jahre 1964 noch drei Besitzparteien, zwei Drittel davon dem Land Baden-Württemberg. Das Haus hatte vor allem als Unterkunft für den Waldhüter gedient, für den mittlerweile neben dem Hof ein neues Haus errichtet worden war. Somit war das alte Hofgebäude nutzlos geworden. Eine Besitzerin war für die Übersiedlung des Hauses nach Gutach und verzichtete auf die ihr zustehende Entschädigung. Im Juli 1964 signalisierte das Staatliche Hochbauamt Donaueschingen grundsätzliche Bereitschaft für den Abbruch, machte aber auf die Diskussion über die Standortfrage eines Landes-Freilichtmuseums in Baden-Württemberg aufmerksam. Dieser Sachverhalt und die mangelnde Entscheidungsfreude in Stuttgart in der Frage weiterer Freilichtmuseen im Lande zog den Erwerb des „Hippenseppenhofs“ für Gutach hin. Die Denkmalpflege stellte sich hinter Gutach als Museumsstandort. Nochmals charakterisierte H. Schilli im November 1965 den „Hippenseppenhof“ als einen von zwei noch erhaltenen Hochsäulenbauten mit mittelalterlichem Hausgerüst im Schwarzwald, ehe im Frühjahr 1966 die Denkmalbehörde das Baugesuch gefertigt hatte. Damit waren der Abbruch des Hofes in Furtwangen-Katzensteig und dessen Aufbau in Gutach in die Wege geleitet. Die notwendigen Arbeiten erfolgten im April/Mai 1966. Die Schindeln



Der „Hippenseppenhof“ an seinem ursprünglichen Standort in Furtwangen



Der „Hippenseppenhof“ aus Furtwangen-Katzensteig im Schwarzwälder Freilichtmuseum

zur Dachdeckung wurden danach angeliefert. Das Richtfest feierte man am 27. Oktober 1966. Zu Beginn der Museumssaison 1967 konnte der „Hippenseppenhof“ besichtigt werden. Seit April 1968 stellte dort die Künstlervereinigung des Kreises Wolfach ihre Werke aus. Im Januar 1971 erhielt der „Hippenseppenhof“ Dachreiter und Glocke.

Der „Hippenseppenhof“, im Kern aus dem Jahre 1599 stammend, ist ein Beispiel der ältesten Hausform im Schwarzwald, des sog. „Heidenhauses“ oder Höhenhauses. Ebenfalls ein Eindachhaus, mit Hocheinfahrt in den Dachraum und einem Vollwalm an der Stirnseite des Hauses, ist dieses jedoch in der ältesten, d. h. unbekannten, heidnischen Art erbaut: getragen von mächtigen Firstsäulen vom Boden bis zum Dach, eine Einheit von Haus- und Dachgerüst, den Wohnteil zum Berg hin.

Schindeldeckung, Vollwalm und ein großer Viehstall sind Folgen früherer klimatischer und landwirtschaftlicher Gegebenheiten im Furtwanger Raum. Die Stube mit dem reichlich ausgestatteten Herrgottswinkel kennzeichnet katholisches Leben und Brauchtum. Die Küche enthält einen Tischherd, den Vorläufer des Sparherdes.

Der Typ dieses „Schwarzwälder Heidenhauses oder Höhenhauses“ ist und war in einem Gebiet verbreitet, das sich im Westen von Haslach i. K. bis zum Feldberg erstreckt, hinüber nach St. Blasien und zur oberen Wutach führt und im Osten von Villingen über St. Georgen nach Triberg reicht.

Im Museum erhielt der „Hippenseppenhof“ Ende Juni 1967 eine Hofkapelle vom Simonshof im Joostal und 1969 einen Speicher vom Winterhalderhof in Schollach als Nebengebäude. Der Speicher wurde 1590 auf nahezu quadratischem Grundriß im fünfeckigen Querschnitt erbaut.

Aber nicht nur die Aufbauarbeiten im Museum kennzeichnen die Jahre 1966/67; Ende Februar 1967 hob ein starker Orkan das Dach der Klopfsäge ab und schob es zur Seite. Im März wurde dieses Dach mit heimischem Roggenstroh neu gedeckt.

Obwohl erst mitten in der ersten Ausbauphase des Schwarzwälder Freilichtmuseums arbeitend, ließ H. Schilli Ende September 1967 im Wolfacher Kreistag eine etwaige Erweiterung des Museums um ein Schauinsland- und Hotzenwaldhaus erörtern, um grünes Licht für den entsprechenden Bodenkauf zu erhalten. Daneben mühte er sich im Dezember 1967 um den Erwerb einer Hochgangsäge und eines Kassenhauses.

Im Dezember 1968 erschien der erste Museumsführer von H. Schilli mit einem Umfang von 50 Seiten. Im Rahmen der Infrastruktur wurde im August 1969 ein geräumiger Parkplatz erstellt, und im Mai 1970 eine Hanfreibe als Neuerwerbung vorgestellt.

Zu diesem Zeitpunkt aber war man in Gutach mitten in der Realisierung des zweiten Abschnitts der ersten Ausbauphase, dem Erwerb des „Lorenzenhofes“⁵ aus Oberwolfach. Im Mai 1970 erklärte sich dessen Besitzer erneut bereit, den „Lorenzenhof“ in das Schwarzwälder Freilichtmuseum zu versetzen und ihn damit zu erhalten. H. Schilli wünschte eine baldige Umsetzung. Der Landkreis sollte den Abbruch und die Einebnung des Geländes in Oberwolfach bezahlen. Soweit es gehe, werde alles alte Holz mit- und wiederverwendet.

Und erneut geriet diese Ausdehnung des Gutacher Museums in die Überlegungen der Landesregierung, ob für Baden-Württemberg doch ein zentrales Freilichtmuseum errichtet werden solle oder nicht. Dazu kam anscheinend noch ein zögerndes Verhalten des Landkreises Wolfach, der kurz vor seiner Auflösung und Integrierung in den Ortenaukreis etwaige Kosten scheute, von denen man nicht wußte, ob man sie bis zur Eingliederung im

Jahre 1973 begleichen könne. H. Schilli setzte mehrere befürwortende Vertreter für Gutach ein, etwa Angehörige der Fakultät für Architektur der Universität Karlsruhe und den bekannten Juristen Prof. Dr. H. Thieme in Freiburg.

Anfang September 1970 beschloß der Kreistag Wolfach den Grunderwerb zur Aufstellung des „Lorenzenhofs“ im Museum. Nachdem H. Schilli nochmals nachdrücklich das Kultusministerium um Landesmittel gebeten hatte, machte dieses seine Billigung abhängig von der Zustimmung des Landesdenkmalamts in Freiburg, die am 7. September 1970 erfolgte. Ende des Monats stellte sich das Regierungspräsidium Freiburg ebenfalls hinter den Erwerb für Gutach, um eines der schönsten noch erhaltenen Kinzigtäler Bauernhäuser zu retten und zu bewahren. Am 26. Oktober 1970 gab der Kreistag generell grünes Licht zum Erwerb der Grundstücke im Museum und des „Lorenzenhofs“. Die Abbruch- und Aufstellungskosten übernahm das Land Baden-Württemberg. Jetzt wurde nochmals über den Kaufpreis verhandelt, ehe am 1. März 1971 der eigentliche Hofkaufvertrag zustande kam. Anfang Mai 1971 wurde mit den Abbauarbeiten begonnen. Dabei war erfreulich, daß 80 Prozent aller Holzbauelemente übernommen werden konnten. Anfang Juni erhielt der Dachdecker aus dem Teufelsmoor bei Bremen den Auftrag, den „Lorenzenhof“ mit Reet zu decken. Im Jahre 1972 zur Museumssaison konnte dieser besichtigt werden.



Der „Lorenzenhof“ in Oberwolfach an seinem ursprünglichen Standort „am Wasser“



Der „Lorenzenhof“ aus Oberwolfach im Schwarzwälder Freilichtmuseum

Der um 1540 erbaute „Lorenzenhof“ – das Fälldatum des Bauholzes weist in jene Zeit – verkörpert den Typ des sog. „Kinzigtäler Hauses“. Dessen wichtigste Kennzeichen sind das steinerne Untergeschoß mit dem Stall, das hölzerne Obergeschoß als Wohnteil mit Küche, Stube und Kammer sowie das Giebelfeld aus Holz, gegliedert durch mehrere Veranden. Das Eindachhaus besitzt an seiner Stirn- und Talseite einen Halbwaln.

Die Verbreitung des „Kinzigtäler Hauses“ erstreckt sich im Osten von der oberen Kinzig über Freudenstadt bis zum Oberlauf der Murg, im Westen vom Kinzig- über das Rench- in das Achertal.

Als museale Nebengebäude sind dem „Lorenzenhof“ eine Backhütte, ein Speicher aus Hauserbach, ein Bähofen und eine Hanfreibe zugeordnet. Ein Modell eines Kinzigfloßes hinter dem „Lorenzenhof“ ist ebenso ein Hinweis auf eine wichtige Erwerbstätigkeit der Bauern wie das im Jahre 1979 im „Lorenzenhof“ eingerichtete Waldmuseum, das die Holznutzung im Schwarzwald deutlich macht. Die Holz- und Waldnutzung ist auch in einer Hochgangsäge wie in einem Nachbau eines Kohlenmeilers dokumentiert, der im Jahre 1972 beim „Hippenseppenhof“ fertiggestellt wurde.

Das Jahr 1973 brachte nicht nur den Wechsel in der Museumsträgerschaft vom Landkreis Wolfach zum Ortenaukreis, sondern auch das erste

Bemühen, das Museums-Areal mit einem 900 Meter langen Zaun gegenüber der Umwelt und zum Schutz der Anlage zu umgeben. Dieses Werk war im Oktober 1973 beendet. Im Mai hatte sich unterdessen der Kultur- und Bildungsausschuß des Ortenaukreises ein erstes Bild über dieses Museum in Gutach verschafft, das in Zukunft oft genug in seinen Entscheidungsreich fiel. Zunächst waren die Mittel für den Aufbau der Ölmühle und der Hammerschmiede zu bewilligen. Ende Oktober 1974 wurde ein neuer Bebauungsplan „Vogtsbauernhof“ aufgestellt, der dadurch notwendig wurde, daß H. Schilli plante, den alten „Zimmerbauernhof“ in der räumlichen Nachbarschaft des „Vogtsbauernhofs“ auf Abbruch zu erwerben und auf dessen Gelände einen Neubau für eine Wohnung, eine Werkstatt und eine Studienstelle für deutsche Hausforschung mit Archiv- und Benutzerraum zu erstellen. Gleichzeitig mußte für den Bebauungsplan ein Platz für das Schauinslandhaus gefunden werden. Schon im Mai 1973 hatte der Kultur- und Bildungsausschuß des Ortenaukreises den Erwerb des alten „Zimmerbauernhofs“ mit einer Fläche von 2000 Quadratmetern beschlossen. Danach aber kam es mit dem Landesdenkmalamt zu Kontroversen, da der „Zimmerbauernhof“ unter Denkmalschutz stand. Es ging um die für beide Teile schwere Frage, ob dieser Hof zu sanieren sei oder ob er abgebrochen werden könne. Schließlich stimmte das Regierungspräsidium im August 1978 den Abbruch- und Neubauplänen zu. Im November 1978 erfolgte die Zustimmung des Kreistages des Ortenaukreises. Verhandlungen um die Garantie der Wasserleitung durch die Anrainer sowie lange verzögerte Zimmermannsarbeiten zogen die Vollendung des neuen „Zimmerbauernhofs“ im Museum bis in den März 1981 hinaus. Damit stand den Besuchern in dessen Kellergeschoß auch eine weitere WC-Anlage im Museumsbereich zur Verfügung.

Die zweite Ausbauphase bis zur vorläufig abgeschlossenen Konzeption des Museums

Nach mittlerweile 14jähriger Auf- und Ausbautätigkeit hatte das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach zunächst seine fachliche Bedeutung unter Beweis stellen können; zugleich aber honorierte auch die Bevölkerung diese Bemühungen mit wachsenden Besucherzahlen, die im Jahre 1979 mit 516 560 Interessierten einen ersten absoluten Höhepunkt setzten. So war es nur natürlich, sich intensive Gedanken über zwei weitere Haustypen des Schwarzwaldes und deren Dokumentation im Gutacher Museum zu machen.

Ende 1978 hatte H. Schilli schon vorgeschlagen, den „Klausenhof“ in Herrischried-Herrischwand als Hotzenwaldhaus⁶ abrechen und in Gutach

wiederaufbauen zu lassen. Dieses Haus war seiner Meinung nach der letzte Bau im Hotzenwald mit Schrägnagelung und in Holzständerbauweise. Da der „Klausenhof“ schon stark ausgebeint war, schien er auch baulich gefährdet. Schilli drängte gegenüber Landrat Dr. G. Gamber auf Eile der Erwerbung, weil einmal der Bauer abreißen wolle und zum anderen er – H. Schilli – selbst bald „abgerissen werde“ und dazu auch „zittig“ sei. Nach einer Besichtigung und dem Festlegen des Kaufpreises im Januar 1979 stimmte der Kultur- und Bildungsausschuß des Ortenaukreises dem Erwerb des „Klausenhofes“ zu. Bei dessen Bauaufmaß Anfang Februar 1979 war man der Meinung, in drei Wochen mit dem Abbruch beginnen zu können. In der Folgezeit entwickelte sich unter der Bevölkerung des Landkreises Waldshut und der Raumschaft Bad Säckingen eine Initiative, die die Gemeinde Herrischried bewegte, den „Klausenhof“ als letztes der erhaltenen Hotzenwaldhäuser für die Raumschaft an Ort und Stelle zu erhalten. Der Ortenaukreis verzichtete am 3. Juli 1979 daher auf den Erwerb des „Klausenhofs“ und beauftragte H. Schilli, im Museum einen Nachbau zu erstellen, dessen Richtfest am 19. Oktober 1979 gefeiert wurde, und der am 31. Mai 1980 zur Besichtigung freigegeben werden konnte.

Vorbild für das Hotzenwaldhaus im Gutacher Museum blieb der Bau des „Klausenhofs“ in Herrischried-Herrischwand, der im 18. Jahrhundert erbaut und 1864 weitgehend umgestaltet wurde. Wichtigste Kennzeichen dieses Hauses sind: ein quaderförmiger Hauskörper mit allseitigem Vollwalm; eine Hocheinfahrt mit eigenem Einfahrtshäusle; Firstständer und Firstbaum; im Erdgeschoß der „Schild“, ein nahezu zwei Meter breiter Gang im Innern des Hauses mit dem Brunnen und viel Platz für allerlei Betätigung im Winter und bei schlechtem Wetter. „Schild“ und Vollwalme sind die Antwort des Menschen beim Bau seiner Häuser auf die klimatische Ungunst des Hotzenwaldes.

Auf diesen, d. h. das Gebiet des Hotzenwaldes nördlich des Hochrheins zwischen den Flüssen Wehra im Westen und Schlücht/Schwarza im Osten sowie zwischen Bad Säckingen im Süden und St. Blasien im Norden, erstreckt sich das Verbreitungsgebiet des Hotzenwaldhauses.

Dieses besaß wohl früher keine Nebengebäude. Daher sind solche auch im Museum nicht dokumentiert. Webstuhl und Webraum jedoch machen einen für den Hotzenwälder Bauer wichtigen Nebenerwerbszweig deutlich.

Die sich westlich an den Hotzenwald anschließenden Hochregionen des südlichen Schwarzwalds haben zu einem eigenen Haustyp geführt, den man als „Schauinslandhaus“ oder Münstertäler Haus bezeichnen kann. Seit dem Jahre 1977 hatte man im Ortenaukreis als Abbruchhaus den „Reese-

hanselhof“ in Hofgrund⁷ im Auge. Die im September 1977 gestellte Frage nach Zuschüssen brachte die allgemeine Diskussion um ein zentrales Freilichtmuseum oder die Förderung regionaler Einrichtungen wieder in Gang und war zunächst von dieser abhängig. In einem gemeinsamen Gespräch



Beim Richtfest am Schauinslandhaus: Landeskonservator Martin Hesselbacher, Hermann Schilli, Regierungspräsident Dr. Norbert Nothelfer und Landrat Dr. Gerhard Gamber (29. Juni 1981)

mit den Landesdenkmalämtern Stuttgart und Freiburg wurden die Museumsfrage allgemein, sodann aber auch der mögliche Standort des Schauinslandhauses im Museumsbereich erörtert.

Danach galt es, im November 1977 Kontakte mit dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald aufzunehmen, um das Neubaugesuch des Inhabers des „Reesehanselhofs“ voranzutreiben und zugleich den Abbruch des alten Hofgebäudes für das Gutacher Museum zu ermöglichen. Bis Mitte Mai 1978 schienen sowohl die finanziellen Mittel wie auch die baurechtlichen Fragen geklärt. Da tauchte ein neues Problem auf, als ein Verwandter des Hofbesitzers sein Wohnrecht auf dem alten Hof bzw. dem Neubau geltend machen konnte. Nach langwierigem Rechtsstreit zwischen dem Wohnrechtsbesitzer, dem Ortenaukreis und dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald schließen der Ortenaukreis und der Hofbesitzer am 20. März 1979 einen Vertrag über den Verkauf und Abbruch des „Reesehanselhofs“, der u. a. auch gegenüber dem Wohnrechtsbesitzer bis zum 30. Juni 1980 befristet wurde. Dieser zog nun in das alte Hofgebäude ein. Auf Bitte des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald wurde die Vertragsfrist auf 30. 6. 1981 verlängert, dabei aber vom Ortenaukreis angemerkt, daß man auch an einen Nachbau im Museum denken könne. Im Januar 1980 wollte man die Baugenehmigung für den Neubau neben dem alten Hof nur erteilen, wenn der Wohnrechtsinhaber auf sein Recht verzichtet. Dies war aber nach der Meinung des Ortenaukreises nicht zu realisieren. Er zog daher seine Erklärung zurück, den „Reesehanselhof“ zu erwerben. Der Kultur- und Bildungsausschuß beschloß am 15. Januar 1980, den Planungsauftrag für die Erstellung eines Schauinslandhauses im Museum zu vergeben, sei es als Nachbau oder durch Umsetzung eines Originales. Im April 1980 gab der Ortenaukreis den Kaufvertrag an den Hofbesitzer zurück. Das Württembergische Landesmuseum und die Zentrale Museumsstelle in Tübingen genehmigen einen Nachbau nur, wenn sich kein Haus mehr übertragen läßt oder wenn das zu übertragende Haus so verrottet ist, daß es nichts Originales übrigläßt. Im Mai 1980 befürwortete der Kultur- und Bildungsausschuß auf Initiative von H. Schilli einen Nachbau. Dieses Projekt wurde am 6. Juni 1980 durch den Kreistag des Ortenaukreises gebilligt. Die ersten Bauarbeiten wurden im Oktober 1980 vergeben; am 29. Juni 1981 feierte man das Richtfest.

H. Schilli versprach dabei, den Ortenaukreis „in punkto Erweiterung des Museums nicht mehr zu neuen Taten zu drängen“, und Landrat Dr. G. Gamber bestätigte die vorläufig abgeschlossene Konzeption des Schwarzwälder Freilichtmuseums in Gutach. Im April 1982 war das Schauinslandhaus fertiggestellt und für die Besucher offen.

Dieser Neu- und Nachbau mit handbeschlagenen Holzteilen und handgespaltenen Tannenholz-Schindeln war am „Reesehanselhof“ in Hofgrund orientiert, der um 1680 erbaut, danach aber mehrfach verändert wurde. Diesen Hof beherrschten ein allseits abgewalmtes und mit Schindeln gedecktes Dach, der Eingang an der Schmalseite, der „Brunnenschopf“ als Zugang zu Futtergang und Stall sowie eine Dachkonstruktion mit einer Mischung von Firstsäulen im Wirtschaftsbereich und liegendem Dachstuhl über dem Wohnbereich.

Das Schindeldach, am Hang tief heruntergezogen, sowie die mittelgroßen Ausmaße des Hauses charakterisieren den rauhen Lebensraum der kargen Berglandschaft, in der nur Viehzucht und der Nebenerwerb als Holzarbeiter und im Bergbau möglich waren. Nebengebäude fehlen; die Hausgärten sind klein und bescheiden.

Das Verbreitungsgebiet des „Schauinslandhauses“ zieht sich vom oberen Wiesental im Süden über das Münstertal hinweg bis in das obere Dreisamtal im Norden bei Oberried hin.

Zur Innenausstattung der Häuser im Museum

Nach H. Schilli war für den Wiederaufbau des Hauses im Museum der anhand bautechnischer Merkmale abzulesende erste Bauzustand ausschlaggebend. Der Inneneinrichtung dieser Häuser im Museum lag eine vergleichbare Zielsetzung zugrunde: Vergangenes Schwarzwälder Bauern-Wohnen und -Arbeiten idealtypisch und beispielhaft zu vermitteln. Es galt „dem Menschen von heute, der dem Heimat- und Volkstum ablehnenden Zeitgeist wehrlos ausgeliefert ist, ein Stück Schwarzwälder Kulturlandschaft mit ihrem Bauernleben in voller Eigenart zu zeigen“.⁸ Für die Innenausstattung der Häuser im Museum bedeutete dies: „Die innere Ausstattung aller Schwarzwaldhäuser ist gleich. Sie spiegelt die einfache und doch geformte Lebenshaltung wider“.⁹ In diesem Zusammenhang ist die Einrichtung sämtlicher Hofgebäude zu sehen. Dabei werden Ordnung, gemeinschaftliches Wohnen, Arbeiten und Leben sowie karge Einrichtung zu Symbolträgern verselbständigt.

Die in dieser Art im Gutacher Museum aufgebauten und ausgestatteten Hofgebäude stellen mit ihren Nebengebäuden sowie mit vielen weiteren Kleindenkmalen (Bildstöcke, Wegkreuz, Grenzsteine) und technischen Gebäuden (Kohlenmeiler, Sägen, Hammerschmiede und Ölmühle) die Lebenswelt der Menschen im gebirgigen Anteil des Schwarzwaldes vom Sü-

den am Hochrhein bis zum Norden im Acher- und Oos-Tal dar. Gleichzeitig hat aber auch das Museum die Wurzeln darzustellen, auf denen die heutige Kultur des Schwarzwaldes steht.

Dazu müssen die musealen Objekte – die Häuser – durch eine Sammlung von Archivalien, Bildern, Plänen und Literatur ergänzt werden. Vorträge und Seminare können die obengenannten Fragestellungen aufbereiten. Die Problematik der Beschriftung im Museum muß systematisch in Angriff genommen werden; museumspädagogische Schritte sind notwendig; Sonderausstellungen innerhalb des Museums werden eine Plattform dafür sein, immer wieder die Besucher und die Interessierten mit ergänzenden und neuen Themenangeboten anzusprechen.

Dies alles konnte H. Schilli, der am 28. August 1981 verstarb¹⁰ und für seine Verdienste um das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach u. a. mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse (1966), dem Oberrheinischen Kulturpreis (1967), der Ehrenbürgerschaft in Gutach (1976) und dem ersten Ortenauer Heimatpreis (1979) geehrt wurde, nicht mehr in die Wege leiten, wenn er auch 1980 noch dafür Sorge trug, daß für solche Bemühungen im neuen „Zimmerbauernhof“ Platz und Räume geschaffen wurden. Seine Nachfolge trat am 1. April 1983 Dr. D. Kauß als heimischer Ortenauer und Schwarzwälder an.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum seit 1983

Mit der neuen Museumsleitung änderte sich das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach nicht. Die Ansprüche der Freilichtmuseen insgesamt wurden jedoch dadurch angehoben, daß es ihnen zur Aufgabe gemacht wurde, die Ganzheit des bäuerlichen Wohnens, Lebens und Arbeitens darzustellen¹¹. Dies bedeutete bei neu zu gründenden Freilichtmuseen als Voraussetzung ein größeres Museumsgelände und einen Aufwand von Aktivitäten, die ihrerseits erst neu erforscht werden mußten.

Ein größeres Gelände war in Gutach nicht zu ermöglichen; Aktivitäten sind in diesem Museum wegen seiner Kleinheit und der dadurch bedingten engen Wegführung problematisch, wenn auch nicht undurchführbar und nicht ohne Reiz, wie es sich im Herbst 1987 anlässlich der Sonderausstellung „Der Zimmermann“ mit Vorführungen alter Zimmermannstechnik erstmals erwiesen hatte. Tierhaltung ist aus ähnlichen und anderen Gründen im Gutacher Museum problematisch. So versucht man seit dem Jahre 1983, dem Problem der ganzheitlichen Darstellung und Vermittlung auf eigenen Wegen Herr zu werden.

Trotz des vorläufig abgeschlossenen Museumskonzeptes kam es zu weiteren baulichen Arbeiten,¹² die der Ergänzung, der Erhaltung des Museums und der Verbesserung der Infrastruktur zugute kamen. So wurde etwa 1984 die Gutacher Malerkolonie neu im „Hippenseppenhof“ präsentiert und der Stall des Hotzenwaldhauses als Raum für Sonderausstellungen eingerichtet und ausgestattet. Im selben Jahr wurde der Heil- und Gewürzkräutergarten beim „Vogtsbauernhof“ erweitert. In den Jahren 1984 und 1985 war der „Hippenseppenhof“ neu eingedeckt worden. Im Jahre 1985 wurde der Erweiterungsbau des Pförtner- und Kassenhauses¹³ erstellt, der einen Sanitäts- und einen Wickelraum sowie ein Behinderten-WC und Sanitär- und Aufenthaltsräume für die Museumsbediensteten erhielt. Ein Büro für den Museumsverwalter und die Museumspädagogin machen diesen Neubau, anfangs umstritten, unabdingbar und in seinen Funktionen vollkommen. In Eigenarbeit erhielt die Klopfsäge noch im Jahre 1985 ein neues Wasserrad. Im Jahre 1986 gelang es, ein Flurkreuz aus dem Hotzenwald im Museum aufzustellen, eine Hanfdarre einzubringen und die Ausstellung des Waldmuseums um das bedeutende Thema „Kranker Wald“ zu ergänzen. Wichtig war im Jahre 1987 die Einrichtung eines Rast- und Eßplatzes, die besonders von den Schulen gefordert wurde. Außerdem wurden viele alte Obstsorten angepflanzt, um diese wiederum den Besuchern nahe zu bringen. Der Eigenbau eines Wasserrades für die Klopfsäge hatte die Museumsmitarbeiter so angespornt, daß sie im Jahre 1988 erfolgreich den Neubau, beziehungsweise die Ergänzung des kompletten Mühlengetriebes mit Wasserrad, Wellbaum, Kammrad und Stockgetriebe bewerkstelligen konnten.

Zwischen 1989 und 1991 war der „Lorenzenhof“ Standort und Auslöser verschiedener Arbeiten, die zahlreiche Überlegungen zu Material und Gestaltung notwendig machten. Zunächst wurde ein Milchhäuschen aus Bundsandstein erworben, das mit der Jahreszahl 1841 versehen war und aus Nordrach stammte. Es wurde dem „Lorenzenhof“ zugeordnet. Sein Standort bewirkte 1990 eine Neuanlage des Hof- und Hausgartens bei diesem Hof mit alten Bundsandstein-Pfosten und mit einem nach altem Vorbild selbst gefertigten Lattenzaun. Jetzt galt es nur noch, nach altem Brauch die Fläche zwischen Hofgebäude und Brunnen sowie Milchhäuschen mit Steinplatten zu belegen. Auch hier fand sich entsprechendes altes Material, das im Jahre 1991 verlegt werden konnte.

Zuvor jedoch (1990) wurde vor dem „Zimmerbauernhof“ des Museums ein neuer dreiteiliger Kräutergarten geschaffen. Hierbei leistete Frau H. Holzförster von der kreiseigenen Beratungsstelle für Garten und Obstbau in Haslach i. K. engagierte und hervorragende Mitarbeit. Das Jahr 1991 war durch die Renaturierung des Wellerbachs in einer Länge von 150 Metern geprägt. Zwei Steinbogenbrücken und eine Holzbrücke überspannen

diesen Bachlauf, der außerdem mit einheimischen Pflanzen, Stauden und Sträuchern bepflanzt wurde. Gleichzeitig wurde der Brandweiher des Museums erneuert und vergrößert, was sowohl dem Hochwasserschutz als auch der Verbesserung der bestehenden Wasserrückführungsanlage zum Betrieb der technischen Anlagen diene.

In den vergangenen Jahren waren schon jeweils die Strohfirne auf mehreren Gebäuden erneuert worden. 1992 erhielt die Hochgangsäge ein neues Wasserrad, der Innenraum des Hofes beim „Vogtsbauernhof“ einen neuen Brunnen mit Brunnenhäuschen. Die Kräutergärten wurden erweitert und didaktisch aufbereitet. Ein neues Sortiment mit Kultur- und Wildgräsern wurde bereitgestellt. Außerdem wurden die „Getreide-Parzellen“ durch den erstmaligen Anbau von Einkorn und Emmer, zwei der ältesten Kulturpflanzen Europas, bereichert.

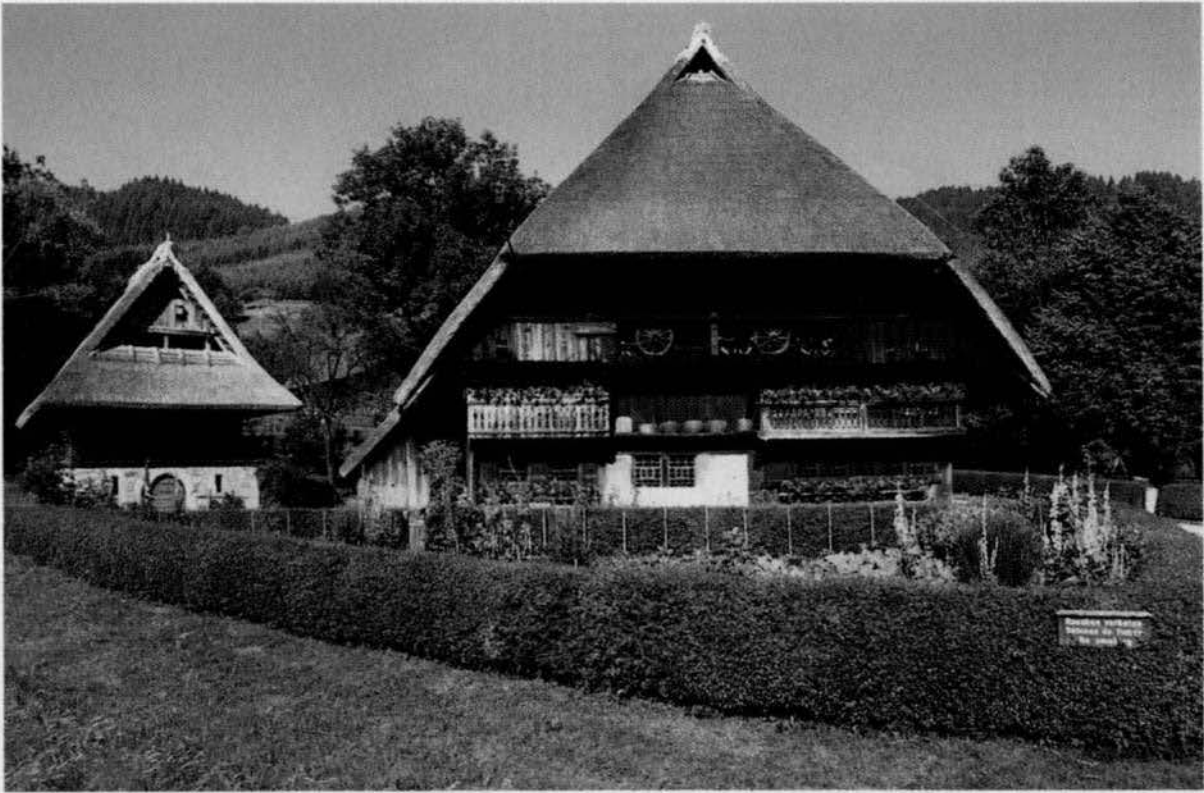
Der seit drei Jahren betriebene Bau der Bahnüber- und Fußgängerunterführung vor dem Museum an der Schwarzwaldbahn wurde 1993 fertiggestellt und seiner Bestimmung übergeben. Dieser Bau zog viele Arbeiten innerhalb des Museumsgeländes nach sich; aber der größte Gefahrenmoment für die Museumsbesucher ist damit beseitigt.

Sturm und Hagel am 22. September 1993 ließen vor allem an der gesamten Baum- und Pflanzenwelt sowie an den Gebäuden erheblichen Schaden entstehen. So wurde der im vergangenen Jahr überarbeitete und z. T. neuangelegte Kräutergarten fast nahezu zerstört.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum und seine Besucher. Aktivitäten und Veranstaltungen

Ein Freilichtmuseum heute strebt mehr als den Aufbau alter Bauernhäuser und deren Bewahrung für die Nachwelt an. Es wird immer mehr zum Ort bewußten Lernens, aber auch des ungezwungenen Kennenlernens. Dazu gibt es in den letzten Jahren ein Netz von Aktivitäten, Einrichtungen und Veranstaltungen¹⁴ im Gutacher Museum.

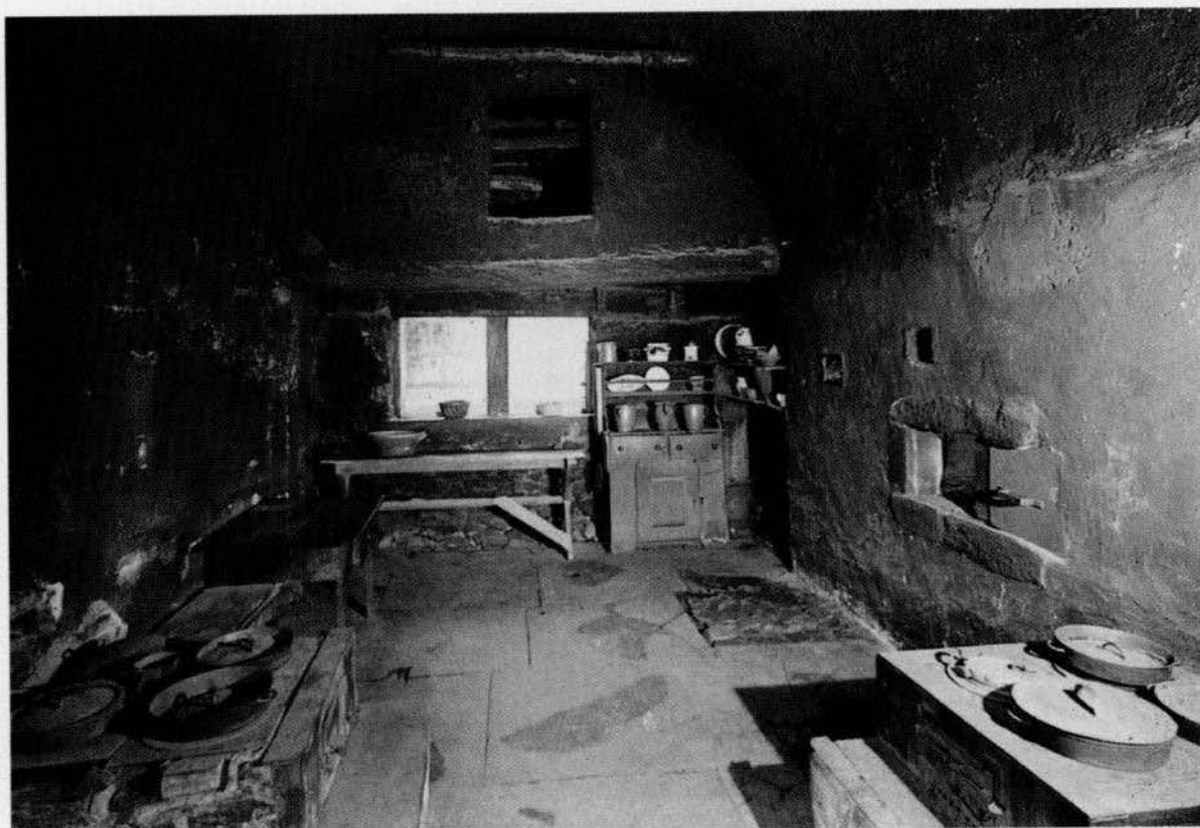
Eine wesentliche Hilfe bei dem Problem dieser sog. ganzheitlichen Vermittlung bäuerlichen Lebens in der Vergangenheit sind Sonderausstellungen zu bestimmten Themen, die es seit 1984 mit der Möglichkeit im Hotzenwaldhaus gibt. Anfänglich waren es vier Ausstellungen, seit 1988 nunmehr drei pro Jahr. Ebenfalls seit 1984 werden Vorträge angeboten, die jeweils große Rahmenthemen als Inhalte darstellen sollen, in der Regel de-



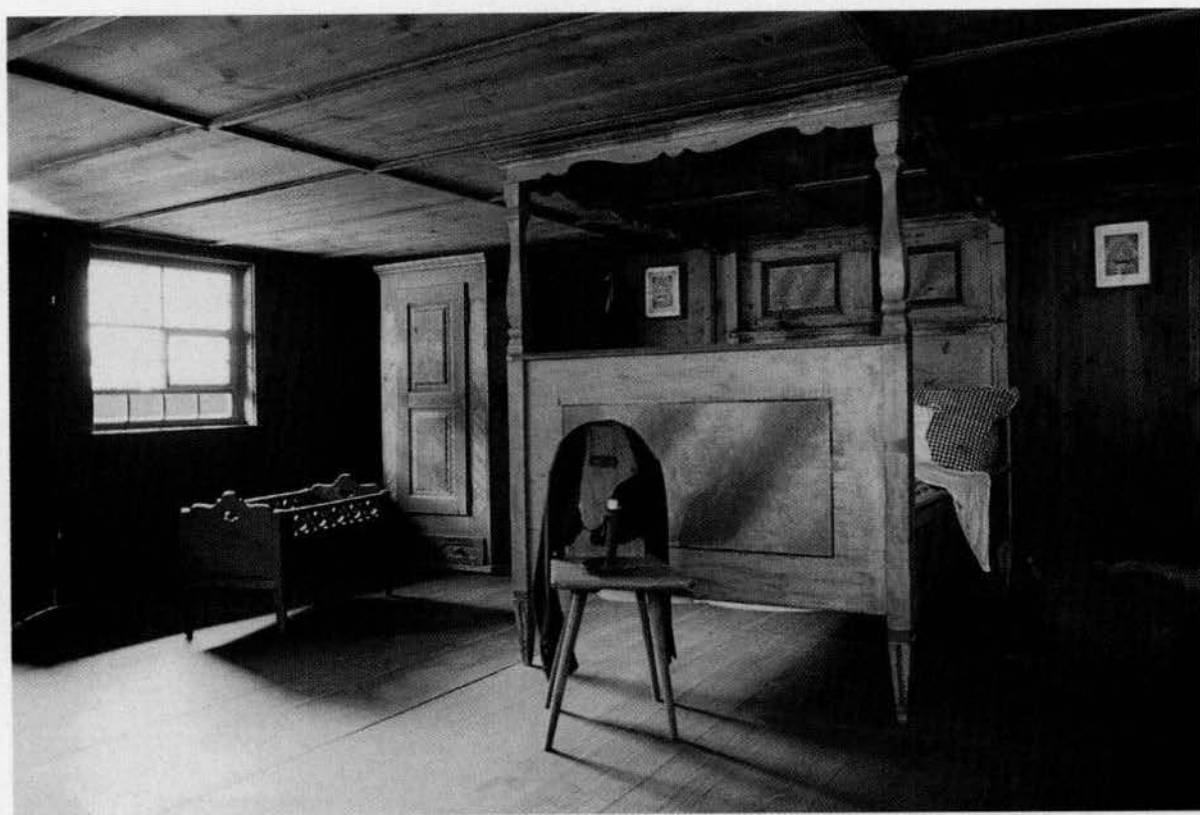
Vogtsbauernhof, erbaut 1612



Vogtsbauernhof, Stube



Vogtsbauernhof, Küche



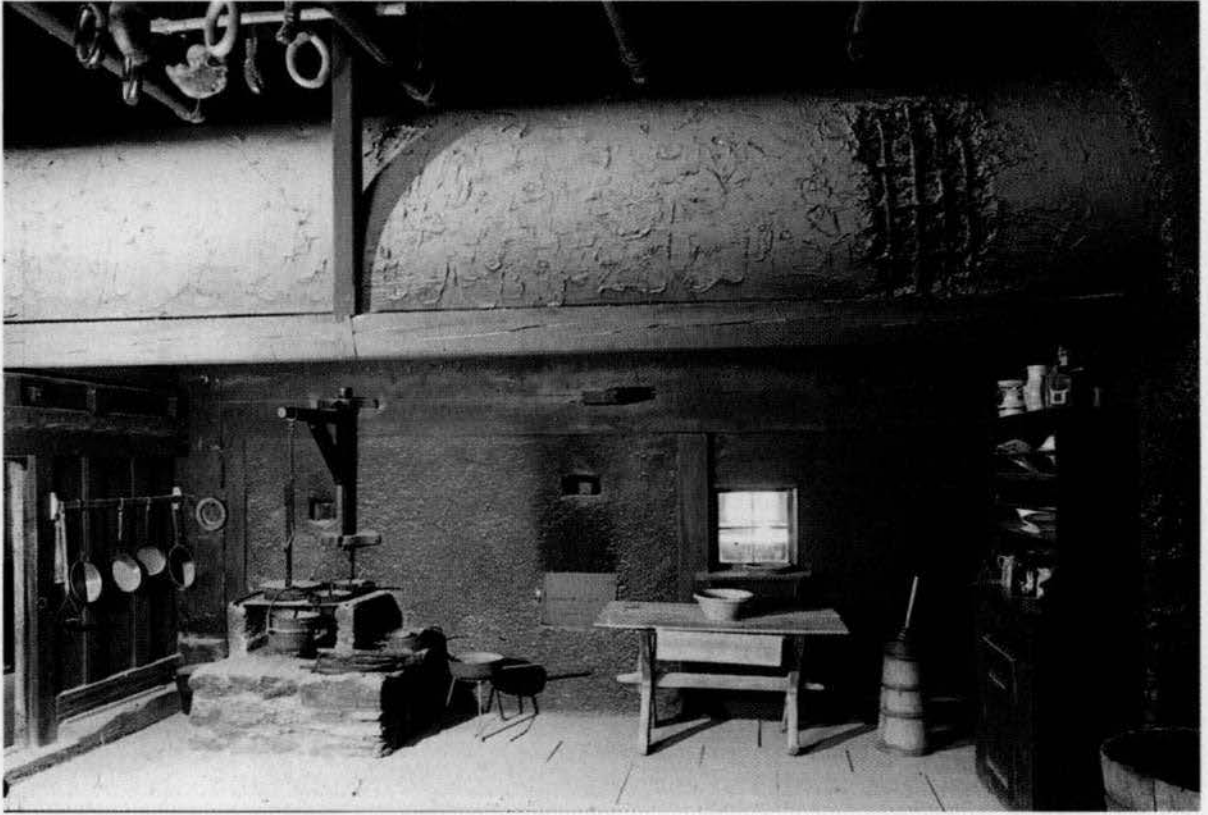
Vogtsbauernhof, Kammer



Hippenseppenhof, erbaut 1599



Hippenseppenhof, Stube



Hippenseppenhof, Küche (Herd links)



Hippenseppenhof, Kammer



Hotzenwaldhaus. Nachbau 1980



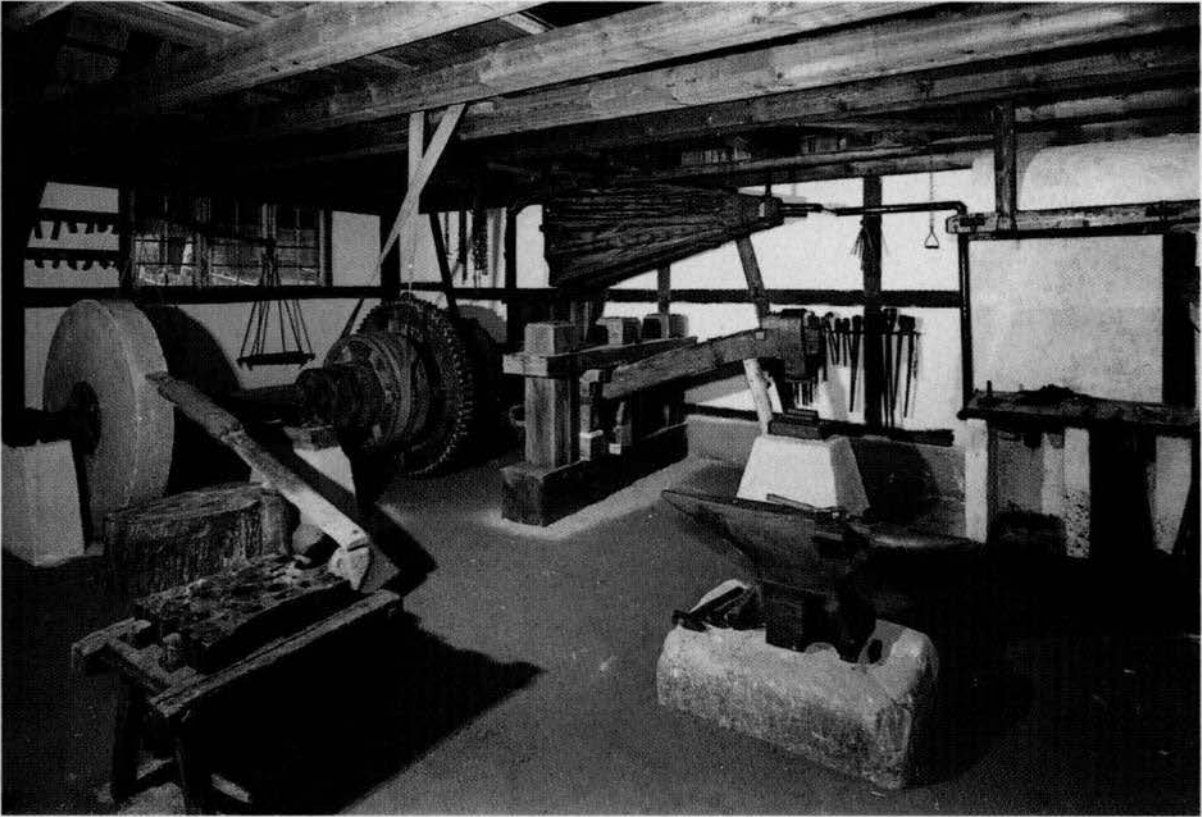
Hotzenwaldhaus. „Schild“ im Innern umlaufend als Kälteschutz



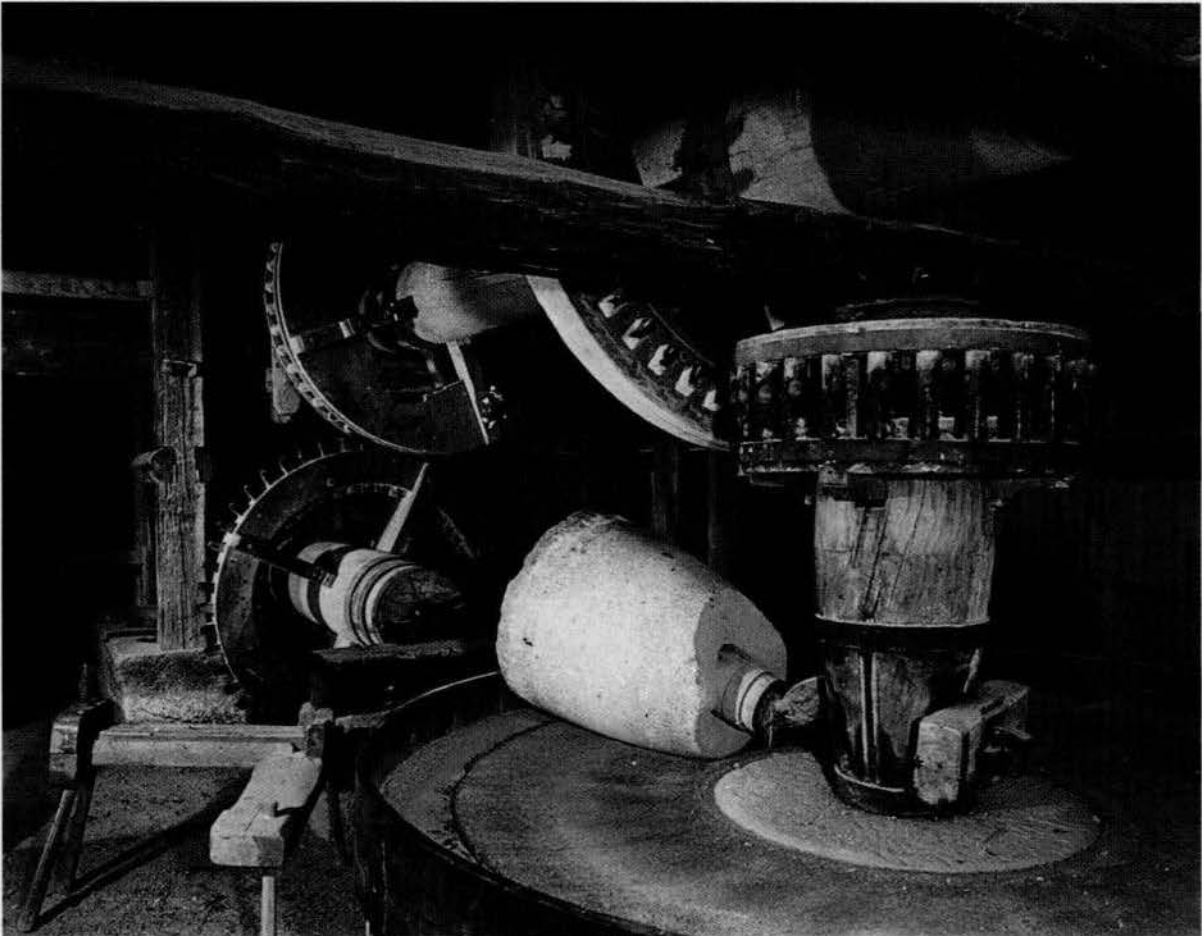
Schauinslandhaus. Nachbau 1982



Schauinslandhaus. „Schopf“ an der Bergseite im Innern



Hammerschmiede. Inneres.



Hanfreibe. Inneres.



Museumspädagogik: Kinder beim Handweben



Museumspädagogik: Zubereitung von Wasserschnitten

ren zwei pro Jahr. Denselben Zweck und der aktiven Mitarbeit der Interessierten dient ein Seminar im Jahr, das an drei aufeinanderfolgenden Wochentagen angeboten wird.

Seit 1986 startete man die Reihe „Nachmittage im Museum“, d. h. den Versuch, verschiedene Themen im Rundgang durch das Museum zu erörtern; hier ergänzen sich das gesprochene Wort und die dabei erfahrenen Museumsgegenstände in einer ganzheitlichen Art.

Begonnen im Jahre 1989 wurde eine weitere Aktivität, die sich mittlerweile zu fünf bis sechs Veranstaltungen pro Jahr unter dem Motto „bauernnahes Handwerk“ entwickelt hat. Sie findet den besten Anklang und möchte altes Handwerk, das ursprünglich aus dem bäuerlichen Bereich kam und später auf spezialisierte Art aus der Stadt wieder in die Dörfer zurückkehrte, praktisch zeigen. Dabei handelt es sich überwiegend um Berufe, die selbst oder deren Technik heute ausgestorben sind.

Zum Anliegen der Vermittlung gehören auch die Veröffentlichungen des Museums: die Museumsführer von H. Schilli in sechs Auflagen von 1968 bis 1981 sind vergriffen; im Moment können Museumsführer aus den Jahren 1985 und 1986 erworben werden. P. Haegele verfaßte 1981 einen Geräteführer, der 1991 neu und erweitert aufgelegt wurde. Schließlich erschien 1989 ein eigener kleiner Führer durch das Waldmuseum der Landesforstdirektion. Im Jahre 1992 rief das Museum eine eigene Veröffentlichungsreihe mit dem Titel „Aus dem Schwarzwald“ ins Leben. Den Anfang hierbei machte M. Litterst mit der Beschreibung des Lebens auf einem Bauernhof im Hochschwarzwald.

Möchte man bestmöglich über die Ganzheit bäuerlichen Lebens informieren, so wird man nicht auf ein Archiv, eine Bibliothek und verschiedene Sammlungen verzichten können. Dafür war ja im wesentlichen der neue „Zimmerbauernhof“ im Museum errichtet worden. Ein Raum in diesem – auch feuersicher angelegt – beinhaltet daher eine Bibliothek; Sammlungen von Fotos, Dias, alten Ansichten oder Plan-Kopien.

Schließlich arbeiten die Angestellten des Museums selbst auch wissenschaftlich. Sie erstellen Vortrags-Manuskripte für die Sonderführungen, oder sie veröffentlichen eigene Beiträge an verschiedensten Stellen.

Der Besucher bewegt sich im Museum entweder als geführter oder als nichtgeführter. Um dies möglichst gut zu gewährleisten, bedient sich das Museum entsprechend den Ergebnissen der Museumspädagogik oder der Museumsdidaktik. In den letzten Jahren wurde der Museumspädagogik ein

gewisser Vorrang eingeräumt. Kontakte mit der Pädagogischen Hochschule in Freiburg erbrachten verschiedenste Arbeiten und Denkansätze zugunsten der im Museum geführten Schüler. Im Ortenaukreis wurde die Zusammenarbeit mit dem Staatl. Schulamt und mit den Lehrern gesucht. Andere Gruppen wurden mit eigenen Veranstaltungen im Museum geführt, wie etwa Kinder von 6–12 Jahren oder Senioren. Dies wird noch weiter fortgesetzt seit der Einstellung einer Museumspädagogin im Jahre 1991. Natürlich vernachlässigt das Museum nicht die bekannteste museumspädagogische Aktivität: die allgemeine oder spezielle Führung durch das Museum. In den letzten Jahren waren dies jeweils immer knapp über 1200.

Die Museumsdidaktik äußert sich vor allem in der Beschriftung. Hier eröffnet sich nach nur vorläufigen Ansätzen noch ein weites Feld der Betätigung in Zukunft.

Die Besucherzahlen

Bis zum Jahre 1972 wurden seit 1964 insgesamt 967 120 Besucher gezählt. Bis heute zeigt sich seither folgende Besucherbilanz:¹⁵

1973	327 142	1980	543 488	1987	433 063
1974	373 702	1981	487 801	1988	408 971
1975	415 743	1982	478 528	1989	426 771
1976	446 559	1983	443 055	1990	417 727
1977	501 174	1984	465 266	1991	418 054
1978	490 404	1985	445 477	1992	404 464
1979	516 560	1986	455 860	1993	403 197

Insgesamt ergibt sich eine Besucherzahl des Schwarzwälder Freilichtmuseums in 30 Jahren von 10 270 126 Personen. Diese Besucherzahl trifft natürlich auch das Umfeld, in nächster Nachbarschaft etwa das Dorf und die Gemeinde Gutach, auf die das Geschehen im und rund um das Museum nicht ohne Einfluß ist.

Die Gemeinde Gutach und das Schwarzwälder Freilichtmuseum

So begleitete die Gemeinde Gutach, vertreten durch den Gemeinderat,¹⁶ die bauliche Entwicklung und Entfaltung des Schwarzwälder Freilichtmuseums durchweg positiv und befürwortete die entsprechenden Bauanträge des Museums ohne Einsprüche und Einschränkungen: den Bau eines

Brandweihers (1965-1967), die Umsetzung des Leibgedinghauses vom Gutacher Neubauernhof in das Museum (1965), die Umsetzung des Schwarzwälder Heidenhauses und der Hofkapelle (1966), der Hanfreibe (1968) und der Hochgangsäge (1970). Der Bau und die Umsetzung des Kinzigtäler Hauses (1971) wurden ebenso befürwortet wie der Neubau der Hammerschmiede und der Ölmühle (1974) nach Gutacher Vorbild. Der Gemeinderat stand hinter dem Neubau des sog. Zimmerbauernhofs im Museum (1979) ebenso wie hinter dem Nachbau des Hotzenwaldhauses (1979). Man stellte sich hinter den Bau eines Hundezwingers (1980) in der Sorge um die Sicherung des Museums, ebenso wie man den Nachbau des Schauinslandhauses (1980) für notwendig erachtete. Ebenso befürwortete der Gutacher Gemeinderat den Bau des sog. Sozialgebäudes im Museum (1984), um die Bediensteten des Museums besser unterzubringen und die Erste Hilfe sachgemäß leisten zu können. Schließlich befürwortete der Gemeinderat im Jahre 1990 die Renaturierung des Wellerbachs, eine Maßnahme, die zugleich auch dem Hochwasserschutz der nächsten Umgebung diene.

Eng mit der Ausdehnung und Entwicklung des Museums hing die Frage nach einem Bebauungs- und Flächennutzungsplan zusammen, die den Gutacher Gemeinderat lange Zeit bis auf den heutigen Tag beschäftigt. Wurde doch der erste Bebauungsplan 1972 vom Landesdenkmalamt Freiburg beantragt, um die Entwicklung des Museums auch baurechtlich einwandfrei voranzutreiben. Mangels Finanzen wurde dieser Bebauungsplan zunächst zurückgestellt, dann aber doch Ende 1973 erstmals beraten. Man legte zunächst das Gebiet fest und bezog damals noch den „Mattenhof“ mit ein. Man wollte eine Erweiterung des Parkplatzes, und der Gemeinderat forderte damals schon eine WC-Anlage dort. 1974 erfolgte eine weitere Beratung des Bebauungsplans „Freilichtmuseum Vogtsbauernhof“, wobei man ausdrücklich festlegte, daß sich dieser nicht nachteilig auf die angrenzenden Gewerbebetriebe auswirken dürfe. Drei Jahre später mußte dieses Problem wiederum bedacht werden, da vonseiten der gastronomischen Betriebe Erweiterungen notwendig geworden waren. Diese Belange wurden 1979/80 bei erneuten Beratungen berücksichtigt und 1981 insofern vom Bebauungsplan „Freilichtmuseum“ abgekoppelt, als seit diesem Jahr ein Bebauungsplan „Wählerbrücke“ angeregt und verwirklicht wurde.

Im Jahre 1978 wurde das Museumsgelände in die Überlegungen zum Flächennutzungsplan miteinbezogen. Damals gab der Gemeinderat den Entwurf zum Flächennutzungsplan als Teil eines Gesamtplans zur Offenlegung frei. Das eigentliche Museumsgelände wurde als Sonderfläche in das Plankonzept aufgenommen; die Fläche zwischen Mattenhofsiedlung und Museum soll für eine eventuelle Museumserweiterung offen gehalten

werden. 1980 war der Flächennutzungsplan Gegenstand der Beratungen einer Behördenbesprechung und erneut des Gemeinderates. Im Hintergrund standen damals die Probleme der Parkplatzerweiterung, die Verlegung der Streuguthalle und die Erweiterungsmöglichkeiten für die gastronomischen Betriebe. Entsprechend wurde 1981 der Flächennutzungsplan für diesen Bereich geändert. Das Problem der Verlegung der Streuguthalle wurde 1983 nochmals aufgegriffen, aber bis heute noch nicht in die Tat umgesetzt.

Sowohl für die Gemeinde Gutach als auch für das Museum und seine Besucher war in den letzten 30 Jahren ein Problem am brennendsten, das seit 1968 angegangen und schließlich erst 1993 positiv bereinigt werden konnte: die absolute Sicherheit der Besucher und der Anwohner im Bereich der Bundesbahn unmittelbar vor dem Museum. Diesem Problem versuchte man 1968 erstmals gerecht zu werden, als man zustimmte, den Bahnübergang „Mattenhof“ oberhalb mit einem Wärterhaus zu bestücken. Dadurch könne auch der Übergang „Vogtsbauernhof“ besser bewacht werden. Dies erwies sich bei den steigenden Museumsbesucherzahlen jedoch als Trugschluß, so daß 1972 am Übergang „Vogtsbauernhof“ Blinklichtanlagen mit zugbedienten Halbschranken in Betrieb genommen wurden. 1977 stimmte man dem Einbau eines zweiten Fußgängerweckers zu. Ein Jahr später wollte man den Übergang „Vogtsbauernhof“ zu einem reinen Fußgängerübergang mit Vollschranken machen, wogegen sich die Gemeinde aussprach. 1979 suchte die Bundesbahn mit der Einführung eines Pfeifsignals der Lokomotive eine weitere Sicherung einzubauen, was auf Einspruch der Bevölkerung zurückgenommen werden mußte. 1980 wollte man einen eigenen Schrankenwärter für den Museumsübergang planen. Doch seit diesem Jahr trat man dann Überlegungen an eine Fußgängerüber- oder Unterführung nahe. Planfeststellungsverfahren wurden getroffen, zurückgenommen und neu eingeleitet. 1981 fand eine Behördenbesprechung statt. Doch mußten danach zehn Jahre vergehen, bis 1991 der Beginn eines Baues einer Fußgängerunterführung fest geplant wurde. Danach kam es zu intensiven Beratungen zwischen der Bundesbahn, der Gemeinde Gutach und dem Landkreis. Im November 1991 wurde mit dem Bau der Unterführung begonnen, der im Juli 1993 vollendet war und am 30. September 1993 eingeweiht wurde.

Ein großes Problem war bereinigt. Mehrere andere Anliegen und Fragen, die die Gemeinde und das Museum gemeinsam betrafen, wurden ebenso, wenn auch in kürzerer Zeit angegangen und bewältigt. Ein erster Brandweiher etwa wurde in den Jahren 1965 bis 1967 angelegt. Dieser wie die Renaturierung des Wellerbaches (1990) dienten auch dem Hochwasserschutz für die Nachbarschaft und das Museum. Ein langwieriges Problem



Eröffnung der Fußgängerunterführung vor dem Museum am 30. September 1993. Von links: Landrat Günter Fehringer, Bürgermeister Volker Sahr aus Gutach und Bundesbahndirektor Karl-Hans Zimmermann

war und ist die Situation des Parkplatzes sowie die damit zusammenhängenden bau- und verkehrsrechtlichen Fragen. Nur einige Stationen seien hier hervorgehoben: Das Straßenbauamt drängte schon 1966 auf einen solchen Parkplatz, der 1968 nicht mehr genügte und 1969 neu geplant werden mußte: 113 Plätze für PKW und 15 für Omnibusse. Die Gemeinde sollte dafür auch ein Grundstück verkaufen. 1974/75 mußten der Bau einer WC-Anlage auf dem Parkplatz sowie die Anlage einer Verzögerungs- und Abbiegespur zum Parkplatz beraten und mit Grundstücksverkäufen ermöglicht werden. 1978 und 1980 wurden erneute Parkplatzweiterungen notwendig, die sich 1981 auf die Gestaltungen des Flächennutzungsplanes auswirkten.

Eng verbunden mit dem Parkplatz waren wiederholt Fragen und Probleme mit Hinweisschildern auf das Museum (1967, 1979, 1982). Wichtig sowohl für Besucher und Anwohner des Museums war die Frage der Straßen- und Wegeführung, die durch die Probleme des Bahnübergangs kompliziert wurden. Aber auch diese Frage wurde gemeinsam zwischen der Gemeinde und dem Museumsträger angegangen und für alle befriedigend gelöst (1968, 1972/73, 1981, 1991).

Vom Parkplatz gelangt man über die sog. Wählerbrücke zu den gastronomischen Betrieben und zum Museum. Diese Brücke mußte 1975 erweitert und verstärkt werden. Erneut waren Verhandlungen zwischen Gemeinde und Museumsträger notwendig, um vor allem die Finanzierung abzuklären. Im Jahre 1993 waren solche Arbeiten erneut nach Hochwassern notwendig geworden, so daß sich 1994 die Wählerbrücke in einem guten erneuerten Zustand befindet.

Erst seit 1979 und 1981 rückte der Parkplatz vor dem Schulhaus „Gutach-Turm“ in den Bereich der Museumsbesucher, als man die Benutzung dieser Parkmöglichkeit für Museumsbesucher verbot.

Gemeinsame Sorgen um das Feuerlöschwesen verbinden ebenso Gemeinde und Museum, machen aber auch Beratungen notwendig. So war es auch bei der Frage, ob die Gemeinde Gutach ein Tanklöschfahrzeug erwerben sollte und inwiefern diese Anschaffung, die auch dem Museum zum Vorteil gereichen würde, vom Museumsträger mitfinanziert werden könne und sollte. Diese Verhandlungen zogen sich von 1977 bis 1980 hin, ehe ein Tanklöschfahrzeug angeschafft wurde, das heute auch seinen sicheren Platz in der Brandbekämpfung innerhalb des Museums einnimmt. Außerdem war es keine Frage, daß die Schlußübung der Gutacher Feuerwehr 1990 im Freilichtmuseum stattfand.

Nahezu alltägliche Fragen, Nöte, Sorgen verbinden Gemeinde und Museum auch. Bezieht man etwa das Museum ein in die Frage der Kurtaxe und der Kurkarte? Hat dies Folgen für deren Umfang und zeitliche Dauer (1982 und 1983)? Hat das Freilichtmuseum auch in dem zu erstellenden Heimatbuch seinen Platz (1985)? Arbeitet die Gemeinde mit dem Museum bei Künstlerausstellungen zusammen; kann das Museum dazu Material ausleihen und kundige Mitarbeiter (1987)?

Es gab und gibt also viele Berührungspunkte zwischen Gemeinde, Gemeinderat, Museum und Museumsträger. Letzterer ist für das Museum verantwortlich und initiativ. Dies besagt jedoch nicht, daß der Gemeinderat von Gutach die Entwicklung des Museums nur durch die positive Weiterleitung von Bauanträgen mitbestimmt, sondern es gab auch Gelegenheiten, bei denen die Bedingtheiten von Museum und Gemeinde direkt zum Ausdruck kamen. So besuchte der Gemeinderat zusammen mit dem Kultur- und Bildungsausschuß des Ortenaukreises das Museum (1973). Außerdem fand in einer wichtigen Zeit der Museumsentwicklung (1977) ein direktes planendes Gespräch zwischen Landratsamt und Gemeinde statt. Der Gemeinderat würdigte die Verdienste des Museums und seines Initiators um die Gemeinde und ernannte H. Schilli zum Ehrenbürger (1975/76) von

Gutach. Gemeinderat und Gemeinde sind heute zu allen Ereignissen im Museum eingeladen, um sich jederzeit ein umfassendes Bild davon machen zu können.

Denkt man in diesem Zusammenhang nochmals an die Menschen, an die Museumsbesucher und die Nachbarn des Museums vor allem, so wird man feststellen müssen, daß sich Gemeinde und Gemeinderat in ihrer Verantwortung um das körperliche Wohl der Menschen hier stark engagieren mußten. Dabei ging es sowohl um die lebensnotwendige Gastronomie vor dem Museum seit den Jahren 1967/68 und 1969 als auch um baurechtliche Fragen im Falle des neuen Zimmerbauernhofs (1972) oder um Wegebaumaßnahmen und Nutzungen des Bahnübergangs (1972/73, 1981).

Und haben sich schließlich auch die Gutacher vor dem Gemeinderat über das Museum geäußert? Vereinzelt haben sie dies getan. So fühlten sich Bewohner hinter dem Museum durch den Museumsbetrieb gehindert (1975). Die Parkplatznot wurde 1980 von Gutachern angeprangert und zu derer Behebung gar der Bau eines Parkhauses gefordert. Die neuangelegten Wege um das Museumsgelände wurden zum „wildem Parken“ benutzt, was 1981 mißfiel und 1991 erneut Unruhe verursachte, jetzt aber, weil zu viele Schilder das Parkplatzverbot dort markierten. Schließlich sahen sich die Anwohner der Schrenergasse 1982 u. a. durch den Museumsbetrieb eingeschränkt.

Die Gemeinde Gutach und das Freilichtmuseum hatten in den vergangenen 30 Jahren manche Probleme und Fragen zu bewältigen, die sowohl das Museum selbst betrafen als auch in stärkerem Maße gemeinsamer Natur waren und überwiegend im Interesse der Betroffenen – Gemeindebürger und Museumsbesucher – waren. Dabei gehörte es zur Natur der Sache, daß bau- und verkehrsrechtliche Probleme überwogen.

Verhandlungspartner waren die Gemeinde Gutach, vertreten durch Bürgermeister und Gemeinderat, das Schwarzwälder Freilichtmuseum und sein Leiter sowie der Museumsträger, die Landkreise Wolfach und der Ortenaukreis, vertreten durch den jeweiligen Landrat und verschiedene kompetente Amtsleiter. Folgende Personen seien stellvertretend hier genannt: die Bürgermeister von Gutach Christian Moser (bis Sommer 1979) und Volker Sahr (ab August 1979), die Museumsleiter Hermann Schilli (bis August 1981) und Dr. Dieter Kauß (ab April 1983), die Landräte Ludwig Hess (bis 1965), Werner Ackenheil (bis Ende 1972), Dr. Gerhard Gamber (bis Oktober 1992) und Günter Fehringer (seit November 1992).



Die Arbeitsgemeinschaft der regionalen Freilichtmuseen von Baden-Württemberg tagte im April 1992 in Gutach. Neuer Vorsitzender wurde damals Landrat Peter Schneider, Biberach a. d. R. (2. v. l.)

Als Erinnerung

Das Land Baden-Württemberg¹⁷ engagierte sich ziemlich spät bei der Schaffung und Entwicklung der Freilichtmuseen in der Bundesrepublik. Es entschied sich gegen die Form des Landes-Freilichtmuseums und förderte regionale Lösungen: 1964 in Gutach, 1969 in Kürnbach bei Schussenried, 1976 in Wolfegg bei Ravensburg, 1979 in Wackershofen bei Schwäbisch Hall, 1988 in Neuhausen o. E. bei Tuttlingen und 1990 in Gottersdorf bei Walldürn. Der Museumsstandort Gutach spielte dabei nicht nur zeitlich, sondern auch der Bedeutung und der Bekanntheit nach eine nicht unwichtige Vorreiterrolle.

Anmerkungen:

- 1 vgl. D. Kauß, 25 Jahre Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: Ortenau 69, 1989, S. 407-439 und die dort angegebene Literatur; Chronik des Schwarzwälder Freilichtmuseums in Zeitungsausschnitten 1960–1993 (Standort: Freilichtmuseum)
- 2 ROK (Registratur des Ortenaukreises) 322.325; vgl. D. Kauß, Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach, in: Ortenau 66, 1986, S. 142–155 und s. u. S. 143–154.
- 3 ROK 322.329; vgl. B. Breithaupt, I. Jockers und D. Kauß, Das Leibgedinghäusle des Neubauernhofs in Gutach im Ortenaukreis, in: A. Bedal-S. Cornelius, Häuser fürs Museum, Rothenburg o. T. 1994, S. 78–85.
- 4 ROK 322.326
- 5 ROK 322.327; vgl. B. Breithaupt, I. Jockers und D. Kauß, Der Lorenzenhof aus Oberwolfach, in: Häuser fürs Museum (s. Anm. 3), S. 68–77
- 6 ROK 322.321; vgl. Herrischried. Gemeindechronik. München-Zürich 1982, S. 82–89.
- 7 ROK 322.322; vgl. P. Priesner, Die Geschichte von Hofgrund. Band 2. Freiburg 1987, S. 312-318.
- 8 H. Schilli, Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 1976, Heft 2, S. 277/278.
- 9 H. Schilli, Wie der Schwarzwälder einst lebte. Ein Besuch im Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: Freiburger Almanach 1969. Freiburg 1969, S. 28/29.
- 10 vgl. D. Kauß, Zum Leben und Werk von Hermann Schilli, in: Ortenau 66, 1986, S. 127–141.
- 11 vgl. R. Jandl, Regionale Freilichtmuseen als kulturelle Aufgaben des Landes, in: Museumsblatt. Mitteilungen aus dem Museumswesen Baden-Württembergs 1, 1990, S. 7/8.
- 12 dazu und zum Folgenden vgl. den jeweiligen Jahresrückblick des Ortenaukreises seit 1984 (Hauptamt des Ortenaukreises) z. Teil veröffentlicht in dieser Zeitschrift ab 65, 1985.
- 13 ROK 322.328
- 14 ROK 322.43 und die entsprechenden Jahresrückblicke (s. Anm. 12).
- 15 ROK 322.71 und die entsprechenden Jahresrückblicke (s. Anm. 12).
- 16 Registratur der Gemeinde Gutach. Protokolle des Gemeinderats 1960–1992.
- 17 ROK 322.021; vgl. D. Kauß, Entwicklung und heutiger Stand der regionalen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, in: Museumsblatt (s. Anm. 11) 1, 1990, S. 5–7, M. Schröder, Die sieben regionalen Freilichtmuseen – Erwartungen und Ergebnisse, in: Museumablatt (s. Anm. 11) 13, 1994, S. 9–12.

Wann wurde der Vogtsbauernhof erbaut?

Jahrringuntersuchungen an den Bauhölzern der historischen Holzkonstruktion

Burghard Lohrum

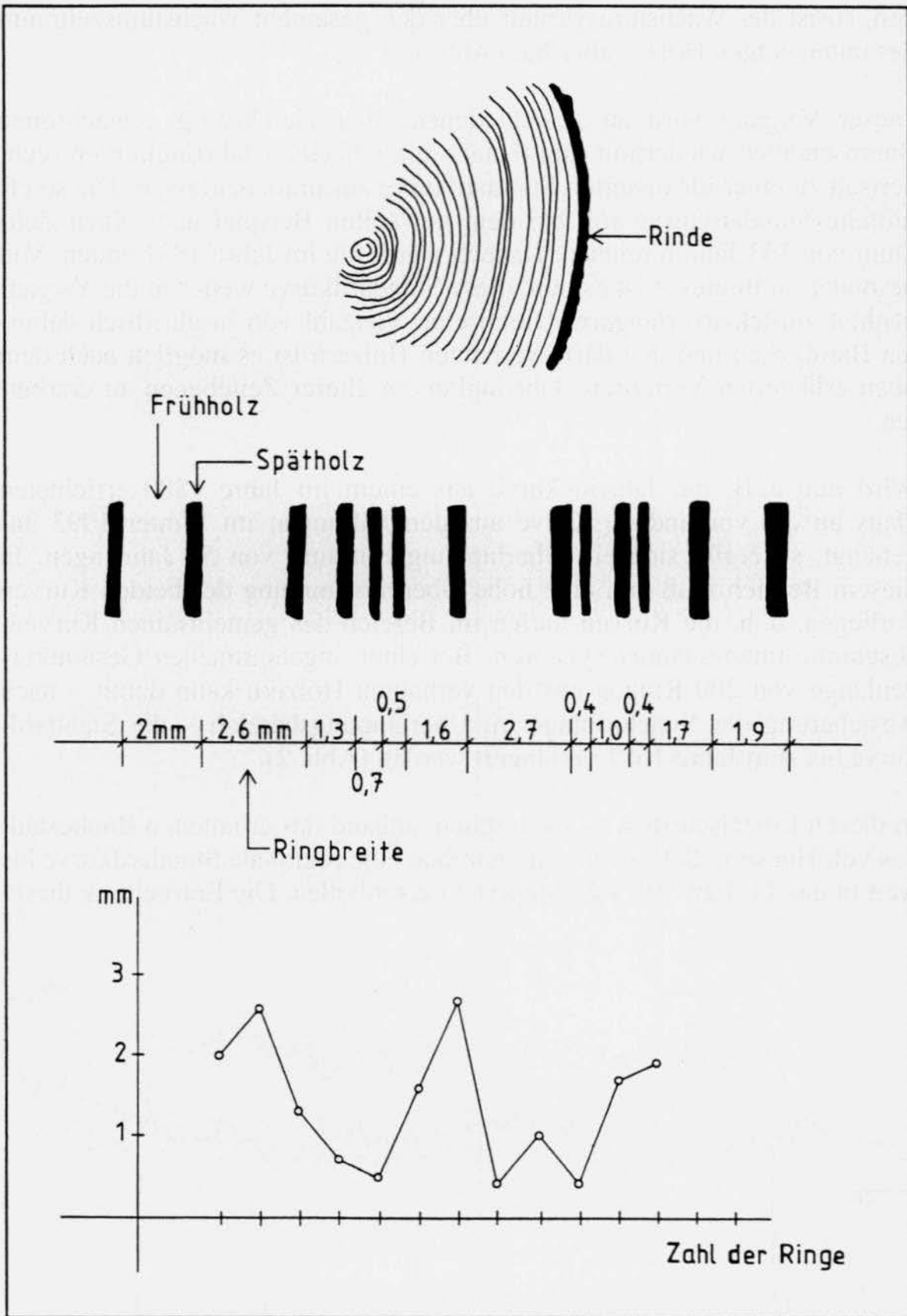
Historische Bauhölzer sind nicht nur Zeugen vergangener Bearbeitungs- oder Fertigungstechniken. So ist es z. B. mit ihrer Hilfe möglich, für die in Bauwerken verbauten Baumstämme oder an den zu Möbeln verarbeiteten Brettern noch Jahrhunderte später den jahrgenauen Fällungszeitraum festzustellen und das ermittelte Datum auf die Fertigstellung des Gebäudes oder des Gegenstandes zu übertragen.

Dies war das Ziel, als wir kurz vor Weihnachten den Vogtsbauernhof aufsuchten. Mit Hilfe von Baumringanalysen an den verbauten Hölzern sollte das genaue Baualter der Holzkonstruktion ermittelt werden. Nachfolgend soll diese Datierungsmethode kurz erläutert und die am Vogtsbauernhof erzielten Ergebnisse vorgestellt werden.

Wie allgemein bekannt, setzen Bäume innerhalb eines jeden Wachstumsjahres einen Jahrring an. Von besonderer Bedeutung ist dabei, daß die einzelnen Jahrringbreiten entsprechend den wechselnden Wetterverhältnissen von Jahr zu Jahr unterschiedlich ausfallen. Dieses Wechselspiel von breiteren und engeren Jahrringen prägt das Jahrringmuster über das gesamte Lebensalter eines Baumes.

Dies und die Tatsache, daß gleichzeitig gewachsene Bäume innerhalb einer gemeinsamen Klimazone äußerst ähnliche, wenn nicht annähernd identische Jahrringmuster aufweisen, dient als Basis für die Jahrringdatierung (Dendrochronologie) bzw. für die Erstellung des für die Datierung so wichtigen Jahrringkalenders.

Ausgangspunkt für den Aufbau eines Kalenders stellt im Idealfall eine Holzscheibe aus dem Holzeinschlag des Winters 1993/94 dar. Die gemessenen Ringbreiten und die Zahl der Ringe bilden die Bausteine des Kalenders, der erst durch die grafische Umsetzung der Meßwerte lesbar wird. Dazu werden die einzelnen Daten in ein Koordinatenkreuz übertragen, wobei auf der X-Achse die Ringzahl in gleichen Abständen untereinander abgetragen wird und auf der Y-Achse die Festlegung des Maßstabes in Millimetern erfolgt. Entsprechend der Jahrringabfolge auf der Baumscheibe sind nun die gemessenen Breitenwerte den jeweiligen Abständen auf der X-Achse zuzuordnen. Werden die Meßwerthöhen untereinander verbun-



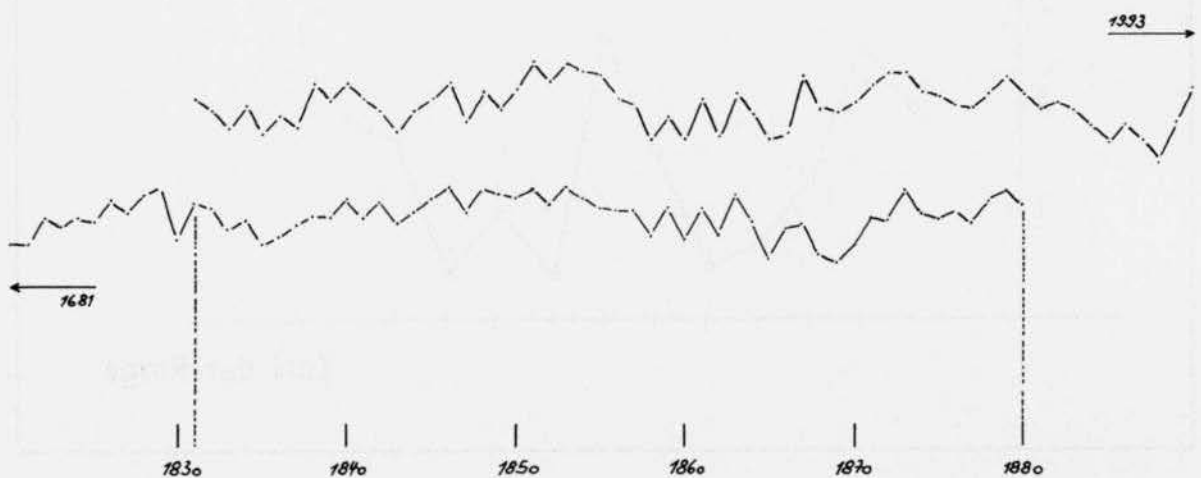
*Jahrringe auf einer Baumscheibe
 Unterschiedliche Jahrringbreiten und die jeweiligen Meßwerte. Zeichnerische
 Umsetzung der gemessenen Werte in eine Wachstums- bzw. Jahrringkurve.*

den, so ist der Wachstumsverlauf über den gesamten Wachstumszeitraum des untersuchten Holzes ablesbar (Abb. 1).

Dieser Vorgang wird an verschiedenen, aber gleichzeitig gewachsenen Baumscheiben wiederholt, um danach die einzelnen Jahrringkurven rechnerisch zu einer idealisierten Standardkurve zusammenzufassen. Die so ermittelte Standardkurve soll bei dem gewählten Beispiel über einen Zeitraum von 163 Jahren reichen. Danach würde sie im Jahre 1831 enden. Von besonderem Interesse ist es nun, diese Standardkurve weiter in die Vergangenheit zurückzuverlängern. Durch eine Vielzahl von inschriftlich datierten Bauwerken und den darin verbauten Hölzern ist es möglich nach dem oben erläuterten Verfahren, Jahrringkurven älterer Zeitebenen zu erarbeiten.

Wird nun z. B. die Jahrringkurve aus einem im Jahre 1880 errichteten Haus an die vorhandene Kurve aus den Fällungen im Winter 1993 angehängt, so ergibt sich ein Überlappungszeitraum von 50 Jahrringen. In diesem Bereich muß nun eine hohe Übereinstimmung der beiden Kurven vorliegen, d. h. die Kurven laufen im Bereich des gemeinsamen Kurvenabschnitte untereinander synchron. Bei einer angenommenen Gesamtkurvenlänge von 200 Ringen aus den verbauten Hölzern kann damit – nach Absicherung der Synchronlage im Überlappungsbereich – die Standardkurve bis zum Jahre 1681 verlängert werden (Abb. 2).

In diesen Einzelschritten ist es möglich, anhand des erhaltenen Baubestandes von Häusern, Schlössern und Kirchen eine regionale Standardkurve bis weit in das 11. bzw. 10. Jahrhundert zu erschließen. Die Erarbeitung dieser



Kurvenende der gefälltten Bäume von 1993 im Jahre 1831, Überlappung mit der Kurve von den im Jahre 1880 gefälltten Bäumen, Fortsetzung der Kurve bis 1681.

für die einzelnen Holzarten unterschiedlichen Jahrringkalender erfolgte in den vergangenen Jahrzehnten von verschiedenen Jahrringlabors in der Bundesrepublik. Für den Süddeutschen Bereich geschah dies z. B. durch B. Becker am Jahrringlabor der Universität Stuttgart-Hohenheim. Zur dendrochronologischen Auswertung stehen dort u. a. Standardkurven für Eichen-, Tannen- und Fichtenholz zur Verfügung.

Der vorhandene Jahrringkalender für Tannenholz bildete die Basis für die jahrgenaue Datierung des Vogtsbauernhofes.

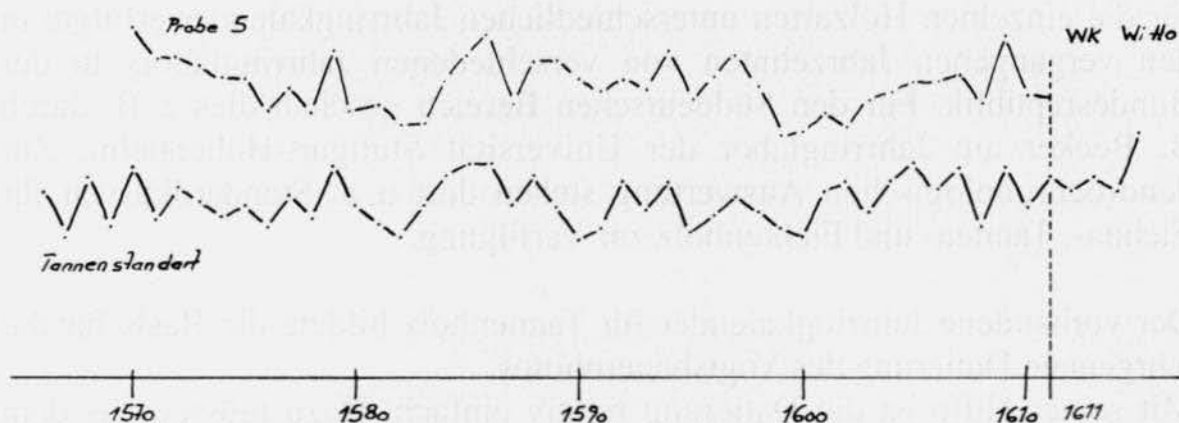
Mit seiner Hilfe ist die Datierung relativ einfach. Dazu müssen aus dem untersuchten Bauwerk Holzproben entnommen werden, von denen dann, nach dem bekannten Verfahren die Jahrringkurven angefertigt werden. Als erstes Ergebnis kann danach das Baumalter und das Wachstumsverhalten der einzelnen Bauhölzer abgelesen und auf Zeitgleichheit untereinander verglichen werden. Der zweite, weitaus wichtigere Schritt besteht aber in der Bestimmung des Wachstumszeitraumes.

Um diesen Zeitraum zu ermitteln, müssen die undatierten Kurven mit der bekannten, jahrgenau datierten Standardkurve so lange verglichen werden, bis die Kurve untereinander synchron, d. h. deckungsgleich verlaufen. Unter der Voraussetzung, daß das Bauholz bis zum letzten gewachsenen Ring vor der Rinde ausgewertet wurde, gibt das Kurvenende des Bauholzes auf der datierten Standardkurve den Zeitpunkt an, an dem das Wachstum des Baumes unterbrochen wurde. Handelt es sich um den letzten gewachsenen Jahrring, so ist dieser Zeitpunkt mit dem Datum der Baumfällung gleichzusetzen. Durch die Untersuchung des letzten Ringes auf seine Früh- bzw. Spätholzanteile kann die Fällung zusätzlich auf das Sommer- oder Winterhalbjahr eingengt werden.

Dieses „Suchen“ der Synchronlage auf der Standardkurve geschieht im Jahrringlabor der Universität Hohenheim durch einen Computer.

„Gefüttert“ mit den Jahrringdaten der Bauhölzer tastet er die gesamte Standardkurvenlänge Jahr für Jahr ab und errechnet dabei jeweils den Grad der Übereinstimmung. In kürzester Zeit ist so die zeitliche Überlagerung beider Kurven mit dem höchsten Grad der Übereinstimmung gefunden.

Wie bei jedem Bau kam es auch beim Vogtsbauernhof darauf an, die für die Datierung entscheidenden Hölzer auszuwählen. Die Bauhölzer mußten zum originalen Bestand gehören und mit der natürlichen Stammrundung den letzten gewachsenen Jahrring vor der Fällung (Waldkante) aufweisen. Während es bei Fällungen im Wald recht einfach ist, ganze Baumscheiben abzusägen, kann dieses Verfahren an verbauten Hölzern in den seltesten Fällen angewandt werden. Als Ersatz der Scheiben dienen in diesem Fall



Jahrringkurve der Holzprobe Nr. 5 in Synchronlage mit der Tannenstandardkurve.

Bohrkerne. Dazu wird mit einem Hohlkernbohrer das Holz von seiner Waldkante radial bis zur Stammitte angebohrt. Der etwa fingerdicke Bohrkern spiegelt einen Streifenausschnitt des runden Baumquerschnittes wieder, auf dem die einzelnen Jahresringe „stehend“ erkennbar sind.

Insgesamt wurden 5 Bohrkerne entnommen. Die Auswertung der Bohrkerne durch H.-J. Bleyer, Metzingen, ergab folgende Ergebnisse (Abb. 3).

Probe 1 Tanne,	54 Jahresringe, Waldkante	Fällung: Winter 1611/12
Probe 2 Tanne,	90 Jahresringe, Waldkante	Fällung: Winter 1611/12
Probe 3 Tanne,	66 Jahresringe, Waldkante	Fällung: Winter 1611/12
Probe 4 Tanne,	54 Jahresringe, Waldkante	Fällung: Winter 1611/12
Probe 5 Tanne,	42 Jahresringe, Waldkante	Fällung: Winter 1611/12

Die Bohrprobe Nummer 5 wurde aus einem Dachsparren entnommen. Aus abzimmerungstechnischen Gründen wurde dieses Holz von dem damaligen Zimmermann mit der Nummer 15 gekennzeichnet. Bemerkenswert ist, daß das Zeichen durch einen Trockenriß zerrissen und verzogen ist. Dieser Befund ist ein Beleg dafür, daß bei der Abzimmerung frisch geschlagenes Holz verwendet wurde. Nach dieser Aussage wurde der Vogtsbauernhof, noch vor der Holz Trocknung im Jahre 1612 abgezimmert.

Der Vogtsbauernhof in Gutach

Hofgeschichte – Baubeschreibung – Innenausstattung

Berthold Breithaupt, Inge Jockers, Dieter Kauß

Der Vogtsbauernhof in Gutach wurde 1963 durch den Landkreis Wolfach erworben und bildete vorort in Gutach den Ausgangspunkt für das im Jahre 1964 eröffnete Schwarzwälder Freilichtmuseum. Er war ein gutes Beispiel für einen Haustyp aus dem Schwarzwald, den man nach seinem Standort das Gutacher Haus oder auch das Gutachtäler Haus nennt. Dieses zeichnet sich vor allem durch die Dreiraumbreite im Erdgeschoß des talseitigen Hausgiebels aus. Dabei ist der helle Mauerkerne der Küche zwischen den beiden dunklen Holzgezimmerten Räumen der Stube und der Kammer auf eine württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 zurückzuführen. Der Bau selbst wurde nach dendrochronologischem Gutachten im Jahre 1612 erstellt.

Erstmals werden hier detaillierte Aussagen zur Hofgeschichte, zur Baubeschreibung des Hauses und zu dessen Innenausstattung als Museumsobjekt gemacht.

I. Hof- und Besitzgeschichte

Dieter Kauß

Am 27. März 1963 erwarb der damalige Landkreis Wolfach den Vogtsbauernhof in Gutach als Anfang und Ursprung des im Jahre 1964 der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ von drei Erbenparteien¹: 1. Jakob und Barbara Aberle, 2. Johannes Aberle und 3. der Erbgemeinschaft des Jakob Summ.

Die erste Frage in der Hof- und Besitzgeschichte gilt dem Problem des Ausgangspunktes für diese drei Erbenparteien. Anhand von familien- und besitzgeschichtlichen Daten² soll dieser Frage zunächst nachgegangen werden.

Die Erbenpartei Jakob und Barbara Aberle

Jakob Aberle (1888–1973), im Feuerversicherungsbuch von 1940³ als Teilbesitzer erwähnt, war der Sohn des Konrad Aberle, Gütler (1841–1916)



*Frau
Barbara Aberle,
letzte im Vogts-
bauernhof lebende
Bäuerin.*

und der Katharina Grimm, geb. Wälde. Diese Katharina wurde 1843 als sechstes von elf Kindern des „Güthlinbesitzers in Wellerhöfen“ Christian Wälde (1809–1900) nach Erhalt des „achten Teils an dem sogenannten Vogtsbauern-Hofgutes auf den Wellerhöfen, bestehnd in dem vierten Theil an einem Wohnhaus“⁴, geboren. Sie heiratete in erste Ehe 1872 Johann Grimm (1835–1887). Dieser wird deswegen 1876 auch in einem Güterkauf als Teilbesitzer in dem Wellerhöfen⁵ genannt. Aus der Ehe ging ein Sohn hervor, der ein Monat nach der Geburt (1873) starb. Johann Grimm starb 1887; da keine Kinder vorhanden waren, gingen die Liegenschaften in einem Teilungsvertrag zurück an seine Frau Katharina, geb. Wälde⁶. Diese heiratete ein Jahr später (1888), wie schon erwähnt, Konrad Aberle.

Der Vater der Katharina Wälde, Christian Wälde (1809–1900), ist in den Feuerversicherungsbüchern der Gemeinde Gutach als Mitbesitzer des Hofes in den Wellerhöfen 1869, 1855 und 1841⁷ erwähnt. 1849 verkaufte er zwei Landstücke an Nachbarn⁸ von einem Besitz, den er nominell zwar erst 1851 von seiner Mutter Christina geb. Zwick erhalten⁹ hatte. Christina ist hier als „Witwe des Gutsbesitzers Christian Wälde in Wellerhöfen“ genannt; sie besaß einen sog. Achtelshof, an Liegenschaften den „achten Teil an dem sogenannten Vogtsbauernhof auf den Wellerhöfen, bestehend in dem vierten Theil an einem Wohnhaus“. Ihr Vater, Christian Wäldin, Bauer in Wellerhöfen (1783–1832), hatte aber schon vor 1816 ein Achtel des Hofes¹⁰ von seinem Bruder Johann Jakob Wälde (1781–1866) erworben, was die Bezeichnung „Achtelshof“ im Jahre 1851 erklärt. Zuvor war Johann Jakob Wälde der einzige Inhaber dieses Hofes gewesen, den er im Erbgang von seinem Vater Jakob Wälde (1744–1820) übernommen hatte.

Die Erbenpartei Johannes Aberle

Johannes Aberle (geb. 1921), Sohn des vorgenannten Jakob Aberle, übernahm im Jahre 1956 das Erbe seines Onkels Christian Aberle (1884–1954), dessen Kinder jung und in der Kriegsgefangenschaft gestorben waren. Dieser Christian Aberle, 1940 und 1911 in den Feuerversicherungsbüchern als Teilbesitzer genannt¹¹, war der Sohn des Georg Aberle, Gütler in den Wellerhöfen (1839–1914), gewesen. Georg Aberle hatte erst 1883 geheiratet, nachdem er schon 1876¹² nach dem Tode seiner Mutter den Besitz und ein halbes zweistöckiges Wohnhaus in Wellerhöfen übernommen hatte. Georg Aberle mußte dabei noch zwei Schwestern Wohnrecht gewähren. Georg Aberle war der zweitälteste Sohn des Conrad Aberle (1809–1871), der 1838 Maria Wäldin, die im Jahre 1808 geborene Tochter des Johann Jakob Wäldin, (1781–1866), heiratete, den er auch in seinem Hofanteil beerbte. Conrad Aberle ist demnach in den Feuerversicherungsbüchern von 1841, 1855 und 1869 als Teilbesitzer genannt¹³ und ebenso nach 1826 als Nachfolger des Johann Jakob Wälde. Im Jahre 1848¹⁴ wurde zwischen ihm und seiner Frau Maria die Gütergemeinschaft festgelegt, wobei vermerkt wurde, daß Maria, geb. Wälde, im Jahre 1835 ihr Vermögen von ihren Eltern übertragen bekommen hatte. Es handelt sich dabei um „ein geschlossenes Gütchen in Wellerhöfen, bestehend in einem halben zweistöckigen Wohnhaus“ und Flächen von Garten, Äckern, Wiesen, Reutfeld und Waldung. 1848 mußten die Jungbauern noch für die Eltern der Frau und deren Bruder sorgen. Im Jahre 1849¹⁵ tätig Konrad Aberle mehrere Güter- und Grundgeschäfte. Dabei wird er als „Viertelsbauer in den Wellerhöfen“ bezeichnet, ebenso auch in einem Vergleich über ein Grundstück im Jahre 1854¹⁶. Mit Konrad Aberle und seiner Frau



Frau Christine Aberle, geb. Summ, mit Briefträger Fritz Blum vor dem Vogtsbauernhof um 1952. Repro (A. Barth, Gutach) einer Aufnahme aus dem Archiv der Deutschen Bundespost.

Maria geb. Wälde, der Tochter von Johann Jakob Wälde (1781–1866), sind wir jedoch am selben Ausgangspunkt der Erbenparteien wie im Falle von Jakob Aberle zuvor angelangt.

Die Erbgemeinschaft Summ

Die Erbgemeinschaft Summ als Mitbesitzer des Vogtsbauernhofs im Jahre 1963 ging auf Jakob Summ (1860–1947) zurück, der 1890 von seinem Vater Joh. Georg Summ „ein Gütchen in Wellerhöfen, bestehend in dem vierten Theil an einem zweistöckigen Bauernhause mit Scheuer und Stallung unter einem Dach, einem Drittheil an einem Backofen, so dann an

dem achten Theile an dem sogenannten Vogtsbauern Hofgut in Wellerhöfen¹⁷ in einem Kindskauf-Vertrag erwarb. Johann Georg Summ (1816–1906) war im benachbarten Kirnbach geboren und heiratete 1843 Anna Maria Schondelmaier; 1850 kaufte er einen Baumacker¹⁸, und 1860 tauschte er als „Gütler in Wellerhöfen“ Ackergelände¹⁹ mit dem Schuhmacher Christian Lehmann zum Bau eines Hauses bei des „Vogtsbauern Brücke in den Wellerhöfen an dem Fahrweg“. Anna Maria Schondelmaier (1819–1898) war die Tochter des Georg Schondelmaier, der am 4. April 1816 im Alter von 26 Jahren ein Achtel des Hofgutes und ein Viertel des Bauernhauses in den Wellerhöfen von Johann Jakob Wälde käuflich erwarb²⁰. Folgerichtig wird er 1827²¹ und 1839²² als „Achtelsbauer in den Wellerhöfen erwähnt. Auch die Erbenpartei Summ geht also auf Johann Jakob Wälde zurück, ebenso wie die beiden anderen genannten. In einem gemeinsamen Vertrag aus dem Jahre 1828²³ werden die näheren Ausgangspunkte der späteren drei Erbenparteien ersichtlich: Christian Wälde, Johann Jakob Wälde und Georg Schondelmaier.

Die Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1816²⁴

Alle drei Erbenparteien aus dem Jahre 1816 enden in ihrem Ursprung bei der Person Johann Jakob Wälde (1781–1866). Er wurde am 19. Februar 1781 geboren. Von sieben Kindern des gleichnamigen Johann Jakob Wälde (1744–1820) war er der erste Sohn. Er heiratete 1807 Barbara Steiger und hatte mit dieser 10 Kinder. Aber sowohl er wie auch sein Vater hatten wirtschaftlich einen schweren Stand. Schon 1806 mußte Ackerland verkauft²⁵ werden, um entstandene Kriegskosten und Hochwasserschäden ausgleichen zu können. Vielleicht war dies immer noch der Grund dafür, daß Joh. Jakob Wälde oder sein Vater vor 1816 mehr als ein Achtel des Hofgutes an Jakob Blum, Schneider vorm Singerbach, und ein weiteres Achtel an Anna Maria Schüssele veräußern mußten. Ein weiteres Achtel hatte ebenfalls vor 1816 Christian Wälde (1783–1832), sein Bruder erhalten²⁶, so daß Johann Jakob Wälde nur mehr über fünf Achtel des Hofgutes verfügte. In diesem Jahre 1816 hatte Johann Jakob Wälde beinahe sein Gut zwangsversteigern müssen, konnte sich aber nur durch einen Vergleich und durch den Verkauf eines weiteren Achtels seines Hofgutes an Georg Schondelmaier retten.

Dieser Verkauf betrug „ein Achtel vom ganzen Hofguth in Wellerhöfen“ und ein Viertel des Bauernhauses. „Der Verkäufer dieses Viertels wohnt mit dem Käufer in einer Stube und nuzet solche halbtheilig“. Beide Parteien dürfen auch ihre Schwiegereltern zu sich nehmen. Die Anteile des Kellers und des Gartens werden geregelt, ebenso die der Schweinekerben, der Hofraite, des Speichers. Die Aufteilung des Hauses wird genau bestimmt, wobei mehrere Kammern neu gebaut werden sollen. Ebenso werden die

Bühnen- und Stallbereiche aufgeteilt. Der Kaufvertrag von 1816 klärt aber auch den Sachverhalt auf, warum später von Achtel- und Viertelsbauern die Rede ist. Christian Wälde, der Bruder von Johann Jakob, besaß ein Achtel des ursprünglichen ganzen Besitzes. Er und seine Nachkommen werden daher Achtelsbauern genannt. Dies war auch bei Georg Schondelmaier so, der ein Achtel von Johann Jakob Wälde im Jahre 1816 gekauft hatte. Dessen Erben sind ebenfalls Achtelbauern. Johann Jakob Wälde blieb nach 1816 nur noch ein Viertel des ursprünglichen Besitzes; daher wurden er und seine Nachkommen als Viertelsbauern bezeichnet. Der Rest des Hofgutes war vor 1816 an weitere Besitzer, die aber nicht auf dem Hofe wohnten, veräußert worden.

Hofinhaber vor 1816

Die bisher erörterte Besitzgeschichte des Vogtsbauernhofs spielte sich vor allem in der badischen Gemeinde Gutach ab, die im Jahre 1810 durch einen eigenen Staatsvertrag von Württemberg an Baden abgetreten²⁷ wurde. Zuvor war Gutach württembergisch und der Vogtsbauernhof Eigentum der Frühmeßkaplanei Hornberg, die ihrerseits der Vogtei der Herrschaft Württemberg unterstand²⁸. Inhaber des Hofes vor 1816 war seit seiner Heirat im Jahre 1807 Johann Wälde (1781–1866). Dieser wiederum war der Sohn des Johann Jakob Wälde (1744–1820). Dessen Mutter Maria, geb. Schüsselin, verwitwete Wäldin, hatte 1748 in zweiter Ehe Jakob Aberle geheiratet, der sich deswegen auch 1752²⁹ Bauer in den Wellerhöfen nennen konnte. Hans Jakob Wäldin, sein Stiefsohn, wird zwar 1765³⁰ schon als künftiger Hofbauer in den Wellerhöfen genannt, erhält aber amtlich erst 1784³¹ das Erbe seines Vaters durch seinen Stiefvater übertragen. Dieser Sachverhalt ist sowohl im Eheschaftenbuch Gutach³² von 1731 ff als auch in den für uns heute jüngsten Lagerbüchern des Amtes Hornberg von 1716³³ und 1699³⁴ überliefert. Um die dortigen Eintragungen besser zu verstehen, lassen wir nochmals die Gutacher Familienregister sprechen: Der Vater von Hans Jakob Wäldin (1744–1820) war Roman Wäldin (geb. 1721 und 1741 verheiratet mit Maria Schüsselin). Dessen Vater hieß Conrad Wäldin, 1722 als Hausinhaber³⁵ erwähnt. Dessen Vorfahre hieß Georg Wälde. Diese Abfolge wird durch ein Lagerbuch der Kellerei Hornberg aus dem Jahre 1716³⁶ überliefert.

Überhaupt sind für die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts die Lagerbücher³⁷ der Herrschaft und der Pfarrgüter von Hornberg die wichtigsten Fundstellen für die Inhabergeschichte des Vogtsbauernhofs. Georg Wälde ist als Hofinhaber in den Wellerhöfen in den Jahren 1716³⁸, 1699³⁹, 1693⁴⁰ und 1668⁴¹ bezeugt. Frühere Lagerbücher⁴² schlagen von diesem bis zum Jahre

1590 einen Bogen auf den möglichen Vorgänger Theiß Moser. Dazwischen aber muß ein Martin Schuhmacher aus Hornberg den Hof besessen haben. Er ist für das Jahr 1654⁴³ besitzgeschichtlich zwischen Theiß Moser und Georg Wälde bezeugt. Er war zugleich Lehensträger des Hofes oberhalb⁴⁴ und des Hofguts am Turm, der späteren Gaststätte „Sonne“⁴⁵. Als gewesener Stabsvogt von Gutach ist dieser Martin Schuhmacher zusammen mit seiner Gattin Barbara im Spendenbuch der Gutacher Heiligenpflege⁴⁶ mit einer Brotspende für Arme bezeugt. Schließlich „starb der achtbare Herr Martin Schuhmacher, Vogt und Wirth zum Turm“ am 4. 1. 1676 in Hornberg, „nachdem derselbe zwei Jahre zuvor von einem Roß gefallen, darüber in blindigkeit Haupts geraten und lange Zeit bettlägerig worden“⁴⁷. Sein Alter wurde mit 75 Jahren angegeben, so daß er etwa um 1600/1601 geboren sein dürfte.

Das Lagerbuch des Stabs Gutach aus dem Jahre 1590⁴⁸ verweist nicht nur auf den damaligen Hofinhaber Theiß Moser, sondern auch auf einen Vorgänger Peter Täscher. Dieser findet sich aber erst in einem Lagerbuch von 1517⁴⁹. In einem Herdstätten-Verzeichnis⁵⁰ des Amtes Hornberg 1525 und in einem Einkommenverzeichnis der Hornberger Pfarrei 1551⁵¹ sind die Namen Michael und Conrad Tescher für Gutach aufgeführt, die wir mit diesem Hof in Verbindung bringen dürfen. Schließlich sind uns für das 15. Jahrhundert 1491 ein Henslin Täscher⁵², 1447 das Täschers Gut⁵³, 1425 das Henn Täscher Gut⁵⁴ und 1424 der Vogt Henns Täscher⁵⁵ belegt, die wir im Vergleich mit den oben gemachten Nennungen und deren Angaben mit den Inhabern des Vogtsbauernhofs gleichsetzen können.

Hofgeschichte und Landesgeschichte

Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können⁵⁶, muß angemerkt werden, daß diese urkundlichen Belege des 15. Jahrhunderts darauf hinweisen, daß der Vogtsbauernhof zum Ausstattungsgut der Frühmesse auf dem Liebfrauen-Altar in der Pfarrkirche Hornberg im Jahre 1447 gehörte. Er stammte ursprünglich aus dem Besitz der Herren von Hornberg und gelangte als Heiratsgut der Anna von Uesenberg in deren zweiten Ehe an Rainold von Urslingen, von diesen an Franz von Bernbach und Mattis von Ow, die den Hof der Frühmesse in Hornberg schenkten. Als deren Eigentum wurde der Vogtsbauernhof in der reformatorischen Säkularisation in den Besitz der Württemberger als Landesherren eingegliedert. Von daher ist die nach 1590 stets wiederkehrende Formulierung in den Lagerbüchern verständlich: vogtbar der Herrschaft, Eigentum der Frühmesse, innegehabt und besessen von dem Bauern.

Inhaber- und Besitzerliste des Vogtsbauernhof

- | | | |
|----------------------------------|--|--|
| | Henn Täscher (1424, 1425) | |
| | Hennslin Täscher (1491) | |
| | Peter Täscher (1517) | |
| | Michael oder Conrad Täscher (1521, 1525) | |
| | Theiß Moser (1590, 1591) | |
| | Martin Schuhmacher (1654–1676) | |
| | Georg Wäldin (1686, 1693, 1699,
1716) | |
| | Conrad Wäldin (1716, 1722) | |
| | Roman Wäldin (1. Hälfte 18. Jh.) | |
| | Jakob Aberle (1725–1797) | |
| | Hans Jakob Wäldin (1744–1820) | |
| Christian Wälde (1783–1832) | Hans Jakob Wäldin (1781–1866) | |
| Christian Wälde (1809–1900) | Maria Wäldin (geb. 1808) | Georg Schondelmaier (1790, 1816, 1839) |
| Katharina Wälde (geb. 1843) | Conrad Aberle (1809–1871) | Maria Schondelmaier (geb. 1819) |
| Johann Grimm (1835–1887) | Georg Aberle (1839–1914) | Joh. Georg Summ (1816–1906) |
| Konrad Aberle (1841–1916) | Christian Aberle (1884–1954) | Jakob Summ (1860–1947) |
| Jakob Aberle (1888–1963; † 1973) | Johannes Aberle (1956–1963) | Erbengem. Summ (1947–1963) |
| Landkreis Wolfach (1963–1972) | Landkreis Wolfach (1963–1972) | Landkreis Wolfach (1963–1972) |
| Ortenaukreis (seit 1973) | Ortenaukreis (seit 1973) | Ortenaukreis (seit 1973) |

1. Hofareal und Haus

Von 1590 an⁵⁷ ist es möglich, das Hofareal mit seinen Gebäuden zu beschreiben. Es standen sicherlich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auf der Hofraite das Wohnhaus mit Stall und Scheuer aneinander, ein Speicher, ein Leibgedinghaus und ein weiteres kleines Häusle. Der Krautgarten gehörte mit zur Hofraite. Im Leibgedinghaus wohnten zwei Frauen, die nicht mit den Hofinhabern verwandt waren. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts scheinen diese nicht mehr dort zu wohnen, denn eine Notiz besagt, daß dieses Leibgedinghaus „wider zum Hof gefallen“ sei, aber sich als ganz baufällig erweise⁵⁸. 1716 sind beide Nebengebäude abgegangen⁵⁹, wobei wohl das kleine Häusle früher abgebrochen worden war. So ist auch 1722 nur noch von einem „2 stockicht Alt Haus und Scheuer aneinander“ und einem Speicher die Rede⁶⁰. Im Kaufvertrag von 1816⁶¹ sind nur noch das Wohnhaus mit Scheuer und Bühne, der Speicher – nun baufällig –, ein Schweinestall und eine Backhütte erwähnt. Um 1870⁶² wurden zum Wohn- und Ökonomiegebäude neben zwei Schweinestallanbauten noch ein Brenner- und Backofengebäude erstellt. Diesen Gebäudebestand finden wir annähernd noch im Feuerversicherungsbuch von 1940⁶³: das Wohnhaus, zwei Schweinestallanbauten, einen Geräteschopf, ein Back- und Brennhaus und ein Bienenhaus. Letzteres wurde um 1910 erstellt. Das frühere Aussehen und der Aufbau des Wohnhauses sind aus den schriftlichen Quellen nur sehr schemenhaft auszumachen. Das Wohnhaus wird uns 1722 als „ein 2 stockicht Alt Haus und Scheuren aneinander hat 1 Stub, Kuchin, 6 Cammern, 1 Nebenstüblin, Keller und Viehstall“⁶⁴ beschrieben. Der Teilungs- und Verkaufsvertrag von 1816⁶⁵ nennt eine hintere Stube und Kammer, die halbeilig genutzte Stube „sowie die Steege in der Stube hinauf zur Kammer“, die gemeinschaftlich genutzte Küche, den vorderen und hinteren Keller. Neue Kammern werden notwendig: eine über dem Kuhstall, eine im ehemaligen Pferdestall. Ob nun in dem Wohnhaus infolge der Aufteilung aller Lebensbereiche in drei Teile etwa eine Fülle von Verschlägen, Bretterwänden und Gängen geschaffen wurde, ist aus den schriftlichen Quellen nicht bekannt. Im Feuerversicherungsbuch der Gemeinde Gutach von 1841⁶⁶ ist das Haus als zweistöckiges hölzernes Wohnhaus mit Sockelmauer und Strohdach beschrieben. In der Einschätzungstabelle ist zum 15. 6. 1841 vermerkt: „Wohnhaus zweistöckig von Holz mit einer Sockelmauer; Dach mit Stroh gedeckt. Steht 230 Jahr; das Dachwerk ist noch gut erhalten, so wie die Hauptpfösten noch gut; dagegen sind die Böden, Stiegen, Thüren und Fenster mangelhaft.“⁶⁷

Nach der dendrochronologischen Untersuchung und deren Datierung auf 1611 als Fälldatum der Bauhölzer und 1612 als Baudatum des Hauses⁶⁸ findet dieser Vermerk heute natürlich eine stärkere Beachtung, zumal das

Baudatum obendrein noch durch die Jahreszahl 1612 unterhalb des vorderen talseitigen Stubenfensters belegt erscheint.

Nach 1841 liegen keine weiteren schriftlichen Belege über Bauveränderungen am Wohnhaus vor. Mündliche Überlieferung weiß jedoch von Änderungen aus der 2. Hälfte der 20er Jahre in diesem Jahrhundert zu berichten.

Am 10. 6. 1953 erhielt das Gebäude des Vogtsbauernhofs als Gebäude sicherlich eine Aufwertung, da es nach dem alten badischen Denkmalschutzgesetz als Kulturdenkmal eingetragen wurde. Nach dem Erlaß des neuen Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg wurde der Charakter des Kulturdenkmals für den Vogtsbauernhof 1983 in das neue Denkmalsbuch übertragen⁶⁹. Zehn Jahre später wurde der Hof zur Urzelle des Schwarzwälder Freilichtmuseums.

Anmerkungen

- 1 Registratur Ortenaukreis (=ROK) 322.325; vgl. einen ersten Versuch der Hofgeschichte des Vogtsbauernhofs von D. Kauß, Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach, in: Ortenau 66, 1986, S. 142–155.
- 2 sämtliche biographischen Daten, soweit nicht anders belegt, sind den Familienregistern (2 Bände, 1 Erg. Band. Alphabetisch geordnet) des Evang. Pfarrarchivs Gutach (= PA Gutach) entnommen.
- 3 Gemeindearchiv Gutach (=GA Gutach). Feuerversicherungsbuch 1940. Band II, Nr. 310.
- 4 GA Gutach. Grundbuch. Bd. XI, S. 319.
- 5 GA Gutach. Grundbuch Bd. XII, S. 354.
- 6 1887.VII. 20 (GA Gutach. Grundbuch Bd. XIII, S. 798/799).
- 7 GA Gutach. Feuer-Versicherungs-Beitrags-Tabelle für Gemeinde und Ort Gutach 1869, Nr. 3; Einschätzungstabelle als Beilage des Feuerversicherungsbuches 1855 Nr. 33; Feuerversicherungsbuch der Gemeinde 1841, Nr. 30.
- 8 GA Gutach. Grundbuch. Bd. VI, S. 195, 198.
- 9 GA Gutach. Grundbuch Bd. VII, S. 58/59.
- 10 Kontrakts-Protokoll vom 4. 4. 1816. Archiv des Schwarzwälder Freilichtmuseums Gutach (=ASFLM).
- 11 GA Gutach. Feuerversicherungsbuch 1940. Bd. II, Nr. 310; Feuerversicherungsbuch 1911, Bd. I, S. 85.
- 12 GA Gutach. Grundbuch Bd. XII, S. 353/354.
- 13 s. Anm. 7
- 14 GA Gutach. Grundbuch. Bd. V, S. 687/688.
- 15 GA Gutach. Grundbuch. Bd. VI, S. 163, 201, 207, 213, 223, 230, 236, 243 und 251.
- 16 GA Gutach. Grundbuch. Bd. VII, S. 721.
- 17 GA Gutach. Grundbuch. Bd. XIV, S. 361-363.
- 18 GA Gutach. Grundbuch. Bd. VI, S. 324.
- 19 GA Gutach. Grundbuch. Bd. IX, S. 60.

- 20 s. Anm. 10
- 21 GA Gutach. Grundbuch. Bd. I. f. 143r.
- 22 GA Gutach. Grundbuch. Bd. III, S. 161.
- 23 GA Gutach. Grundbuch. Bd. I, f. 170.
- 24 s. Anm. 10
- 25 1806. II. 17 (Generallandesarchiv Karlsruhe = GLA 229/370 77).
- 26 Dieser Sachverhalt wird in dem Kontrakts-Protokoll von 1816 (s. Anm. 10) beschrieben.
- 27 vgl. A. Barth, 700 Jahre Gutach. Gutach 1975, S. 25.
- 28 vgl. D. Kauß (Anm. 1), S. 147/148.
- 29 1752. V. 27 (GLA 229/37079).
- 30 1765. VII. 1 und 1765. VII. 11 (GLA 229/37077).
- 31 1784. IV. 22 und 1784. V. 24 (GLA 229/37074).
- 32 PA Gutach. Eheschaffneibuch Gutach 1731 ff, fol. 117b.
- 33 GLA 66/3860. f. 505.
- 34 GLA 66/10893, f. 146b.
- 35 GA Gutach. Steuer- und Güterbuch 1722, f. 247.
- 36 s. Anm. 33
- 37 diese befinden sich sowohl im Generallandesarchiv Karlsruhe wie im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (= HSTAST).
- 38 s. Anm. 33
- 39 GLA 66/3856, f. 147 r/148 und 66/10893, f. 146b.
- 40 GLA 229/46359.
- 41 GLA 66/3857, f. 801.
- 42 1591/1691/1705 (HSTAST) H 102/35, Bd. 1, f. 162) 1590 (GLA 66/3318), f. 376r
- 43 GLA 66/3318, f. 676r am Rande.
- 44 a. a. O. f. 674r.
- 45 a. a. O. f. 729r.
- 46 PA Gutach. Spendenbuch der Gutacher Heiligenpflege zum Jahr 1677.
- 47 Pfarrarchiv Hornberg. Totenbuch I.
- 48 GLA 66/3318, f. 676r; 66/3853, f. 468r
- 49 HSTAST H 101/785.
- 50 GLA 229/46357.
- 51 GLA 66/3852, f. 28r und 32
- 52 HSTAST H 101/784, f. 19.
- 53 1447. I. 17 (GLA 21/3471).
- 54 1425. VII. 25 (GLA 21/3467).
- 55 1424. VII. 25 (GLA 21/4563).
- 56 vgl. dazu D. Kauß (Anm. 1). S. 147–149 und H. Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Freiburg/München 1992, S. 97, 119–124.
- 57 1590 (GLA 66/3318 f. 677 und 66/3853, f. 468r),
1591 (HSTAST H 102/35, Bd. 1, f. 163/163r und GLA 66/3855, f. 172r/173),
1686 (GLA 66/3857, f. 801r),
1699 (GLA 66/3856, f. 147r/148 und 66/10893, f. 147r/148),
1716 (GLA 66/3860, f. 505).
- 58 1591/1691/1705 HSTAST H 102/35, Bd. 1, f. 163r.
- 59 GLA 66/3860, f. 505.
- 60 s. Anm. 35
- 61 s. Anm. 10

- 62 GA Gutach. Feuerversicherungsbuch 1940. Bd. II, Nr. 310.
- 63 ebenda
- 64 s. Anm. 35
- 65 s. Anm. 10
- 66 GA Gutach, Feuerversicherungsbuch der Gemeinde 1841, Nr. 30.
- 67 GA Gutach. Einschätzungstabelle als Beilage des Feuerversicherungsbuchs 1855, Nr. 33.
- 68 s. o. S. 138 ff.
- 69 ROK 322.325

II. Baubeschreibung

Berthold Breithaupt

Der Vogtsbauernhof, Ursprung des Schwarzwälder Freilichtmuseums, ist der Typologie nach ein Gutacher¹ bzw. ein Gutachtäler² Haus. Es steht im Unterlauf des Gutachtals, am Übergang der Talsohle zum Osthang, in dessen Fallrichtung auch der First verläuft. Als Schwarzwaldhaus ist er ein Eindachhof, der Mensch, Tier und Erntegut unter seinem mächtigen Dach aufnimmt. Das ganze Haus ist aus Holz gebaut und in „Ständer-Bohlen-Bauweise“ abgezimmert.

Der Wohnraum liegt zur Talseite, ist drei Raum breit und zweigeschossig. Bemerkenswert ist die fast symmetrische Gliederung der Stirnseite des Hauses, die hervorgerufen wird durch die Mittellage der Küche mit ihrem Steinkern, den Stuben, die zu beiden Seiten der Küche liegen, den beiden „vorderen Gängen“, die von den Stuben-Kammern („Stubenbühne“³) aus betreten werden können, und dem mächtigen Halbwalmdach, dessen schräge Flugsparren zu den Traufen des weit überhängenden Hauptdaches überleiten.

Über dem Wohnteil ist die Bühne. Hinter dem Wohnteil, zur Bergseite hin, befinden sich ebenerdig die Stallungen. Über diesen ist die Heubühne, die bis unter das Dach offen ist, und nur durch die Tenne („s'Denn“), die auf der Ebene der Garbenbühne liegt, überbrückt wird. Der Bauer kann mit seinem Erntewagen über die Hocheinfahrt und die Tennbrücke durch die Tenne auf die Bühne fahren.

1. Das Erdgeschoß

An der Längsseite führt die zweigeteilte Haustür ebenerdig in den Hausgang, der quer zum First die ganze Hausbreite durchzieht. Links davon liegen zur Talseite hin nebeneinander die „vordere“ große Stube, die Küche und die „hintere“ kleinere Stube („s'Stühle“).

Am Ende des Hausganges führt wieder eine zweigeteilte Tür ins Freie zum Abort und zu den Schweineställen. Diese sind durch einen schmalen Durchgang vom Haus getrennt und durch das an dieser Stelle tiefergezogene Hauptdach überdacht. Außerdem sind durch diese Tür, geschützt durch den großen Dachüberstand, der Hausbrunnen, das Milchhaus und die Viehtränke zu erreichen. Rechts vom Hausgang liegen an den Außenwänden zwei Kammern und dazwischen eine dritte, die „finstere Kammer“, die

Durchgang zum Stall ist, der auf der gleichen Ebene liegt. Die Stallungen sind quer zum First angeordnet. Der Futtergang liegt, getrennt durch die Futterkrippen, zwischen beiden Viehständen. Hinter dem Stall, zur Bergseite hin, befinden sich noch drei Kellerräume.

2. Das Obergeschoß

Vom unteren Hausgang führt eine Treppe („Stiege“) zum „oberen Hausgang“ im Obergeschoß. Von dort aus wird die „Stubenbühne“ erreicht, die über der Stube zur Talseite hin liegt, sowie drei weitere Kammern. Desweiteren führt ein breiter und offener Durchgang direkt zu der dahinterliegenden „Heubühne“ und zum „Heuabwurfloch“, das im Boden über dem Futtergang angebracht ist.

3. Das Dachgeschoß

Der Dachraum, der vom oberen Hausgang aus erreicht wird, ist in zwei übereinanderliegende Ebenen aufgeteilt. Die Bühne ist der Raum, der über dem Wohnteil liegt. Sie war der Lagerplatz für die Garben. Hinter dieser „Garbenbühne“ folgt in gleicher Ebene „s'Denn“, in dem die Garben gedroschen wurden. Es führt bis zum Tenntor in der hinteren Wand. Der Raum über der Bühne wird die „Hobede“ genannt. Hier wurde Stroh gelagert, und wenn notwendig wurden auch Garben zum Austrocknen aufgestellt.

4. Veränderungen

Der Vogtsbauernhof wurde 1816 an drei Familien aufgeteilt. Jede Familie hatte im Wohnteil, im Stall und auf der Bühne ihren ganz bestimmten Platz. Dieser Zustand der Dreiteilung blieb bis 1963. Sicherlich sind durch die Enge der Dreiteilung Veränderungen vorgenommen worden, die wir heute baulich nicht mehr feststellen können. In der hinteren Außenwand ist über dem Kuhstall eine Tür eingebaut, die darauf hinweist, daß von der Heubühne eine weitere Kammer abgetrennt war. Die Küche wurde in früherer Zeit umgebaut, wobei der Grundriß nicht verändert wurde. Der Zeitpunkt des Umbaues ist nicht bekannt.

Sichtbar erneuert wurde um 1928 die „hintere“ Stube („s'Stüble“) und die darüberliegende „Stüblebühne“. Die Bohlen wurden zwischen den Ständern herausgenommen, der Fenstererker entfernt, der Eckständer unten ab-

gesägt und mit einem schwachen Schwellholz unterfahren. Die Wände an der Stirn- und Längsseite wurden in Riegelfachwerk aufgeführt. Die Türen zu den Stuben wurden höher gemacht. Auch der „Gang“ vor der „Stüblebühne“ wurde erneuert. Nach 1963 wurden am vorderen Walm Verstärkungen eingebaut, in Stube und Hausgang neue Fußböden verlegt. Der alte Solbaum in der Stube wurde durch einen verkleideten Eisenträger ersetzt, da die Gefahr bestand, daß die Decke durch die Besucher, die in der Anfangszeit durch den „Stegenkasten“ die Stubenbühne betreten mußten, einstürzt.

Der Stall war baulich in einem so schlechten Zustand, daß er nicht mehr betreten werden konnte. Stall, Stalldecke und Wandteile wurden 1970 erneuert. In diesem Zeitraum wurde die Kammer rechts neben dem Eingang rekonstruiert, die Treppen und das Tenntor erneuert. Das Hofgebäude steht im ebenen Gelände am Übergang zum Hang. Bergwasser, Wasser vom Hausbrunnen und die Jauche vom Vieh, die sich in den Stalldolen sammelte, bildeten stauende Nässe. Deshalb wurden Gelände und Wohnteil 1963, der Stall 1970 entwässert.

5. Hauskonstruktion

Das Hausgerüst besteht aus weit auseinanderstehenden, starken Wandständern, die zwei Geschosse durchlaufen, an den Schnittpunkten der Wände stehen und somit die innere Raumeinteilung nach außen sichtbar machen.

Der vordere Eckständer des Hauses steht noch unmittelbar auf dem steinernen Sockel, auf dem auch die Fußriegel, die in den Ständer eingezapft sind, liegen. Alle anderen Wandständer der äußeren Längswände sind in die schwächeren Fußriegel hineingezapft und laufen mit einem Ohr an der Innenseite bis zu deren Unterkante. In dieses Ohr der Wandständer sind die Fußriegel der Querwände hineingezapft. Diese Fußriegel bilden den unteren Abschluß der Längs- und Querwände. Wie an den Fußriegeln sind die starken Wandständer auch oben in die schwächeren Wandpfetten, die bei den Längswänden den oberen Abschluß bilden, hineingezapft und laufen mit einem Ohr an deren Innenseite bis Unterkante Wandbalken. Der darüberliegende Wandbalken bildet bei den Querwänden den oberen Abschluß. Fußriegel und Wandständer sind aus Eichenholz, alles andere Bauholz ist Tannenholz.

In den Wänden sind auf halber Höhe, zwischen Fußriegel und Wandpfetten, Geschoßriegel eingezapft, welche die Zwischendecken tragen. In der vorderen und hinteren Stube sind dies sieben Zentimeter starke Bohlen-



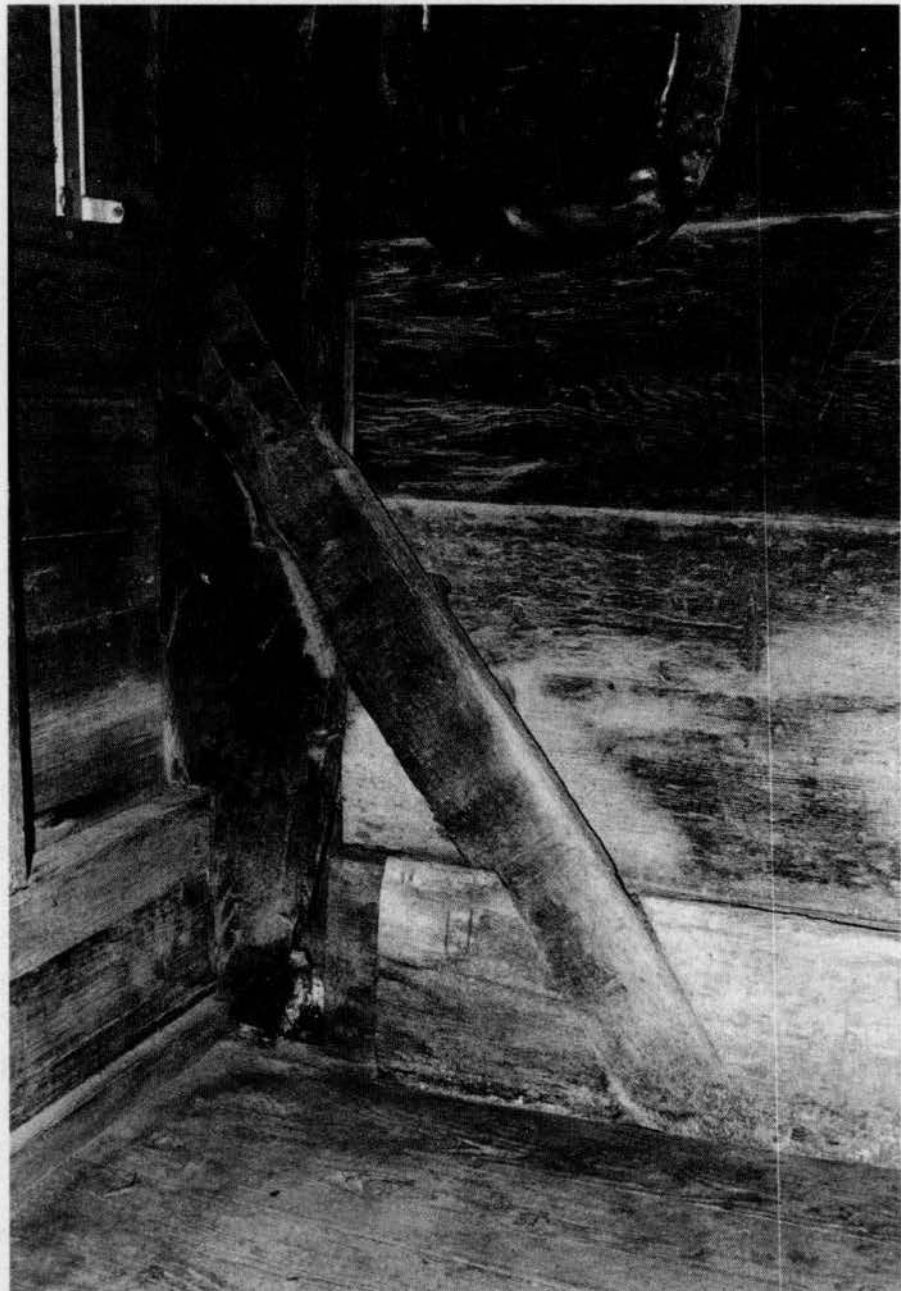
*Hauseck an der
Eingangsseite
mit „alemanni-
schem Fenster-
erker“*

decken, welche in die Nuten der Geschoßriegel eingelassen sind. Diese Decken werden durch den „Schub“, eine keilförmige Bohle, die von der Stirnseite her eingeschlagen wird, verspannt. Die Bohlendecken greifen mit Nut- und Feder ineinander und werden vom „Solbaum“, einem Unterzug, der etwa in der Mitte unter der Stubendecke quer zum First verläuft, mitgetragen. In der hinteren Stube ist dieser „Solbaum“ 1928 beim Umbau durch eine weniger tiefe Eisenbahnschiene ersetzt worden.

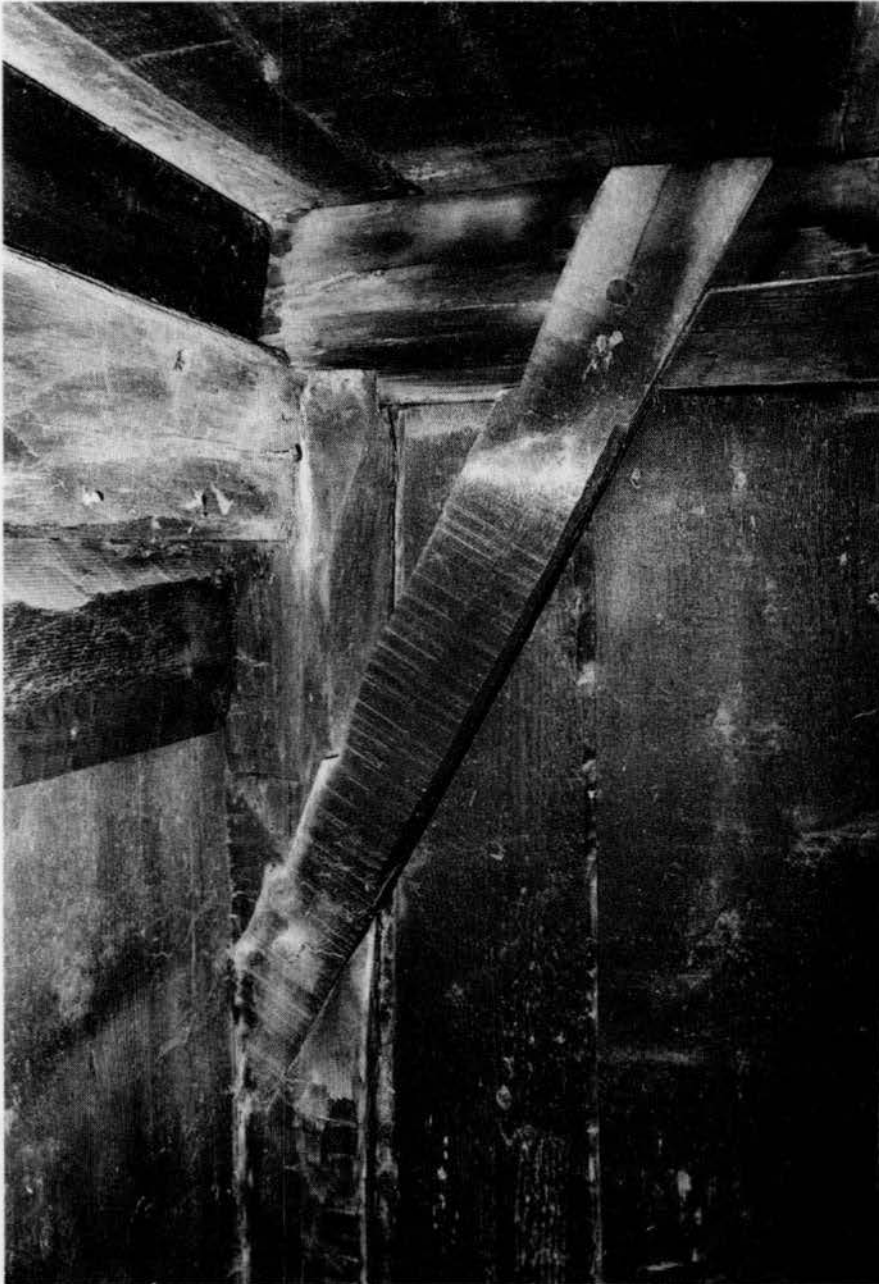
Über dem Hausgang, den anschließenden Kammern und dem Stall liegt in Firstrichtung das Geschoßgebälk, das mit einem Bretterboden abgedeckt ist. Es wird getragen von den Geschoßriegeln der Querwände, die mit den

Innenwandpfosten bündig verblattet sind und mit einem Zapfen in den Außenwandpfosten enden.

Die Fußriegel, Geschoßriegel, Wandständer, Wandpfetten und Wandbalken haben Nuten, in welche die Wandausfachungen aus Bohlen, Brettern oder Federswellen, das sind 12–14 Zentimeter starke Kanthölzer, eingeschoben sind. Im Bereich der vorderen Stube sind in diese Nuten sechs Zentimeter starke Bohlen waagrecht eingeschoben, die wiederum mit Nut und Feder ineinandergreifen und von deren Außenwandflächen sechs Zentimeter zurückspringen.



Unterer Hausgang: Außenwandständer mit Innenwandanschluß, Fußriegel und Fußband



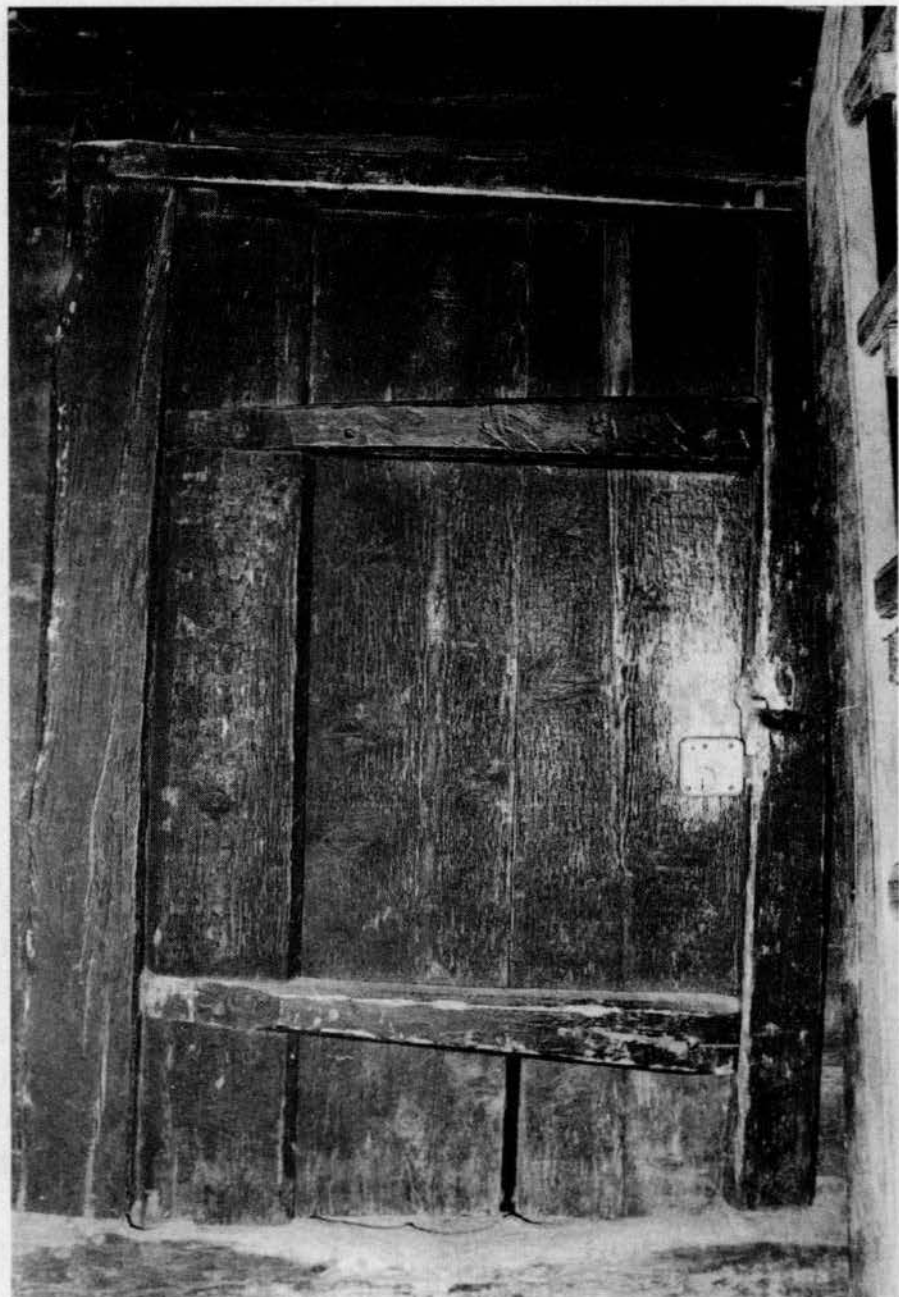
Oberer Hausgang: Außenwandständer mit Innenwandanschluß, Wandpfette, Wandbalken und Kopfbank

Die Ausfachungen der Kammerwände sind verschieden. Sie bestehen wechselnd aus senkrecht stehenden breiten Brettern und schmälere Bohlen, die etwa zwei Zentimeter spundwandartig ineinandergenutet sind, oder nur aus senkrechtstehenden gefalzten Brettern. Eine andere Wand hat im unteren Drittel ein waagrechtes Brett, darüber ist ein Riegel genutet, und über diesem sind gefalzte Bretter senkrecht angebracht. Die Wände zum Stall hin sind im unteren Drittel mit Federswellen und darüber mit der senkrechten Bretterbohlenwand ausgebildet. Auch diese Wandausfachungen springen von den Außenflächen (Bundflächen) sechs Zentimeter zurück. In diesen Rücksprung sind in den Ecken der Außen- und Innenwandfelder „Bänder“ aus Eichenholz unter 60° zur Aussteifung des Haus-

gerüstes eingesetzt. Diese „Bänder“ sind mit ihrer halben Stärke unten als „Fußband“ in Fußriegel und Ständer und oben als „Kopfband“ in Ständer und Wandpfette oder Wandbalken eingeblattet und mit Holznägeln festgenagelt.

Die Ständer in den Stubenecken sind innen abgeschrägt. Die Wände der vorderen Stube und die durch den „Stegenkasten“ verbundene Stubenbühne sind innen mit breiten Brettern und Deckleisten vertäfelt.

Ein besonderes Schmuckstück ist der „alemannische Fenstererker“ der vorderen Stube, in den die Fenster zwischen zwei waagrecht liegende Bal-



*Oberer Haus-
gang: Kammer-
tür von innen*

ken, den Sims- und Sturzbalken, eingesetzt sind. An der Stirnseite laufen diese Balken über die ganze Breite der Stube, vom Hauseckständer bis zum Ständer der Stuben-Küchenwand, durch.

Diese Sims- und Sturzbalken, welche innen mit dem abgeschrägten Eckständer bündig sind, greifen an beiden Enden mit Zapfen in die Nuten der Ständer ein. Diese breiten Balken springen zehn Zentimeter über die Hausflucht vor und greifen seitlich mit einem Ohr noch 15 Zentimeter über die Ständer. Der Simsbalken ist auch über die darunter liegende Bohle genutet. Um den Sturzbalken in seiner Lage zu halten, sind an die Ständer, zwischen Sims- und Sturzbalken, Backenhölzer von der gleichen Tiefe angesetzt.

Die Fensterfront liegt fünf Zentimeter vor der Hausflucht. Dadurch entsteht innen ein breiter Sims, der sich über die ganze Stirnseite und die halbe Längsseite der Stube erstreckt. In der Längswand wird der Fenstererker durch einen Ständer begrenzt, der die weiterführende Bohlenwand in einer Nut aufnimmt. Der Ständer ist über die untere Bohle geschlitzt, die in den Simsbalken eingenuet ist, und endet oben im Geschoßriegel.

In diesen „alemannischen Fenstererker“ sind an der Stirnseite fünf und an der Längsseite zwei Fenster eingesetzt. Die Sprossenfenster sind mit einem Schieber ausgestattet. Die Glasscheiben sind in die schwachen Fensterhölzer eingenuet. Das ganze Fenster wird mit Holznägeln zusammengehalten.

Die hintere, um 1928 umgebaute Stube, die Stubenbühne und die Kammer rechts vom Hausgang sind mit maschinell gefertigten Stabbrettern ausgefäelt und mit Ölfarbe gestrichen. Auch hier ist ein „Stegenkasten“ eingebaut, der das „Stüble“ und die darüberliegende „Stüblebühne“ direkt verbindet. In den Stuben, dem Hausgang und den Kammern liegen Bretterböden.

Die zwei Geschoß hohe Küche, die zwischen den Stuben liegt, ist im Erdgeschoß ummauert. An den Wänden zu den Stuben hin sind die Küchenherde angebaut, von denen aus die „Kunst“, ein Nebenofen, mitgeheizt wird. Auch die großen Kachelöfen werden von der Küche aus geheizt. Die Wand zum Hausgang hin ist mit Riegelwerk aufgebaut. Die Küche hat einen Sandsteinplattenboden, der 20 Zentimeter tiefer liegt als der Hausgangboden. Vielleicht ist der Küchenboden tiefer gelegt worden, um für die Sparherde einen besseren Abzug des Rauches durch die „Kunst“ zu erreichen.

Dieser Umbau im Küchenbereich war ein negativer Eingriff in das Hausgefüge. Es fehlt der Fußriegel der Stirnwand, und eine Längsverbinding in

dieser Ebene ist auch nicht gegeben, so daß sich die Stirnwand unten zur Talseite schieben konnte. Erst auf Geschoßhöhe sind die Ständer wieder durch Längs- und Querriegel miteinander verbunden.

Die ganze Breite der Küche ist mit einem Gewölbe überspannt, das einen Meter vor der Stirnwand endet. Das Gewölbe ist nicht mehr aus Zaunwerk geflochten, sondern mit ungebrannten Lehmsteinen gemauert. Hier sammelt sich der Rauch vom Herd und Stubenofen, bevor er durch einen Bretterschacht, der bis zum Kehlgebälk geht, in den Dachraum abzieht.

Im Stallbereich sind die Außenwände mit Federschwellen ausgefacht. Diese sind mit dem Fußriegel und dem Wandständer außen bündig. An den Längsseiten sind Türen mit Wendeböhlen und schräger Holznagelung, die in die Stallungen und den Futtergang führen. Die Viehstände sind mit Holzbohlen belegt. Darunter befindet sich die „Stalldole“, eine Vertiefung, in der sich die Jauche sammeln konnte.

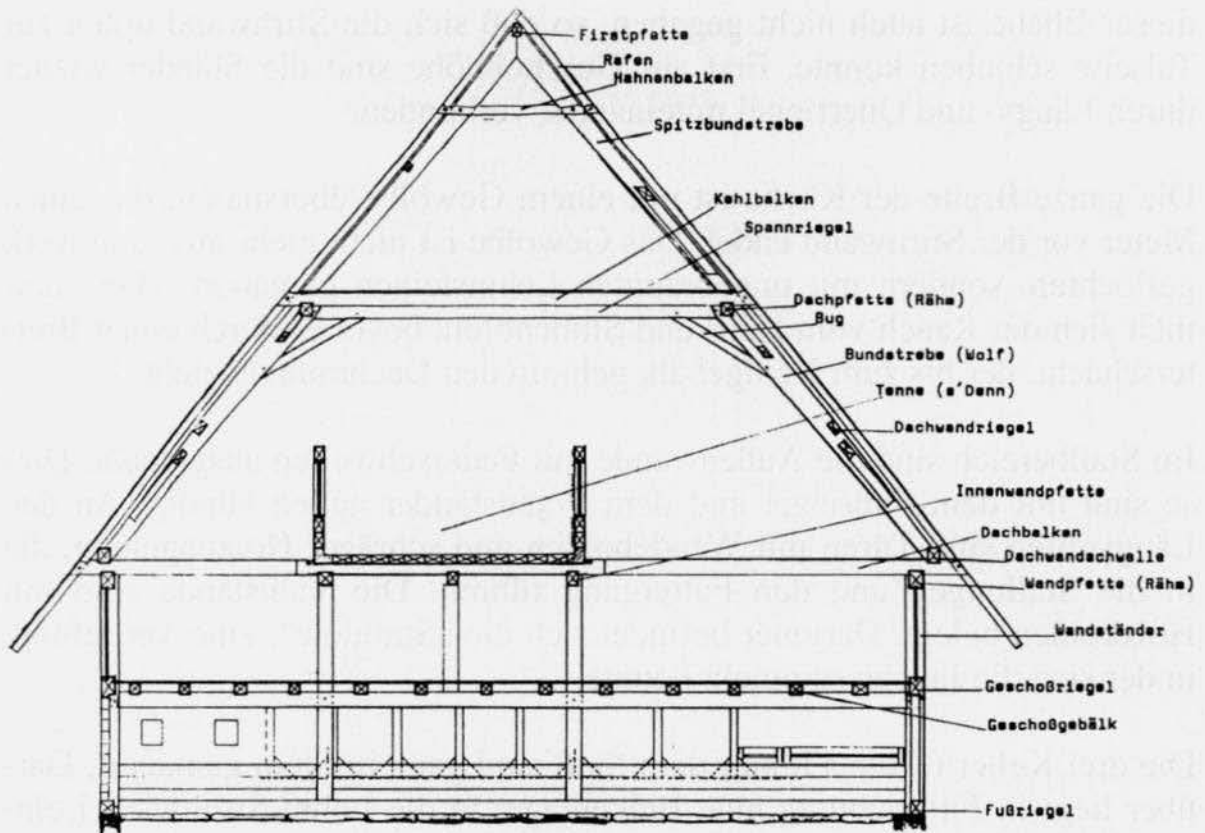
Die drei Keller („Ker“) hinter dem Stall sind ganz in Stein gemauert. Darüber liegt in Firstrichtung eine Balkenlage, in die Lehm-Strohwickel eingeschoben sind. Die Zugänge zu den beiden außenliegenden Kellern sind an der Längsseite. Die Eingangstür in den mittleren Keller liegt unter der Brücke der Hocheinfahrt.

Die Wandpfetten springen zur Talseite hin einen Meter über die Stirnwand vor und werden von „geschnürten“ Bügen unterstützt. Über den Wandpfetten der Außenwände und den beiden Wandpfetten der Innenwände, die sich auch durch die ganze Hauslänge durchziehen, liegt quer zum First das Dachgebälk, das über dem Wohnteil aus den Bundbalken und den dazwischenliegenden Felderbalken besteht. Im Bereich der Heubühne fehlen die Felderbalken.

Dieses ungleichmäßig starke Dachgebälk ist mit einem Obholz von 18 Zentimetern über die Wandpfetten gekämmt. Aus den Wandpfetten sind wiederum Vertiefungen von zwei Zentimetern herausgenommen, in denen die Dachbalken liegen. Durch dieses Aufeinanderkämmen liegen die Balken unverrückbar auf ihrem vorgesehenen Platz.

Über dem Gebälk liegt ein starker Dielenboden, der zum Teil noch mit Holznägeln befestigt ist. Dahinter folgt „s'Denn“, das sich in einer Breite von vier Metern über die Heubühne bis zum Tenntor hinzieht.

Die Tenne mit dem 14 Zentimeter starken Tennboden, den seitlichen Eckschalen, die in Firstrichtung verlaufen, und den Tennwänden, liegt auf



Darstellung und Benennung der Bauhölzer

Querbalken, die nur von den Mittelwandpfetten und einem weiteren, dazwischenliegenden Unterzug getragen werden. Die Lage der Mittelwandpfetten ist bestimmt durch die Aufteilung des Wohnraumes. Dies ist auch der Grund, weshalb das Tenntor außerhalb der Mitte angeordnet ist. So entstanden in der Heubühne, links und rechts der Tenne, zwei verschieden große Bergeräume, das große „Heuloch“ auf der Eingangsseite und das gegenüberliegende, kleinere „Öhmdloch“.

7. Der Dachstuhl

Auf dem zweigeschossigen Hauskörper ruht der für sich abgezimmerte Dachstuhl.

Die Dachlast wird von liegenden Bindern, sowie der Stirn- und Einfahrtswand getragen. Auf dem ersten Dachbalken, der über den Wandpfetten Vorderkante bündig liegt, und dem zweiten, dem Wandbalken, stehen unter den Dachpfetten Ständer, welche die große Last des vorspringenden Walmes aufnehmen und über die Wandpfetten auf die Wandständer weitergeben.

In der vorderen Wand im Dachraum, die unter dem Kehlgebälk endet, ist auf halber Höhe ein Riegel eingeblattet. Diese Stirnwand ist ganz mit Brettern verschlossen, welche in Ständer, Riegel, Kehlbalken und Rafen eingekantet sind. Etwa in der Mitte führt eine Tür auf den Vorgang. Am Vorgang ist ein Brüstungsriegel in die Ständer geblattet. Teile dieses Ganges sind unter und über dem Brüstungsriegel verbrettert. An den Seiten sind Taubenschläge eingebaut.

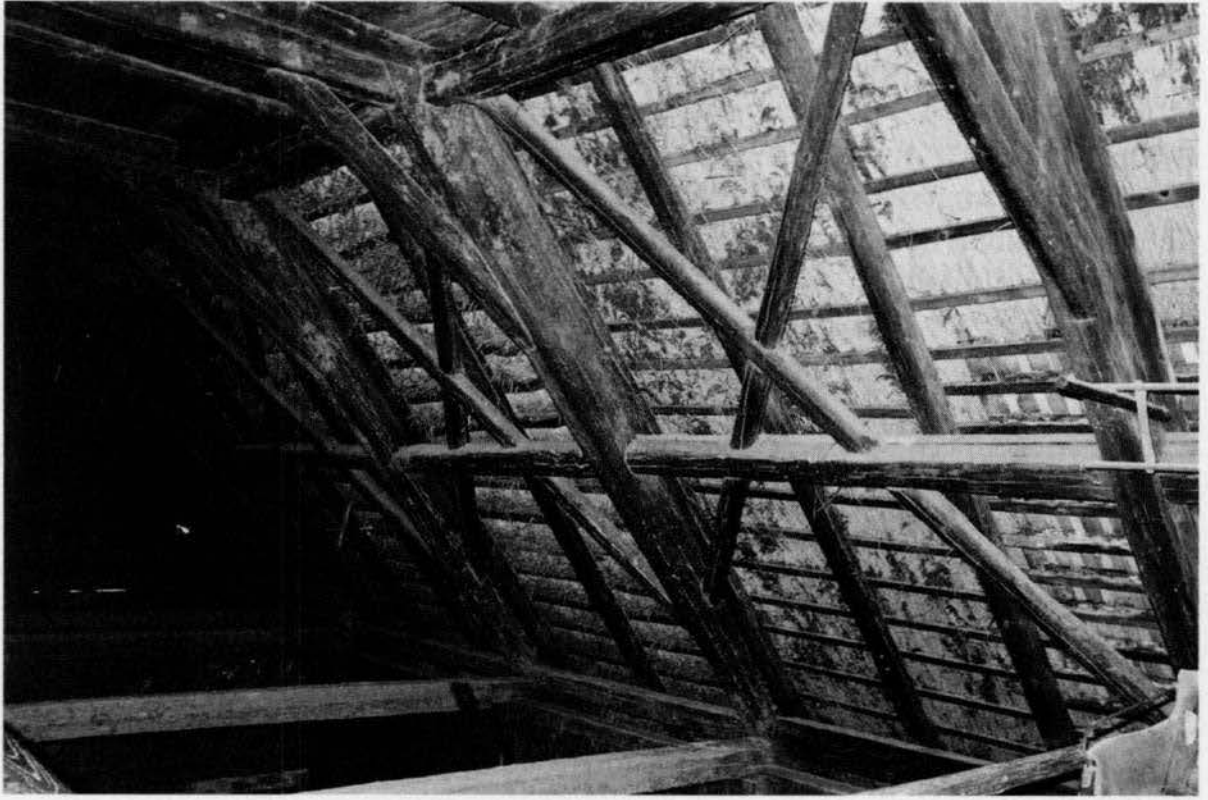
An der hinteren Wand des Dachraumes wird die Last des Walmes wieder von den Ständern unter den Dachpfetten aufgenommen. Hier ist auch das große, zweiflügelige Tenntor mit Wendehohle, Türangel und schräg eingeschlagenen Holznägeln eingebaut. Die übrige Wandfläche ist auch hier mit Brettern ausgefacht.

Im Inneren wird die Dachlast noch von sechs liegenden Bindern aufgenommen und über die Außenwände abgeleitet. Mit Ausnahme vom ersten liegenden Bund sind alle anderen Binder über den Querwänden aufgebaut, so daß die anfallenden Dachlasten direkt über die Außenwandständer abfließen können.

Auf das Dachgebälk, parallel zu den beiden Außenwänden, aber von diesen nach außen bis unter die Rafen versetzt, sind Dachwandschwellen aufgekämmt. Im Bereich der Heubühne dienen der Dachwandschwelle nur die Bundbalken als Auflage, da die Felderbalken vollkommen fehlen.

Die Bundstreben („Wölfe“) der liegenden Binder sind mit ihrem schmalen unteren Ende mit einer „Klaue“ auf die Dachwandschwelle aufgesetzt. Die unter der Dachschräge verlaufenden Bundstreben verbreitern sich nach oben. Sie sind absichtlich auf den Kopf gestellt, um die tief eingelassenen Dachpfetten und die Spannriegel aufnehmen zu können. Die schräg stehenden Bundstreben werden vom Spannriegel in ihrer Lage gehalten. Auf beiden Seiten sind Büge in Bundstrebe und Spannriegel eingezapft.

Die Längsaussteifung des Dachstuhles erfolgt durch sehr gut ausgebildete „Dachwände“. Dazu zählen die „Dachwandschwellen“, die Bundstreben („Wölfe“), die Verstreben zwischen den einzelnen Bindern (die „Andreaskreuze“), die „Dachwandriegel“ und die Dachpfetten. Die Streben der „Andreaskreuze“ sind unten in die Bundstreben eingeblattet, überkreuzen sich in den Binderfeldern und sind oben mit der Dachpfette verbunden. Die „Dachwandriegel“ laufen in halber Raumhöhe parallel zu den „Dachwandschwellen“ und sind in die „Wölfe“ und „Andreaskreuze“ geblattet.



Dachwand mit Andreaskreuzen

Nach den Wandpfetten, auf denen das Dachgebälk liegt, ziehen nun die Dachpfetten, als weiteres Verbindungsglied, von Walm zu Walm durch. Auf den Dachpfetten, und mit diesen verkämmt, liegen die Kehlbalcken, die senkrecht über den Dachbalken angeordnet sind.

Auch die zweite Ebene, die „Hobede“, ist stützenfrei. Eingezapft in die Kehlbalcken stehen zwischen den beiden Walmanfallspunkten sechs „Spitzbinder“. Diese Spitzbundstreben laufen auch unter der Dachschräge und werden auch nach oben breiter. In den Zusammenschluß der beiden Streben ist oben die Firstpfette eingelassen und mit dieser verkämmt. Etwa einen Meter unter der Firstpfette ist über die Spitzbinder der „Hahnenbalken“ geblattet, der auch die beiden Rafen mit einem Blatt aufnimmt.

Zur Längsaussteifung sind nur auf der Eingangsseite lange Streben angebracht. Sie sind unten in die Spitzbundstreben geblattet, laufen zum Teil über den nächsten Bund und enden oben in der Firstpfette. Auf der gegenüberliegenden Seite ist auf halber Höhe ein Riegel über alle Spitzbundstreben geblattet. Auf dem Kehlgebälk liegt ein Bretterboden, der über dem „Denn“ eine Öffnung hat, die „s'Garbeloch“ genannt wird.

Über der Firstpfette hängen paarweise die „Rafen“, welche oben zusammengeblattet sind. Sie sind auch an die Kehlbalken und die senkrecht darunter liegenden Dachbalken angeblattet und bilden den großen Dachvorsprung. Im Bereich der Heubühne, dort wo die Dachbalken fehlen, liegen die „Rafen“ nur auf den „Dachwandschwellen“ auf.

Die Gratsparren liegen in der Walmfläche. Sie sind oben mit einem Scherzapfen miteinander verbunden und hängen so über der Firstpfette und den Dachpfetten. Die Schifter sind mit einem halben Schwalbenschwanz in die Gratsparren eingebattet. Ein vorgeschobener Kehlbalken ist für sie die untere Auflage. Alle Verblattungen und Verzapfungen sind mit Holznägeln zusammengenagelt.

Das ursprünglich ganz mit Roggenstroh eingedeckte Dach ist heute in Ermangelung geeigneten Materials teilweise mit Schilf eingedeckt. Über der Haustür und je einer Stalltür sind Biberschwanzziegel angebracht, die verhindern sollen, daß im Brandfalle die Ausgangstüren nicht gleich durch herunterfallendes Stroh versperrt werden.⁴



Vogtsbauernhof 1950, Außenansicht, Hocheinfahrt

Bauernhaus im Schwarzwald



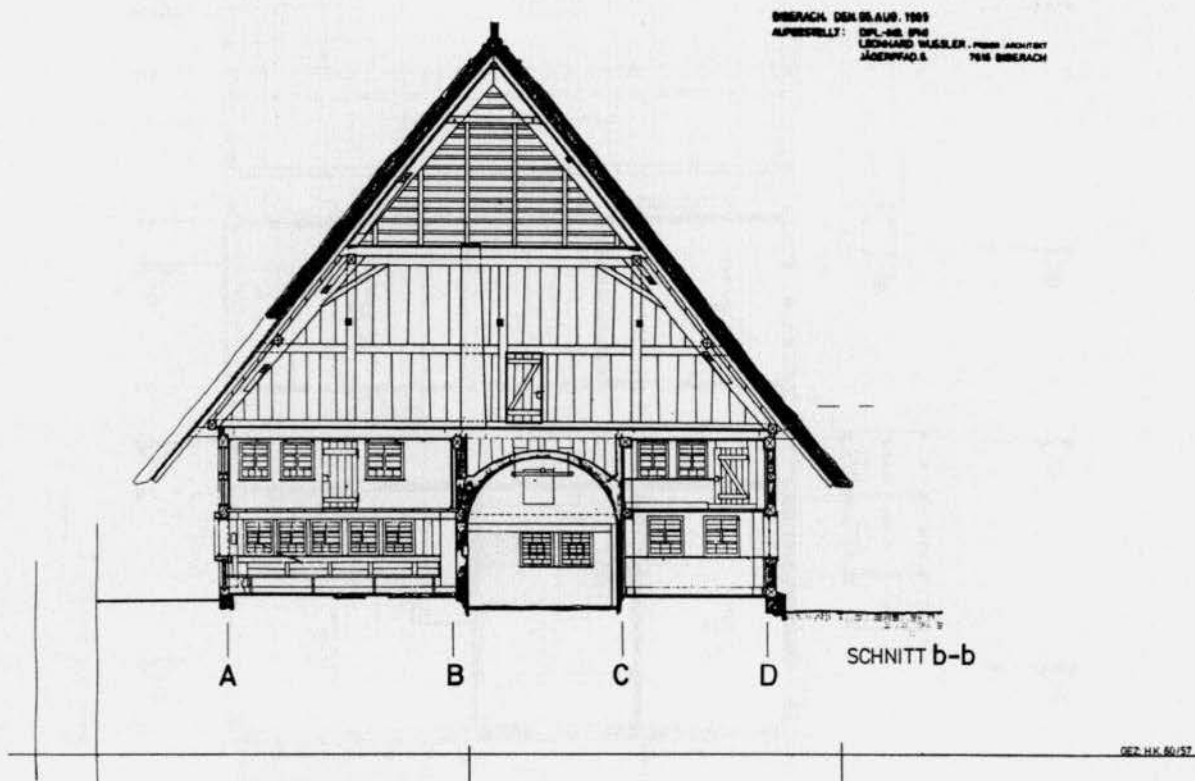
Vogtsbauernhof um 1910



Vogtsbauernhof um 1910

Anmerkungen

- 1 H. Schilli, Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1982 S. 199–206
- 2 U. Schnitzer, Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989 S. 29–33
- 3 In Gutach wird für Stubenkammer der Ausdruck Stubbühne oder Stubenbühne verwendet.
- 4 U. Schnitzer, Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, 1989 S. 39

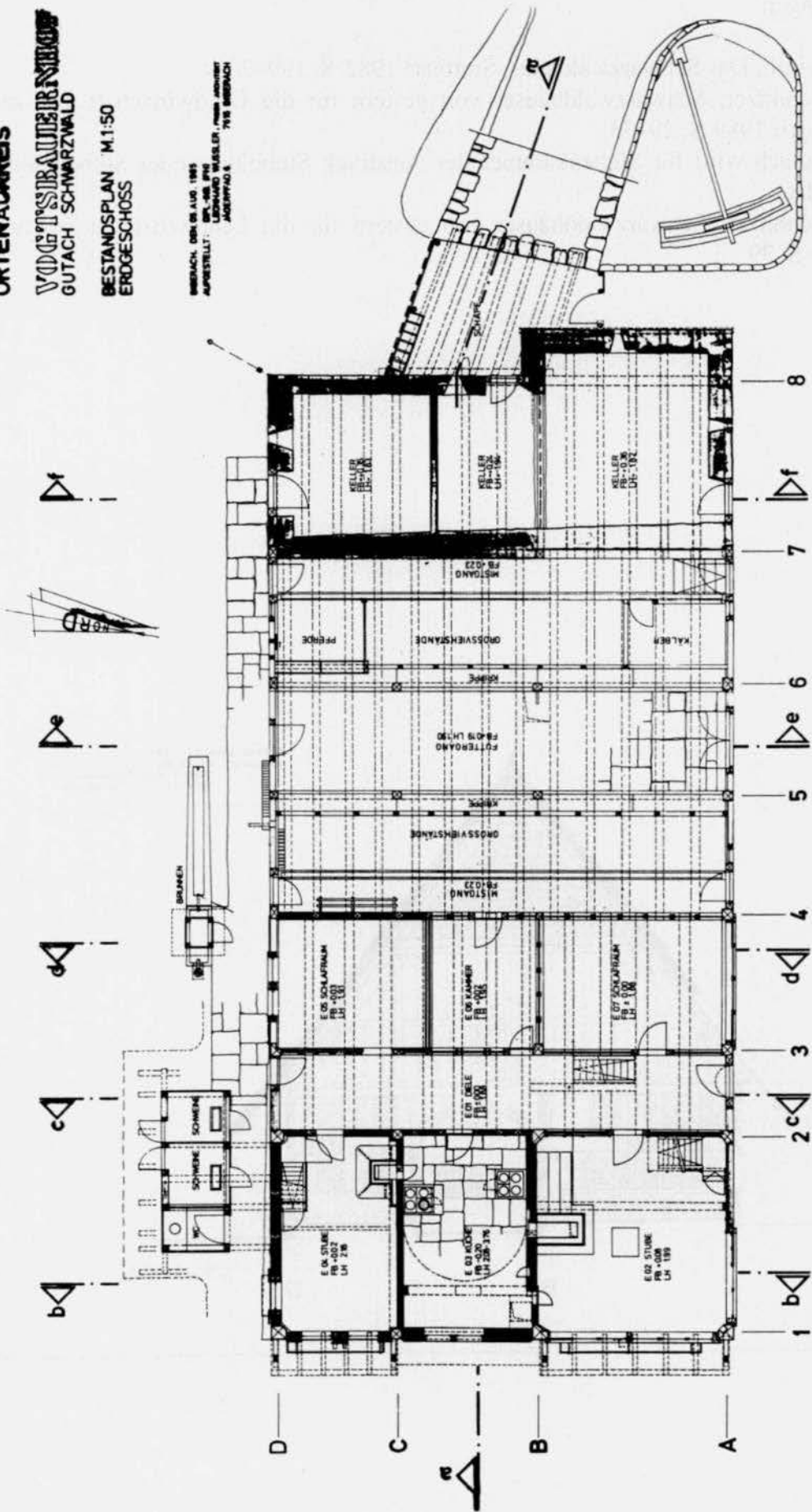


ORTENAUKREIS

**VON GUTACHTSBAUERS BRUNNEN
GUTACH SCHWARZWALD**

**BESTANDSPLAN M 1:50
ERDGESCHOSS**

BRUNNEN, ORN. 08. AUG. 1985
AUFGESTELLT: DR. G. M. 1985
LEBENSZEIT: 1985
ARCHIT. MASLER, P. 1985
ARCHIT. MASLER, P. 1985
ARCHIT. MASLER, P. 1985

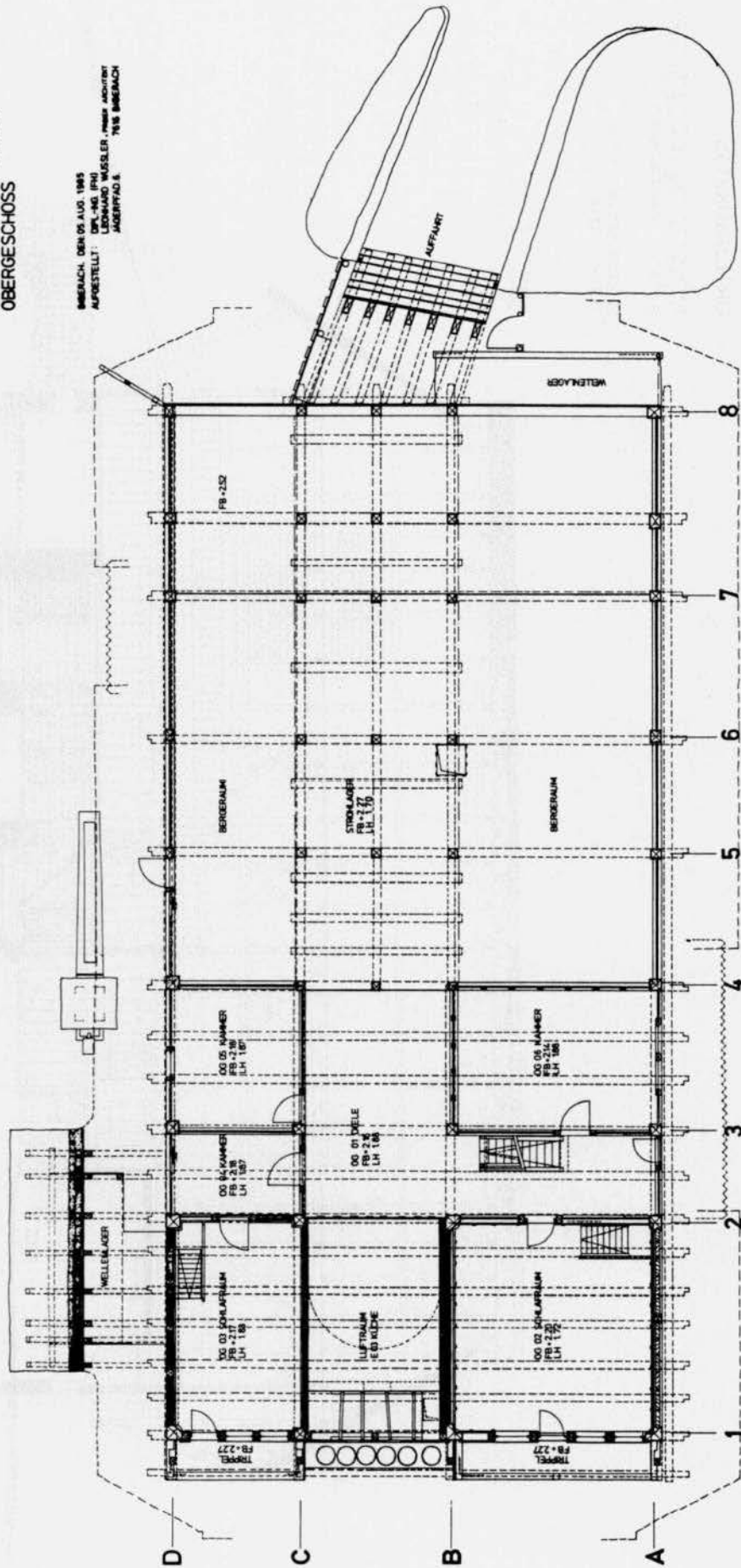


ORTENAUKREIS

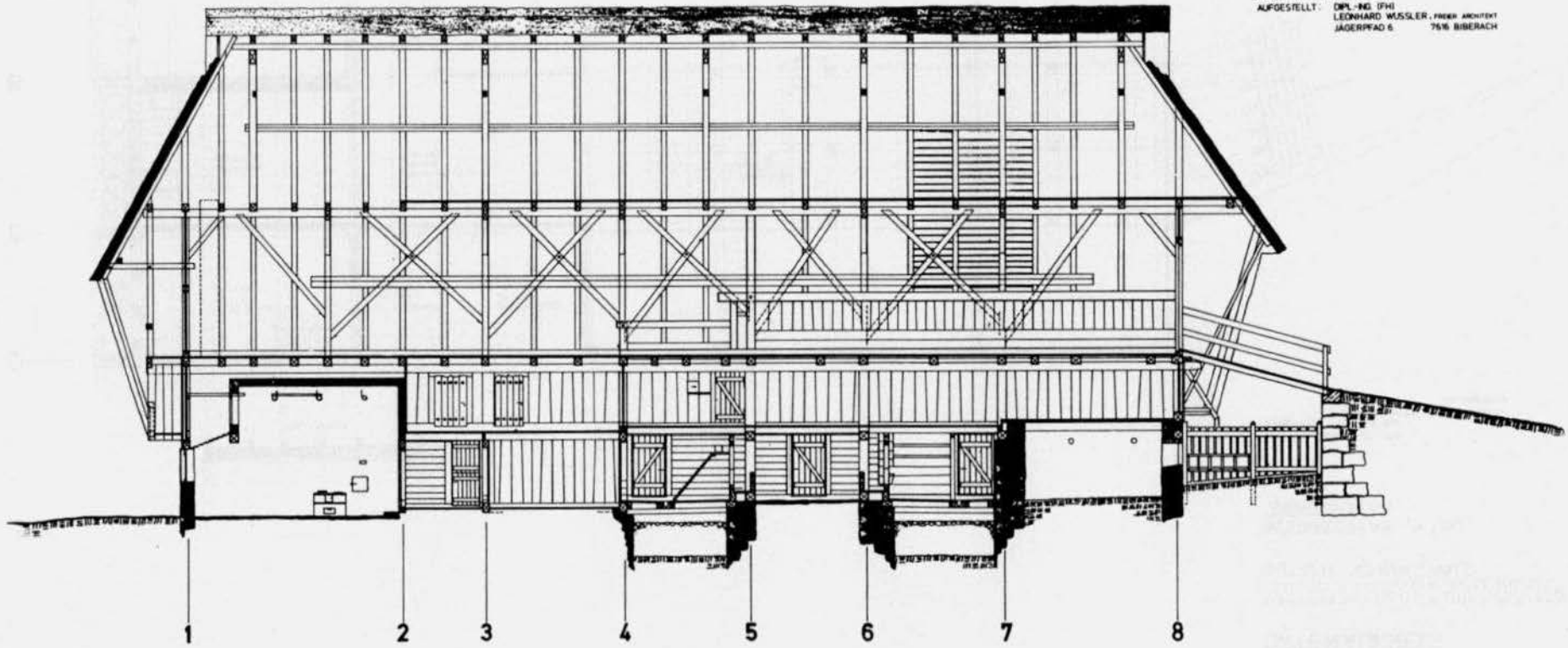
VON GUTACHTSBAUWERKSTÄTTEN
GUTACH SCHWARZWALD

BESTANDSPLAN M.1:50
OBERGESCHOSS

BEMERK. DEN 05. AUG. 1945
AUFGESTELLT: DR.-ING. (FH)
LEONHARD MÜSGLER, PIERRE ACHENBACH
JAGENFELD 3, 76183 BEMERACH



ORTENAUKREIS

VOGELT'SBAUER, NIHOFF
GUTACH SCHWARZWALDBESTANDSPLAN M.1:50
SCHNITT a-aBIBERACH, DEN 05. AUG. 1985
AUFGESTELLT: DPL.-ING. IPHI
LEONHARD WUSSLER, FREIER ARCHITECT
JÄGERPFAD 6 7616 BIBERACH

III. Die Innenausstattung des Vogtsbauernhofes

Inge Jockers

1. Zur Konzeption

Ein Haus, seine Inneneinrichtung, sind im Alltag einem permanenten Wandel unterworfen. Sie zeigen und sind das Leben ihrer jeweiligen Bewohner. Museale Präsentation hingegen ist das Einfrieren eines gewählten Präsentationszustandes. Die Auswahlkriterien sind abhängig vom jeweiligen Zeitgeist, der aktuellen Forschungslage und von der Person des Ausrichters. Der gewählte Zustand kann ein von allen Lebensspuren gereinigter sein, der lediglich auf die Grundstruktur einer Einrichtung verweist. Inventuren können der Innenausstattung zugrunde liegen, die zwar die Objekte benennen, aber keine Aussagen über Aussehen und Standort machen. Die gezeigte Einrichtung kann eine inszenierte sein, wozu die Übernahme einer „Originaleinrichtung“ zählt, bis hin zur Geruchs- und Geräuschsimulation. Als Quellen dienen Archivalien, zeitgenössische Berichte, Werke der Literatur und Bildenden Kunst, Fotografien, Zeitzeugen oder der bei der Übernahme vorliegende Einrichtungsbeleg. Ist die Entscheidung einmal gefallen, ist die Überführung in einen neuen Präsentationszustand problematisch, weil oft Haus- und Raumstrukturen mitbetroffen sind.

Ein Offenlegen der zugrunde liegenden Konzeption klärt die Betrachter über Absichten und Entstehungsbedingungen auf und kann so zur Förderung eines kritischen Umgangs mit Geschichte und ihren Interpretationen beitragen.

Entsprechend der Konzeption des Gründers des Schwarzwälder Freilichtmuseums Professor Hermann Schilli aus den 60er Jahren sollte wie das Bauwerk selbst auch die Innenausstattung repräsentativ für den Idealtypus eines Gutacher Bauernhauses sein, geprägt von seiner historischen, geographischen und wirtschaftlichen Lage. Die Innenausstattung folgt der Zielsetzung, vergangenes Schwarzwälder Bauernwohnen und -arbeiten idealtypisch zu vermitteln.

Hermann Schillis Absicht war: „dem Menschen von heute, der dem Heimat- und Volkstum ablehnenden Zeitgeist wehrlos ausgeliefert ist, ein Stück Schwarzwälder Kulturlandschaft mit ihrem Bauernleben voller Eigenart zu zeigen...“¹ Er formulierte den der Innenausstattung zugrunde liegenden Leitgedanken: „Die innere Ausstattung aller Schwarzwaldhäuser

ist gleich. Sie spiegelt die einfache und doch geformte Lebenshaltung der Schwarzwälder wider.“²

Unter diesem Aspekt ist auch die Inneneinrichtung des Vogtsbauernhofes zu verstehen. Ordnung, gemeinschaftliches Wohnen und Arbeiten, karge Einrichtung werden als Symbolträger verselbständigt.

Der gewählte Zeitschnitt der Innenausstattung könnte mit „nach 1850“ bezeichnet werden. Die individuelle Hofgeschichte blieb dabei unberücksichtigt. Für die Wahl der Einrichtungsgegenstände war deren handwerkliche, vorindustrielle Entstehung primär gültig.

Den Inneneinrichtungen von Freilichtmuseen kam in den 60er Jahren allgemein nicht der Stellenwert zu wie heute. Nach heutigem Verständnis bemüht man sich, wenn möglich, bei der musealen Präsentation die Individualgeschichte der Häuser zu berücksichtigen. Deshalb wird im folgenden versucht, soweit bekannt, den Zustand mit zu dokumentieren, der bei der Übernahme als Museum vorlag. Auskunft hierüber erteilte ein ehemaliger Bewohner.

2. Die Innenausstattung

Bei der Übernahme des Vogtsbauernhofes 1963 wohnte noch eine Familie im hinteren Bereich des Stübles und der Stüblebühne. Bis 1954 bewohnten drei Familien das Haus. Eine Familienlinie starb 1954 aus, von der anderen Familie zog 1958 die letzte Erbin aus. Der vordere Teil des Hauses, der Bereich der Stube, war somit bei der Übernahme nicht mehr bewohnt und eingerichtet. Die eine Familie wohnte bis 1965 im Vogtsbauernhof, als der vordere Teil bereits der Öffentlichkeit zugänglich war.

Entsprechend der anfänglichen Museumskonzeption wurde für die Innenausstattung nicht die seit 1816 bestehende Dreiteilung als Präsentationszustand gewählt, sondern der Zustand davor, als noch eine Hofeinheit vorhanden war. Es sollte nicht die individuelle Bewohnersituation des Hauses gezeigt werden, sondern idealtypisches Bauernwohnen der Schwarzwaldregion. „Die reiche Ausstattung des Objektes erlaubt einen tiefen Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt des Schwarzwälders“.³ So wurde das Haus so eingerichtet, als wäre es von einer Bauernfamilie und dem Altbauern bewohnt. Aufgrund des Hofnamens wurde dem Besitzer die Funktion des Talvogtes übertragen. Über die Herkunft der Einrichtung sind keinerlei Aufzeichnungen vorhanden. Sie wurden teilweise aus dem Antiquitätenhandel erworben. Einzelne Objekte sind Leihgaben des Augustinermu-

seums Freiburg. Zum großen Teil stammen die Gegenstände nach mündlichen Aussagen wohl aus der Umgebung.⁴

2.1 Das Erdgeschoß

Die Stube

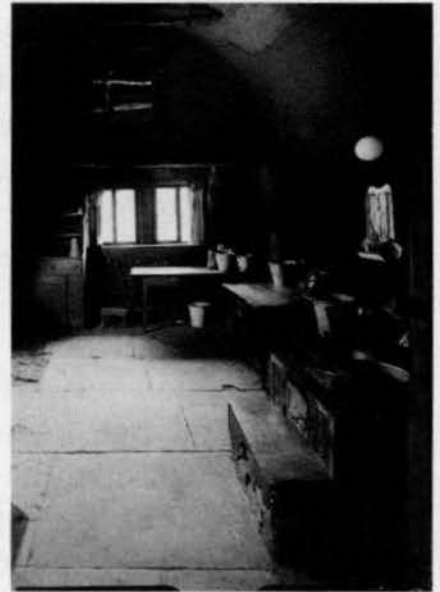
Charakteristisch für die Stube ist die eingebaute (rekonstruierte) umlaufende Bank. In der Ecke des Herrgottswinkels steht ein rechteckiger Schragentisch mit einem langen Stuhl (lehnlose Bank) und einem Stuhl mit Rundlehne mit gedrechselten Stäben. Der Herrgottswinkel ist karg ausgestattet mit Segens- und Gebetsbuch. Gutach gehörte zum Herrschaftsgebiet der Württemberger und ist seit 1534 evangelisch. In der Ecke zur Küchenwand hin steht ein zweiter runder Tisch mit Schublade. Davor stehen fünf verschiedene Brettstühle. Der Tisch, der zuletzt hier stand, war rechteckig.⁵ In der Säule dahinter befindet sich eine kleine Aussparung, die mit einem Brett verschlossen werden kann. Darin hängt ein Hufeisen. „Der ‘Herrgottswinkel’ und neben ihm der Eßwinkel mit dem Roßeisen versinnbildlichen die gegensätzlichen Kräfte, die die Welt beherrschen.“⁶ Das Hufeisen und die Öffnung sind nicht belegt.⁷ Allerdings wäre denkbar, daß beim Entfernen der Vertäfelung ein Hufeisen zum Vorschein kam.

In der Wand zur Küche ist eine Durchreiche, das Lädlele. Nach der anfänglichen Konzeption verweisen die beiden Tische auf die Funktion des Hofbesitzers als Talvogt. „Als Haus des Vogtes, der offensichtlich eine große Familie hatte, besitzt die Stube drei Brennpunkte, um die das Leben kreiste.“⁸ Der dritte Brennpunkt ist der Kachelofen. Aus schriftlichen und mündlichen Überlieferungen weiß man, daß in der Stube, die sich während der Dreiteilung zwei Familien teilten, zwei Tische standen, so daß die Einrichtung heute anders gedeutet werden kann. Der bei der Übernahme vorhandene schwarzglasierte, kleinere Kachelofen aus dem 20. Jahrhundert wurde abgebaut, die Herkunft des jetzigen grünglasierten Kachelofens, vermutlich 19. Jahrhundert, ist unbekannt. Er besitzt eine Kunst mit zwei Bankstufen. Aussparungen in der Vertäfelung zum Gang hin verweisen auf einen ursprünglich noch größeren Ofen mit Kunst.⁹ Hinter dem Kachelofen zum Gang hin stand bei der Übernahme ein Klavier.

In der Stube werden drei verschiedene Beleuchtungsarten dokumentiert. In der Mitte steht auf einer eingelassenen (nicht ursprünglich vorhandenen) Sandsteinplatte, wie sie in der Umgebung verbreitet war, ein Lichtspanhalter mit einem Buchenholzspan. Über dem runden Tisch hängt an einer Kette eine Ölfunzel für Rapsöl. Auf der Fensterbank steht eine Petroleumlampe.



*Stube des
Vogtsbauernhofes*

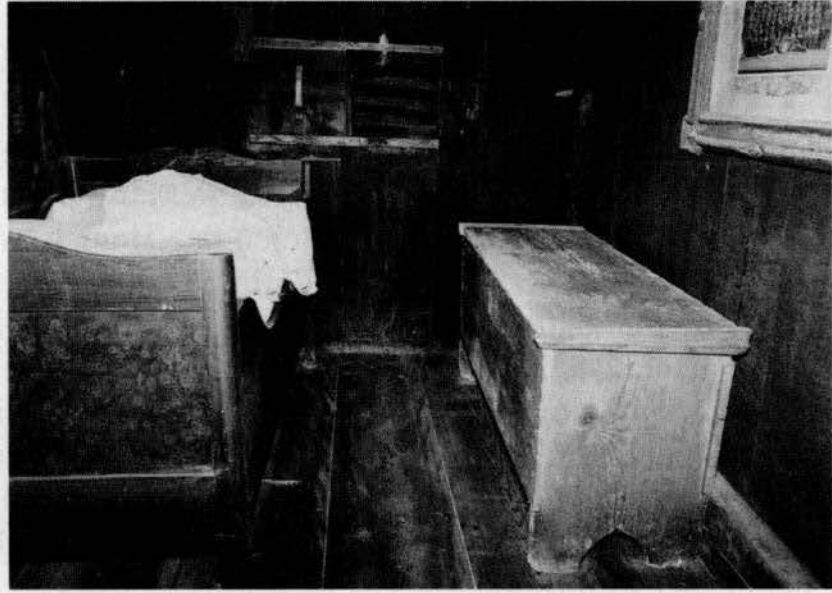


*Küche des Vogtsbauernhofes im Originalzustand
um 1963/64*



*Küche des
Vogtsbauernhofes
im Museum*

Knecht- oder Magdkammer mit spärlicher Einrichtung. Das Fenster ist durch einen Schieber verschließbar.



Die Entwicklung des Pfluges



Der Wandschmuck besteht aus Drucken, Fotografien und Hinterglasbildern mit weltlichen und religiösen Inhalten und Kriegserinnerungen. Ein Teil der Drucke war bei der Übernahme vermutlich vorhanden, z. B. die Darstellung des Kaisers Wilhelm, Erinnerungen an die Kriegszeit und zwei Konfirmationserinnerungen.¹⁰

Links neben der Tür befindet sich der Stegenkasten mit der Treppe in die Schlafkammer.

Die Küche

Die Küche ist nahezu im Übernahmestand erhalten. Nach mündlichen Aussagen kochte die letzte Bewohnerin bis 1965 an dem Herd zum Stüble hin.¹¹ Entfernt wurde ein dritter Herd, dessen Fundament noch sichtbar ist, da laut Konzeption nur zwei Parteien das Haus bewohnten. „In der Küche stehen zwei Sparherde, denn die Hintere Stube, das Stübli, wurde zuletzt als Altenwohnung benutzt.“¹² Der Herd zum Stüble hin ist aus Backsteinen aufgemauert, der andere Herd aus Natursteinen. Beide Herde sind mit einer Eisenplatte abgedeckt. Sie besitzen einen Rost und unten eine Öffnung, das Äscheloch (für die Asche). Neben den Herden hängen die eisernen Ringe zum Verstellen der Öffnungen in der Eisenplatte. In der Wand zur Stube ist eine verglaste Mulde in der Mauer mit Feuerstein, Feuerstahl, Zunder, Schwefelholz.

Original sind nach mündlichen Aussagen der Geschirr- und Vorratsschrank sowie die eingebauten Regale neben dem Lädle. Der Geschirrschrank ist mit Keramikgeschirr bestückt. An einer Seite ist ein Spätzlebrett angebracht. Vor dem Fenster steht ein langer schmaler Schragentisch, der als Arbeits- und Ablagefläche diente. An dieser Stelle stand bei der Übernahme ein kleinerer Tisch. Darauf stehen ein Schmalzbrett und Keramikschüsseln. Ein weiterer kleinerer Tisch mit Schublade steht an der Wand zum Stüble hin. Davor steht ein Brettstuhl. Nach mündlichen Aussagen stand dieser Tisch, allerdings mit einem anderen Stuhl, bei der Übernahme an dieser Stelle. Daneben, zum Herd hin, steht eine originale Bank, auf der der Wassereimer abgestellt wurde. Neben dem Herd zur Stüblewand steht eine originale Geschirrbank mit Eisentöpfen. Darüber an der Wand hängen Stilpfannen und ein Wallholz. Auf der Seite des Herdes zur Stube hin hängen Schaum- und Schöpflöffel, Stampfer, Wallholz. Eiserne Töpfe sind in die Herdabdeckungen eingehängt, ebenso ein Waffeisen. Neben den Herden stehen weitere Töpfe. Ein Teil davon ist vermutlich original. Die Ausstattung der Küche mit wenig Geschirr und Kochgerät verweist auf die einfache Ernährungsweise.

Im Gewölme über den Herden sind Stangen zum Aufhängen der Rauchwaren befestigt. Diese Vorrichtung befand sich an dieser Stelle.¹³

Stüble und Stüblebühne

Da diese Räume bis 1965 bewohnt waren, wurden sie nicht in den Rückbau der musealen Räume mit eingeschlossen. Die Stabbrettervertäfelung der 30er Jahre ist noch vorhanden, ebenso die eingebaute Sitzbank, der

Tisch, der Spiegel an der Wand und der Kachelofen mit Kunst. An der Decke hing eine Glaslampe mit bunten Zotteln. Die Fenster sind erneuert. In die darüberliegende Kammer führt eine Treppe, die von einem Stegenkasten umgeben ist. Im Stegenkasten bewahrte die Familie Nahrungsmittel auf.¹⁴ Nach dem Auszug der Bewohner, wurden die Räume als Depot genutzt. Hier besteht die Möglichkeit, sie eines Tages den Besuchern zugänglich zu machen und Wohnen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zu präsentieren.

Schweinestall und Klo

Vor dem Stüble befindet sich ein Anbau mit einem Schweinestall und einem Plums klo, die beide bei der Übernahme in der Ausstattung vorhanden waren.

Der Gang

Auf dem Gang standen bei der Übernahme nach mündlicher Aussage drei Kuchikäsche (Küchenschränke), die entfernt wurden. Ein Butterrührfaß und eine Backmulde standen ebenfalls dort.¹⁵ Museal sind heute ein Butterstoßfaß, ein Butterrührfaß und eine Backmulde (nicht die originale) und eine Sockeltruhe zu sehen. An der Wand links hinter dem Haupteingang hängen Waldäxte und je ein Radschuh (Bremse) aus Eisen und Holz. Rechts sind zwei Pferdekummet und ein Schleifsteinkumpf aus Horn befestigt.

Schlafkammern

Auf der anderen Seite des Ganges befinden sich zwei Kammern, die nach mündlichen Aussagen zuletzt und vermutlich seit der Dreiteilung als Schlafkammern genutzt wurden.¹⁶ Museal dienen sie als Ausstellungsräume. In der ersten Kammer werden Geräte zur Flachsverarbeitung und zur Stoffherstellung gezeigt. Ein Webstuhl aus dem Prechtal, aus dem 18. oder frühen 19. Jahrhundert wurde vermutlich immer schon gewerblich genutzt. Daneben stehen Spinnräder, Haspeln, ein Bandwebstuhl. Der Schrank stammt vermutlich aus dem vorderen Schützenbach bei Furtwangen.¹⁷

In der zweiten Kammer, die die originale Stabbrettervertäfelung der 30er Jahre noch zeigt, werden maßstabsgetreue Modelle und Fotografien von Schwarzwaldhäusern präsentiert.

Zwischen den Kammern befindet sich ein Raum, die sogenannte finstere Kammer, der zum Stall führte und aktuell als Lagerraum genutzt wird.

Der Stall

Der Stall ist in der Mitte durch den Futtergang geteilt. Die Viehstände für ca. 15 Stück Vieh mit den Futterkrippen befinden sich auf beiden Seiten. Rechts hinter dem vorderen Eingang befindet sich ein Kälberpferch. Am hinteren Ende des rechten Viehstandes ist ein Verschlag für zwei Pferde eingebaut. Am hinteren Ende des linken Viehstandes sind an der Wand Sitzstangen für Hühner angebracht. Objekte, die mit der Stallhaltung zusammenhängen, werden gezeigt: Mistbären, Mistkrätze, Melkstuhl, Strohhstuhl usw. Im rechten Viehstand wird die Herstellung eines Strohdaches und die dazu benötigten Geräte dokumentiert.

Bei der Übernahme befand sich in der linken hinteren Ecke ein Schweineverschlag, ein Hühnersverschlag und ein Plumsklo.¹⁸

Keller

Die drei Kellerräume hinter dem Stall sind dem Publikum nicht zugänglich. Sie werden als Lagerräume genutzt.

2.2 Das Obergeschoß

Schlafkammer

„Die Schlafkammer der Bauersleute enthält wiederum die übliche Ausstattung.“¹⁹ In der Schlafkammer über der Stube, die von dort über eine Treppe erreichbar ist, steht ein zweischläfriges, gehimmertes Bett. An dessen Kopfbrett befindet sich die Inschrift Barbara Wöhrle – 1806 – Matheuß Kuß. Ein eintüriger, einfach ornamental in den Farben blau, rot, beige bemalter Schrank mit zwei Schubladen trägt die Jahreszahl 1822 und das Christusmonogramm. Eine einfach ornamental mit gleichen Farben aber anderen Ausführungen bemalte Sockeltruhe ist wie der Schrank und das Bett unbekannter Herkunft. ein weiterer Schrank in vergleichbaren Farbtönen bemalt, aber mit Blumenmotiven, wurde von Händlern erworben.²⁰ Eine einfarbige braune Kinderwiege und ein Kinderbett zeigen an, daß kleine Kinder in der elterlichen Kammer schliefen. Zwei Brettstühle ergän-

zen die Einrichtung. Auf dem Gang vor der Kammer steht eine Chaise (Korbwagen aus Weidengeflecht), in der ein ehemaliger Bewohner als Kind lag. An den Wänden hängen religiöse Drucke aus den 20er und 30er Jahren und zwei Schwarzwälder Schilderuhren.

Bei der Übernahme war die Schlafkammer durch einen Bretterschlag zweigeteilt, da für den erwachsenen Sohn eine Kammer abgetrennt wurde. Die Räume waren nicht mehr eingerichtet.²¹

Störkammer

„Die Kammer gegenüber der Schlafkammer diente als Schuster-, Schneider-, Korbmacher- und Sattlerwerkstätte ...“²² In dieser Kammer sind Werkzeuge und Produkte dieser Handwerker zu sehen. Die Schusterausstattung, mit Schustertisch, Leisten, Schuhbock usw., stammt aus dem Leibgedinghaus des Museums aus Gutach. Die Ausstattungen des Sattlers, vom Kummstock bis zum Spannriß, des Korbmachers und des Schneiders lassen die Arbeit dieser Handwerker anschaulich nachvollziehen. Eine Drehbank mit Fußantrieb und Drechslerwerkzeug gehören ebenfalls dazu. Eine Werkzeugkrätze zeigt, wie die Werkzeuge auf die Höfe transportiert wurden.²³ Die Herkunft der Objekte ist unbekannt. Dem Besucher vermittelt diese Kammer einen Überblick über die Handwerke, die für die bäuerlichen Betriebe von Bedeutung waren.

Die Kammer diente ursprünglich als Schlafkammer und war mit der darunter liegenden Kammer durch eine Treppe verbunden. Bei der Übernahme war die Einrichtung nicht mehr vorhanden.²⁴

Der Gang

Auf dem Gang über dem Haupteingang befand sich bei der Übernahme in der rechten Ecke ein kleiner Verschlag, der als Vorratskammer diente. Das gelöcherte Blech in der Außenwand verweist noch darauf. Rechts neben der Tür zur bäuerlichen Schlafkammer stand ein Fruchtkasten. Im hinteren Ende des Ganges ist der originale Fruchtkasten zur Heubühne hin vorhanden. Über die Herkunft der weiteren Truhe und der zwei Schränke gibt es keine Auskunft. Sie verweisen darauf, daß ausgediente Wohnmöbel als Aufbewahrungsmöbel für Werkzeuge und ähnliches auf den Gang gestellt wurden. Einer der Schränke ist mit einer Glasfront versehen worden und dient als Schauvitrine für religiöse Objekte wie Götterbriefe, Bibeln, Gebetsbücher, die auf die evangelische Zugehörigkeit des Hofes verweisen.

An den Wänden hingen immer schon Werkzeuge. In musealer Nutzung werden an den Wänden Werkzeuge zur Waldarbeit präsentiert.²⁵

Schlafkammern

Gegenüber dem Treppenaufgang befinden sich zwei weitere Schlafkammern. Die rechte Kammer wurde als Kammer des Altenteilers eingerichtet. „In der hinteren Kammer schliefen der Altbauer und die Altbäuerin, die „Leibgedinger“.“²⁶ Dementsprechend ist die Kammer ausgestattet. Darin steht ein Doppelbett mit Himmel, einfach bemalt, mit der Inschrift Johanna Hettich, Isidor Fehrenbach 1842 auf dem Kopfbrett. Zwei eintürige bemalte Schränke, eine Sockeltruhe und drei Brettstühle vervollständigen die Einrichtung. Auf der Truhe stehen zwei Laternen, eine für eine Kerze und eine Petroleumlaterne. Über die Herkunft der Möbel gibt es keine Auskunft.

Bei der Übernahme war die Kammer als Rumpelkammer genutzt. Davor (um 1900) diente sie einem Wagner, einem Verwandten der Familie Aberle, die in der vorderen Stube lebte und 1954 ausstarb, als Schlaf- und Wohnkammer. Werkzeuge dieses Wagners befinden sich in Privatbesitz.²⁷

Die zweite Kammer ist als Knechts- und Magdkammer spärlich eingerichtet. Das einschläfrige Bett ist braun mit leichter Marmorierung. Es hat ein geschwungenes Kopfbrett und ebensolche Seitenbretter. Die Seitenstollentruhe ist unbemalt, der Brettstuhl schlicht. Auf einem Schaft über der Fensteröffnung stehen einige Gegenstände wie ein Krug, eine Spanschachtel. Die Fensteröffnung ist eine Besonderheit. Sie besteht aus einer Aussparung in der Bohlenwand, verschließbar mit einem Schieber. Vermutlich stammt sie aus den Anfängen des Hauses.

Bis zu der Übernahme wurde die Kammer als Vorratskammer genutzt, vielleicht seit der Dreiteilung. Sie war von der oberen Stüblekammer aus zugänglich. So hat sich die originale Fensteröffnung erhalten.²⁸

Heubühne

Vom Gang aus gelangt man auf die Heubühne, auf dem auch in musealer Präsentation Heu in kleinen Mengen gelagert wird. Die Heubühne dient dem Museum auch als Lager für die Strohschauben, die zur Dachausbesserung gebraucht werden. Ein Strohschneidestuhl steht auf der linken Seite.

Bei der Übernahme befand sich direkt neben der letzten Schlafkammer noch ein Bretterschlag, der als Werkzeugkammer diente. Die Tür in der Außenwand verweist noch darauf. Die ganze Seite war durch einen Bretterschlag von der übrigen Heubühne abgetrennt.²⁹

2.3 Das Dachgeschoß

Im 3. Obergeschoß befand sich zur Giebelseite hin der Garbenbarn. Hier oben wurden Arbeitsgeräte aufbewahrt. In musealer Präsentation werden hier Objekte gezeigt, die zur bäuerlichen Arbeitswelt gehören. Die Entwicklung des Pfluges, vom Stichpflug bis hin zum Wendepflug, ist anschaulich dargestellt. Hölzerne Eggen, ein Plocherer, Schlitten, eine Stiftdreschmaschine, Putzmühlen und -wannen, Hanfbrechen, ein Schnidbock und weitere bäuerliche Arbeitsgeräte sind vorhanden. An den Seitenwänden der Dreschteme sind Flegel, Heugabeln, Pferdekummet, Joche angebracht.³⁰

An der Giebelseite hängt ein Ochschädel, der bei der Übernahme bereits dort hing.³¹

Auf die Hobede direkt unter dem Dach hat der Besucher keinen Zutritt.

Anmerkungen

- 1 Hermann Schilli. Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald. S. 277/278. In: Badische Heimat, Heft 2, 1976. S. 267–278.
- 2 Hermann Schilli. Wie der Schwarzwälder einst lebte. Ein Besuch im Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. S. 28/29. In: Freiburger Almanach 1969. Freiburg 1969. S. 25–32.
- 3 Hermann Schilli. Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach A. o. O., S. 269.
- 4 Ein Mitarbeiter des Museums.
- 5 Ein ehemaliger Bewohner des Vogtsbauernhofes.
- 6 Hermann Schilli. Vogtsbauernhof in Gutach. Führer durch das Museum. Ortenaukreis Offenburg 1981. 6. Aufl. S. 49.
- 7 Ein Mitarbeiter des Museums.
- 8 Hermann Schilli. Vogtsbauernhof in Gutach. Führer durch das Museum. A. a. O., S. 47.
- 9 Ein ehemaliger Bewohner.
- 10 Ein ehemaliger Bewohner.
- 11 Ein Mitarbeiter des Museums.
- 12 Hermann Schilli. Vogtsbauernhof in Gutach. Führer durch das Museum. A. a. O., S. 49.

- 13 Ein ehemaliger Bewohner.
- 14 Ein ehemaliger Bewohner.
- 15 Ein ehemaliger Bewohner.
- 16 Ein ehemaliger Bewohner.
- 17 Ein Mitarbeiter des Museums.
- 18 Ein ehemaliger Bewohner.
- 19 Hermann Schilli. Das Schwarzwälder Freilichtmuseum. Der Vogtsbauernhof. Lahr 1975. S. 49.
- 20 Ein Mitarbeiter des Museums.
- 21 Ein ehemaliger Bewohner.
- 22 Hermann Schilli. Das Schwarzwälder Freilichtmuseum. Der Vogtsbauernhof. A. a. O., S. 49.
- 23 Weitere Angaben vgl. Peter Haegele. Geräteführer. Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“. Offenburg/Gutach 1990. S. 76–77.
- 24 Ein ehemaliger Bewohner.
- 25 Weiter Angaben vgl. Peter Haegele. A. a. O., S. 73–75.
- 26 Hermann Schilli. Vogtsbauernhof in Gutach. Führer durch das Museum. A. a. O., S. 51.
- 27 Ein ehemaliger Bewohner.
- 28 Ein ehemaliger Bewohner.
- 29 Ein ehemaliger Bewohner.
- 30 Weitere Angaben vgl. Peter Haegele. A. a. O., S. 78–93.
- 31 Ein ehemaliger Bewohner.

Lebendiges Museum

Museumspädagogik im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“

Inge Jockers

1. Museum und Museumspädagogik

Ein Museum hat vielfältige Aufgaben zu erfüllen. Zu den klassischen Bereichen zählen Sammeln, Bewahren, Forschen und Ausstellen. Museen bieten Menschen unterschiedlicher Altersstufen, Bildungsgrade und Herkunft ihre Sammlungen mit der Intention an, zu informieren, Genuß zu bereiten und Anregungen zu geben.

Um die Institution Museum für die gesamte Bevölkerung durch ein besucherorientiertes Angebot zu erschließen, ist inzwischen der Bereich der Vermittlung als gleichberechtigt in die Aufgabenskala der Museen aufgenommen worden. Hier beginnt das weite Aufgabenfeld der Museumspädagogik. Ursprünglich auf die Interessen der Gruppe der Kinder und Jugendlichen hin orientiert, wie der Begriff nahelegt, bietet Museumspädagogik mittlerweile für alle Altersgruppen Programme im Museum an. „Museumspädagogik ist Erziehung auf das Museum hin, im Museum, durch das Museum und vom Museum ausgehend.“¹

Museumspädagogik eröffnet Besuchern einen Zugang zu den Inhalten eines Museums. Die Handlungsformen von Museumspädagogik, die Art und Weise des Vorgehens bei der Vermittlung, sind so vielfältig wie die Museen und ihre Besucher. Unterschiedliche Museumsgattungen (Naturkunde-, Völkerkunde-, Heimat- oder Kunstmuseen), unterschiedliche Museumskonzeptionen und unterschiedliche Ausstattung der museumspädagogischen Einrichtungen erfordern Flexibilität und Vielseitigkeit.

Museen konservieren Vergangenheit, das kulturelle und natürliche Erbe, selektieren Bedeutsames und weniger Bedeutsames, entscheiden über museumsrelevante Objekte der Gegenwart und bereiten auf die Zukunft vor. Museumspädagogik will diese musealen Tätigkeiten den Besuchern offenlegen, verständlich machen und zur kritischen Auseinandersetzung anregen. Museumspädagogik vermittelt Wissen, vermittelt Methoden der Wissensaneignung und fördert die Souveränität im Umgang und Genuß kultureller Angebote.

Museumsinhalte werden nicht als Selbstzweck präsentiert, sie werden für das Erleben der Besucher erschlossen. Die Aufgabe der Museumspädagogik ist es, angemessene Formen der Vermittlung für das jeweilige Museum zu finden und die Besucher aller Altersstufen aus ihrer Alltagssituation heraus an die Ausstellung heranzuführen.

2. Vermittlungsformen

2.1. Schriftliche Vermittlung

Da nicht jeder Einzelbesucher betreut werden kann, ist die schriftliche Vermittlung eine Möglichkeit, Informationen über Museumsobjekte zu geben. Dabei ist die Absicht und das Ziel zu bedenken, die mit dem jeweiligen Text erreicht werden sollen. Bei der Erstellung der schriftlichen Materialien ist eine Verbindung aus wissenschaftlicher Information und didaktischer Aufbereitung sinnvoll.

Objektbeschriftungen und Texttafeln sind gängige Formen der musealen Präsentation. Sie vermitteln Grundinformationen knapp und übersichtlich. Sie können beschreibend sein, weiterführende Zusammenhänge aufzeigen und Anregungen zum Verständnis der Objekte geben. Ausschlaggebend ist eine „besuchergerechte Gestaltung. Dabei geht es um die Form der Texte, die Auswahl von Informationen, die Länge von Sätzen, den Satzbau und um die Frage, wieviel Text ein Besucher überhaupt unter Museumsbedingungen aufnehmen kann.“² Die Objekte sprechen nicht für sich selbst. Entweder verfügt der Betrachter über ausreichende Fachkenntnisse oder er bedarf der zusätzlichen Information, wenn der Museumsbesuch mit einem Informationsgewinn enden soll.

Saalzettel oder Führungsblätter, die als Handreichungen zur Information über eine Ausstellungseinheit oder einen Raum vorhanden sind, bieten dem interessierten Besucher die Möglichkeit, sich gezielt zu bilden und greifen nicht in die Präsentation ein.

Museumsführer durch das gesamte Museum sind für die Besucher als Leitfaden beim Rundgang ebenso wichtig wie für das Nachlesen zu Hause. Sie sollten übersichtlich gestaltet und möglichst mit einem Register versehen sein, damit sie während des Rundgangs als Auskunftsdatei leicht zu nutzen sind. Spezielle Museumsführer für Kinder und Jugendliche bieten sinnvollerweise sowohl informative Texte als auch Bildergeschichten, Fragen, Rätsel und Spiele an.

Kurzführer mit einem Museumsübersichtsplan sind für die Besucher eine schnelle Informationshilfe, die oft den Ansprüchen für einen Rundgang genügt. Statt ausführlicher Beschreibungen sind Kurzinformationen und Anleitungen zum Entdecken angebracht.

2.2. Personale Vermittlung

Die aufwendigste und effektivste Form der Vermittlung ist die personale. Die Ausprägung der Führung kann unterschiedliche Formen annehmen. Die klassische Situation ist der einseitige Vortrag des Führenden und das schweigsame Zuhören der Geführten. Die Wissensvermittlung steht im Vordergrund. Innerhalb der vorgegebenen Zeit wird eine maximale Menge an Information übertragen. Als Kommunikationsform ist diese Vermittlungsweise für beide Seiten die unverbindlichste. Vom Besucher wird keine Aktivität gefordert, vom Vortragenden wird keine Spontanität und kein Eingehen auf die Besucherinteressen erwartet.

Eine interaktive Form der Vermittlung ist das Führungsgespräch. Ziel des Führungsgesprächs ist nicht allein die Wissensvermittlung. Die Museumsobjekte werden nicht nur erklärend und belehrend vorgestellt, sondern die Teilnehmer und ihr Wissensstand werden in deren Erschließung mit einbezogen. Diese Form der personalen Vermittlung stellt an beide Gesprächspartner hohe Anforderungen. Die Besucher sind gefordert, ihre Interessen zu äußern und ihren Wissensstand offen zu legen. Der Gesprächsleiter muß die jeweilige Situation der Gruppe erkennen, ihre Ansprüche und Wünsche herausfinden und die Hemmschwelle zur Gesprächseröffnung abbauen. Der Gesprächsleiter wird sich nicht als allwissender Führer präsentieren, sondern auch seinerseits sein Wissen auf den Prüfstand der Besucherfragen stellen und dabei Lücken aufweisen.

3. Museumspädagogik am Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“

Daß Museumspädagogik nicht erst mit der Einrichtung einer entsprechenden Stelle beginnen kann, zeigt das Beispiel des Schwarzwälder Freilichtmuseums. Ist die Bedeutung der Museumspädagogik erkannt, stehen jedem Museum Wege zur Verfügung, seine Angebote für Besucher zu erweitern. Dem Besucher stehen seit 1984 „mehrere anspruchsvolle, wissenschaftliche Veranstaltungen wie Seminare, Vorträge, Sonderausstellungen und Sonderführungen sowie gern aufgesuchte Einrichtungen wie eine

Bibliothek und ein Archiv zur Verfügung“.³ Seit 1991 besteht eine Stelle für Museumspädagogik.

Jedes Museum erfordert spezifische Ausformungen der museumspädagogischen Arbeit. Um die Museumspädagogik an einem Freilichtmuseum darzustellen, ist es zunächst erforderlich, die Idee und Konzeption dieses Museums zu betrachten.

3.1. Das Freilichtmuseum

Freilichtmuseen unterscheiden sich in vielerlei Hinsichten von anderen Museumstypen wie Heimat-, Natur- oder Kunstmuseen. Je nach Gründungsdatum unterscheiden sich auch die einzelnen Freilichtmuseen in ihrer konzeptionellen Absicht.

Auf den ersten Blick wirken Freilichtmuseen wie ein Paradies für museumspädagogische Arbeit. Die sogenannte „ganzheitliche Präsentation“ liefert eine historische Kulisse, die sich nahezu selbst erklärt und zum direkten Miterleben von geschichtlichen Zuständen animiert. Da stehen nicht Keramikschüsseln, Holzmodel oder Holzteller isoliert in einer Vitrine, da steht die Schüssel auf einem Tisch, der Tisch in einer Stube, die Stube ist in einem Haus und alles zusammen vermittelt einen direkten Einblick in das Leben der bäuerlichen Vergangenheit. An der Wand hängen Hinterglasbilder, zum Fenster herein scheint die Sonne und die Bänke und Stühle laden zum Sitzen wie vor 100, 200 Jahren ein. Die Vielschichtigkeit eines Freilichtmuseums wird erst auf den reflektierenden zweiten Blick deutlich. Was ist authentisch, was ist inszeniert, was ist aktuelle Gegenwart, was ist Geschichte? „Obwohl in Gutach der Versuch unternommen wurde, die Häuser so zu gestalten, als ob deren Bewohner gerade aus dem Haus gegangen seien, muß sich der Besucher dennoch bewußt sein, daß er musealer Wirklichkeit entgegentritt und nicht historischer.“⁵

Freilichtmuseen sind ursprünglich Architekturmuseen, die unterschiedliche Haustypen aus meist ländlichen Regionen präsentieren. Die Häuser waren an ihrem ursprünglichen Standort in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr haltbar. Da sie charakteristische, für ihre Zeit typische Baumerkmale aufweisen, wurden sie in den Schutz des Museumsgeländes gestellt. Ganze Hofanlagen mit Nebengebäuden werden nach historischen Vorbildern zusammengestellt. Was auf den ersten Blick wie ein gewachsenes Ensemble wirkt, wurde meist von verschiedenen Hofanlagen zusammengetragen.

Die Häuser und Nebengebäude des Freilichtmuseums sind eingerichtet und begehbar. Die Einrichtungen sind unterschiedlicher Herkunft und zeigen idealtypisches ländliches Wohnen. Der Bauzustand des Hauses und die Datering der Einrichtung stimmen selten überein. Durch einen Hinweis wird dies erschließbar.

Die gezeigte Einrichtung ist zum Teil Wohn- und Arbeitseinrichtung, wie sie zum Hof gehört haben könnte. Zum anderen werden aber auch Ausstellungseinheiten gezeigt: Störhandwerker, Mineraliensammlung, Entwicklungsreihe des Pfluges, Kutschen- und Bennewagensammlung. Es stehen also im Objekt Haus Objekte, die zur ganzheitlichen Präsentation gehören, aber auch Objekte, die eigenständige Ausstellungseinheiten sind und dem Besucher zusätzliche Informationen bieten.

Das Gelände um die Höfe ist zum Teil Ausstellung, zum Teil Wegführung. Die Bepflanzung ist zum Teil museal, zum Teil aber einfach aktuell. Es gibt den Pflanze für Pflanze beschilderten Kräutergarten, es gibt die nach historischen und aktuell ökologischen Gesichtspunkten bepflanzten Bauerngärten, es gibt Bäume, Sträucher und Schaufelder, dazwischen Wiese und Wegleitpflanzen. Die die Häuser umgebende Natur ist natürlich aktuell und nicht die des Originalstandortes (außer beim Vogtsbauernhof), und diese kann auch nicht rekonstruiert werden. Dasselbe Dilemma trifft auf die Tierwelt zu: Sind die Spinnennetze Absicht und Ausstellung oder wurde nur nicht geputzt?

Die Vielschichtigkeit des Freilichtmuseums läßt viele Deutungsmöglichkeiten offen und fördert so die Lust am Entdecken. So verlockend es auf den ersten Blick ist, in der als ganzheitlich deklarierten Gestaltung eines Freilichtmuseums zu lehren und zu lernen, so schwierig ist es bei näherem Hinsehen, Authentisches, Inszeniertes, Didaktisches und Aktuelles auseinander zu halten. „Der Besucher erkennt dann kaum mehr auf Anhieb, was Originalsituation und was Inszenierung ist.“⁵ Um eine eindeutige Vermittlung durch Beschriftung zu erreichen, müßte eigentlich jedes Objekt beschriftet sein. Daß die Besucher diese Vielschichtigkeit bewußt oder unbewußt wahrnehmen, kommt in Kommentaren zum Ausdruck wie: „Der im Feld arbeitet ist ja lebendig, der bewegt sich.“ Oder: „Das ist aber eine moderne Bäuerin in Jeans.“ Gegenwart und Museales gehen ineinander über.

Das Freilichtmuseum stellt einen hohen Anspruch an die Bereitschaft zum selbständigen Sehen und Erkennen und an das historische Wissen der Besucher. Die in der ganzheitlichen Präsentation untergehenden Details erschließen sich nur dem informierten, aufmerksamen Beobachter. Anson-

sten lautet der etwas gefrustete Kommentar nach der Besichtigung des dritten Hofes: „Das sieht ja alles gleich aus.“

Freilichtmuseen sind komplexer in ihrer Konzeption als andere Museen. Sie verkörpern letztendlich Kultur-, Natur- und Volkskunstmuseen in einem. Das museumspädagogische Angebot muß dieser Vielschichtigkeit gerecht werden.

Museumspädagogik stellt die Verbindung zwischen Museum und Besuchern her. Deshalb werden im folgenden die Besucher des Museums betrachtet und die entsprechenden Angebote skizziert.

3.2. Die Besucher und Angebote des Freilichtmuseums

Freilichtmuseen sind touristische Attraktionen und haben viele Besucher. Ihre Attraktivität rührt von ihrer Landschaftseingebundenheit, man verbindet Spaziergang und Bildung. Sie zeigen bäuerliche Alltagskultur, die oberflächlich in ihrer Struktur jedem zugänglich erscheint und keine Schwellenängste aufkommen läßt. Im Freilichtmuseum wird nicht geflüstert. Distanz und Museentempelatmosphäre werden nicht kultiviert. Das Freilichtmuseum bietet das Abenteuer, historische Gebäude zu durchforsten, in fremde Räume einzudringen und eigenständig Dinge in scheinbar natürlicher Umgebung zu entdecken. (Meist wird vergessen, daß man Inszeniertes, Intendiertes entdeckt). Um der Vielschichtigkeit des Freilichtmuseums gerecht zu werden, ist die geeignetste Vermittlungsform das Führungsgespräch.

Einzeltourismus, Bustourismus, Gruppentourismus, Schulklassentourismus, Jugendfreizeitourismus bilden die Besucherzusammensetzung. Aus der näheren Umgebung macht man den Sonntagsausflug ins Museum und man zeigt auswärtigen Gästen den Schwarzwald, wie er war. Jede dieser Gruppen bringt andere Voraussetzungen mit sich und stellt dementsprechend andere Anforderungen an die museumspädagogische Betreuung.⁶

Jede Gruppe hat ihre eigenen Ansprüche: Ein Führungsgespräch wird nur dann erfolgreich sein und von beiden Seiten positiv erlebt und erinnert werden, wenn die gegenseitigen Ansprüche und Erwartungen erfüllt werden.

Ältere Menschen haben beispielsweise zu den im Museum gezeigten Objekten einen erinnernden Bezug. Sie kennen vieles aus eigenem Erleben, es fallen ihnen angesichts von Alltagsgegenständen eigene Erlebnisse ein, die

sie bereits vergessen hatten. Unter Einbezug dieses Erfahrungsschatzes kann man zur sachlichen Darstellung der Vergangenheit gelangen. Es kann nur so gelingen aus der Vergangenheit auf die Gegenwart zu kommen und keinesfalls bei der naheliegenden Aussage über die gute alte Zeit stehen zu bleiben.

Bei Jugendgruppen ist deren oft kritische Einstellung zum Museum als einem Sammelort gesellschaftlich anerkannter Kulturgüter mit scheinbar geringem Gegenwartswert, mit einzubeziehen. Jugendliche sind dabei, ihre Weltsicht zu formen, sich abzugrenzen von überlieferten Traditionen oder sie anzuerkennen. Im Führungsgespräch sollte diese Einstellung bedacht werden. Ihre Kritik ist nicht Kritik am Museum oder am Gesprächsleiter, sondern Ausdruck des Suchens und der altersgemäßen Opposition.

Die Führungsgespräche orientieren sich an den Bedürfnissen der Besucher und an der zur Verfügung stehenden Zeit. Meist wird nur eine knapp einstündige Führung erwartet. Der Kern dieses Führungsgesprächs ist, den Besuchern die Vielschichtigkeit des Freilichtmuseums an einem Hof zu veranschaulichen und ihnen Anregung für den weiteren Verlauf des Besuchs zu geben.



Jugendgruppe, Führung zum Thema bäuerl. Wohnen und Einrichtung

An manchen Tagen ist es unmöglich, mit einer Gruppe an einem Ort ein konzentriertes Gespräch zu führen. Nebenan kreischt eine Schulklasse oder ein Kegelklub, die nächste Gruppe drängt nach, laute Gespräche werden geführt. Während einer Führung werden weite Wegstrecken zurückgelegt, vielseitige Eindrücke strömen auf die Besucher ein, die Aufmerksamkeit muß immer wieder aufs Neue errungen werden.

Einzelbesucher

Einzelbesuchern kommt die personale Betreuung kaum zu gute. Sie sind auf eine hinreichende Beschriftung und klare Präsentationen angewiesen. Während der Sommerferien von Juni bis September bietet das Freilichtmuseum zwei Mal täglich eine öffentliche Führung an: um 11 Uhr und um 15 Uhr.

Diese Führungen dauern eine Stunde, da Einzelbesucher meist eine bestimmte Zeit für ihren Besuch einkalkuliert haben und anschließend noch selbständig möglichst das ganze Museum anschauen wollen. Es sind Einführungen, die einen Hof vorstellen oder zwei Höfe im Vergleich. Anschließend wird meist noch eine technische Einrichtung vorgeführt, z. B. die Mühle. Da diese Gruppe sehr heterogen ist und sich untereinander fremd, wird die Gesprächsform bei diesen Führungen auf Schwierigkeiten stoßen. Da die Besucher meist zufällig zu der Führung stoßen, muß jederzeit mit ihrem Abspringen gerechnet werden.

Bustourismus, Gruppentourismus

Unter diesem Begriff sind unterschiedliche Gruppen zusammengefaßt. Nicht alle nehmen eine Führung in Anspruch. Viele Reiseunternehmen planen in ihrem Reiseangebot einen Besuch im Freilichtmuseum ein und wünschen eine Führung. Vereins- oder Betriebsausflüge haben das Museum als Programmpunkt. Diese Gruppen haben meist ein straffes Tagesprogramm zu absolvieren. Um noch ein wenig selbständig durch das Museum zu gehen oder den obligatorischen Kaffee einzunehmen, darf eine solche Führung maximal 45-60 Minuten dauern. Es ist eine kurze Einführung in das Museum und das vergangene Alltagsleben auf den Höfen. Der Vogtsbauernhof steht meist im Mittelpunkt dieser Führungen, da er am Originalstandort steht und als Namensgeber des Museums am bekanntesten ist. Man war im Vogtsbauernhof. Viele Seniorengruppen besuchen das Museum. Sie sind oft nicht mehr so gut zu Fuß und für Sitzgelegenheit dankbar. Auch das ist zu berücksichtigen.

Für Gruppen die mehr Zeit und Interesse mitbringen, bietet das Museum thematische Schwerpunktführungen an, die bis zu zwei Stunden dauern. Landfrauen, Obst- und Gartenbauvereine, Zimmerleute, Landwirte nutzen dieses Angebot, um von Fachleuten über ihr Interessengebiet informiert zu werden: Holzbau im Schwarzwald, Ernährung und Vorratshaltung, Bauerngärten, Glaube und Aberglaube. Allerdings ist die Nachfrage gering, da die meisten Gruppen möglichst das gesamte Museum gesehen haben wollen.

Schulklassentourismus

Als Schulklassentourismus werden Besuche von Schulklassen bezeichnet, die im Rahmen von Schullandheimaufenthalten und Schulausflügen das Museum besuchen. Oft sind weder Schüler noch Lehrer an einem spezifischen Aspekt des Museums interessiert. Information und Unterhaltung sollten sich die Waage halten. Hierfür eignen sich knappe Führungsgespräche, die wesentliche Merkmale des historischen Lebens und Arbeitens im Schwarzwald herausarbeiten. Im Anschluß kann eine technische Einrichtung, wie die Mühle in Betrieb, gezeigt werden. Der pädagogische Zeigefinger ist diesen Gruppen gegenüber nicht angebracht. Sinn ihres Museumsbesuches kann sein, daß sie einfach erleben, wie ein Museum im Freizeitbereich genutzt werden kann. Sie erfahren etwas über die Landschaft, in der sie sich aufhalten und deren Geschichte. An praktischer Nachbereitung sind diese Gruppen nicht interessiert.

Behindertengruppen

Viele Behindertengruppen besuchen Freilichtmuseen, da die Art der Präsentation und die Verbindung zwischen Ausstellungsbesichtigung und Spaziergang ihren Interessen entgegenkommt. Werden Führungen in Anspruch genommen, erfordert das ein hohes Maß an Flexibilität vom Gesprächsleiter. Da der Behinderungsgrad und die Aufnahmefähigkeit erst im Laufe des Gesprächs erfahrbar werden, ist eine längere Einstiegszeit erforderlich. Wichtig sind genaue Vorgespräche über die Gruppenzusammensetzung. Bei körperlicher Behinderung und Rollstuhlfahrern muß der Rundgang entsprechend gelegt werden, da viele Räume für diesen Personenkreis schwierig erreichbar sind. Für geistig Behinderte ist es von Vorteil, wenn zwischendurch einmal Geräte angefaßt werden können, damit Vorgänge besser begreifbar werden.

4. Museumspädagogik und Schule

Da Schulen das besondere Interesse der Museumspädagogik gilt, wird dieser Aspekt ausführlich vorgestellt. Seit 1987 liegen „Pädagogische Handreichungen für einen Rundgang“ vor, die von einer Lehrergruppe und dem Museumsleiter gemeinsam erstellt wurden.⁷

Museen mit Schulklassen gezielt zu besuchen ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden. Ein Besuch kann unter unterschiedlichen Gesichtspunkten geplant sein: um im Unterricht theoretisch erarbeitete Themen zu veranschaulichen, um andere Formen des geschichtlichen Lernens zu praktizieren, um das Museum als Institution kennenzulernen und deren Nutzung im Freizeitbereich auszuprobieren.

Für die Schulen bedeutet ein gezielter Museumsbesuch eine Ergänzung der in der Schule üblichen Lernprozesse und Unterrichtsmethoden. Museumsbesuche sind mit erheblichem organisatorischem Aufwand verbunden. Der Transport muß geregelt werden, die Eltern, der Schulleiter, die Kollegen müssen ihre Zustimmung geben. Der Museumsbesuch sollte in den Unterricht eingebunden sein, um die Schüler zu motivieren. Museen werden von Kindern und Jugendlichen, gerade wenn sie im schulischen Kontext besucht werden, immer noch als langweilig und außerhalb ihrer Alltagsinteressen liegend angesehen. Wenn ein Museumsbesuch zu sehr schulische Formen annimmt, wird der Lernort Museum nur als verlängerter Unterrichtsraum erlebt. „Bildung im Museum soll Spaß machen und darf nicht langweilig sein; Unterhaltung im Museum soll Qualität haben und nicht unseriös sein.“⁸

Deshalb ist es wichtig, den Zugang zum Museum aus dem Alltagserleben und -wissen der Schüler heraus zu entwickeln. Sie werden auch erleben, daß die Schule ihnen Kenntnisse vermittelt, die sie eigenständig beim Museumsbesuch einsetzen können. Der Aspekt des fächerübergreifenden ganzheitlichen Lernens wird hier greifbar, da Kenntnisse aus unterschiedlichen Fächern zum Erkennen von Museumsinhalten relevant sind.

Im Museum kommen die Schüler in visuellen oder auch haptischen Kontakt mit Originalen, mit authentischen Zeitzeugen, ein im Zeitalter der Reproduktion und Simulation nicht mehr selbstverständliches Erlebnis. Die Bedeutung dieser Begegnung mit Originalen wird am ehesten bewußt, wenn einige Objekte intensiv analysiert werden sowohl in ihrer historischen Funktion als auch auf ihre Aussage für die heutige Zeit hin. Ein allumfassender Museumsrundgang verhindert eine gründliche Auseinander-



„Beim Hecheln“ Thema: Flachsverarbeitung

setzung und verleitet zur Oberflächlichkeit, womit man den Museums-
gütern nicht gerecht wird.

Ein Museumsbesuch mit einer Schulklasse sollte nie das ganze Museum umfassen, sondern ein Thema in den Vordergrund stellen. Das Freilichtmuseum hat Themenangebote für Schulklassen vorgelegt, die als Richtlinien zu verstehen sind.⁹ Je nach Wunsch lassen sich Themen kombinieren, einengen, erweitern. Auch auf andere Themenwünsche kann eingegangen werden. Die Themen orientieren sich an vom Museum vorgegebenen Strukturen und Inhalten und nicht an den schulischen Lehrplänen. Die Themen sind aber mit Lehrplaneinheiten in Einklang zu bringen und nach Absprache anzupassen. In erster Linie steht das Museum und seine Sammlung im Zentrum des Angebotes. Die Themengruppen lauten: „Schwarzwälder Bauernhof“, „Gewerbe und Nebenerwerbstätigkeiten im Schwarzwald“, „Ernährung und Vorratshaltung“, „Bäuerliche Kleidung und Wäsche“.

4.1. Schriftliche Angebote für Schulen

Fragebögen und Rundgänge für Schulklassen sind sowohl für Lehrer als auch für das Museum eine Erleichterung. Lehrer kennen meist das Muse-

um nicht gut genug, um selbst Rundgänge auszuarbeiten. Für das Museum bringen die Fragebogen den Vorteil, daß die Schüler beschäftigt sind und gezielt durch das Museum gehen und ihre Aufgaben erfüllen. Fragebögen bestehen aus kurzen erklärenden Texten und anschließenden Fragen, die zum Hinschauen, Texte lesen und lernen führen sollen. Fragebögen setzen eine gute Beschriftung im Museum voraus. Da die Fragen meist Wissensfragen sind, die auf einem mitgelieferten Antwortbogen gelöst vorliegen, haben Fragebögen oft den Charakter einer eingleisigen, schulischen Vermittlungsform. Wird der Fragebogen nicht in der Schule nachbereitet, wird das Beantworten der Fragen fragwürdig.

Fragebögen sind nicht die optimale Form der Museumsentdeckung. Sie engen den Blickwinkel der Schüler ein, da wenig Zeit für eigene Entdeckungen bleibt, wenn die vorgegebenen Fragen beantwortet werden müssen. Sie leiteten darüber hinaus nicht zum selbständigen Erkunden des Museums an, sondern lassen in einer Konsumentenhaltung verhaftet bleiben.

Besser geeignet für Museumsrundgänge für Schulen sind offene Fragezusammenstellungen. Sie sollten so formuliert sein, daß sie zum Sehen anregen, die eigenen Gedanken zulassen und ebenso die Wahl der zu betrachtenden Objekte. (Suche einen Schrank, der dir besonders gefällt und beschreibe ihn/ zeichne ihn. In welchem Raum steht er?) Als Ergebnis steht kein überprüfbarer ausgefüllter Bogen sondern ein kreativer Rundgang, der Spaß und Wissenserwerb verbunden hat.

Lehrerinformationsblätter zu bestimmten Themen ermöglichen eine je nach Unterrichtsplanung geeignete Vorbereitung auf den Museumsbesuch. Die Informationsschrift stellt ein im Museum präsentiertes Thema vor. Eine Liste der hierzu vorhandenen Exponate und deren Standorte und die Beschreibung eines möglichen Rundganges unterstützen den Lehrer bei der Zusammenstellung seines Rundganges mit selbst gewählten Schwerpunkten.¹⁰

4.2. Gestaltung eines Führungsgespräches mit Schulklassen

Die folgende Skizzierung eines Führungsgespräches mit Schulklassen von der Anmeldung bis zur praktischen Nachbereitung hat auch für andere Gruppen mit differenzierten Führungswünschen ihr Gültigkeit.

Die Anmeldung:

Bereits bei der Anmeldung durch den Lehrer sollte klar herausgestellt werden, in welchem Zusammenhang das Museum besucht werden soll, welche

Themen angesprochen werden sollen, ob die Schüler vorbereitet sind, welche Erwartungen an den Museumsbesuch gestellt werden. Die zur Verfügung stehende Zeit muß abgesprochen werden. Ist eine praktische Nachbereitung erwünscht oder geschieht das in der Schule. Je exakter das Führungsgespräch vorbesprochen wird, desto besser kann auf die Gruppe eingegangen werden.

Der Einstieg:

Bei der ersten Begegnung zwischen Schulklasse, Lehrer und Gesprächsleiter, werden die gegenseitigen Ansprüche abgeklärt. Die Klasse und der Lehrer stellen sich und ihre Erwartungen vor, der Gesprächsleiter stellt sich und sein Vorhaben vor. Die Situation der Schüler muß erkannt werden: Sind sie erschöpft, angeregt, gelangweilt, interessiert. Das Programm wird kurz und spannend vorgestellt. Die Neugierde ist anzusprechen. Die Schüler sind herauszufordern, daß sie nur mit ihrer Einsatzbereitschaft und ihrem Wissen einen Genuß erlangen werden. Die Erwartungshaltung, daß in der nächsten Stunde ein Allwissender seine Kenntnisse kundtun wird, ist aufzubrechen.

Das Führungsgespräch:

Belehrung und das Herunterleiern von auswendig gelerntem Wissen wirkt nicht nur auf Kinder abschreckend. Die Motivation des Gegenüber, dessen Bereitschaft und Fähigkeit, zu sehen, aufzunehmen und weiterzuforschen zu wecken, steht im Zentrum museumspädagogischer Arbeit. Dazu gehört es auch, die Teilnehmer zu eigenen Interessensbekundungen zu führen und diese aufzugreifen.

Kinder und Jugendlichen kann als Einstieg in ein Führungsgespräch die Möglichkeit gegeben werden, sich einen thematisch geeigneten Gegenstand ihres Interesses zu suchen und von ihm ausgehend ins Thema einzusteigen. Ein konkreter Gegenstand, ein Apfel, eine Erdbeere im Herbst, bereiten auf das Thema Ernährung früher vor. Ein grob gewobenes Hemd und ein Polyesteroberteil führen an die Flachsverarbeitung heran. Eine Beschreibung des eigenen Zimmers führt an das frühere Wohnen heran.

Es ist wichtig, das im Museum zu vermittelnde Thema an die Erlebniswelt der Kinder und Jugendlichen anzubinden. Interesse läßt sich am ehesten wecken, wenn an ein persönliches Erlebnis, an ein Gefühl oder ein Problem angeknüpft wird. Wenn es gelingt, Fragen, die die Teilnehmer im eigenen Alltag beschäftigen, in Bezug zu dem geschichtlich zu vermittelnden Thema zu setzen, wächst die Bereitschaft, geschichtlich gefundene Lösungen und Wege nachzuvollziehen.



„Beim Essen aus einer Schüssel“ Rollenspiel im Museum

Ist es gelungen, die Aufmerksamkeit und die Neugierde zu wecken, kann das zu vermittelnde Wissen auf offene Fragen hin als erwünschte Antwort gegeben werden und muß nicht als Zwang aufgedrängt werden.

Die museale Präsentation ist nicht die geeignete Form, um Kinder und Jugendliche spontan zum Lernerlebnis zu führen. Sie brauchen Anschaulichkeit, Aktivität und Bewegung. Deshalb ist in Bezug auf diese Gruppen museumspädagogische Heranführung besonders wichtig.

Die praktische Umsetzung:

Gerade für Kinder und Jugendliche ist das eigene Tun, das Berühren der Objekte, das Hantieren mit den Objekten eine grundlegende Form der Aneignung. Museumsobjekte sind Originale, sind einmalige historische und gegenwärtige Zeugnisse und aus konservatorischen Gründen nicht in jedermanns Hand zu geben. Aber es gibt die Möglichkeit, Objekte, die in Vielzahl vorhanden sind oder weniger wertvoll zum sorgsam Anfassern freizugeben. Auch Replikate können hierbei eingesetzt werden.

Ein wichtiges Moment der traditionellen bäuerlichen Lebensweise, das heute fremd ist, ist das der Selbsterzeugung und Selbstversorgung. Die Ju-

gendlichen Teilnehmer sind fast ausschließlich den Umgang mit Endprodukten gewöhnt, die sie über Konsumverhalten erwerben. Entstehungsprozesse sind genauso fremd wie die Erfahrung, aus eigener Kraft, Dinge des Alltags herzustellen. Die Zeit ist nicht vorhanden, auch ist die heutige Gesellschaft eine arbeitsteilige. Handarbeitsträchtige Tätigkeiten werden immer mehr in Gebiete der Entwicklungsländer verlegt und somit noch fremder. Hier bieten Museumsobjekte über eine eigene Erlebnisdimension einen Einstieg in historische Wirtschaftsweisen. Ein Objekt und seine Funktionsweise durch eigene Handhabung zu erschließen ist für Kinder und Jugendliche aller Altersstufen ein Erlebnis, wenn die Bereitschaft dazu geweckt ist.

Zu wissen, daß auch heute Milch von Kühen kommt, Brot aus Getreidekörnern gebacken wird, die gesät und geerntet werden müssen, Leinen



Am Schnidesel werden Schindeln glattgezogen. Thema: Gewerbe und Nebenerwerb

aus einer Pflanze gewonnen wird, ist auf den ersten Blick überflüssig, da es keinen direkten Nutzen bringt. Aber es ist ein bewußterer und sorgsamerer Umgang mit den Dingen im Alltag möglich, wenn ihr Entstehungsprozeß einmal, wenn auch nur andeutungsweise, nachvollzogen wurde.

Kinder haben heute nur einen eingeschränkten Zugang zu manuellen Tätigkeiten. Die moderne Technik erfordert andere Fähigkeiten, die den Alltag der Kinder und Jugendlichen bestimmen. Manuelle Tätigkeiten wie weben, Stroh flechten, malen werden durch Einbettung in historische Zusammenhänge im Museum verständlich und mit Hintergrund ausgefüllt. Sie können als Anregung in den Alltag mitgenommen werden.

Die praktische Ergänzung zum Führungsgespräch kann auch im Zeichnen eines Hauses bestehen, nachdem das Empfinden für Details geweckt wurde. Sie kann im zeichnerischen Modernisieren eines alten Bauernhauses bestehen, nachdem die Lebensbedingungen traditioneller Bauern erschlossen wurden und die Anforderungen an einen zeitgemäßen Betrieb überlegt wurden. Oder die Schüler modernisieren einen Bauernhof für eigenes zukünftiges Wohnen unter Berücksichtigung der alten Bau- und Raumsubstanz.

Die reale historische Lebens- und Arbeitssituation wird nie in ihrer Härte durch inszenierten Nachvollzug erlebbar, aber grundlegende Elemente der Selbstversorgung werden besser verstanden und die Kenntnisse bereichern auch den Alltag.

4.3. „Das Glasmännlein und der Holländermichel“ Beispiel eines Führungsgesprächs (8-12 Jahre)

Das Märchen „Das kalte Herz“ von Wilhelm Hauff liegt dem Rundgang durch das Museum zugrunde.¹¹ Erzählt wird die Geschichte vom Köhler Peter Munk, der unzufrieden mit seinem Schicksal, Hilfe bei Sagegestalten seiner Heimat sucht. Sowohl das Glasmännlein als auch der Holländermichel nehmen sich seiner an – allerdings mit unterschiedlichen Absichten. Will das Glasmännlein ihn auf den ehrbaren Weg eines anständigen jungen Mannes und späteren Familienvaters führen, verleitet der Holländermichel Peter Munk zur Großmannsucht, Verschwendung und Hartherzigkeit.

Entlang dieser Geschichte lernen die jungen Teilnehmer den Beruf des Köhlers kennen, der in abgelegenen Wäldern seinem rußigen Handwerk nachgeht. Sie lernen die Flößer kennen, die großen starken Männer, die

ihre Flöße aus riesigen Stämmen bis nach Holland bringen, wo sie für den Schiff- und Häuserbau gebraucht werden. Sie lernen die Glasbläser kennen, die die Wälder abholzen, um das begehrte Glas herzustellen. Das Märchen, erzählt in der geeigneten Umgebung, wird für die Kinder lebendig. Ihre Gefühle, Kenntnisse, Vermutungen werden in den Ablauf immer wieder mit einbezogen.

Der Rundgang beginnt am Kohlenmeiler, wo Peter Munk traurig seiner Arbeit nachgeht. Bis zu vier Wochen sitzt er bei seinem Kohlenmeiler, der langsam zu Holzkohle verglüht. Anschließend gehen die Teilnehmer in die Stube des Lorenzenhofes, wo sie erfahren, wie es Peter gelingt, den Zauberspruch herauszufinden, der das Glasmännlein hervorlockt. Ganz hoch oben bei den größten Tannen des Waldes erscheint es an den Wurzeln eines Baumes. Drei Wünsche hat er frei: Zunächst wünscht er sich, besser tanzen zu können als der Tanzbodenkönig und immer soviel Geld zu haben wie der beste Kartenspieler. Der zweite Wunsch ist schon eher im Sinne des Glasmännleins: Peter wünscht sich eine Glashütte mit allem Zubehör. Den dritten Wunsch verweigert das Glasmännlein in weiser Voraussicht.

Gemeinsam mit Peter lernen die Kinder, wie Glas hergestellt wird und daß im Schwarzwald die benötigten Rohstoffe wie Quarzsand und Pottasche vorhanden sind. In der Glasbläserkammer sind Objekte zur Glasherstellung ausgestellt. Dort hängen auch große, lederne Flößerstiefel, die zum Holländermichel überleiten.

Der erste Wunsch wird Peter Munk zum Verhängnis. Er verspielt sein Vermögen und wendet sich ärmer als zuvor an den Holländermichel, dem ehemaligen Flößer, der seinen Herren um das Geld betrog und als böser Geist den Menschen Unglück bringt. Die nächste Station ist das Floßmodell hinter dem Lorenzenhof und die zum Drehen der Floßwieden notwendigen Objekte wie der lange Wassertrog, der Bähofen und der Pfahl. Das schwere Geschäft der Flößer wird dargestellt. Ein Holländerstamm mußte am oberen dünnen Ende einen Durchmesser von mindestens 40 cm haben.

Je nach Wetter auf der Wiese oder wieder in der Stube erfahren die Teilnehmer vom Handel zwischen Peter Munk und dem Holländermichel. Als Pfand für den versprochenen Reichtum verlangt der Holländermichel Peters Herz. Als Ersatz setzt er ihm ein steinernes, kaltes Herz in die Brust, das ihn vor allen für reiche geldgierige Menschen unpassenden Gefühle wie Mitleid, Großmut, Angst bewahren soll. Peter geht auf den Handel ein, seither empfindet er keine Liebe und keine Freude mehr. Er heiratet eine gute, schöne Frau, die unter seinem Geiz und seiner Lieblosigkeit leidet.

Eines Tages schlägt er sie, als sie einem Bettler Wasser reicht. Sie fällt wie tot um. Der Bettler gibt sich als Glasmännlein zu erkennen.

Da alle Märchen gut ausgehen, wird auch Peter ein Ausweg gezeigt. Er überlistet mit Hilfe des Glasmännleins, das ihm damit den dritten Wunsch erfüllt, den starken aber etwas dummen Michel und erhält sein Herz und seine Frau zurück. Glücklicherweise lebt er als Köhler mit seiner Familie weiter. „Es ist doch besser, zufrieden zu sein mit wenigem, als Gold und Güter zu haben und ein kaltes Herz“, lautet der letzte Satz.

Im Zimmerbauernhof des Museums gestalten die Teilnehmer anschließend aus Moos, Holz, Rinde, Steinchen, Gräsern und mit Buntpapier ein Märchenbild.

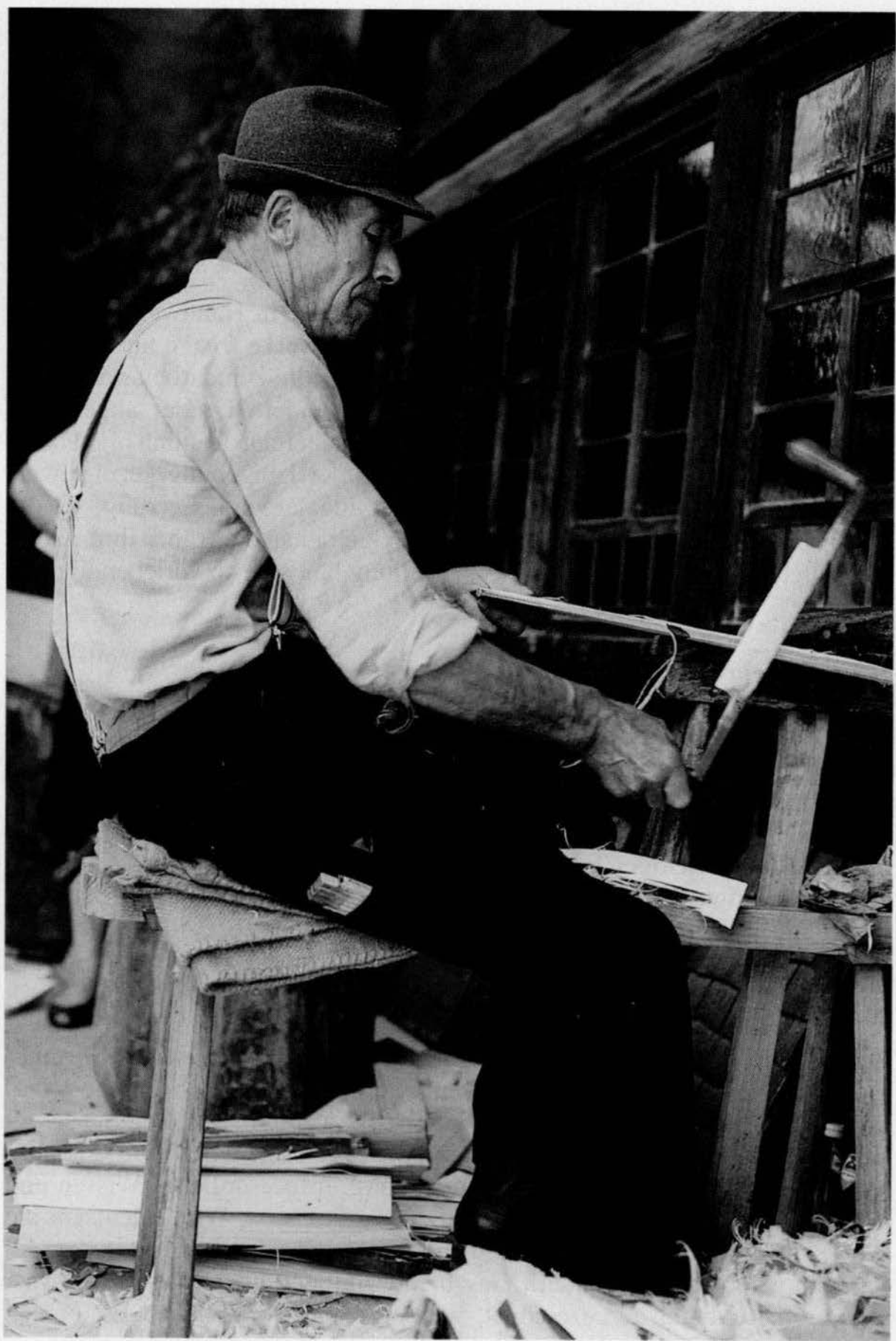
Sonderveranstaltungen des Schwarzwälder Freilichtmuseums

Ein aktives, besucherorientiertes Museum wird sich immer bemühen, seine Schätze in ansprechender Form dem Publikum darzubieten. Geeignet hierfür sind regelmäßige Veranstaltungen, die die ganze Themenbreite des Museums aufgreifen und auch unterschiedliche Bevölkerungsgruppen ansprechen. Mit einem anspruchsvollen kulturellen Angebot motiviert ein Museum zum wiederholten Besuch und kommt seiner Verpflichtung nach, eine Stätte kultureller Bildung im Sinne des Gemeinwohls zu sein. Ob regelmäßige Führungen, Vorträge, Konzerte oder Ausstellungen, selbst bei kleinem Etat sind Veranstaltungen nach Möglichkeit anzubieten. Diesen Aktivitäten liegt das museumspädagogische Bestreben zugrunde, den Besuchern das Museum als kulturelle Bereicherung des Alltags erleben zu lassen.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum bietet seit 10 Jahren Sonderveranstaltungen an. Aufgrund des guten Zuspruchs wird das Jahresprogramm immer wieder um neue Veranstaltungen ergänzt.

Sonderführungen

Zu museumsrelevanten Themen werden Sonderführungen angeboten, die sich sowohl an das Durchgangspublikum wenden als auch gezielt an die Bevölkerung des Umkreises. Sonderführungen bieten die Möglichkeit, sich über ein spezielles Thema ausführlich informieren zu lassen. Museumsobjekte werden in einen neuen Zusammenhang gestellt, und somit wird auch dem schon da gewesenen Besucher etwas Neues geboten.



Der Holzschindelmacher

Vorträge und Seminare

Im Rahmen von Sonderausstellungen oder aus dem Themenkreis der Dauerausstellung entnommen, bereichern Seminare und Vorträge das Veranstaltungsangebot. Auf besonderes Interesse stoßen Veranstaltungen, die das vergangene Leben der eigenen Region zum Inhalt haben.

Handwerkertage

Menschen haben heute selten die Möglichkeit, einem Handwerker bei der Arbeit über die Schulter zu schauen. Viele Handwerke fristen nur noch ein Dasein am Rande, die industrielle Fertigung hat die Handarbeit verdrängt, oder sie ist aus wirtschaftlichen Gründen in andere Länder abgedrängt worden. An Handwerkertagen können die Besucher anschaulich alte Handwerke miterleben, die von Handwerkern aus der Umgebung gezeigt werden. Ein Freilichtmuseum bietet hierzu die ideale Voraussetzung, da die Handwerker an den Orten arbeiten können, an denen sie früher ihre Arbeit verrichteten. Aber jede Handwerksausstellung läßt sich so verlebendigen.

Seniorengespräche

Es ist ein riesiger Unterschied, ob man einem zehnjährigen Computerfreak erzählt, wie die Saat in den Boden gebracht wird und wie die Frucht reift, oder ob man das älteren Menschen erzählt, die diese Vorgänge selbst erlebt haben. Der Erfahrungsschatz der Generation, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 50er Jahre auf den Höfen lebte, ist für das Museum von großer Wichtigkeit. Gerade Einzelheiten des Alltags, scheinbare Banalitäten, werden kaum schriftlich erfaßt und überliefert. So sind Zeitzeugen nach wie vor bedeutsame Quellen zur Erforschung des bäuerlich-ländlichen Alltags.

Im Museum ist eine Atmosphäre vorhanden, die dazu angetan ist, Erinnerungen in älteren Menschen zu wecken und zum Gespräch anzuregen. Das Interesse an den Objekten muß nicht geweckt werden. Wie eine Sense gehandhabt wird, wissen die Teilnehmer sowieso besser. Hier muß den älteren Menschen vermittelt werden, wie wichtig ihr persönliches Wissen und Erleben für die allgemeine Ergründung des Alltags ist. Wie bedeutsam die Worte sind, in die sie ihre Erfahrungen kleiden, wie sie nicht nur in der Geschichte gelebt haben, sondern Geschichte mitbegründet haben. Ihre Aussagen auf Tonband aufgezeichnet, werden zu geschichtlichen Exponaten wie die Sense oder die Hanfknitsche, die sie in ihrem Gebrauch beschreiben.



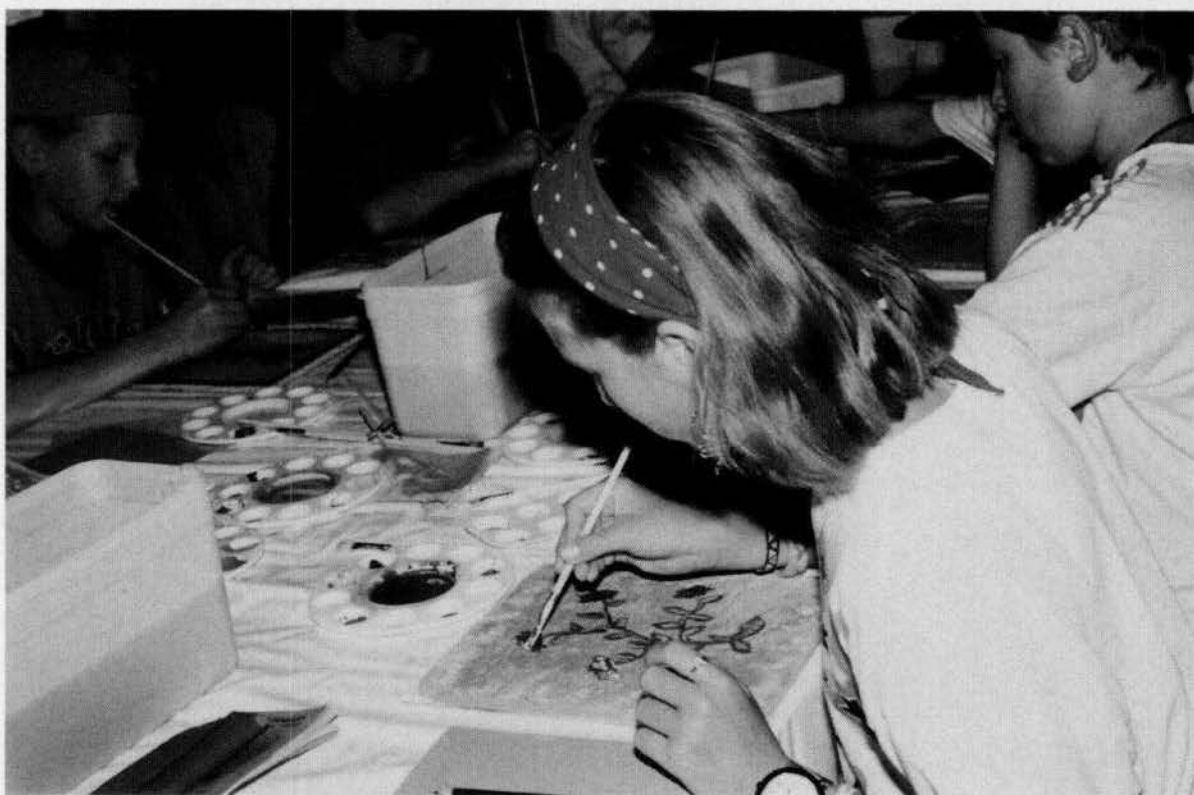
Der Wagner

Die Seniorengespräche ermöglichen den älteren Menschen einen rückblickenden Erfahrungsaustausch. Sie genießen die Umgebung als vertraut und erinnern gemeinsam ihre Vergangenheit. Für das Museum bedeuten ihre Aussagen Hilfestellungen gerade im alltäglichen Detailwissen: Wo wurde der Brotteig geknetet? Wie die Sichel exakt gehandhabt?

Als sehr schwierig erweist sich der Versuch, jüngere und ältere Menschen direkt miteinander ins Gespräch zu bringen. Die Sprache der Älteren ist langsam, umständlich, beschreibend. Es fällt ihnen nicht leicht, konzentriert zuzuhören. Die jüngeren werden ungeduldig, verstehen vieles nicht auf Anhieb und bleiben distanziert. Eine bessere Chance liegt vielleicht im gemeinsamen Arbeiten von jung und alt.

Kinder im Museum

Durch spezielle Kinderführungen gelingt es, Kindern angemessene Erlebnismöglichkeiten im Museum zu eröffnen. Sie werden in diesen Veranstaltungen als eigenständige Besucher angesprochen. Wieder steht nicht die reine Wissensvermittlung im Vordergrund, sondern die Orientierung geht von den Kindern und ihren Wünschen aus.



Holztäfelchen werden bemalt. Thema: Bauernmalerei

Die Themen sind vielfältig: Alte Handwerke und Gewerbe, Ernährung und Vorratshaltung, Hinterglasmalerei, immer steht ein anderer Aspekt der Ausstellung im Zentrum, immer entdecken die Kinder Neues, was ihnen zuvor entgangen ist. Für Kinder der näheren Umgebung hat das Museum auf Dauer keinen Reiz. Sie kennen es vom Familien- oder Schulbesuch und würden ohne Anreiz nicht allein hin gehen. Wenn sie nach mehreren Veranstaltungen stolz beweisen, daß sie inzwischen wissen, wo das Floßmodell steht, zeigen sie, daß sie das Museum als Erlebnisraum akzeptiert haben. Als Einstieg und Vermittlungshilfen können Märchen, Suchspiele und Rollenspiele eingesetzt werden. Die Form des Gesprächs läßt den Eindruck einer anerkennenden Gleichberechtigung aufkommen und verhindert einseitiges Belehren. Natürlich spielt bei diesen Veranstaltungen die sich anschließende Praxis eine große Rolle. Was sie sonst vielleicht ablehnen und zu Beginn auch manchmal tun: Collagen aus Naturmaterialien kleben, Pflanzenbilder gestalten, Holztäfelchen oder Hinterglasbilder malen, kochen oder weben, bekommt vor dem Erlebnis- und Erfahrungshintergrund im Museum einen anderen Bezugsrahmen. Es ist nicht beliebig, sondern gewinnt seine Bedeutung aus dem Gesehenen und Gehörten im Museum. Es besteht kein Zwang zur Kreativität, es wird keine Beurteilung ausgeübt. Es bereitet Freude, in ungewohnter Umgebung aktiv zu sein und akzeptiert zu werden.

Jugendliche im Museum

Die Problematik dieser Altersstufe mit dem Museum wurde schon angesprochen. Vielleicht ist auch ein Stück weit zu akzeptieren, daß diese Altersgruppe aus entwicklungspsychologischen Gründen nicht zu den Hauptinteressenten der Museen gehört. Angebote für Jugendliche sollten deshalb immer so offen gestaltet sein, daß die Chance Kritik, Zweifel und Ablehnung einzubringen, besteht. Wichtig ist, die Jugendlichen aufzufordern und zu motivieren, ihre anderen Vorstellungen von musealer Präsentation auszusprechen. Die Musealisierung ist nur eine Möglichkeit, Kultur und Geschichte zu zeigen und zu bewahren.

Um Jugendliche in ihrer Freizeit ein Museum als sinnvolle Möglichkeit anzubieten, sind Themen zu wählen, die sie beschäftigen und dem Alltag der Jugendlichen entsprechen. Vergleiche mit der Jugend vergangener Generationen, ihren Lebensräumen und ihren Erwartungen, Themen um Aberglaube und Schutzzeichen, Vergleiche der unterschiedlichen Familienstrukturen in der Geschichte, soziale Not der Vergangenheit, ihre Ursachen und Lösungen. Die Aktivität der Jugendlichen kann durch das Angebot zur Mitarbeit an einer Ausstellung angesprochen werden.

In der Zusammenarbeit mit Jugendlichen ist Offenheit und Flexibilität notwendig.

Museumspädagogik ist zum festen Bestandteil musealer Arbeit geworden. Nur ein lebendiges, besucherorientiertes Museum erfüllt seinen Sinn. Die Zeit der „verstaubten“ Museen ist vorbei. Im aktiven Austausch zwischen Museum und Besucher liegt die Zukunft.

Anmerkungen

- 1 Klaus Weschenfelder, Wolfgang Zacharias. Handbuch Museumspädagogik. Düsseldorf 1992. 3. Auflage. S. 13
- 2 E. Nuissl, U. Paatsch, C. Schulze. Bildung im Museum. Zum Bildungsauftrag von Museen und Kunstvereinen. Heidelberg 1988. 3. Auflage. S. 117.
- 3 Dieter Kauß. Besucherzahlen, Besucherverhalten und Besucherwünsche im Tourismusraum Schwarzwald. In: Verband Europäischer Freilichtmuseen. Tagungsbericht Schweiz 1988. Interlaken 1988. S. 106.
- 4 Dieter Kauß. Vogtsbauernhof. Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach. Braunschweig 1985. S. 14.
- 5 M.-L. Schmeer-Sturm, J. Thinesse-Demel, K. Ulbricht, H. Vieregg (Hrsg). Museumspädagogik. Grundlagen und Praxisberichte. Baltmannsweiler 1990. S. 167.
- 6 vgl. Dieter Kauß. Besucherzahlen, Besucherverhalten und Besucherwünsche im Tourismusraum Schwarzwald. A. a. O.
- 7 Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“. Pädagogische Handreichungen für einen Rundgang. Ortenaukreis und Staatl. Schulamt Offenburg. Offenburg 1987.
- 8 Wolfgang Hug. Museum, Schule und Öffentlichkeit – Grundfragen aus geschichts-didaktischer Sicht. In: Ders. (Hrsg). Das historische Museum im Geschichtsunterricht. Freiburg/Würzburg 1978. S. 9.
- 9 Lernerlebnisse im Museum. Museumspädagogische Angebote für Schulen und Jugendgruppen im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“. Gutach 1993.
- 10 Inge Jockers. „Was uf de Tisch kumen isch“. Ernährung und Vorratshaltung im Mittle-ren Schwarzwald 1900-1930. Museumserkundungen 1. Gutach/Ortenaukreis 1994.
- 11 Wilhelm Hauff. Das kalte Herz und andere Märchen. (1908). Stuttgart 1991.

Vorgeschichtliche Siedlungsstellen beim jüdischen Friedhof von Nonnenweier

Wolfgang Peter

Fruchtbare Löß- und Lehmböden haben die Menschen von jeher angezogen. Aufgrund der vielen Wasserläufe in der Rheinebene¹ und den damit verbundenen Überschwemmungen sowie dem hohen Grundwasserstand – vor der Rheinregulierung – waren insbesondere Lößanwehungen und die Randzone zum Vorgebirge geeignete Siedlungszonen für die Menschen in vorgeschichtlicher Zeit.

Am südlichen Ortsrand von Nonnenweier (Gemeinde Schwanau) erhebt sich eine der größten Lößanwehungen der Rheinebene in der südlichen Ortenau.



Jüdischer Friedhof bei Nonnenweier, Gemeinde Schwanau.

Aufnahme: W. Peter

So war es nicht verwunderlich, als bereits vor Jahren Silexartefakte² auf und in der Umgebung dieser Lößanwehungen gefunden wurden. Zwischenzeitlich belegen die Funde eindrucksvoll die vorgeschichtliche Besiedlung.

Dem Interesse und der unermüdlichen Suche von Herrn Fritz Heimburger aus Allmannsweier sowie dem Verständnis und der Aufgeschlossenheit der Grundstückseigentümer und Pächter ist es zu verdanken, daß die Fundstellen um den jüdischen Friedhof zwischenzeitlich zu den fundreichsten und interessantesten der südlichen Ortenau³ gehören. Leider jedoch auch zu den bekanntesten.

Geschichtlicher Überblick

Aus dem Paläolithikum² und dem Mesolithikum² sind bisher keine Funde bekannt. Es ist jedoch anzunehmen, daß bereits in diesen Epochen Menschen die wild- und fischreichen Rheinauen als Jäger und Sammler durchstreift haben.

Zeit vor Chr.	1300	900	800	700	600	500	400	300	200	100
Zeitstufen Kürzell	Ha A	Ha B	Ha C	Ha D		Lt A		Lt B	Lt C	Lt D
Kulturbezeichnung	Urnenfelder		Hallstatt ältere jüngere				Latène Früh- Mittel- Spät-			
Fundstellen im Gewinn			Kleiner Rebgarten				Auf dem Bühl			

Zeittafel, mit Angabe der Fundstellen

Nachdem der Mensch einige Jahrtausende Jäger und Sammler war, wurde er in Südwestdeutschland im 5. Jahrtausend v. Chr. zum Bauern und Viehzüchter⁴, verbunden damit war die Vorratshaltung und das Seßhaftwerden. Kultivierte Getreidearten waren Emmer, Gerste und Einkorn; domestiziert wurden Schafe und Ziege.

Im Zuge dieses sehr komplexen Entwicklungsprozesses entstand eine neue gesellschaftliche Organisation und Kultur (Neolithikum²). Eine weitere Besonderheit des Neolithikums war die Entwicklung und Verwendung geschliffener Felssteingeräte.

Der Übergang vom Wildbeutertum zur bäuerlichen Wirtschaftsform ist zuerst im Vorderen Orient faßbar und dürfte sich von dort über die Ägäis bis nach Mitteleuropa ausgebreitet haben. Zuerst wurden sicherlich Gebiete mit guten Bodenbedingungen und günstigen Klimaverhältnissen besiedelt.

Die erste vollneolithische Kultur war die der Bandkeramik⁵, der weiteren Kulturen folgten, von denen zwischenzeitlich auch einige in der südlichen Ortenau nachgewiesen sind.

Eine verstärkte Besiedlung der südlichen Ortenau erfolgte in den Metallzeitaltern der Bronze- und Eisenzeit. Da der Übergang von einer Epoche oder Kultur zur anderen nicht abrupt erfolgte, sind in den Metallzeitaltern auch noch Steinwerkzeuge aus Silex und Felsgestein sowie in der Eisenzeit Bronze in Gebrauch⁶.

Die Fundstellen von Nonnenweier – wie in der gesamten südlichen Ortenau – zeigen eine starke Zunahme der Besiedlung in der Hallstatt- und Latènezeit, die im Sprachgebrauch mit Kelten gleichgesetzt werden.

Bei den Kelten⁷ handelte es sich nicht um ein einheitliches Staatengebilde unter einer Herrschaft – vergleichbar den Römern – sondern um eine Gemeinschaft in Sprache, Kultur, Handwerk und Gewerbe. Die Gesellschaftsordnung unterschied zwischen einer reichen Adelsschicht und einfachen Kriegerern, Bauern und Handwerkern.

Die Unterkünfte bestanden zumeist aus einfachen Holzgebäuden, wobei sich die herrschende Adelsschicht – im Laufe der Zeit – auf befestigte Höhensiedlungen (Oppida)⁸ zurückzog.

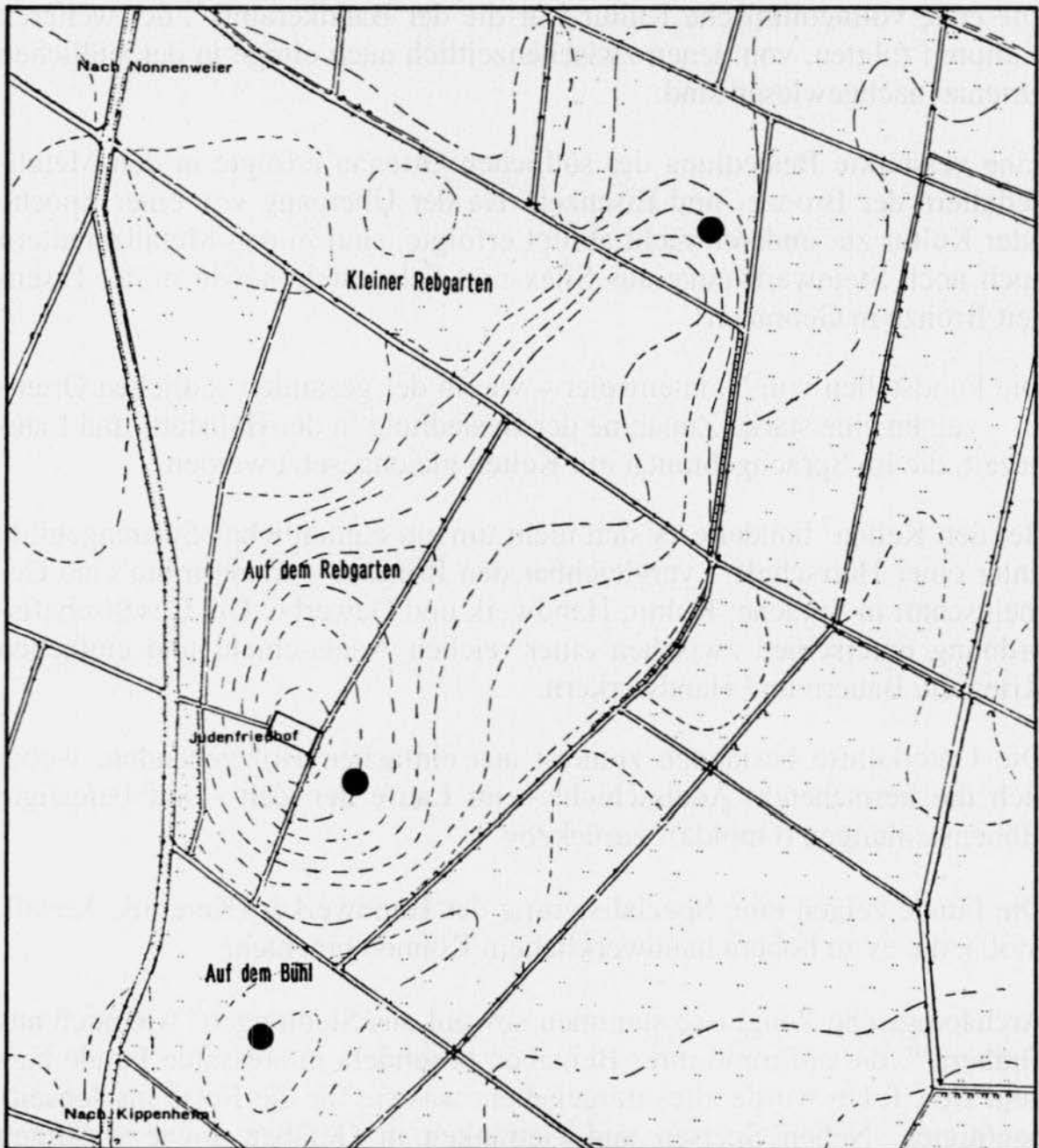
Die Funde zeigen eine Spezialisierung der Handwerker (Keramik, Metall, Stoff), die es zu hohem handwerklichem Können brachten.

Archäologische Zeugnisse stammen sowohl aus Siedlungen⁹ wie auch aus Gräbern¹⁰, die aufgrund ihrer Beigaben besonders interessante Funde bargen. Den Toten wurde alles mitgegeben, was sie für die Reise ins Jenseits benötigten. Neben Speisen und Getränken in Gefäßen sowie sonstigen Hausrat wurden beim Adel auch Kennzeichen seines sozialen Standes, wie Waffen, Schmuck, Zaumzeug für Pferde, ja sogar vierrädrige Wagen mitgegeben. Adlige Tote wurden zumeist in einer Grabkammer aus Holz bestattet, über die ein Hügel aufgeschüttet wurde. In der Latènezeit hörte der Brauch, Grabhügel zu errichten, auf.

Funde

Neolithikum¹¹ und Einzelfunde

Den bei weitem größten Fundkomplex nehmen Silexartefakte mit bisher ca. 100 Einzelfunden ein. Sie bestehen zumeist aus Jaspis² oder Hornstein. Neben Abschlagen, Restkörpern (Nuklei)² und Silexartefakten ohne er-



Umgebung des jüdischen Friedhofs bei Nonnenweier, mit Einzeichnung der vorgeschichtlichen Fundstellen (schwarze Punkte). Überarbeiteter Ausschnitt aus der Deutschen Grundkarte 7612.14. Zeichnung: W. Peter

kennbaren Gebrauchscharakter wurden bisher Klingen, Schaber und vereinzelt Bohrer und Pfeilspitzen gefunden.

1980 wurde im Gewann Neubrüche ein beschädigtes Steinbeil¹² aus schwarzem Basalt aufgefunden. Das mit einem Schaftloch versehene Steinbeil dürfte aus dem Spätneolithikum stammen.

Im Winter 1987 wurde im Gewann Auf dem Bühl ein weiteres Steinbeil¹² aufgefunden.

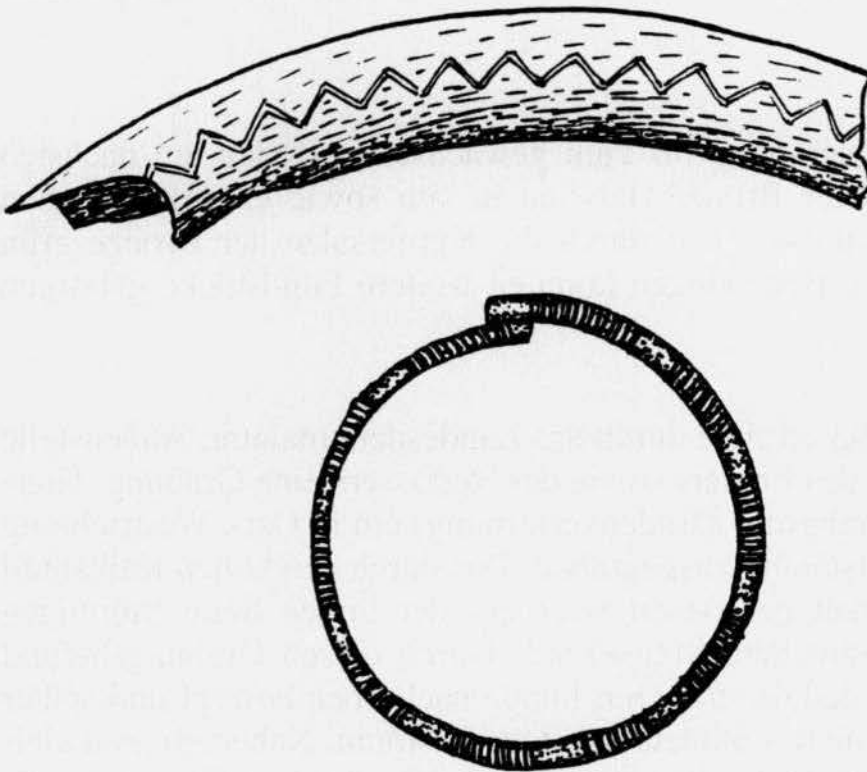
Obwohl es auch typische Leitformen von Silexartefakten und Felsstein-geräten gibt, ist eine Zuordnung zu einzelnen Kulturgruppen aufgrund von Einzel- und Oberflächenfunden und den damit verbundenen Unsicherheiten sehr fraglich. Aufgrund der zwischenzeitlichen Menge an Fundstücken ist jedoch eine neolithische Zuordnung wahrscheinlich, obwohl der Gebrauch dieser Artefakte noch in die Metallzeitalter reicht.

Mit dem Fund einer kleinen Scherbe, der östlich des jüdischen Friedhofs gemacht wurde, konnte der erste nachweisbare Bezug zum Neolithikum hergestellt werden. Die hellgraue Scherbe dürfte – nach vorsichtiger Interpretation – der Kultur der Bandkeramik zuzuordnen sein, der ältesten neolithischen Kultur in Südwestdeutschland. Die Scherbe reiht sich in die bandkeramischen Funde von Offenburg-Bohlsbach³, Herbolzheim¹³ und Meissenheim/Ichenheim³ ein.

Bronzezeit

Bisher liegen keine Funde dieser Zeitstellung vor.

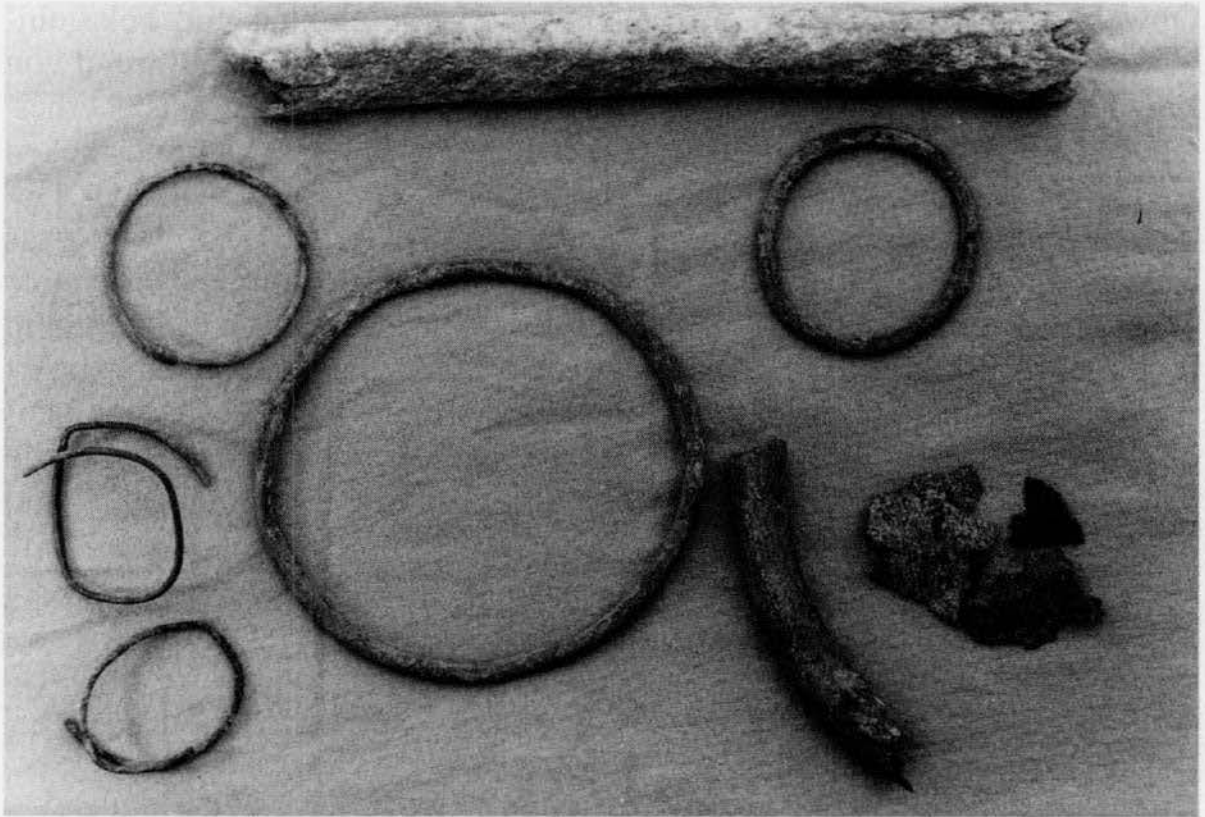
Hallstattzeit⁴



Bruchstücke des verzierten Hohlringes und ein verzierter Ohrring.

Zeichnung: W. Peter

Den bisher aufsehenerregenden Fund machte Herr Heimburger am 24. Dezember 1985, als er bei der Begehung eines frisch gepflügten Ackers im Gewann Kleiner Rebgarten 3 Ringe aus Bronze¹⁴ und mehrere kleinere Knochenstücke fand. Bei einer, zusammen mit dem Verfasser erfolgten Nachbegehungen und vor-



*Einige Fundstücke aus dem hallstattzeitlichen Grab. Von links nach rechts: 3 Ohr-
ringe, Knochen, Halsreif, Armreif, Hohlringbruchstück, Bronzeblechstück des
Tonnenarmbandes. Aufnahme: W. Peter*

sichtigen Sondierungsgrabung bis zum gewachsenen Boden am nächsten Tag, wurde ein weiterer Bronze-Halsring in situ sowie ein Armknochen gefunden. Der Armknochen war durch die Kupfersalze der Bronze grün verfärbt. Bei weiteren Begehungen konnten weitere Fundstücke geborgen werden.

Am 4. November 1993 erfolgte durch das Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg, im Beisein des Finders sowie des Verfassers eine Grabung. Hierbei wurde in einer Grabgrube (Bodenverfärbung) ein in Ost-, Westrichtung liegendes Skelett vollständig ausgegraben. Das durch den hohen Kalkanteil im Löß sehr gut erhaltene Skelett wies auf der linken Seite Störungen durch Tiergänge (Kaninchen, Mäuse) auf. Durch diesen Grabungsbefund ist auch zu erklären, daß die früheren Funde nach oben bewegt und später verpflügt wurden, ohne das Skelett selbst zu zerstören. Neben einigen kleineren Bronzeteilen wurde das Bruchstück eines Bronzehohlringes sowie im Bereich des Beckens eine Eisenkonkretion (vermutlich Gürtelschließe/-haken) geborgen.



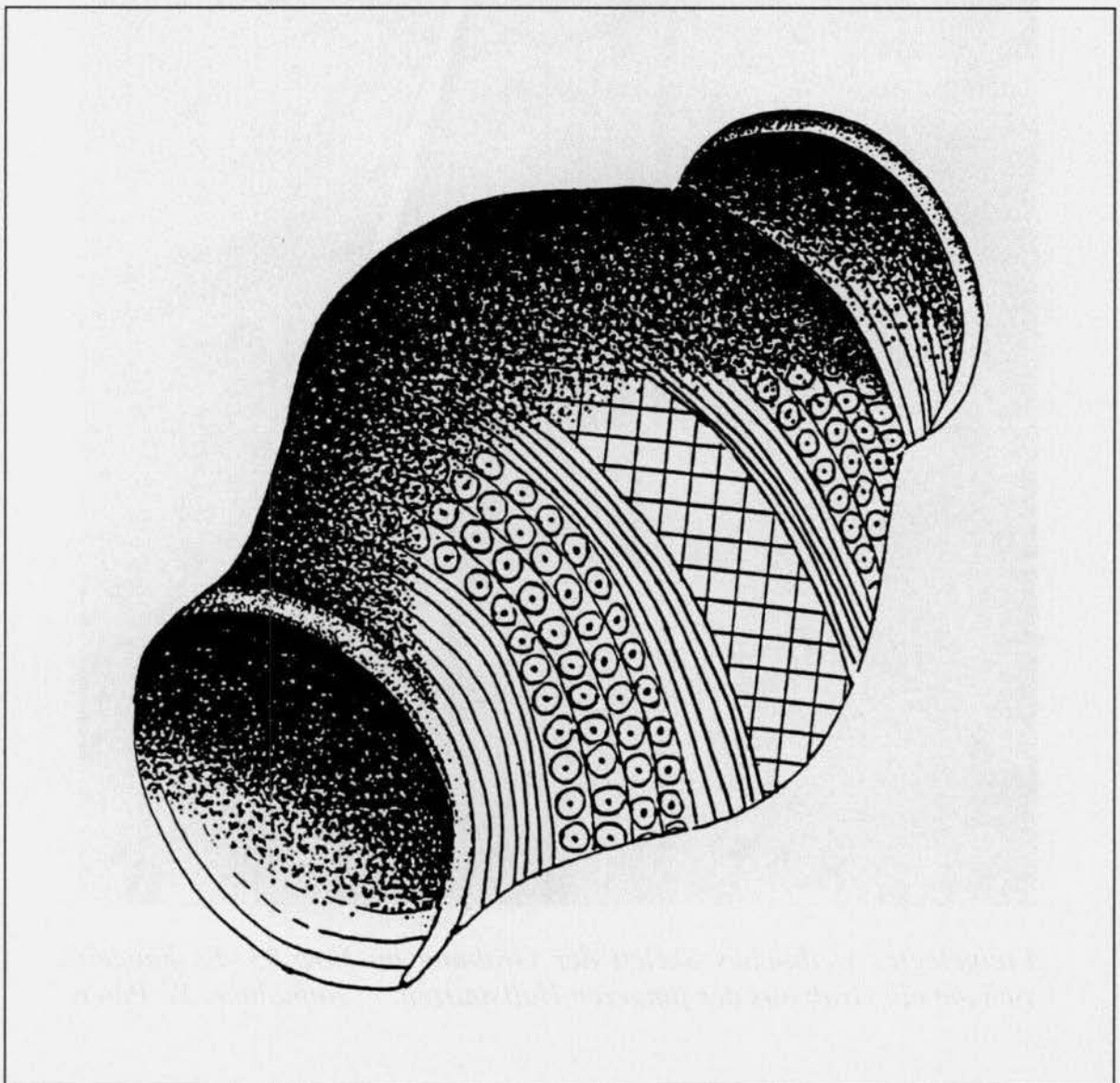
Freigelegtes weibliches Skelett der Grabung im Nov. 93. Es handelt sich um ein Grab aus der jüngeren Hallstattzeit. Aufnahme: W. Peter

Von einer Zusammengehörigkeit sämtlicher Funde ist aufgrund des Grabungsbefundes und des bereits früher gefundenen Armknochens sowie der beiden Bruchstücke eines Bronzehohlringes auszugehen.

Nach Interpretation der Fundstücke dürfte es sich um einen – heute nicht mehr sichtbaren – Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit (Ha D1) ca. um 600 v. Chr. handeln, in dem die Nachbestattung (nicht Zentralgrab) einer Frau von hohem sozialen Stand erfolgte.

Im einzelnen wurden nachfolgende Bronzegegenstände gefunden:

- 2 unverzierte Halsreifen mit einem sogenannten Stöpselverschluß; Durchmesser Ring (∅) 12,5 cm, ∅ Bronzekern 0,6 cm;
- 3 mit Strichbündel verzierte Ohrringe¹⁵; ∅ Ringe 5,8 cm, ∅ Bronzekern 0,3 cm;
- 1 unverzierter Armreif mit sogenanntem Stöpselverschluß; ∅ Ring 6,2 cm, ∅ Bronzekern 0,5 cm;
- 2 Bruchstücke (9,3 cm und ca. 20 cm) eines verzierten Bronzehohlringes; Quer-

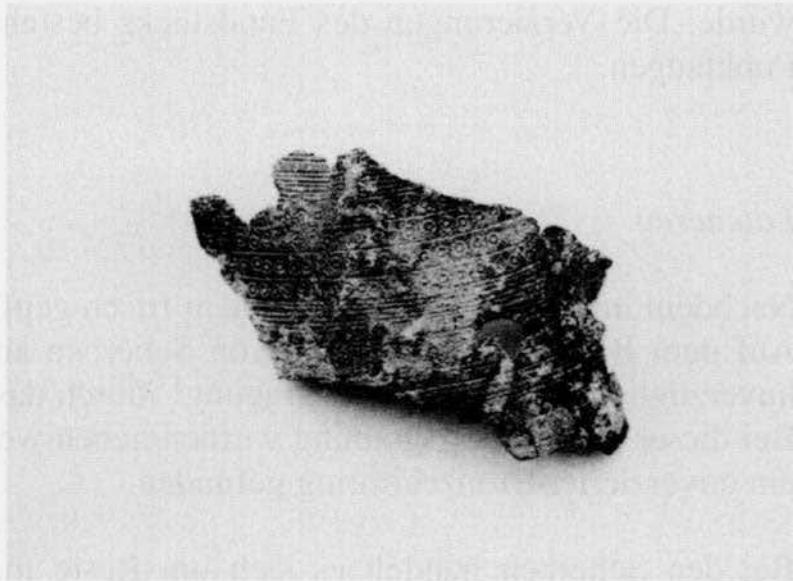


Tonnenarmband, mit einer vereinfachten Darstellung der möglichen Verzierung.

Zeichnung: W. Peter

schnitt Ring 1,6 cm,
Wandstärke 0,1 cm;
mehrere Teilstücke eines
reichhaltig verzierten
Tonnenarmbandes¹⁶

Daß die Bearbeitung
von Bronze in der
Hallstattzeit von ho-
hem handwerklichen
Können war, zeigen
die reich verzierten
Ohringe und die
Bruchstücke des Ton-
nenarmbandes.



Bronzeblechstück des Tonnenarmbandes, mit den Verzierungen aus Rillenbündeln und Punktaugen.

Aufnahme: W. Peter

Das Ausgangsmaterial
für Tonnenarmbänder
war Bronzeblech, aus

dem zuerst ein Zylinder – in der Länge des geplanten Armbandes – geformt, über Holz oder Ton gezogen und gegen die Ränder ausgetrieben



Unverzierter Bronzearmring vom Gewann Auf dem Bühl.

Aufnahme: Landesdenkmalamt Freiburg

wurde. Die Verzierungen des Fundstücks bestehen aus Rillenbündel und Punktaugen.

Latènezeit

Nachdem im Frühjahr 1985 auf einem frisch gepflügten Acker im Gewann Auf dem Bühl eine Anhäufung von Scherben aufgelesen wurde, erfolgte unverzüglich eine Sondierungsgrabung¹⁷ durch das Landesdenkmalamt.

Bei dieser Sondierungsgrabung wurden neben weiteren Gefäßresten auch ein unverzierter Bronzearmring gefunden.

Bei den Scherben handelt es sich um Reste mehrerer Gefäße, darunter auch mit Rillen versehener schwarz graphierter Ware.

Der Grabungsbefund deutet auf eine latènezeitliche Wohngrube. Hierfür sprechen auch die vielen aufgefundenen Kochsteine (große Rheinkiesel, die im erhitzten Zustand zur Erwärmung von Flüssigkeit dienten).

Im Gewann Auf dem Rebgarten¹⁸ wurden im Oktober 1990 einige Scherben in einer Ackerfurche zwischen zwei Grundstücken aufgefunden. Bei einer kleinen Sondierungsgrabung wurde eine Steinschüttung aus kleinen bis mittleren Rheinkieseln festgestellt, auf und in der sich verschiedene Scherben befanden. Eine Interpretation dieser Steinschüttung ist aufgrund der kleinen Grabungsfläche und der bereits erfolgten starken Störungen durch den Pflug schwierig. Aufgrund der Scherben erfolgte eine Datierung in die Latènezeit.

Quellennachweis und weiterführende Literatur

- 1 Walter Fauler, Die Geologie und die Oberflächengestaltung der Ortenau, Bad. Heimat, 22/1935, S. 41-
- 2 S. Fachwörterverzeichnis
- 3 Wolfgang Peter, Die ur- und vorgeschichtliche Besiedlung der südlichen Ortenau, in: Die Ortenau, 66 Jahresband 1986, S. 92-
- 4 Hans Peter Uerpman, Betrachtung zur Wirtschaftsform neolithischer Gruppen in Südwestdeutschland, Bad. Fundberichte 3/1977, S. 144-
Urgeschichte in Baden-Württemberg, hrg. von Hansjürgen Müller-Beck, Stuttgart 1983
- 5 W. Buttler, Handbuch der Vorgeschichte Deutschlands, Namensgebung W. Buttler 1938. Die relativ-Chronologische Stellung der Bandkeramik erarbeitete Buttler aus dem Material der bandkeramischen Siedlung von Köln-Lindenthal
- 6 Gretel Gally, Metallzeitliche Steingerätefunde aus Südwestdeutschland und dem Elsaß, in: Zeitschrift Antike Welt, 15. Jahrgang 1984, S. 33-

- 7 Die Kelten in Baden-Württemberg, hrg. von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Siegwalt Schick, Stuttgart 1981
- 8 Wolfgang Kimmig, Die Heuneburg an der oberen Donau, Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, 2. Auflage v. 1983
- 9 Heiko Wagner, Kirchzarten und Ötigheim – zwei neue keltische Siedlungen am Oberrhein, in: Die Ortenau, 70. Jahresband 1990, S. 68-
- 10 Rolf Dehn, Ein reich ausgestatteter Grabfund der Hallstattzeit von Kappel am Rhein, in: Denkmalpflege Baden-Württemberg, Heft 3/1978, S. 123-
Claudia Beyer u. Rolf Dehn, Ein zweiter, reich ausgestatteter Grabfund der Hallstattzeit von Kappel a. Rh. (Ortenaukreis), in: Archäologisches Korrespondenzblatt 7/1977, S. 273-
Marie Luise Droop, Keltische Fürsten in Kappel am Rhein, in: Geroldsecker Land 2/1959-60, S. 119-
Friedrich Schwärzel, Das vorgeschichtliche Grab von Meißenheim, in: Geroldsecker Land 5/1962-63, S. 28-
Der Keltenfürst von Hochdorf, hrg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1985
- 11 Hermann Müller-Karpe, Handbuch der Vorgeschichte, Band II, Jungsteinzeit, München 1968
Christian Strahn, Kontinuität und Kulturwandel im Neolithikum der Westschweiz, Bad. Fundberichte, 3/1977, S. 115-
Urgeschichte in Baden-Württemberg, hrg. von Hansjürgen Müller-Beck, Stuttgart 1983
- 12 Wolfgang Peter, Bericht des Archäologischen Arbeitskreises, in: Die Ortenau, 68. Jahresband 1986, S. 41-
- 13 F. Hinn, 400 Jahre Marktrechte Herbolzheim – Historisches Stadtfest vom 22. – 25. 9. 1989, hrg. von der Stadt Herbolzheim
- 14 Wolfgang Peter, Bericht des Archäologischen Arbeitskreises, in: Die Ortenau, 67. Jahresband 1987, S. 27-
- 15 A. Eckerle, Urgeschichte des Hochrheins, in: Sonderheft des Staatl. Amt für Ur- und Frühgeschichte Freiburg, 11/1968, S. 128-
- 16 A. Rieth, Werkstattkreis und Herstellungstechnik der hallstattzeitlichen Tonnenarmbänder, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie u. Kunstgeschichte, 11/1950, S. 1-
- 17 Wolfgang Struck, Grabungs-/Fundbericht beim Landesdenkmalamt Freiburg
- 18 Wolfgang Peter, Bericht des Archäologischen Arbeitskreises, in: Die Ortenau, 71. Jahresband 1991, S. 49-

Fachwörterverzeichnis

- Artefakte: Von Menschen geschaffene Gegenstände; in diesem Bericht als Werkzeuge zu verstehen.
- Silex: Sammelbegriff für verschiedene Mineralien, die aus Kieselsäure (SiO₂) bestehen, z. B. Jaspis und Hornstein.
- Nukleus: Restkörper (Mz. Nuklei); Silex, von dem Teile zur Herstellung von Geräten abgeschlagen wurden.
- Klinge: Klingentypischer Silexabschlag mit zumeist nur einer scharfen Arbeitskante.
- Schaber: Silexabschlag mit einer oder mehreren retuschierten Kanten, für eine schabende Tätigkeit.

- Die einzelnen Werkzeugarten werden nach ihrer charakterischen Formgebung oder Besonderheit weiter unterteilt, z. B. Halbrundschaber, Winkelschaber etc.
- Retusche:** Durch Schläge oder Druck erzeugte Absplitterung, zur Formgebung von Silxartefakten
- Paläolithikum:** Altsteinzeit
- Mesolithikum:** Mittelsteinzeit
- Neolithikum:** Jungsteinzeit

Die Schenkung von 1070 an das Hochstift Straßburg und daraus entstandene Hoheitsrechte der Bischöfe von Straßburg in der Ortenau

Hans-Martin Pillin

Seit dem Frühmittelalter war es das Bestreben der Bischöfe von Straßburg, innerhalb des rechtsrheinischen Teils der Diözese Straßburg auch besitzrechtlich Fuß zu fassen. Nach Teilerfolgen, die sich bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen lassen,¹ gelang der große Durchbruch im Jahre 1070:²

Am 7. Oktober dieses Jahres schenkte der kinderlose fränkische Adlige Siegfried der Kirche von Straßburg sein Ulmer Gut („predium Ulmena“) und die Burg gleichen Namens, d. h. die Ullenburg, mit allem Zubehör auf gesetzmäßige Weise unter der Bedingung, daß er von Bischof Werner II., auf dessen Betreiben er dies hauptsächlich getan hatte, unter anderem das geschenkte Gut als Lehen auf Lebenszeit zurückerhalte, jedoch ohne Verpflichtung zum Kriegsdienst.



Die Ullenburg, aus: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609 (Heimatmuseum Oberkirch)

Über die Größe und die geographische Streuung dieses dem Hochstift Straßburg überantworteten Besitztums liefert die erwähnte Schenkungsurkunde leider keinen präzisen Anhaltspunkt, da sie zur Kennzeichnung des Zubehörs des im Gau Ortenau und in der Grafschaft Kinzigdorf und Ottenheim gelegenen Ulmer Gutes und der Ullenburg nur den Hinweis enthält, der erwähnte Siegfried habe sein „allerbestes Gut“ der Straßburger Kirche „mit Dienern und Knechten, mit den Zehnten der Kirchen, mit Wäldern, bebauten und unbebauten Fluren, Gehölzen, Wiesen, Weiden, Bächen, Fischwassern, Mühlen, Wegen und unwegsamen Gebieten, mit Abgaben und Einkünften und anderen Dingen“ übergeben.

Ein derartiger Sachverhalt zwingt uns, spätere Aufzeichnungen heranzuziehen, die Rückschlüsse auf das genaue Ausmaß der Schenkung von 1070 zulassen. Es sind dies das um 1346 entstandene Urbar Bischof Bertholds II. von Straßburg und das wohl zu gleicher Zeit angelegte Register bischöflich-straßburgischer Lehnsleute.³ In diesen beiden Dokumenten sind nämlich neben den im 13. und 14. Jahrhundert durch Kauf und Schenkung erworbenen bischöflich-straßburgischen Gütern und Besitzrechten auch jene aufgeführt, die nicht mit konkreten Hinweisen auf die einmal erfolgte Übertragung an das Hochstift Straßburg versehen sind. Von diesem Besitz mußten 36 Leihegüter, die unter anderem im Gebiet von Ulm, Erlach, Stadelhofen, Haslach und Tiergarten lagen, Abgaben an den Ulmer Fronhof entrichten. Weitere 67 Leihegüter, die sich hauptsächlich in Ulm, bei der Ullenburg, in Tiergarten, Haslach, Stadelhofen, Renchen, im Ringelbach und im Spring (zwischen Wolfhag und Tiergarten gelegen) befanden, hatten Abgaben an die Ullenburg zu leisten. Daneben sind in besagtem Urbar Bischof Bertholds II. von Straßburg auch Leihegüter in Sasbachwalden, Renchen und Waldulm registriert, die noch im 14. Jahrhundert zu Abgabeleistungen und – was die Waldulmer Leihegutinhaber anbetrifft – zu Frondiensten für die Ullenburg angehalten wurden, obwohl diese im 14. Jahrhundert bereits selbständigen bischöflich-straßburgischen Fronhöfen in Waldulm, Sasbach und Renchen zugeordnet waren.⁴

Zur Schenkung des Jahres 1070 gehörten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit weitere in besagtem Urbar und Lehnsregister aufgeführte Besitzrechte, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts den bischöflich-straßburgischen Fronhöfen in Sasbach, Renchen, Waldulm, Ulm und der Ullenburg tributpflichtig waren oder als Lehen vor allem an Angehörige des ortenauischen Niederadels vergeben waren. Diese Besitzungen lagen vornehmlich in Sasbach, Sasbachwalden, am Breitenbrunnen, in Waldulm, auf der Schwend, im Ringelbach, in Tiergarten, bei der Ullenburg, in Haslach, Stadelhofen, Zusenhofen, Erlach und Renchen.

Vltimbung

- Item vna dicit vna curia dei que proprie dicitur Bertholdus miles & stoffenby nomine suod alienata est pcedem & vno a iure suo de cetero dicitur
- In vltimo de dno epus Curiam que olim fuit annata in Ruffen milie pcedem singulis annis viginti quatuordecim plingens dno solido dei & duo cappones pme quod vulgari dicitur castre in nateitate domini
- Item dicit ibidem Curiam publicam que dicitur de frankis plingens singulis annis viginti sex quatuordecim plingens 2. vno capponem a dno immer
- Item dicitur vna pcedem vltimo dno actinere pme vulgari dicitur hancur vltimo ad dnam contributionem dicitur vltimo in dno vltimo in pcedem 2. dno pcedem vna eoz pcedem 2. dno epus vltimo pcedem Que tamis contributiones ad Curiam hancur pcedem pcedem dno dno
- Item vna pcedem dno que dicitur hancur pcedem ad Curiam in vltimo pcedem Curia vltimo de dno dno Curiam pcedem dno
- Item Curia vltimo pcedem in pcedem Curiam pcedem
- Item Curia vltimo & vltimo Curiam pcedem
- Item pcedem in pcedem Curiam pcedem

Auszug aus dem Urbar Bischof Bertholds II. von Straßburg
 (Archives Départementales du Bas-Rhin Strasbourg, G 377 fol. 53a).
 Auf diesem Blatt sind u. a. Güter des Fronhofs von Ulm aufgeführt

Der gesamte Besitzkomplex des Gutes Ulm/Ullenburg wurde zusammen mit dem übrigen Besitz, der sich in der Folgezeit um dieses Gut zusammenschloß, in einzelne Fronhofverbände aufgegliedert. Mittelpunkt der Verwaltung war die Ullenburg, auf der ein sogenannter Kast- und Schirmvogt für die auf den einzelnen Hoflehen ansässigen Bauern amtierte.⁵

Mit der grundherrlichen Vogtei hing die grundherrliche Gerichtsbarkeit zusammen, die in den jeweiligen örtlichen Fronhöfen wahrgenommen wurde.⁶ Sie beschränkte sich ursprünglich wohl nur auf die mit der Leihe der Hofgüter verbundenen Verhältnisse und war somit keineswegs in der Lage, den Grafen der Ortenau von Amtshandlungen auf den Hofgütern fernzuhalten. Selbst in Fragen grundherrlicher Gerichtsbarkeit konnte er vermutlich auch dann sofort tätig werden, wenn es sich um die Ausübung von Gewalt handelte.

Bis zum 18. Februar 1218, dem Todestag Herzog Bertholds V. von Zähringen, mag diese Einflußnahme in die ullenburgischen Fronhofverbände kaum mit Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, da sowohl seit 1016 das Grafenamt der Ortenau und spätestens seit Beginn des 12. Jahrhunderts auch das Gut Ulm/Ullenburg – letzteres als bischöflich-straßburgisches Lehen – in den Händen der Zähringer war.⁷

Dementsprechend setzten die Bemühungen der Bischöfe von Straßburg um Immunität, d. h. um die Freiheit vom Eingriff des Königsbeamten bzw. um die Ausübung „staatlicher Hoheitsrechte“ auf dem Gut Ulm/Ullenburg, das seit dem 13. Jahrhundert als „advocatia de Ullemburg“ (= Vogtei Ullemburg) bezeichnet wurde,⁸ wohl erst dann ein, als das Hochstift Straßburg diesen Besitz seit dem Jahre 1218 – mit einer nochmaligen kurzen Unterbrechung – in direkte Verwaltung nahm.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Ausweitung der rechtlichen Befugnisse des Hochstifts Straßburg im Bereich der Vogtei Ullenburg wurde zweifellos dadurch ermöglicht, daß dort eine große Anzahl von Leibeigenen ansässig war, die in besagtem Urbar von Bischof Berthold II. „hoflüte“ oder „homines iure proprietatis curie attinentes“ (= Leute, die eigentümlich zum Hof bzw. Fronhof gehören) genannt werden.⁹ Da der Bischof von Straßburg ihnen gegenüber Strafgewalt ausüben konnte, war damit die Möglichkeit zur Ausübung und Ausweitung eines für unfreie Leute im Gebiet der eigenen Fronhofverbände gültigen Strafrechts bzw. des Rechts des Gebietens und Verbotens gegeben, das die Kompetenzen des Vertreters der „öffentlichen“ Rechte in der Ortenau immer mehr beschnitt. Anders ausgedrückt heißt dies, daß Vogtei, Immunität und Grundherrschaft funktionell in der Herrschaft zur Einheit zusammenflossen.

Die Umbildung des ursprünglichen Bandes zwischen dem Bischof von Straßburg als dem Grundherrn des Gutes Ulm/Ullenburg und den unfreien Leuten, die auf dem Grund und Boden dieses Gutes ansässig waren, in eine Immunität in Streulage erhärtet die Urkunde König Friedrichs des Schönen vom 2. Dezember 1316, mit der Bischof Johann I. von Straßburg die Hoheitsgewalt über die Reichleute im Sasbach-, Acher- und Renchtal und in kleinen angrenzenden Gebieten der Rheinebene übertragen wurde.¹⁰ Diese Urkunde liefert nämlich den Beweis dafür, daß der bischöflich-straßburgische Vogt auf der Ullenburg vor dem 2. Dezember 1316 nicht nur Kast- und Schirmvogt, sondern auch schon ein bischöflicher Mandatsträger mit weitgehenden Herrschaftsbefugnissen war, weil ihm die uneingeschränkte Hoheitsgewalt über die dem Hochstift Straßburg übergebenen Reichsleute hinzuübertragen wurde.

Die Tätigkeit des Ullenburgers Vogtes als Kast-, Schirm- und Gerichtsvogt wird sehr genau in dem um 1330 entstandenen Weistum für den seit 1318 bischöflich-straßburgischen Fron- und Dinghof in Kappelrodeck umschrieben:¹¹ Die freien und unfreien Leihegutinhaber, Huber genannt, waren jedes Jahr im Februar, im Mai und im Herbst zur Teilnahme an einem „Vogtding“ im Fronhof verpflichtet. Den Vorsitz in dieser Versammlung führte der Ullenburgers Vogt, der jeweils zu Pferd und in Begleitung eines Knechtes nach Kappelrodeck kam, um dort nicht nur in grundherrlichen Fragen Recht zu sprechen, sondern auch hochrichterliche Urteile in Sachen „dúb und frevele“ (= Diebstahl und Frevel) zu fällen.

Die bereits mehrfach erwähnten bischöflich-straßburgischen Fronhöfe des Ulmer/Ullenburgers Gutes bzw. der Vogtei Ullenburg wurden, das sei abschließend noch vermerkt, vielfach Kristallisationspunkte der Herrschaftsbildung in den Dörfern, in denen diese Fronhöfe standen. Die mit dem Erwerb von Dorfherrschaften verbundene Ausweitung der Hoheitsrechte der Bischöfe von Straßburg im Bereich der Vogtei Ullenburg läßt sich in Renchen bereits für das Jahr 1228 urkundlich belegen.¹² Neben dem bischöflich-straßburgischen Fronhof in Renchen dürften auch die Fronhöfe des Hochstifts Straßburg in Sasbach, Ulm, Waldulm und Kappelrodeck den Ausgangspunkt für die später nachweisbare Dorfherrschaft der Bischöfe von Straßburg in diesen Dörfern gebildet haben.

aus: J. D. Schoepflin, ALSATICA AEVI MEROWINGICI CAROLINGICI SALICI DIPLOMATICA, Bd. I, 1772, S. 174/175

*Traditio praedii & castris Ulmenae
ad ecclesiam Argent. per Sigefridum
an. MLXX.*

Ex tabulario episcopi Argentinensis.

In nomine sanctae & individuae Trinitatis. A bonorum omnium auctore Deo quia vitam possidemus & cetera, dignum est, ut ex concessis temporalibus illum aliquando recognoscamus, a cujus gratuita pietate & nos & nostra obtinemus. Huic intentioni vir militaris SIGIFRIDUS magna Francorum ex stirpe progenitus advigilans, ut qui attentissime Deo Christique ejus genitrici tradere felicius deliberaverat, que illum deliciofa posteritatis spe secretorum iudex possidere non concesserat, ergo praedium unum, quod inter cetera sua hereditario jure possidebat optimum, *Ulmenae* dictum, ejusdemque nominis castellum in pago *Mortenouua*, in comitatu *Chinzihdorff* (s) & *Otenheim* situm cum mancipiis & servientibus, cum ecclesiarum declinationibus, cum silvis, cum arvis cultis & incultis, nemoribus, pratis, pascuis, rivis, piscationibus, molendinis, viis & inviis, exitibus & redditibus, ceterisque utensilibus, gloriosissime Argentinensis ecclesiae procuratrici hac conditione cautissime praefinita tradidit, traditumque legalibus praesentibus verbis, legalique astipulatione stabilivit, ut a praefatae ecclesiae episcopo WERENARIO secundo, cujus haec rogatu praecipue fecerat, *Onhtingun* & *Wolfgangesheim* (t) ipsumque, quod dederat praedium beneficiario jure reciperet, & quoad usque viveret, absque militari servitio, nisi forte sponte quid amore episcopi agere vellet, quiete possideret. Ex servientibus autem quosdam, uti juxta parentelam suam & genere & virtute ceteris digniores erant, specialiter elegit, electos Dagobertino fisco, quo in *Biscovesheim* advocacione optimates utuntur, firmiter subjugavit, & quocumque locorum degerent, post obitum sui absque omni refragatione hac viverent paritate, firmavit... rursus ergo ex his electis duos, Odalricum videlicet & Tanchradum, quos cum omnibus suis elegit, & pristina servitute ea cautione expedierat, ut per eos ecclesia & episcopus cum principali advocato HEINRICO firmiori securitate praedictam traditionem possideret. Iste autem ita, ut prelibatum est, absque coheredum suorum contradictione sancita esse nullus fidelis dubitet, quin potius dubitantem sancta justitia corrigat, & invidiosam rodentium invasionem idonea subsequendum nominum testificatio jure repellat. Huic utique actioni pio assensu, cum legali iudicium suorum laudatione, LUITFRIDUS comes affuit. Quorum nomina haec sunt: Landolphus, Hartbertus, Lanfridus, Bernherus, Eppo, Bernhardus, Couno, Billunc, Anshelmus. Anno ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi millesimo LXX, indictione II, (u) regnante HEINRICO quarto, WERENARIO secundo Argentinensis ecclesiae episcopo, ejusdemque ecclesiae HEINRICO principali advocato. Acta sunt haec nonas Octobris, luna quarta, sub LUITFRIDO praedicto comite, comitiis ejus *Otenheim* habitis, & irrefragabiliter confirmata.

(s) *Chinzichdorf* districtus est Ortenaviae hodieque sic dictus, in qua situs est vicus *Ulm* & castrum *Ulmberg*, unde praefectura olim *Ulenburg*.
hod. Oberkirch.

(t) Hod. *Wolcksheim*.

(u) Error hic est in indictione. Octava enim, non secunda, in an. 1070 incidit.

II. *Wortlaut der Urkunde vom 7. Oktober 1070, vom Latein ins Deutsche übersetzt:*¹³

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Da wir ja von Gott, dem Urheber aller Güter, das Leben und die übrigen Dinge besitzen, ist es angemessen, daß wir im Hinblick auf die überlassenen irdischen Besitztümer auch einmal jenen kennenlernen, aus dessen unentgeltlicher Gnade wir uns selbst und unser Hab und Gut behaupten. Diesem Vorhaben schenkte der Ritter SIGFRIDUS, der aus einem bedeutenden Frankengeschlecht stammte, seine Aufmerksamkeit. Er beschloß gnädig, mit aller Inbrunst Gott und der Mutter seines Christus das zu übergeben, was der geheime Rat in schmeichelhafter Hoffnung auf Nachkommenschaft jenem nicht zu besitzen erlaubt hatte. Er übergab also das eine Gut, das er unter seinen übrigen nach Erbrecht als allerbestes besaß, ULMENA genannt, und eine Burg desselben Namens im Gau MORTENOUVA, in der Grafschaft CHINZIHORFF und OTENHEIM gelegen, mit Dienern und Knechten, mit den Zehnten der Kirchen, mit Wäldern, bebauten und un bebauten Fluren, Gehölzen, Wiesen, Weiden, Bächen, Fischwassern, Mühlen, Wegen und unwegsamen Gebieten, mit Abgaben und Einkünften und anderen Dingen der höchst ruhmreichen Kirche von Straßburg zur Verwaltung, nachdem diese Übereinkunft zuvor äußerst vorsichtig getroffen worden war. Und das übertragene Gut stärkte er durch vorausgehende gesetzliche Bestimmungen und das gesetzmäßige Gelöbniß, daß er von Bischof WERENARIUS II. der zuvor genannten Kirche, auf dessen Bitte hin er dies hauptsächlich getan hatte, OUHTINGUN und WOLFGANGESHEIM, und was er als eigenes Gut gegeben hatte, unter Lehensrecht wieder empfangen und in Ruhe besitzen, solange er lebe, und zwar ohne Verpflichtung zum Kriegsdienst, es sei denn, er wolle zufällig etwas aus freiwilliger Zuneigung zum Bischof unternehmen. Aus den Dienstmännern aber hat er einige Leute in besonderer Weise ausgewählt, je nachdem sie außer Verwandtschaft mit ihm, durch ihre Abstammung oder ihre Tüchtigkeit die übrigen überragten; und die so Ausgesuchten hat er dem Gut DAGOBERTS auf Dauer unterstellt, in dessen Genuß in der Vogtei BISCOVESHEIM die vornehmsten Lehensleute sind, und er hat festgelegt, daß sie, an welchen Orten auch immer sie ihr Leben zubrachten, auch nach seinem Tod völlig unangefochten in dieser Gleichstellung leben sollten. Aus diesen Ausgewählten erkor er also wieder zwei, nämlich ODALRICUS und TANCHRADUS, mit all ihrem Gut und entließ sie aus ihren bisherigen Verpflichtungen in der Weise abgesichert, daß durch sie die Kirche und der Bischof zusammen mit dem Obervogt HEINRICUS die erwähnte Schenkung mit umso größerer Sicherheit besitzen sollten. Kein Untertan aber solle daran zweifeln, daß dies so, wie es vorher erwähnt wurde, oh-

ne Widerspruch seiner Miterben festgelegt wurde und daß die heilige Gerechtigkeit eher einen Zweifler zurechtweise und das zuverlässige Zeugnis der nachfolgenden Namen das neidvolle Eindringen von Widersachern mit vollem Recht abwehre. Bei diesem Vorgang war, jedenfalls in gütigem Einvernehmen und mit gesetzmäßigem Zeugnis seiner Richter, Graf LUITFRIDUS zugegen. Die Namen dieser Zeugen sind folgende: LANDOLPHUS, HARTBERTUS, LANTFRIDUS, BERNHERUS, EPPO, BERNHARDUS, CUONO, BILLUNC, ANSHELMUS. Im Jahre nach der Fleischwerdung unseres Herrn Jesu Christi 1070, in der zweiten Indikation, unter der Herrschaft HEINRICHS IV., unter WERINHARIUS II., Bischof der Kirche von Straßburg, und dem Obervogt HEINRICUS derselben Kirche. Dies wurde ausgeführt am 7. Oktober, am 4. Tag nach Neumond, unter dem besagten Grafen LUITFRIDUS – seine Versammlung war in OTENHEIM abgehalten worden – und unverbrüchlich bekräftigt.

Anmerkungen

- 1 Näheres hierzu: H. M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter, in: Die Ortenau 49, 1969, S. 262 ff.
- 2 Das Original dieser Urkunde befindet sich im „Archives Départementales du Bas-Rhin“, Strasbourg, unter der Nr. G 14: Druckort dieser Urkunde: J. D. Schoepflin, *Alsatia aevi merovingici carolingici salici diplomata*, Bd. I, 1772, S. 174/175
- 3 Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 377, fol. 50a–66b, fol. 79b–161a
- 4 ebd. fol. 50a, 51b, 52a, 52b
- 5 Die erste urkundliche Erwähnung eines bischöflich-straßburgischen Vogtes auf der Ulmenburg datiert vom 13. Juni 1270. Die betreffende Textstelle lautet: „Peregrinus, advocatus in Ulmenburg, iudicio presidens ex auctoritate venerabilis domini mei dei gratia episcopi Argentinensis“ (Württembergisches Urkundenbuch VII Nr. 2284, S. 196/97)
- 6 Siehe hierzu u. a. „Weistum von Kappelrodeck“ (entstanden um das Jahr 1330), in: Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 377 fol. 58b/59a
- 7 F. Petrus, *Sueviae ecclesiastica seu clericalia collegia tum regularia*, 1699, S. 653–655
- 8 Archives Départementales du Bas-Rhin, G 377 fol. 50a
- 9 ebd. fol. 54b, fol. 53a
- 10 Näheres hierzu: H. M. Pillin, Die Entstehung der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft in der mittleren Ortenau, in: Die Ortenau 72, 1992, S. 99–108
- 11 Archives Départementales du Bas-Rhin, G 377 fol. 58b/59a; siehe hierzu: H. M. Pillin, Das älteste Kappelrodecker Weistum, in: Die Ortenau 63, 1983, S. 79–84
- 12 Näheres hierzu: H. M. Pillin, Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte, 1992, S. 16 ff.
- 13 Für die Mithilfe bei der Übersetzung der Urkunde danke ich Herrn StD Klaus Fessler, Achern.

Die Zähringerministerialen „von Schopfheim“ in der Ortenau – Ein Beitrag zum „Offenburg-Problem“

Hans Harter

Obwohl die Bedeutung der starken Dienstmansschaft für die Zähringerherrschaft außer Frage steht, ist darüber bisher wenig geforscht worden¹. Über die Zusammenstellung der Ministerialen bei *E. Heyck*² hinaus, gibt es dazu kaum regionale Untersuchungen³, und auch die Lokalgeschichte weiß mit den Zähringerdienstleuten vor Ort oft wenig anzufangen⁴. Dabei muß davon ausgegangen werden, daß diese von den Herzögen jeweils selber installiert worden sind, mit speziellen Aufgaben, die der Durchsetzung ihrer Herrschaft dienten. Zu denken ist an die Verwaltung von Fronhöfen, Dörfern, Städten und Vogteien sowie an die Bewachung von Burgen, wobei zu den Dienstpflichten auch ritterliche Kriegsdienstleistungen und Rat bei Herrschafts- und Verwaltungsaufgaben gehörten⁵. So in einem örtlichen Herrschaftsbereich, nach dem sie sich auch benannten, fest verwurzelt, traten die Dienstleute zugleich immer wieder am Hofe ihrer herzoglichen Herren auf, sichtbar in ihren Zeugenleistungen, die oft die einzigen Belege für sie sind.

Wenn nun aus der Schar der Zähringerministerialen diejenigen näher untersucht werden sollen, die ihre Herkunft mit „von Schopfheim“ bezeichneten, so wird damit ein ganzes Bündel von Fragestellungen aufgeworfen: Nicht nur, daß sie als Einzelpersonen wie als Mitglieder einer Familie erfaßt werden müssen, von zentralem Interesse ist auch ihre besitzrechtliche Verankerung an dem Ort, nach dem sie sich benannten. Wenn weiter davon ausgegangen werden kann, daß dieser Herkunfts- und Wirkungsort bewußt ausgewählt wurde, dann muß auch dessen Bedeutung innerhalb seines näheren und weiteren Umfelds erfragt werden. Dafür sind auch die Spuren seiner älteren geschichtlichen Entwicklung und etwaiger weiterer Herrschaftsträger zu verfolgen. Hauptziel sollte dann jedoch sein, diese örtliche Position in den Gesamtzusammenhang der Zähringerherrschaft einzuordnen, in der ihr eine ganz bestimmte Funktion zugekommen sein muß.

„Schopfheim“ im Frühmittelalter

„Schopfheim“ (heute Nieder- bzw. Oberschopfheim, Gemeinde Hohberg bzw. Friesenheim, Ortenaukreis) war bereits von den Römern besiedelt⁶, die hier eine Straßenstation unterhielten⁷. Aufgrund seines „heim“-Namens muß dieser Ort auch zur frühesten Siedlungsschicht der Zeit nach der



Die römische Straßenstation von Niederschopfheim. Links im Hintergrund der Rücken des Zixenbergs. Aufnahme: H. Harter, Frühjahr 1994.

Landnahme der Alemannen gehören (vor oder nach 500)⁸, zumal in Oberwie in Niederschopfheim alemannische Gräberfelder aufgefunden wurden⁹, die kontinuierliche Siedlungen voraussetzen.

Nachweisbar als erster verfügte hier *in Mordunowa, ... in Schopfheim* Bischof Eddo von Straßburg über Besitz, den er am 13. März 762 an das Kloster Ettenheimmünster schenkte¹⁰. In diesem aus dem 12. Jahrhundert überlieferten „Eddo-Testament“, dessen Inhalt aber auf das 8. Jahrhundert zurückweist¹¹, findet „Schopfheim“ also seine erste schriftliche Erwähnung, und zwar als Güterort der Straßburger Kirche. Damals an Ettenheimmünster tradiert, war dieser Besitz noch im Jahr 1225 im Eigentum dieses Klosters, wobei seine genauere Lage in Oberschopfheim offenbar wird¹².

Zwischen Weihnachten 776 und März 777 datiert das sogenannte „Testament“ des Abtes Fulrad von Saint-Denis, einer überragenden Persönlichkeit im Dienst der Frankenherrscher Pippin und Karl der Große.¹³ Während die Fassung A des „Testaments“ unter den Besitzungen Fulrads aus der Ortenau den Ort *Uualthario uillare* (Waltersweier) aufführt, nennt die erweiterte Fassung B noch zusätzlich *Scofhaim*, das als das ortenaui-sche Schopfheim identifiziert wird¹⁴. Der seit 749/750 als Abt des mächt-

gen Reichsklosters Saint-Denis amtierende Fulrad betrieb eine großangelegte Gütererwerbspolitik, die ganz im Rahmen der auf die politische und kirchliche Erfassung Alemanniens gerichteten Bestrebungen der Karolinger zu sehen ist¹⁵.

So erwarb er im Jahr 764 eine Reihe von Gütern im südlichen Breisgau¹⁶, denen noch 768 Traditionen folgten, die ihm von Wido, einem der mächtigsten fränkischen Adeligen, gemacht wurden, darunter Waltersweier in der Ortenau und vermutlich auch Schopfheim¹⁷. Die weitere Mitwirkung Fulrads „beim fränkischen Ausgriff auf den süddeutschen Raum“¹⁸ war darauf gerichtet, Zellen als kirchliche Mittelpunkte zu begründen, so in Herbrechtingen, Eßlingen und Hoppetenzell im Hegau¹⁹. Was diese Gründungen auszeichnete, war ihre außerordentlich günstige Verkehrslage, so daß man sogar von einem „System“ Fulrads gesprochen hat, das von einer breiten Besitzgrundlage im Elsaß, im Breisgau und in der Ortenau als Basis getragen wurde²⁰.

Dieser Zusammenhang erschließt nun auch die Bedeutung der Ortenauer Erwerbungen Fulrads, die beide ebenfalls unter verkehrstechnischen Gesichtspunkten gesehen werden können: Waltersweier lag an der auf der linken Kinzigseite vermuteten Römerstraße, die von Straßburg nach Offenburg führte²¹, von wo aus man durch das Kinzigtal weiter nach Inneralemannien ziehen konnte. Die Lage von Schopfheim an der großen römischen Nord-Süd-Straße, der sogenannten „Bergstraße“²², ist durch die dortige Straßenstation belegt, und es fügt sich in das „System“ Fulrads, daß er am südlichen Ende dieser Straße, im Rheinknie vor Basel, sich eine starke Besitzposition geschaffen hatte, von der aus wiederum Hoppetenzell angesteuert werden konnte.²³ So beweist die Nennung von Waltersweier und Schopfheim im „Testament“ Fulrads nicht nur die frühe Existenz dieser beiden Orte, sie verdeutlicht auch ihre günstige Verkehrslage, die ihnen die Funktion von Zwischenstationen auf den Wegen von und nach Alemannien verlieh.

Im Falle von *Scophaim* war es bisher nur fraglich, ob diese Position Nieder- oder Oberschopfheim war²⁴, zumal sie namentlich als solche nicht mehr erwähnt ist²⁵. Nun ist aus Niederschopfheim der Flurname „s'Denisbühl“ oder „Dennisbühl“ überliefert²⁶, der direkt auf die Abtei Saint-Denis verweist, so daß dieses Sprachzeugnis diesen Ort als das damalige Besitztum des Abtes Fulrad belegen dürfte.

Der Ortsname *Scopfheim* findet sich sodann in einem aus dem Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg überlieferten Privileg Papst Leos IX., das zwar das Datum des 12. Dezembers 1050 trägt, in der überkommenen Fas-

sung aber eine Fälschung des frühen 12. Jahrhunderts darstellt²⁷. Dennoch ist dieses Diplom eine wichtige Quelle für Niederschopfheim, wo ausweislich einer späteren Urkunde tatsächlich ein größeres Gut des elsässischen Frauenklosters bestand: Dessen Äbtissin verkaufte im Jahr 1268 *in Schophem* dem Ritter *R. de Windeke* alle dortigen Klostergüter, nämlich eine *curia cum omnibus appendiciis* für 24 Mark Silber sowie einen Wald samt Grund und Boden für 66 Mark, so daß sich ein stolzer Kaufpreis von insgesamt 90 Silbermark ergibt²⁸.

Die Frage nach der Herkunft dieser Hohenburger Besitzposition in der mittleren Ortenau führt, trotz des Fälschungscharakters ihrer Erstnennung, in die Frühgeschichte dieses Klosters zurück, das um 700 von Eticho, dem fränkischen Herzog des Elsaß, unter dem Einfluß seiner Tochter Odilia gegründet wurde, die ihm auch als erste Äbtissin vorstand²⁹. Dafür, daß Ho-



Die hl. Brigitta: Figur an der Pfarrkirche von Niederschopfheim. Aufnahme: H. Harter, Frühjahr 1994

henburg seinen Niederschopfheimer Besitz womöglich bereits als Ausstattung und damit aus der Hand der Etichonen erhalten hatte, sprechen verschiedene Hinweise. So verfügte diese mächtige fränkische Familie auch über Besitz im benachbarten Ichenheim, den Liutfrid, ein Nachkomme Herzog Etichos, im Jahr 902 dem Kloster St. Trudpert im Breisgau übergab³⁰.

Von den Etichonen reich dotiert wurde in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts auch das frühe Schottenkloster Honau³¹, das damit gleichfalls als „Etichonenkloster“ gilt. Es besaß bereits in seiner Frühzeit Reliquien der hl. Brigida, der als Patronin Irlands verehrten Heiligen³², der nun wiederum auch die Kirche von Niederschopfheim geweiht ist³³. Der Brigidenkult hier und in vier weiteren Ortenauer Pfarrkirchen kann nur auf das Wirken der Honauer Mönche zurückgehen, denen deshalb auch die Gründung dieser Gotteshäuser zugesprochen wird³⁴.

Zwar läßt sich aus den Honauer Urkunden Besitz dieses Klosters in Niederschopfheim nicht belegen³⁵, so daß allein die Argumente der Patrozinienkunde die diesbezüglichen Beziehungen stützen können, doch sind sie geeignet, zusammen mit den anderen Hinweisen, den Einfluß der Etichonen an diesem Ort deutlich werden zu lassen: Wohl hatten sie sich hier im frühen Mittelalter Besitzrechte gesichert, mit denen sie ihre Klostergründungen Hohenburg und Honau ausstatteten. Honauer Mönche werden dann die Niederschopfheimer Pfarrkirche errichtet und für sie das Brigida-Patrozinium mitgebracht haben³⁶.

Im 14. Jahrhundert erscheint der Bischof von Straßburg als Eigentümer des Niederschopfheimer Patronatsrechts³⁷, in dessen Hände diese Pfarrei jedoch vielleicht schon früh geraten war³⁸, wie dies für die Honauer Besitzrechte insgesamt bereits im späten 8. Jahrhundert zu beobachten ist³⁹.

Das an das Kloster Hohenburg gediehene Etichonengut in Niederschopfheim hatte sich in dessen Besitz bis ins 13. Jahrhundert gehalten und wurde 1268 an die Herren von Windeck verkauft, die sich damit an diesem Ort ein Eigengut verschafften, das unter den Namen „Schwaighofgut“ und „Merwald“ aus ihrem Erbe bis in die Neuzeit belegt ist⁴⁰.

In der Zusammenschau zeigen die frühesten Belege Niederschopfheim als einen Ort, der um oder vor 700 durch den vom Elsaß her in das rechtsrheinische Gebiet agierenden fränkischen Reichsadel (Widonen und Etichonen) in Anspruch genommen wurde. Vermutlich hatten sie sich erobertes Alemannenland gesichert, um von hier und von anderen rechtsrheinischen Brückenköpfen weiter nach Alemannien auszugreifen⁴¹. Es spricht

für die Bedeutung von „Schopfheim“, die vor allem in seiner Lage an der ehemaligen Römerstraße begründet gewesen sein muß, daß im 8. Jahrhundert dann das Reichskloster Saint-Denis und, über Honau, wohl auch der Bischof von Straßburg diese Besitzpositionen übernahmen, die ihnen, als den beiden wichtigsten kirchlichen Helfern der Karolinger bei der Erfassung Alemanniens, für ihre macht- und kirchenpolitischen Zwecke dienlich waren.

Besitznachrichten aus dem Hochmittelalter

Isoliert steht eine aus dem elsässischen Kloster Eschau überlieferte Schenkungsnotiz, wonach der *comes Egeno de Orahe* in *Scopheim* zwei Mansen tradierte⁴². Graf Eginowar war der erste seiner Familie, der sich nach der Burg Urach benannte. Er trat auch als Schenker an das Kloster Hirsau hervor, wo sein Bruder Gebhard seit 1071 Prior war und von 1091 an die Abtwürde bekleidete; 1105 wurde er Abt des Klosters Lorsch und Bischof von Speyer, als der er im Jahr 1107 verstarb⁴³. Von diesen Lebensdaten ausgehend, ist auch Graf Eginowar in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts anzusetzen, wobei die Beziehungen seiner Verwandten und Vorfahren zur Bischofskirche von Straßburg auffallen; überdies war seine Base Beatrix zu dieser Zeit Äbtissin von Eschau⁴⁴, so daß seine Schenkung aus diesem familiären Hintergrund zu sehen ist. Unbekannt bleibt, woher der Besitz Eginowars in *Scopheim* stammte, das im übrigen auf Oberschopfheim bezogen wird⁴⁵.

In den 30er Jahren des 12. Jahrhunderts erscheint „Schopfheim“ dann als Güterort in den päpstlichen Besitzbestätigungsurkunden verschiedener Klöster, so 1136 in einem Diplom von Innozenz II. für Schuttern⁴⁶. Dieser Besitz wird in Oberschopfheim lokalisiert⁴⁷, wo dieser Abtei auch das Patronatsrecht über die Kirche zustand⁴⁸.

Der gleiche Papst nahm 1139 dann das Kloster Gengenbach in seinen Schutz und bestätigte ihm unter seinen Gütern *in Mortunagia* auch *Scopfheim*⁴⁹. Diese werden zum Jahr 1288 als „ein Dinghof zu Oberschopfheim mit einer dazugehörigen Mühle und als ein Dinghof nebst einer Mühle zu Niederschopfheim“ beschrieben⁵⁰. Von dem *fronhoffen zu Niderenschopfheim*, existiert ein Weistum aus dem Jahr 1276, das zu den ältesten Dokumenten dieser Art in der Ortenau gehört⁵¹. An seinem Schluß ist vermerkt, *dise selbe gedinge besaß her Reinbolt von Windecke, da abbet Berthold von Gengenbach zugegen was*⁵², so daß ersterer als damaliger Gengenbacher Vogt zu Niederschopfheim (und dem gleichfalls genannten Ichenheim) fungiert haben muß.⁵³

1139 erhielt auch das Kloster St. Georgen im Schwarzwald ein Papstprivileg⁵⁴, das einen ganzen Komplex von Besitzungen in der mittleren Ortenau nennt, nämlich die benachbart gelegenen Orte Müllen, den Trudenheimer Hof (abgeg. bei Ichenheim), Altenheim sowie *Schopfheim*⁵⁵. Dieser Besitz wurde St. Georgen von Papst Alexander III. im Jahr 1179 nochmals bestätigt⁵⁶, ohne daß bekannt wäre, aus welchen Händen er stammte. Doch dürfte es ihn nicht vor dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts erlangt haben, nachdem die bis 1095 reichenden, ausführlichen St. Georgener Schenkungsverzeichnisse seinen Erwerb noch nicht beinhalten.

Von diesen Gütern haben sich zumindest Teile bis ins 14. Jahrhundert erhalten, deren Vogtei damals ebenfalls den Herren von Windeck zustand. Eindeutig besagt dies eine Urkunde der Brüder Reinbold und Bertschin von Windeck aus dem Jahr 1346, mit der sie damals ihre Rechte *super villa Múlheim et curia dicta Trudenheim*, nämlich *advocacias, hospitalitates, herbergas, mortuaria, stúras, bettas atque jura* verkauft haben⁵⁷.

Mit dem Kloster St. Georgen aber hatte nach 1100 ein bedeutendes Reformkloster Eingang in die mittlere Ortenau gefunden, das seinerseits eng mit den Herzögen von Zähringen verbunden war, als dessen Vögte sie seit 1114 nachzuweisen sind⁵⁸. Es kann nun kein Zufall sein, wenn die nächsten Belege für „Schopfheim“ zähringische Ministerialen benennen, die sich seit den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts an diesem Ort niedergelassen und von ihm aus Herrschaftsrechte für die Herzöge ausgeübt haben. Dieses Ereignis markiert einen politischen Zugriff auf die mittlere Ortenau, der zunächst anhand der Familien- und Besitzgeschichte dieser „Herren von Schopfheim“ näher beleuchtet werden soll.

„*Reginboto (I) von Schopfheim*“

Die ersten Belege für einen sich nach „Schopfheim“ nennenden Herrn stammen aus der Überlieferung des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald, mit dem er, *Reginboto de Scopfheim*, offenbar eng verbunden war: Um das Jahr 1125 übergab dieser Reginboto dem Kloster einen Mansus (ein bäuerliches Gut von ca. 10 Hektar) in Vörstetten im Breisgau⁵⁹; einige Zeit später, aber noch vor 1128, folgte dieser Schenkung eine weitere *apud Movteresheim* (Mietersheim b. Lahr)⁶⁰. Bemerkenswerterweise war an beiden Schenkungshandlungen Gisela, die Frau des Schopfheimers, beteiligt, der, zumindest bei dem ersten Rechtsakt, ein Erkenbold als *advocatus* zur Seite stand. Wohl bereitete das Schopfheimer Ehepaar mit diesen Traditionen den Eintritt Reginbotos in das Kloster St. Peter vor, aus Krankheits-

oder Altersgründen, der dann auch zu einem unbekanntem Zeitpunkt erfolgte, denn das Sanktpetriner Nekrolog verzeichnet *Reinbotto nostrae congregationis monachus* mit den Schenkungen in Vörstetten und Mietersheim zu dessen Todestag, einem 20. März⁶¹.

Während die Quellen über den Stand Reginbotos keine Aussage machen und nur seine enge Beziehung zu St. Peter, dem Hauskloster der Herzöge von Zähringen, kundtun, ist über seine Gattin Gisela noch mehr zu erfahren: Sie, die dabei als *matrona*, als adelige Dame, bezeichnet wird, tätigte zusammen mit ihren Söhnen *Adelberto de Scopheim et Hugone* ein Gütergeschäft mit dem Hirsauer Priorat Reichenbach, dem sie ein Gut in *Teddin-gen* (wohl Dettlingen b. Horb a. N.) verkauften⁶². Dabei half als „Vogt“ wieder jener Erkenbold, der dieses Mal als *de Hachberc* bezeichnet ist, womit er zu den am frühesten belegten Herren von Hachberg (b. Emmendingen) gehört. Erkenbold von Hachberg muß ein enger Verwandter, vielleicht ein Bruder, der Gisela gewesen sein, dessen Beistand als *advocatus* sich wohl aus der Verfügung aber ursprünglich Hachberger Besitz erklärt, den Gisela als Heiratsgut erhalten hatte.

Von den Verwandten Reginbotos von Schopfheim ist ein Bruder namens Hugo bekannt, *de castello Cella dictus*, der als *miles de familia ducis* zur Ministerialität Herzog Konrads von Zähringen gehörte⁶³. Auf dessen Burg Zähringen, am 23. März 1128, brachte dieser Hugo mit der Unterstützung seines herzoglichen Herrn einen Tausch mit St. Peter zustande, durch den er das Gut in Mietersheim, das sein Bruder tradiert hatte, zurückerhielt. Wohl handelte es sich bei diesem *predium* um ein wichtiges Familiengut – bei dessen Vergabe die Gisela übrigens ihren „Vogt“ Erkenbold nicht aufgeboden hatte –, das Hugo *de castello Cella* unter allen Umständen erhalten wollte. Er, der bei dieser Transaktion von seiner Frau Guota und seinem Sohn Hugo unterstützt wurde, hatte seinen Sitz wohl im oberen Kinzigtal, auf dem „Schlöble“ bei Schenkzell (*castellum Cella*), wo er vermutlich zähringische Bergbaurechte wahrnahm⁶⁴.

Ist seine Zugehörigkeit zur herzoglichen Dienstmansschaft deutlich belegt, so dürfte diese Eigenschaft auch für seinen Bruder Reginboto von Schopfheim gelten: Nicht nur, weil dieser sich in das zähringische Hauskloster St. Peter zurückzog, das offenkundig Versorgungsfunktionen für die Zähringerministerialen wahrnahm⁶⁵, sondern auch, weil sein Sohn Adalbert 1148 gleichfalls als *de domo ducis* belegt ist⁶⁶.

Das Herkunftsproblem

Es fällt auf, daß der erste Schopfheimer mit *Reginboto* einen recht seltenen Vornamen trägt, der in den Quellen seiner Zeit zwar bei den Grafen von Malsch im Ufgau vorkommt⁶⁷, im Gebiet des südlichen Oberrheins sich ansonsten nur noch bei Leuten findet, die in den benachbarten Breisgauorten Scherzingen und Offnadingen beheimatet waren: So tritt bereits 1088 ein *Regenbodo de Scercingen* auf⁶⁸, von dem aller Wahrscheinlichkeit nach fünf Brüder namens Reginboto, Heinrich, Hugo, Ludwig und Gerhard abstammen, die sich nach dem Nachbarort Offnadingen benannten und zur Zeit Herzog Bertolds III. von Zähringen (1112–1122) belegt sind⁶⁹.

Während Gerhard von Offnadingen ein wohl jung verstorbener Kleriker war⁷⁰ und sein Bruder Ludwig noch weiterhin genannt wird⁷¹ (von ihm leiten sich vermutlich die bis ins 13. Jahrhundert belegten Herren von Offnadingen ab), fehlen für die übrigen Brüder Reginboto, Hugo und Heinrich weitere Hinweise.

Einige Jahre später, vor und um 1128, taucht nun das Brüderpaar *Reginboto de Scopfheim* und *Hugo de castello Cella* auf, mit den gleichen Vornamen wie die genannten Offnadinger, einschließlich des äußerst seltenen „Reginboto“. Diese Übereinstimmungen sind so auffällig, daß sie nur in eine Richtung gedeutet werden können: Daß es sich um die gleichen Personen handelt, die sich zuerst nach „Offnadingen“, später dann nach „Schopfheim“ bzw. dem *castellum Cella* benannten. Dies bedeutet, daß die Herkunft der beiden Zähringerministerialen geklärt ist, die von ihrem herzoglichen Herrn, wohl Bertold III. oder dessen Bruder Konrad, zur Wahrnehmung bestimmter Herrschaftsinteressen aus dem Breisgau in die Ortenau bzw. ins obere Kinzigtal entsandt wurden. Dort mit Dienstlehen ausgestattet, auf deren Grundlage sie ihre Dienste für die Herrschaft der Herzöge wahrnahmen, gaben sie ihre bisherige Zubenennung nach „Offnadingen“ auf und nannten sich nach ihren neuen Wirkungsorten.

Weiter von Interesse ist der wohl edelfreie Stand der ersten Offnadinger Herren, die zwar ohne Standesbezeichnung verzeichnet sind, jedoch ihre Rechte ohne Zustimmung eines anderen verschenken oder veräußern konnten. Außerdem hatte ihr mutmaßlicher Stammvater Reginboto von Scherzingen einen Bruder namens Gerold, der wiederholt als *nobilis homo* und bei der von ihm veranlaßten Gründung des Cluniazenserpriorats Sölden im Breisgau sogar höchst vornehm als *princeps nobilis* bezeichnet wurde⁷².

Steht somit die adelige Standesqualität der frühen Offnadinger fest, so bedeutet die spätere Zugehörigkeit des Hugo „de castello Cella“ und wohl auch die seines Bruders Reginboto „von Schopfheim“ zur zähringischen Dienstmansschaft, daß beide sich in den Dienst der Herzöge begeben haben und damit als Edelfreie in die rangniedrigere Ministerialität übergetreten sind. Diesen, wohl aus wirtschaftlichen Gründen angetretenen Weg, begingen offenbar auch ihre in Offnadingen gebliebenen, mutmaßlichen Nefen *Reginboto et frater eius Conradus de Ofmaningen*, die um 1146 in der Schar *ex hominibus ducis* auftraten⁷³. Von ihnen wird der den Offnadinger Leitnamen tragende Reginboto auch weiterhin genannt, und zwar ausdrücklich als *de domo ducis*⁷⁴, zweimal übrigens zusammen mit einem *Reginboto de Slatta*⁷⁵, der im Nachbarort Schlatt beheimatet und wohl ein weiterer Verwandter war. So läßt sich um den Breisgauort Ofnadingen eine Familie fassen, deren Mitglieder in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in die Ministerialität der mächtigen Zähringerherzöge eingetreten sind und dabei nicht nur eine soziale, sondern auch, wie Reginboto „von Schopfheim“ und Hugo „de castello Cella“, eine räumliche Mobilität an den Tag gelegt haben, wie sie bisher nur selten nachgewiesen werden konnte.

Die Burg „Schopfheim“

Die genauere Örtlichkeit „Schopfheim“, nach der Reginboto sich benannte, ist als Niederschopfheim zu bestimmen, wo auf dem Zixenberg (auch Zizenberg und mundartlich Zixerberg genannt), einem unmittelbar sich nördlich über dem Dorf hinziehenden Lößrücken (193 m ü. d. M.), eine Burg bestanden hat. Von ihr ist kaum mehr als der Standort bekannt, der jedoch durch die Flurnamen „Schloßberg“ und „Burghalde“ gesichert ist; außerdem ist für diesen Platz zum Jahr 1534 die Bezeichnung *burgbühel* belegt⁷⁶. Die Burgstelle befand sich am westlichen Ende des Zixenbergs, wo ein „runder, oben flach abgestumpfter Kegel“ beschrieben wird, der „künstlich steil geböscht und durch einen breiten Graben vom östlichen Hinterlande abgetrennt ist“⁷⁷.

Als *castrum dictum Schopfheim* wird diese Burg im Urbar des Bischofs Bertold II. von Straßburg vom Jahr 1346 erstmals erwähnt⁷⁸, als dessen Lehen, zusammen mit dem Dorf, sie auch weiterhin belegt ist⁷⁹. Ein bemerkenswerter, bereits 1886 getätigter Fund ist ein auf dem Zixenberg zu Tage gekommener Sandsteinkämpfer, der mit Sicherheit von dieser Burg stammt⁸⁰. Datiert wird das künstlerisch wertvolle Architekturstück ins 12. Jahrhundert, wobei der Stilvergleich in dessen erste Hälfte oder Mitte verweist⁸¹, also genau in die Zeit, in der mit dem Auftreten Reginbotos (1) und seinen Söhnen in „Schopfheim“ gerechnet werden muß. Auch eine ro-



Der Niederschopfheimer „Schloßberg“, von Süden.

Aufnahme: H. Harter, Frühjahr 1994.



Der Graben, der die Burgstelle (rechts) im Osten und Nordosten umschließt.

Aufnahme: H. Harter, Frühjahr 1994.

manische Beinschnitzerei mit einem Drachenrelief als Motiv wurde dort gefunden⁸², so daß, nachdem über die Niederschopfheimer Burg sonst keine Nachrichten vorliegen, zumindest hochmittelalterliches Leben auf ihr dokumentiert ist, und zwar durch ein gleichfalls herausragendes, in der Zwischenzeit leider verlorenes Schmuckstück⁸³.

Die Ministerialen „von Schopfheim“ bis zum Jahr 1218

Mit den beiden Söhnen Reginbotos (1) und der Gisela, Adalbert (2) und Hugo (3), die bei dem nichtdatierten Verkauf an Reichenbach mitwirkten⁸⁴, tritt die nächste Generation der (Nieder-)Schopfheimer in Erscheinung⁸⁵, von denen aber nur ersterer weiter belegt ist: *Adalbertus de Scopfheim* weilte im Jahr 1148 *apud castrum Offinburc*⁸⁶, und zwar in einer doppelten Rolle: Dort hatte sich eine Gruppe von mit ihm sieben zähringischen Ministerialen versammelt, die sich alle nach Sitzen in der Ortenau benannten. Sie bezeugten einen Rechtsakt, bei dem Adalbert (2) in einer weiteren Funktion auftrat, nämlich als Vermittler in einem Streit, den das Kloster St. Peter seit längerem wegen einer Schenkung des Adligen Kuno *de Eicha* (Ichenheim⁸⁷) in Fastofsweier (abgeg. bei Ichenheim⁸⁸) auszufechten hatte. Der (Nieder-)Schopfheimer war als nächster Nachbar des Ichenheimers und zugleich als Dienstmann der Zähringer, deren Hauskloster den Schaden hatte, der geeignete Vermittler. Ihren Abschluß fand die Affäre *apud castrum Offinburc*, wohin außer den herzoglichen Ministerialen auch die Äbte Volkmar von Hirsau, Gottfried von Gengenbach, Konrad von Schuttern und Konrad von Schwarzach gekommen waren, dazu die Adligen Rudolf *de Ahtesowa* und Eberhard *de Sibichinsteina*, die bisher unidentifiziert geblieben sind⁸⁹.

Nach diesem Ereignis, bei der er eine herausragende Rolle spielte, wird Adalbert (2) von (Nieder-)Schopfheim in den Quellen nicht mehr genannt. Dafür trat, wohl im Jahr 1152, ein *Heinricus de Scopfheim* (4) in Erscheinung, dessen Verhältnis zu Adalbert (2) unklar ist, der aber sein Sohn gewesen sein könnte. Er weilte bei zwei verschiedenen Angelegenheiten im Kloster St. Peter, wo er mit anderen zähringischen Ministerialen Schenkungen bezeugte, die kurz nach dem Tod Herzog Konrads getätigt wurden: Schenker waren jeweils herzogliche Dienstleute – zum einen Ulrich von Alzenach⁹⁰, zum anderen Kuno von Opfingen⁹¹, – die jeweils die stattliche Schar von elf bzw. zehn Zeugen aufboten, die alle ihre ministerialischen Mitgenossen waren. In ihrer Mitte stand also auch Heinrich (4) von (Nieder-)Schopfheim, dessen Stellung damit deutlich ist, wiewohl er in der Überlieferung sonst nicht mehr vorkommt.

Einmalig ist auch die Nennung des *de Schopfheim Bertoldus, marschalcus*, der in der Gründungsnotiz des Klosters Tennenbach zum Jahr 1161 unter den Zeugen aufgeführt ist⁹². Mit anderen zähringischen Ministerialen wie den Falkensteinern im Höllental und Gottfried von Staufen zusammenstehend, ist an seiner Zuordnung zu den (Nieder-)Schopfheimern nicht zu zweifeln, wobei dieser Bertold (5) dann ein Bruder des Heinrich (4) gewesen sein dürfte.

Die Überlieferung der Tennenbacher Gründungsnotiz ist nicht original, sondern nur abschriftlich, und zwar als Eintrag in dem im 14. Jahrhundert entstandenen Güterbuch bzw. verfälscht in Form eines um die Mitte des 13. Jahrhunderts hergestellten Machwerks⁹³. Zwar weisen beide Texte die gleiche Zeugenreihe auf, die jedoch insgesamt in Unordnung zu sein scheint: Bei einigen Zeugen ist die Herkunftsbezeichnung nach-, bei anderen vorgestellt, auch bei dem (Nieder-)Schopfheimer, so daß die Zuordnung seines Personennamens in der älteren Literatur denn auch fälschlicherweise mit „Gottfridus“ vorgenommen wurde⁹⁴. So aber hieß der vor ihm genannte „Gottfried von Staufen“, der seinerseits, nachweisbar seit 1175, den Marschalltitel führte⁹⁵.

Es fragt sich, ob nicht bereits er der *marschalcus* von 1161 gewesen ist und nicht Bertold (5). Womöglich war den späteren Kopisten bzw. Fälschern der Tennenbacher Gründungsnotiz beim Anfertigen ihrer Dokumente der Titel *marschalcus* von der Stelle geraten und der falschen Person, nämlich dem (Nieder-)Schopfheimer, zugeordnet worden⁹⁶. Dafür spricht auch die bedeutende Stellung, die der Marschall Gottfried von Staufen unter Herzog Bertold IV. eingenommen hat, mit dem er 1175/1177 in Burgund tätig war⁹⁷, während Bertold (5) von (Nieder-)Schopfheim sonst nicht mehr genannt wird, was bei dem Träger eines so herausgehobenen Hofamtes doch sehr auffällig wäre.

Von ihm oder Heinrich (4) müssen dann die mutmaßlichen Brüder Albert (6) und Heinrich (7) *de Shopfheim* abstammen, die nicht nur ihre Familie, sondern auch deren Namensgut fortführten. Sie hatten sich im November des Jahres 1218 auf der Burg Mahlberg in der Ortenau eingefunden, wo damals der Stauferkönig Friedrich II. Hof hielt⁹⁸, und zwar in einer hochpolitischen Situation: Neun Monate zuvor, im Februar 1218, war Bertold V., der letzte Herzog von Zähringen, kinderlos gestorben, und der König erschien alsbald persönlich im ehemals zähringischen Herrschaftsbereich, um seine Ansprüche auf die Reichs- und Kirchenlehen, aber auch auf zähringisches Eigengut, gegenüber den Zähringererben durchzusetzen⁹⁹. Sie betrafen auch die Ortenau, in der die Zähringer Lehensträger der Bischöfe von Straßburg (mit Rechten in Offenburg und im Renchtal¹⁰⁰)

und von Bamberg gewesen waren. Die Bamberger Lehen umfaßten die Burgen Mahlberg und Ortenberg, die Vogteien der Klöster Gengenbach und Schuttern, sowie die Stadt Offenburg¹⁰¹, so daß die Präsenz des deutschen Herrschers in Mahlberg sehr deutlich den königlichen Machtwillen in Bezug auf diese Güter zeigt.

Vom Ortenauer Adel war damals, neben Markgraf Hermann V. von Baden, nur Heinrich von Geroldseck beim König erschienen, der sich fortan als staufischer Parteigänger erwies und vermutlich mit der Lahrer Tiefburg belehnt wurde¹⁰². Des weiteren waren auch namentlich genannte *ministeriales* anwesend, an ihrer Spitze Konrad von Mahlberg, wohl der Burgvogt, sodann Albert (6) und Heinrich (7) von (Nieder-)Schopfheim, Burkard und Heinrich von Rödern sowie Friedrich *capitaneus de Stouffinberc*, der Befehlshaber der Burg Staufenberg bei Durbach. Mit Ausnahme der Röder¹⁰³ waren sie alle Dienstleute der Zähringer gewesen, die sich jetzt offensichtlich dem Stauferherrscher anschlossen und in die Reichsministerialität eintraten.

Leider ist von Albert (6) und Heinrich (7) von (Nieder-)Schopfheim in ihrer Eigenschaft als Reichsdienstmannen¹⁰⁴ keine weitere Nachricht überkommen, auch nicht darüber, welche Rolle sie beim Zusammenbruch der staufischen Stellung in den Jahren 1246–1250 spielten, der gerade auch in der Ortenau zu heftigen kriegerischen Auseinandersetzungen geführt hat¹⁰⁵.

Die „Ritter von Schopfheim“ im 13. und 14. Jahrhundert

Von diesem einschneidenden Ereignis scheint zumindest die Existenz der (Nieder-)Schopfheimer als Familie unberührt geblieben zu sein, die seit 1255 mit dem *miles* Albert (8) von Schopfheim wieder in den Quellen erscheint¹⁰⁶. Er, der wegen des großen zeitlichen Abstandes zu Albert (6) wohl von diesem zu unterscheiden ist, hatte damals Streit mit dem Breisgau-Kloster St. Trudpert wegen dessen Gütern in Ichenheim, von denen er Gefälle aufgrund der Vogteirechte beanspruchte. Der St. Trudperter Besitz in *Mortunowa in Ichinhen* ist bereits im Jahr 902 und dann wieder im 12. Jahrhundert belegt¹⁰⁷. Unbekannt ist die Herkunft dieser Vogtei in den Händen Alberts (8), die jedoch auf die Zähringerzeit zurückgehen und von den Herzögen ihren (Nieder-)Schopfheimer Ministerialen übertragen worden sein könnte, so wie auch deren Dienstleute von Staufen St. Trudperter Vögte gewesen sind¹⁰⁸.

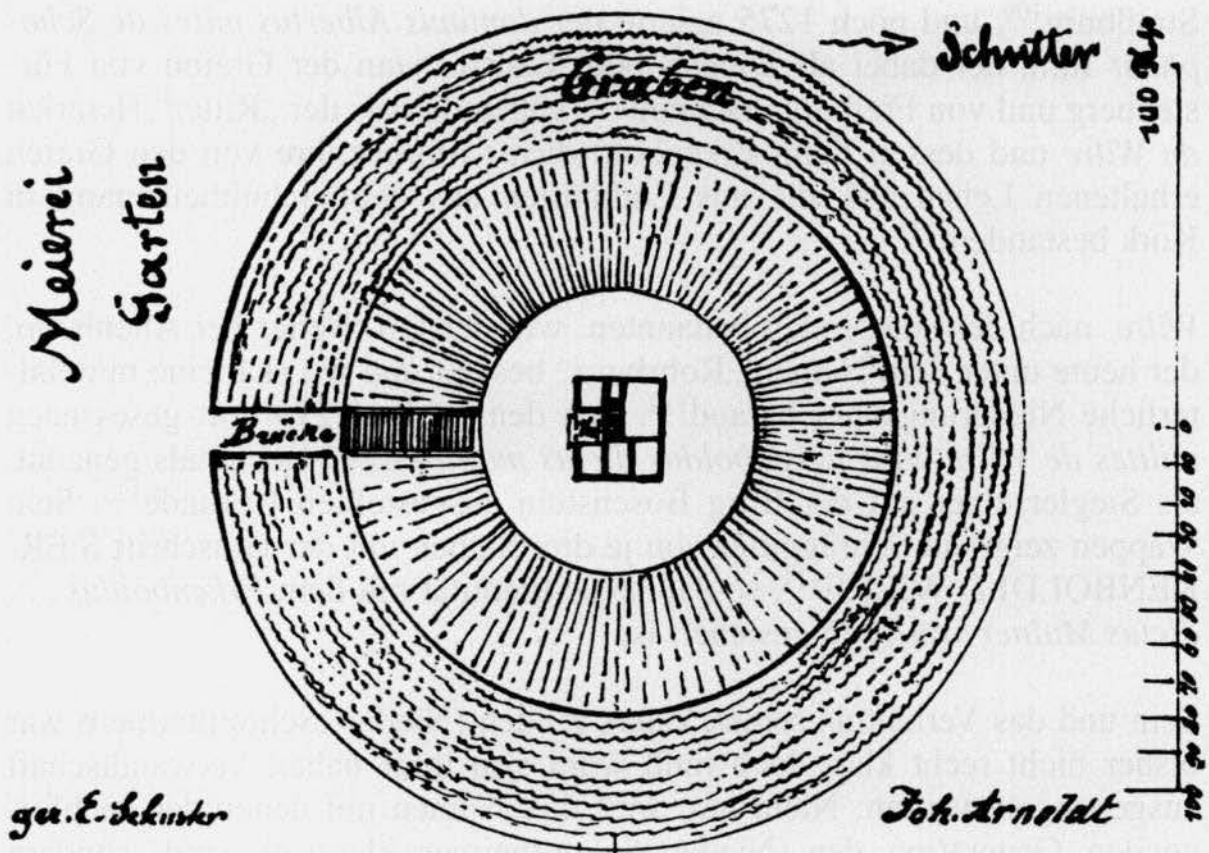
Albert (8) von (Nieder-)Schopfheim ist noch weiter nachzuweisen, als Zeuge (1259), Bürge und Schiedsrichter (1259 und 1263), vor allem in

Straßburg¹⁰⁹, und noch 1275 agierte der *dominus Albertus miles de Schopphen*: Ihm, der dabei als Dienst- oder Lehensmann der Grafen von Fürstenberg und von Freiburg erscheint¹¹⁰, gaben damals der „Ritter“ Heinrich *de Wilre* und dessen Sohn Erkenbold *dictus Mulner* ihre von den Grafen erhaltenen Lehen auf, die aus Einkünften aus dem Schultheißenamt in Kork bestanden¹¹¹.

Wilre, nach dem diese sich benannten, war der Ort Weiler bei Altenheim, der heute unter dem Namen „Rohrburg“ besteht und wo sich eine mittelalterliche Niederungsburg befand¹¹². Von den beiden 1275 dort gesessenen *militēs de Wilre* wird *Erkenboldus dictus molitor* 1291 nochmals genannt, als Siegler einer auf der Burg Bosenstein ausgestellten Urkunde¹¹³. Sein Wappen zeigt ein Schräggitter von je drei Stäben mit der Umschrift S.ER-KENBOLDI.D.WILRE¹¹⁴, so daß seine Identität mit dem *Erkenboldus . . . dictus Mulner* von 1275 gesichert ist.

Sein und das Verhältnis seines Vaters zu den (Nieder-)Schopfheimern war bisher nicht recht klar, doch muß wohl von ihrer nahen Verwandtschaft ausgegangen werden: Nicht nur, weil ihre Namen mit denen der nachfolgenden Generation der (Nieder-)Schopfheimer identisch sind, sondern auch, weil diese ihrerseits in *Wilre* mit Besitzrechten auftreten: Eine *ad curiam Wilre apud Altheim* gehörende Fruchtgült wurde im Jahr 1300 von dem Edelknecht (*armiger*) Heinrich von Schopfheim (9) verkauft, mit Einwilligung seiner Brüder *Erkenboldus miles* (10) und *Wernherus* (11) *rector ecclesie in Altheim*¹¹⁵. Dagegen spricht auch nicht das andere Wappen der „Ritter von Wilre“, die sich im 14. Jahrhundert „Mueller von Ulenburg“ nannten¹¹⁶ und damit einen eigenen Familienzweig ausbildeten. Sie und die (Nieder-)Schopfheimer dürften verwandt gewesen sein und entweder von Albert (6) oder Heinrich (7) von (Nieder-)Schopfheim abstammen. Damit aber gewinnen die von Heinrich und Erkenbold von *Wilre* 1275 verkauften Einkünfte aus dem Schultheißenamt von Kork Bedeutung für die (Nieder-)Schopfheimer insgesamt, stellt dieses *officium sculteti* doch eine „typisch staufische Verwaltungseinrichtung“ dar¹¹⁷, an der sie nur aufgrund ihrer vormaligen Eigenschaft als Reichsministerialen Anteil haben konnten.

Der Ort *Wilre* selber scheint das Besitzzentrum der späteren (Nieder-)Schopfheimer gewesen zu sein, von dem sie und ihre Erben sich bis 1344 durch Verkäufe jedoch nach und nach lösten¹¹⁸, bei denen dann dessen Bestandteile deutlich werden. Der Mittelpunkt war der kreisrunde *Bühel* oder *burgbühel*, der ringsum von einem Graben umgeben war¹¹⁹. Von der Anlage gibt es einen um 1700 angefertigten Plan¹²⁰, der ihr einen Durchmesser von ca. 205 Fuß (etwa 68 m) zuspricht und sie als eine hochmittelalterliche

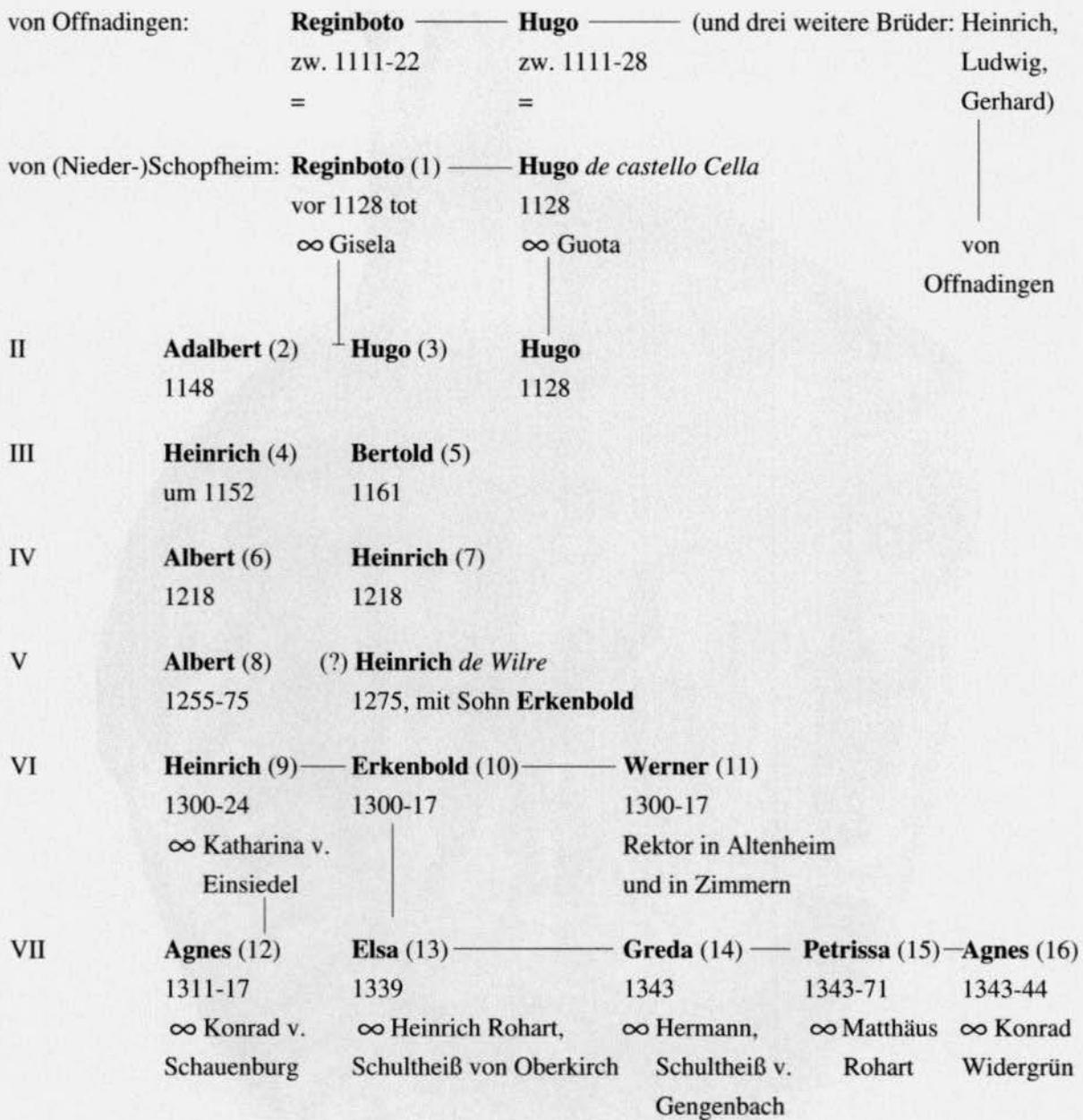


Grundriß der Burg „Wilre“ (Rohrburg), nach einem um 1700 gefertigten Plan.
 Aus: E. Schuster: *Die Burgen und Schlösser Badens*. 1908. Plan bei S. 248.

Niederungsburg mit künstlich aufgeschüttetem Burghügel ausweist. Auf ihm stand das fast quadratische, turmartige Burggebäude mit etwas mehr als 8 m Seitenlänge, von dem heute freilich keinerlei Überreste mehr vorhanden sind¹²¹.

Zu dieser Burg *Wilre*, für die seit 1339 der Name „Rohrburg“ belegt ist¹²², gehörten auch Wirtschaftshöfe (*curia Wilre*¹²³; *Vorhof*, *üßerer Hof* und *Schweighof*¹²⁴) und eine Mühle¹²⁵, dazu Gärten, Felder, Wiesen und Wasser samt allen grund- und ortsherrschaftlichen Rechten sowie dem großen und dem kleinen Zehnt¹²⁶. Es hat sich hier ein kleines Herrschaftszentrum gefunden, das 1275 mit dem *Heinricus miles de Wilre* besetzt war, an dem bereits aber auch die (Nieder-)Schopfheimer Anteil gehabt haben müssen.

Offenbar in wirtschaftlicher Bedrängnis, haben diese seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts ihren Besitz stückweise veräußert¹²⁷. Außer den *Wilre* betreffenden Verkäufen ging im Jahr 1300 das Vogtrecht des dem Kloster Alpirsbach gehörenden Hofes zu Oberschopfheim an dieses Kloster



zurück¹²⁸, dessen Ortenauer Gut demnach ebenfalls von den (Nieder-) Schopfheimern bevogtet worden war. Auch das Patronat und die Zehntrechte in Altenheim, wo Werner (11) Pfarrektor war, gehörten dessen Familie¹²⁹, und bei Eckartsweier besaß Heinrich (9) von Schopfheim im Jahr 1317 das Gut *Wolfshül*, das er damals für 38 Mark Silber veräußerte¹³⁰.

Der Grund für seine vielen Verkäufe könnte mit Streitigkeiten zusammenhängen, die er 1303 mit der Stadt Straßburg hatte, in deren Gefangenschaft er geraten war und der er Urfehde schwören mußte¹³¹. Unter den Bürgen, die er damals stellte, befand sich auch sein Bruder *Wernher (11) von Schopfheim, der kirchherre zu Altheim*, der 1316 und 1317 auch in die Verkäufe von *Wilre* einwilligte, damals als Pfarrektor von Zimmern (b. Urlof-



*Siegel des Erkenbold von Schopfheim an einer Urkunde vom 24. 3. 1300.
Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 29/590.*

fen)¹³². Bekannt ist auch die Gattin Heinrichs (9), Katharina von Einsiedel (b. Bühl)¹³³, mit der er in den Jahren 1300 und 1324 zusammen urkundlich auftrat¹³⁴. Ihre Tochter hieß *Dudicha* (Agnes) (12), die mit dem Ritter Konrad von Schauenburg verheiratet, aber bereits 1317 Witwe war¹³⁵.

Wenig bekannt ist über den „Ritter“ Erkenbold (10) von Schopfheim, der von 1300–1317 zusammen mit seinen Brüdern auftrat¹³⁶, mit denen er zugleich die letzte männliche Generation seiner Familie bildete. Seine Nachkommen waren vier Töchter, von denen die 1339 belegte Elsa (13) mit Heinrich Rohart, Schultheiß zu Oberkirch, verheiratet war¹³⁷. Ihre drei Schwestern sind 1343/1344 erwähnt, nämlich Greda (14), die Frau des Edelknechts Hermann Schultheiß von Gengenbach, Petrissa (15), die ebenfalls mit einem Rohart verehelicht war, sowie Agnes (16), die Gemahlin des Konrad Widergrün¹³⁸. Sie verkauften damals ihre letzten väterlichen Besitzungen zu *Wilre*, danach hören die Belege für Namensträger „von Schopfheim“ auf.

An mehreren Urkunden sind die Siegel Heinrichs (9) und Erkenbolds (10) überliefert¹³⁹, die einen nach rechts oder auch links gewendeten Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigen. Dieser Adler im Wappen der (Nieder-)Schopfheimer ist wohl als Reichsadler zu deuten und dürfte damit auf die Zeit zurückgehen, in der sie als Ministerialen im Reichsdienst gestanden sind. Als Wappenfarben wird „ein roter Adler in silbernem Schild“ angegeben¹⁴⁰.

Zu den St. Georgener Besitzrechten in der mittleren Ortenau

Im Jahr 1139 hatten sowohl die Abtei Gengenbach als auch das Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald Besitz in Niederschopfheim¹⁴¹, wo außerdem etwa seit den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts mit den auf dem Zixenberg gesessenen Zähringerministerialen „von Schopfheim“ zu rechnen ist. Das Nebeneinander dieser Herrschaftsträger an diesem Ort interessiert deshalb besonders, weil sie alle in engsten Beziehungen zu den Herzögen von Zähringen standen: Nicht nur, daß die (Nieder-)Schopfheimer *de domo ducis* waren, die Zähringer amtierten auch seit Herzog Bertold II. als Vögte beider Abteien¹⁴². Daß hier ein Zusammenhang besteht, und zwar ein zähringisch bestimmter, scheint offenkundig, wiewohl er in seinen Einzelheiten noch nicht genauer bestimmt ist. Zu diesen gehört die Klärung der Herkunft der Niederschopfheimer Klostergüter, aber auch die Suche nach der besitzrechtlichen Grundlage, auf der die hiesigen Ministerialen gestanden sind.

Während über das Alter des 1139 erstmals belegten Gengenbacher Gutes in *Scopfheim* weiter nichts gesagt werden kann, ist der dortige Besitz St. Georgens wohl erst nach 1100 erworben worden¹⁴³, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach als Teil eines größeren, zusammenhängenden Komplexes. Darauf verweist sowohl das enge räumliche Nebeneinander der Orte Müllen, Trudenheim, Altenheim und Niederschopfheim als auch ihre gemeinsame Nennung in den Besitzbestätigungen von 1139 und 1179¹⁴⁴.

Diese St. Georgener Rechte bestanden in fast allen diesen Orten noch im 14. Jahrhundert: Das Patronat der Pfarrei Müllen wird 1346 durch einen *viceplebanus* belegt, der dort „in Stellvertretung des Klosters als Kirchherr“ amtierte¹⁴⁵. Damals sind auch weitere St. Georgener Güter zu *Mülnheim und Trudenheim* erwähnt¹⁴⁶, deren Vogtei die Brüder Reinbold und Bertschin von Windeck besaßen, die 1346 vom Kloster zurückgekauft wurde¹⁴⁷. Auch in Altenheim ist noch 1353 von den *bona abbatis Sancti Georgii* die Rede¹⁴⁸, während allein für „Schopfheim“ nach 1179 derartige Belege fehlen, also für den Ort, der in damaliger Zeit Sitz und Wirkungsstätte der gleichnamigen Zähringerdienstleute gewesen ist.

Interessanterweise wird *in dem dorfe ze Mulnheim* 1384 ein *Burgstedeli* erwähnt, *mit dem Wasser, das umbe das . . . Burgstadel gat*, und für das das Kloster St. Georgen baupflichtig war¹⁴⁹. Damit ist an diesem Ort eine Niederungsburg belegt, die St. Georgen übereignet worden sein mußte, und zwar bereits im Zusammenhang mit der Fundierung seines Besitzes hier in *Mulnheim* vor 1139. Dieses Dorf mit zwei Mühlen, Wald, der Burg, dem Zehnten sowie dem Kirchenpatronat – diese Bestandteile werden im Laufe des 14. Jahrhunderts ersichtlich¹⁵⁰ – stellt eine komplette kleine Adels Herrschaft dar, die offenkundig vor 1139 aufgegeben wurde und an das Kloster St. Georgen gedieh. Zu ihr müßten dann auch die Rechte in den Nachbarorten Trudenheim, Altenheim und Niederschopfheim gehört haben, die sich 1139 ebenfalls im Besitz von St. Georgen befanden.

Der Vorschlag, diese „Herrschaft Müllen“ mit dem Straßburger Bürgergeschlecht „von Müllenheim“ in Verbindung zu bringen¹⁵¹, wirkt aufgrund der Namensgleichheit zwar ansprechend, doch verliert er wegen des Fehlens besitzrechtlicher und genealogischer Bezüge an Beweiskraft: Die seit 1225 belegbaren Müllenheimer¹⁵² können nicht an die Zähringerministerialen *de Mullenheim* aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angeschlossen werden¹⁵³, die überdies ins breisgauische Müllheim gehören¹⁵⁴. Auch der „Ritter Burkard von Mülnheim“, der 1183 bei der Stiftung des Klosters Rufach als Zeuge auftrat¹⁵⁵, war eigentlich ein *Burcardus de Mitilinheim*, der im elsässischen Mittelheim (abgeg. b. Rufach) beheimatet war¹⁵⁶.

Ist somit über die Vorbesitzer und mutmaßlichen Begründer der „Herrschaft Müllen“¹⁵⁷ nichts Genaueres mehr in Erfahrung zu bringen, so kann doch davon ausgegangen werden, daß sie adelige Vorbesitzer hatte, von denen sie, vermutlich schenkungsweise, vor 1139 an das Schwarzwaldkloster St. Georgen kam. Vom Ortenauer Adel dotierte um diese Zeit eine Gruppe von Edelfreien um die Herren von Renchen und von Achern die Abtei Hirsau und deren Priorat Reichenbach¹⁵⁸, während Schenkungen an St. Georgen von dieser Seite kaum erfolgt sind: Das Schwarzwaldkloster verfügte im 12. Jahrhundert hier sonst nur in Achern und in Seelbach über Besitz¹⁵⁹, doch besaß es in den Herren von Staufenberg, der an der Wende zum 12. Jahrhundert „führenden und besitzreichsten Familie der Ortenau“, großzügige Förderer¹⁶⁰. Um 1117 wurden schließlich St. Georgener Mönche von ihrem Abt nach Gengenbach geschickt, um dort die innere Erneuerung im Sinne des Reformmönchtums in Angriff zu nehmen; einer von ihnen namens Friedrich wurde 1118 sogar Gengenbacher Abt¹⁶¹. Um die gleiche Zeit kann mit dem Erwerb der Güter um Müllen durch St. Georgen gerechnet werden, das damit auch besitzmäßig im Gengenbacher Kerngebiet Fuß gefaßt hat.

In ähnlicher Weise, nur einige Zeit später, wurde nun auch Gengenbach in der Hauptbesitzlandschaft von St. Georgen, auf der Baar, verankert, wo um 1140 der Adelige Erlewin von Niedereschach und dessen Frau Berta ein Gut an das Kinzigtalkloster vergabten, in Anwesenheit Herzog Konrads von Zähringen und von ihm urkundlich besiegelt¹⁶². So erscheinen St. Georgen und Gengenbach in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts „in die gleiche geistige und politische Situation eingespannt“¹⁶³, die zum einen durch das Reformmönchtum, zum anderen durch die Herrschaft der Zähringer geprägt war, den Vögten beider Abteien. Vor diesem Hintergrund dürfte sich dann auch die auffällige Dotierung St. Georgens in der mittleren Ortenau abgespielt haben, wohl durch einen mit den Zähringern verbundenen Adeligen, vielleicht jenen Kuno *de Eicha*, der lange vor 1148 an St. Peter geschenkt hatte und in der nächsten Nachbarschaft beheimatet war¹⁶⁴. Jedenfalls kann diese St. Georgener Erwerbung nur im Sinne der auf die herrschaftliche Durchdringung der Ortenau gerichteten zähringischen Politik gewesen sein, für die sich hier, durch die Wahrnehmung der Vogteirechte, nun zusätzliche Möglichkeiten ergaben.

So kann es kein Zufall sein, wenn in der Folge an einem dieser St. Georgener Güterorte, nämlich in „Schopfheim“, in den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts zähringische Dienstleute auftauchen. Deren Installierung könnte auf der St. Georgener Grundlage an diesem Ort erfolgt sein, unter Wahrnehmung der Vogteibefugnisse, die ihren herzoglichen Herren zustanden. Daß Zähringerministerialen und St. Georgener Rechte aufeinander bezo-



Die eine Längsseite des Kämpfers aus Niederschopfheim (Höhe 31 cm, Deckplatte 45 × 26,5 cm): Ringsum gefaßt von zwei gegenläufig gedrehten Stäben, nur der äußere Stab am unteren Rand ist glatt. Im Binnenfeld eine Flechtbandschlinge.

gen waren, wird auch am Beispiel der Lützelharder deutlich, deren Burg sich über der dem Kloster gehörenden Kirche von Seelbach erhob¹⁶⁵. Im Falle von Niederschopfheim kann zusätzlich auf das dortige Gengenbacher Klostersgut verwiesen werden, und es liegt auf der Hand, daß die diesbezüglichen lokalvogteilichen Befugnisse zur Ausstattung der (Nieder-) Schopfheimer mit Herrschaftsrechten verwendet wurden, so wie diese auch St. Trudperter Vögte in Ichenheim gewesen sind¹⁶⁶.

Sei es auf St. Georgener oder auch auf Gengenbacher Klostersgut, ihre Burg „Schopfheim“ dürften die sich nach ihr benennenden Ministerialen auf

klösterlichem Grund und Boden erbaut haben, über den sie als Vögte verfügten¹⁶⁷. Da von den St. Georgener Rechten in Niederschopfheim nach 1179 nicht mehr die Rede ist, scheinen diese dem Kloster entfremdet worden zu sein, wobei als Erwerber wiederum vorzugsweise an die Schopfheimer Ministerialen zu denken sein wird. Das absolute Fehlen weiterer Nachrichten verhindert jedoch genauere Angaben, zumal die (Nieder-) Schopfheimer Familie seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit ihrem Herkunftsort offenbar nicht mehr verbunden war.

Die Herren von Windeck in Niederschopfheim

In diesem Zeitraum häufen sich die Belege dafür, daß in Niederschopfheim andere Herrschaftsträger zu Gange waren, nämlich die in der nördlichen Ortenau beheimateten Herren von Windeck. So hatte ein *R. miles de Windecke* bereits 1268 die hier gelegenen Güter des Klosters Hohenburg durch



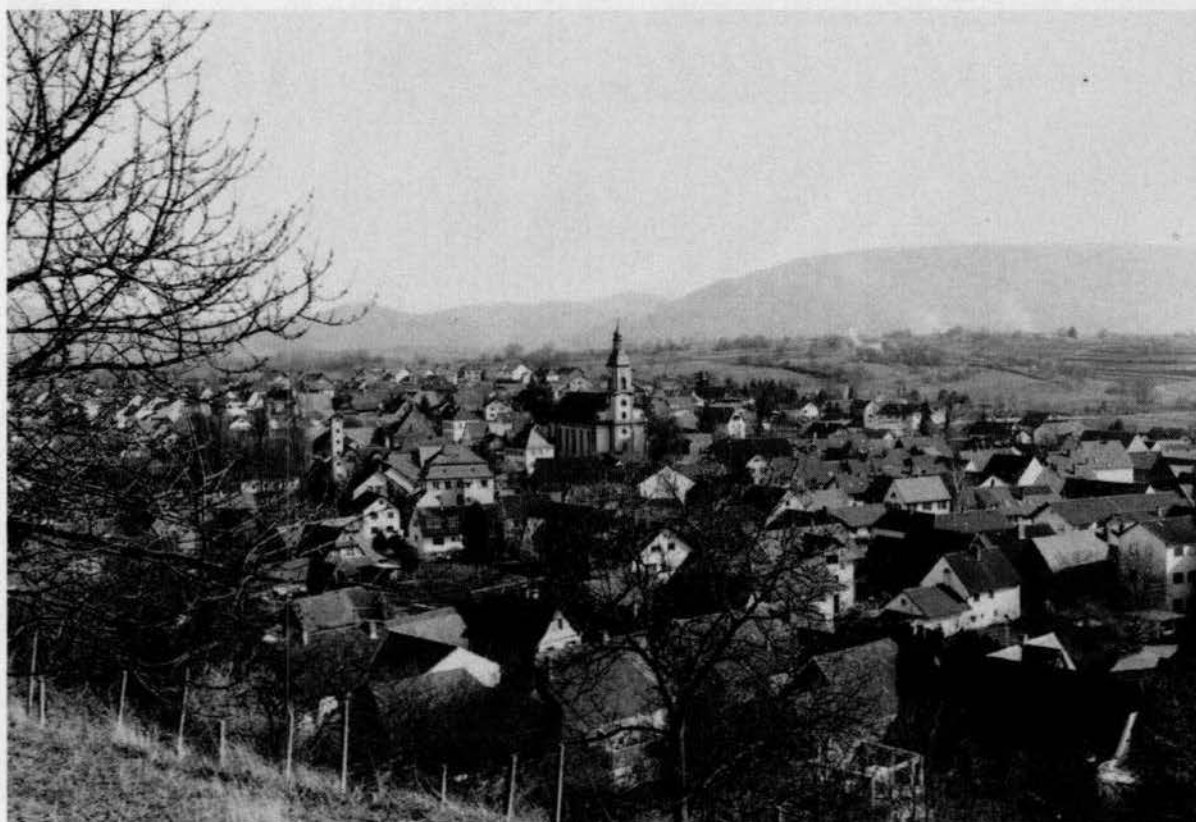
Die andere Längsseite: Im Binnenfeld zwei Vögel, welche sich auf dem Lippenrand eines Kelches gegenüberstehen und die Schnäbel über die Kupa des Kelches neigen.

Vorlage und Aufnahmen: Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Inv. Nr. C 5839.

Kauf zu freiem Eigen erworben¹⁶⁸. *Herr Reinbolt von Windecke* erscheint 1276 im Weistum des Gengenbacher Fronhofes zu Niederschopfheim, und zwar sowohl als Inhaber der dortigen Ortsherrschaft als auch als Vogt dieses Klosters (*dez banherren, der denn vogt ist zu Niderenschopfheim*¹⁶⁹). Als Kirchherr in *Schopfheim* amtierte von 1318 bis um 1360 ebenfalls ein Reinbold von Windeck¹⁷⁰, dessen Familie offensichtlich das Patronat der Niederschopfheimer Kirche besaß, die sie damals mit einem ihrer Angehörigen besetzt hatte.

Klarheit bringt das Register der bischöflich-straßburgischen Lehensträger aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, in dem Bertold von Windeck *et eius socii* als Inhaber des *castrum dictum Schopfheim, villam ibidem et ius patronatus et alia eiusdem ville attinentia* aufgeführt sind¹⁷¹. Demnach waren die von den Windeckern in Niederschopfheim ausgeübten Herrschaftsrechte – die Verfügung über die Burg, die Ortsherrschaft und das Patronatsrecht – Lehen des Bischofs von Straßburg, dessen Belehnungen in der Folge bis in die Neuzeit dokumentiert sind¹⁷².

Fraglich ist jedoch die Herkunft dieser bischöflich-straßburgischen Lehensrechte, ebenso wie der Zeitpunkt ihrer Übertragung an die Herren



Niederschopfheim mit seiner Brigittenkirche vom Zixenberg aus.

Aufnahme: H. Harter, Frühjahr 1994

von Windeck, die irgendwann zumindest die hiesige Burg von den (Nieder-)Schopfheimer Ministerialen übernommen haben müssen. Dieser Gesichtspunkt ist von der bisherigen Forschung nicht beachtet worden, in der davon ausgegangen wird, daß das Bistum Straßburg auch seine Rechte in „Schopfheim“ durch „gewaltsame Enteignungen klösterlichen ettenheimmünster'schen Besitzes“ Ende des 11. und anfangs des 12. Jahrhunderts an sich gebracht hatte¹⁷³. Dementsprechend wird dann auch das Auftreten der Windecker in Niederschopfheim auf jene *rapina bonorum monasterii* zurückgeführt¹⁷⁴, ohne daß eine quellenmäßige Verknüpfung dieser Ereignisse möglich wäre. Gegen eine solche Deutung spricht auch die Erkenntnis, daß der ettenheimmünster'sche Besitz in Oberschopfheim zu lokalisieren ist, wo er als solcher noch im Jahr 1225 bestanden hat¹⁷⁵.

Straßburger Rechte in Niederschopfheim bestanden wahrscheinlich jedoch schon früh an der dortigen Kirche, in der Nachfolge des Klosters Honau, die womöglich auch Teile des Dorfes umfaßt haben. Ansonsten muß hier seit den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts mit den Zähringerministerialen „von Schopfheim“ als politischen Kräften gerechnet werden, die sich auf die hiesigen Gengenbacher und St. Georgener Vogteirechte stützten. Die seit 1268 an diesem Ort auftretenden Herren von Windeck müssen in der Nachfolge der (Nieder-)Schopfheimer gestanden sein, wobei die Umstände dieser Nachfolgerschaft bisher unbekannt sind.

Diese Herren hatten bereits um 1200 ihre bis heute höchst eindrucksvolle, mit zwei Bergfrieden ausgestattete Burg „Windeck“ in der nördlichen Ortenau erbaut¹⁷⁶, nach der sich als erster ein *Melchior de Windeckhe* benannte, der im Jahr 1212 belegt ist¹⁷⁷. 1224 kommen die mutmaßlichen Brüder Bertold und Albert von Windeck vor, als *ministeriales domini Berchtoldi Episcopi argentinensis*¹⁷⁸ und zugleich als Vögte des Klosters Schwarzach, die sie womöglich bereits 1196 gewesen waren¹⁷⁹. Um 1239 erscheint als Kontrahent des Propstes von St. Georgen ein *R., miles de Winteke*¹⁸⁰, der einer der beiden, seit 1248 genannten Vettern Reinhard und Reinbot von Windeck¹⁸¹ gewesen sein muß. Von ihnen wird der *miles Reinhard fidelis Heinrici Argentinensis episcopi* genannt¹⁸² und ist auch weiterhin als bischöflich-straßburgischer Lehensmann ausgewiesen¹⁸³.

Die beiden Vettern besaßen 1259 gemeinsam die Schwarzacher Vogtei¹⁸⁴, und von ihnen wiederum dürfte jener *R. miles de Winteke* abstammen, der 1268 die Güter der Abtei Hohenburg in Niederschopfheim erworben hat¹⁸⁵. Vermutlich ist er identisch mit Reinbot von Windeck, der 1276 in diesem Dorf die Vogtei über die dortigen Gengenbacher Güter und zugleich die Ortsherrschaft samt der Burg und dem Patronat besaß¹⁸⁶. Dazu kommt die Vogtei über die St. Georgener Güter in Müllen und in Truden-

heim, die ebenfalls in den Händen der Windecker lag, wenn auch erst im 14. Jahrhundert belegt¹⁸⁷.

Als Erklärung für ihre Nachfolge in Niederschopfheim ausscheiden dürfte der Erbweg, wiewohl auffällt, daß bei den Windeckern mit „Reginboto“ ein Leitnamen geführt wurde, den auch der erste (Nieder-)Schopfheimer getragen hat. Ein genealogischer Zusammenhang, der auch schon vermutet wurde¹⁸⁸, läßt sich jedoch nicht herstellen, und eine neuere Herkunftstheorie der Windecker¹⁸⁹, die ebenfalls von dem Namen „Reginboto“ ausgeht, knüpft diese an die Herren von Ottersweier an, die ihrerseits ursprüngliche Dienst- und Lehensleute der Grafen von Malsch waren. Von dieser Grafenfamilie wird auch als „Reginbodo-Sippe“¹⁹⁰ gesprochen, in der dieser Namen seit 1057 geführt wurde. Die Möglichkeit, daß er von den Malscher Grafen an die Herren von Ottersweier vermittelt und von diesen dann um 1200 auf die Burg Windeck mitgenommen wurde, ist also nicht von der Hand zu weisen, so daß die auf den Namen „Reginboto“ gestützten Vermutungen hinsichtlich einer Verbindung zwischen den Windeckern und den (Nieder-)Schopfheimern hinfällig erscheinen.

Deren Aufeinandertreffen in Niederschopfheim muß dann anders erklärt werden, wobei als Anhaltspunkt die bischöflich-straßburgische Lehensherrschaft über diesen Ort samt seiner Burg zur Verfügung steht. Diese ist zwar erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts dokumentiert¹⁹¹, sie war aber offensichtlich die Grundlage für die von den Windeckern dort innegehabten Rechte und muß deshalb bereits für den 1276 in Niederschopfheim belegten Reinbold von Windeck gegolten haben. Dies bedeutet, daß er oder seine Vorfahren ihren Eingang in die mittlere Ortenau nur im Gefolge von Rechten und politischen Interessen des Bischofs von Straßburg gefunden haben können.

Nachdem davon ausgegangen werden kann, daß die Erwerbspolitik der Bischöfe Otto von Hohenstaufen (1082–1100) und Cuno von Michelbach (1100–1123) Niederschopfheim nicht berührt hatte¹⁹², muß der bischöfliche Zugriff auf die dortige Burg später und vor einem anderen politischen Hintergrund stattgefunden haben. Zu denken ist hier vor allem an die umstürzenden Ereignisse der Jahre 1246–48, als nach der Absetzung Kaiser Friedrichs II. durch den Papst die Stauferherrschaft zusammenbrach.

Damals entfesselte auch Bischof Heinrich III. von Straßburg, ein entschiedener Parteigänger der antistaufischen Sache, einen Eroberungskrieg auf das schutzlos gewordene Staufergut am Oberrhein¹⁹³. Während der Bischof seit dem August 1246 die staufischen Positionen im Elsaß berannte,

wurden seine *fautores* (Verbündeten) *ex altera parte Reni* tätig, wo sie das *nobile castrum Malberch et castrum Husen et multa opida* eroberten¹⁹⁴. Danach kam der Bischof mit seinen Heerhaufen selber über den Rhein, „eroberte die Burg Ortenberg und unterwarf sich die Stadt Offenburg, das Kinzigtal und Gengenbach“¹⁹⁵. Die Verteilung dieser ganzen Beute erfolgte unter der Regie Bischof Heinrichs, der dabei auch seine *fautores* nicht zu kurz kommen ließ, die vor allem das behalten konnten, was sie selber mit Waffengewalt genommen hatten¹⁹⁶.

Von ihrer Eigenschaft als Reichsdienstmannen ausgehend, müssen auch Albert (6) und Heinrich (7) von (Nieder-)Schopfheim in den Strudel dieser Ereignisse gerissen worden sein, die für sie mit der Niederlage und dem Verlust ihrer Herrschaftsposition geendet haben dürften. Denn mit den Windeckern sitzen wenig später Herren auf der Burg Niederschopfheim, die schon 1224 und gerade auch 1248 als bischöflich-straßburgische Dienst- und Lehensleute ausgewiesen sind¹⁹⁷. So ist zu vermuten, daß damals auch sie zu den *fautores* des Bischofs gehörten, sich als solche an den Kriegshandlungen in der mittleren Ortenau beteiligten und dafür mit usurpiertem Gut belohnt wurden¹⁹⁸, während die (Nieder-)Schopfheimer Familie sich auf ihren Eigenbesitz „Wilre“ zurückziehen mußte. Da ihre bisherige Burg Niederschopfheim aller Wahrscheinlichkeit nach auf St. Georger und auch Gengenbacher Klosterboden stand, waren die jeweiligen Vogteirechte auf sie bezogen, die nur dem jeweiligen Burginhaber zustanden. Dementsprechend gingen ihnen mit der Burg auch diese beiden Vogteien verloren, die folgerichtig dann ebenfalls in die Hände der Herren von Windeck als ihren Nachfolgern gerieten.

Die Zähringerministerialen in der mittleren Ortenau

Wiewohl von ihr als einer „Zähringerlandschaft“ gesprochen wird, die seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts „völlig im Zeichen der zähringischen Machtpolitik“ gestanden sei¹⁹⁹, fehlt für die Ortenau bisher ein aus den Einzelpositionen gewonnenes Gesamtbild der Herrschaft der Herzöge in dieser Zeit. Diese ungünstige Forschungssituation wird durch Unklarheiten und Irrtümer zusätzlich belastet, wobei nur die noch immer umstrittene Gründungsfrage von Offenburg genannt zu werden braucht²⁰⁰. Dazu gehört auch der zähringische Burgenbau, der sich gerade in der Ortenau nicht direkt nachweisen läßt²⁰¹, auch nicht für die Burg Ortenberg²⁰².

Durchaus fehlerhaft sind einige der bisherigen Lokalisierungen von Zähringerministerialen, so die des *Hugo de castello Cella dictus*, die bisher

nach Zell a. H. vorgenommen wurde²⁰³. Auch die sich *de Mullenheim* nennenden Dienstleute²⁰⁴ gehören aufgrund ihrer Breisgauer Beziehungen nach Müllheim und nicht nach Müllen (Gem. Neuried)²⁰⁵. In die Stammtafel der Müllheimer kann auch der 1122 belegte *Bertholdus de Musinheim* mit seinen Söhnen Rudolf und Bertold eingeordnet werden, so daß *Musinheim* wohl verlesen oder verschrieben für *Mulinheim* ist und nichts mit Meißenheim zu tun hat²⁰⁶. Irrtümer ranken sich auch um einen 1122 in einer zähringischen Zeugenreihe belegten *Conradus de Nittensteine*²⁰⁷, der schon aus sprachlichen Gründen nicht auf die Burg Neuenstein im Renchtal paßt²⁰⁸ und, da bei den *nobiles viri* aufgeführt, auch kein Zähringerministeriale gewesen sein kann²⁰⁹.

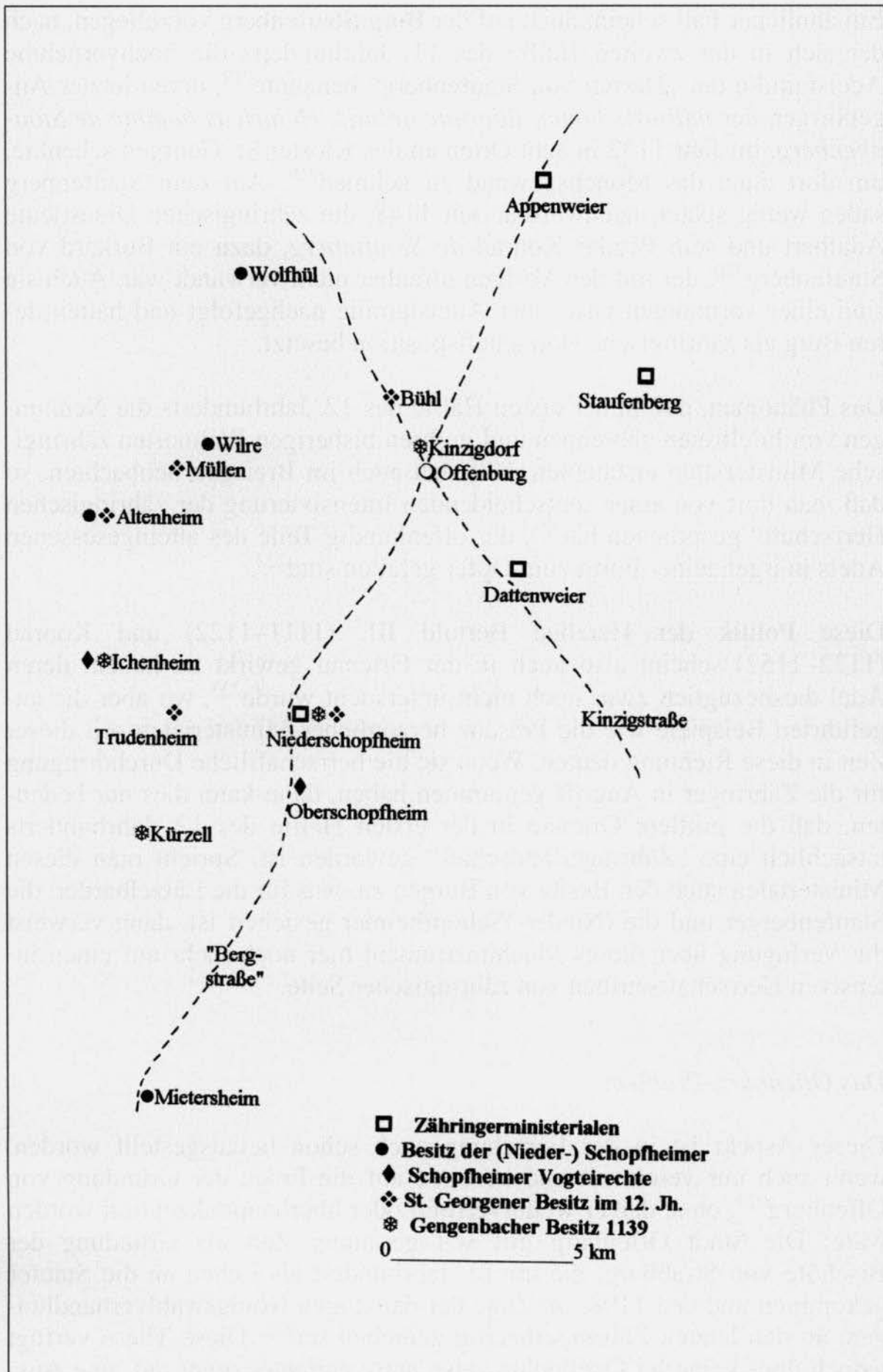
Eindeutig belegt sind in der mittleren Ortenau dagegen zähringische Dienstleute und damit herzogliche Positionen auf den Burgen Staufenberg, Niederschopfheim und Lützelhard, in Appenweier und „Tatenwilre“ (Gem. Ortenberg) sowie weiter südlich in Herbolzheim²¹⁰.

Von ihnen sind bisher allein die Lützelharder (b. Seelbach) genauer untersucht worden, von denen *Conradus de Liucilnhart, de domo ducis* (zwischen 1111–1137) als erster genannt ist²¹¹.

Auf seiner Höhenburg über dem Schuttertal werden ihm „wesentlich militärische Funktionen“ zugebilligt, nämlich die Abriegelung der Paßstraße über den Schönberg an ihrem westlichen Ende, als zähringisches Gegengewicht gegen die dort vordringenden Geroldsecker²¹².

Gleichfalls in beherrschender Lage, am Talausgang der Kinzig, saß auch jener *Sigihelm de Tatenwilre*, der als Zähringerministeriale 1148 *apud castrum Offenburc* bezeugt ist²¹³. Der Ort „Dottenwiler“ oder „Dattenwiler“ war der Namensvorgänger des Dorfes Ortenberg²¹⁴, wobei jedoch unklar ist, ob er seinen Sitz bereits auf dem dortigen Schloßberg gehabt hatte²¹⁵.

Einmalig ist der Beleg des mit ihm zusammen genannten „Sarnagel von Appenweier“, dessen genauer Wohnsitz in diesem Ort ebensowenig bekannt ist, wie sein Verhältnis zu den seit 1088 genannten Herren *de Appenwiler*. Diese, ein Walter von Appenweier mit den Söhnen Anselm und Wolfgang²¹⁶, vergabten um das Jahr 1120 ihren dortigen Besitz, darunter den Herrenhof (*salica terra et curtis*), an das Kloster Hirsau. Danach verschwinden sie aus den Quellen, so daß der Eindruck entsteht, daß sie sich damals aus Appenweier überhaupt zurückzogen, wo dann wenig später der Zähringerministeriale Sarnagel seinen Sitz genommen hat²¹⁷.



Ein ähnlicher Fall scheint auch auf der Burg Staufenberg vorzuliegen, nach der sich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die hochvornehme Adelsfamilie der „Herren von Staufenberg“ benannte²¹⁸, deren letzter Angehöriger, der *militaris homo, libertate nobilis, Henricus nomine de Stouphenberg*, im Jahr 1132 in acht Orten an das Kloster St. Georgen schenkte, um dort dann das Mönchsgewand zu nehmen²¹⁹. Auf dem Staufenberg saßen wenig später, nachweisbar seit 1148, die zähringischen Dienstleute Adalbert und sein Bruder Konrad *de Stoufinberg*, dazu ein Burkard von Staufenberg²²⁰, der mit den Vorigen offenbar nicht verwandt war. Auch sie sind einer vormaligen Ortenauer Adelsfamilie nachgefolgt und hatten deren Burg als zähringische Herrschaftsposition besetzt.

Das Phänomen, daß in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Nennungen von Edelfreien abbrechen und in ihren bisherigen Wohnorten zähringische Ministerialen erscheinen, läßt sich auch im Breisgau beobachten, so daß man dort von einer „entscheidenden Intensivierung der zähringischen Herrschaft“ gesprochen hat²²¹, der offenkundig Teile des alteingesessenen Adels in irgendeiner Form zum Opfer gefallen sind²²².

Diese Politik der Herzöge Bertold III. (1111–1122) und Konrad (1122–1152) scheint also auch in der Ortenau gewirkt zu haben, deren Adel diesbezüglich zwar noch nicht untersucht wurde²²³, wo aber die angeführten Beispiele wie die Präsenz herzoglicher Ministerialen seit dieser Zeit in diese Richtung deuten. Wenn sie die herrschaftliche Durchdringung für die Zähringer in Angriff genommen haben, dann kann dies nur bedeuten, daß die mittlere Ortenau in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts tatsächlich eine „Zähringerlandschaft“ geworden ist. Spricht man diesen Ministerialen auch den Besitz von Burgen zu, was für die Lützelharder, die Staufenberger und die (Nieder-)Schopfheimer gesichert ist, dann verweist die Verfügung über dieses Machtinstrument hier noch mehr auf einen intensiven Herrschaftsaufbau von zähringischer Seite.

Das Offenburg-Problem

Dieser Aspekt ist in der Forschung auch schon herausgestellt worden, wenn auch nur vereinzelt und bezogen auf die Frage der Gründung von Offenburg²²⁴, ohne daß er weiterverfolgt oder überhaupt akzeptiert worden wäre: Die Stadt Offenburg gilt seit geraumer Zeit als Gründung der Bischöfe von Straßburg, die im 12. Jahrhundert als Lehen an die Stauer gekommen und erst 1198, im Zuge der damaligen Königswahlverhandlungen, an den letzten Zähringerherzog gediehen sei²²⁵. Diese These verfügt jedoch über keinerlei Quellenhinweise und verzichtet sogar auf eine Aus-



Romanische Beinschnitzerei von der Burg Niederschopfheim (Originalgröße: 3,7 cm lang, 2,0 cm hoch). Das Stück ist verloren, die (vergrößerte) Abbildung stammt aus: *Die Ortenau* 18 (1931), S. 144.

einandersetzung mit den wenigen schriftlichen Zeugnissen, die die Existenz Offenburgs im 12. Jahrhundert belegen.

Zu ihnen wird als erstes eine im frühen 12. Jahrhundert gefälschte Urkunde gezählt, die vorgibt, 926 von Herzog Burkard I. *in oppido quod dicitur Chincihdorf* ausgestellt worden zu sein²²⁶. Der Fälscher hat hier, zwischen 1111 und 1121, offenbar seine damalige Sicht von „Kinzigdorf“ eingebracht und es als *oppidum* charakterisiert. Versteht man darunter eine größere, befestigte Siedlung, dann könnte er bereits das auf der Kinzigdorfer Gemarkung angelegte Offenburg im Auge gehabt haben²²⁷, das zu diesem Zeitpunkt bereits bestanden haben dürfte, da es nur wenig später als *locus Offenburc* direkt genannt ist.

Dieser Ortsname wurde in den erhaltenen Quellen erstmals um das Jahr 1139 niedergeschrieben²²⁸, wobei die Bezeichnung *locus* recht unbestimmt eine dort bestehende Siedlung meinte, der wohl noch kein städtischer Charakter zuzusprechen war²²⁹. Die Umdatierung der Alpirsbacher Schenkungsnotiz, die diese Nennung enthält, von „um 1101“ auf „um 1139“²³⁰ ist von der Forschung allgemein übernommen und auch bestätigt worden: Graf Bertold (I.) von Nimburg, der damals *in loco Offenburc* als Spitzenzeuge für die Brüder Friedrich und Arnold von Wolfach auftrat, weilte im Mai jenen Jahres 1139 bei einem Hoftag König Konrads III. in Straßburg, wo er drei Urkunden mitbezeugte²³¹. Es liegt auf der Hand, seinen Aufenthalt im benachbarten Offenburg direkt vor oder nach diesem Ereignis anzusetzen, zumal er hier wie dort erstmals in Begleitung seines Sohnes Dietrich auftrat und wohl bald nach dem Mai 1139 verstarb²³².

Vermutlich um ihm als ihrem schon bejahrten Spitzenzeugen entgegenzukommen, verlegten die Wolfacher Brüder ihren Rechtsakt nach Offenburg, wobei nicht deutlich ist, ob sie den Nimburger Grafen als nahen Verwandten oder aufgrund seiner politischen Bedeutung um seinen Beistand gebeten hatten. Letztere war ganz auf die Herzöge von Zähringen bezogen, zu „deren wichtigsten Gefolgsleuten“ Graf Bertold (I.) gezählt wird²³³. So kann zumindest nicht ausgeschlossen werden, daß er damals in zähringi-

schem Auftrag in Offenburg weilte, so daß er in dieser Eigenschaft in die Zeugenliste der Wolfacher Herren kam, die, selber Zähringeranhänger²³⁴, Wert auf eine Mitwirkung von dieser Seite gelegt hatten.

Sicherere zähringische Bezüge scheint das Ereignis aus dem Jahr 1148 zu beinhalten²³⁵, nicht nur, weil damals *apud castrum Offenburc* ein Streitfall des zähringischen Hausklosters St. Peter geschlichtet wurde, sondern auch, weil dabei der herzogliche Ministeriale Adalbert (2) von (Nieder-)Schopfheim als Vermittler aufgetreten ist. Überdies hatte sich dort die bereits erwähnte Reihe von Zähringerdienstleuten aus der nächsten Nachbarschaft eingefunden, wohl in der Absicht, St. Peter bei diesem Akt zu unterstützen.

Der zähringische Hintergrund, der aufgrund dieser Personenkonstellation greifbar wird, ist von der älteren Forschung denn auch auf das in diesem Zusammenhang genannte *castrum Offenburc* übertragen worden, das eine zähringische Burg gewesen sei, aus der „alsdann . . . die gleichbenannte Stadt erwachsen“²³⁶. Doch auch diese, naheliegende Deutung wurde in der Zwischenzeit in Frage gestellt und die Existenz einer „mittelalterlichen Burg des Namens Offenburg“ überhaupt verneint²³⁷. Dagegen steht jedoch der eindeutige Beleg von 1148 wie auch der Sprachgebrauch des Rotulus Sanpetrinus, der *castrum* für die Plätze Wiesneck, Zähringen, Eichstetten sowie die Kirnburg, also für jeweils ausgewiesene Burgen, verwendet²³⁸.

Leider ist dieses *castrum* Offenburg sonst nicht mehr bezeugt, doch wurde auch schon vermutet, daß es auf dem erhöhten Platz des Landratsamtes gestanden sein könnte, bei dessen Bau im Jahr 1936 mittelalterliche Keramik gefunden wurde²³⁹. Eine Klärung können hier nur archäologische Forschungen bringen, wie sie beispielsweise in Villingen die ehemalige zähringische Stadtburg feststellen konnten²⁴⁰.

Der Beitrag, den die Ministerialenforschung für das Offenburg-Problem leisten kann, ist zumindest der Hinweis darauf, daß das nähere Umfeld dieses *locus* in den 20er und 30er Jahren des 12. Jahrhunderts durch zähringische Ministerialen besetzt wurde, die ihn von drei Seiten mit einem Kranz von Burgen oder Sitzen umgaben²⁴¹. Von diesen Plätzen übten sie wirtschaftlichen und politischen Einfluß aus, so daß die politische Struktur dieses ganzen Raumes tatsächlich zähringisch geprägt gewesen sein muß. Diesem offenbar dominierenden Einfluß entzogen sich damals Adelige wie die Herren von Appenweier, die Staufenberger und vielleicht auch Kuno von Ichenheim, indem sie ihren Ortenauer Besitz aufgaben oder selber der Welt entsagten.

Niederschopfheim als zähringische Herrschaftsposition

Die Frage, welche Funktion der Burg Niederschopfheim mit ihrer herausragenden Lage über dem Dorf und weiten Blickmöglichkeiten über die Rheinebene einst zukam, ist bisher nicht gestellt worden. Im 12. Jahrhundert durch zähringische Ministerialen bemannt, muß diesem Punkt auch in überörtlicher Hinsicht eine besondere Bedeutung zugekommen sein, die nur im Zusammenhang der zähringischen Herrschaftsinteressen in der Ortenau insgesamt gesehen werden kann.

Im Falle der Niederschopfheimer Burg ist der Bezug zu der unter ihr, am Zixenberg vorbeiziehenden Straße offensichtlich: Bereits 1343 als „Hörweg“ genannt, verlief diese Straße von Oberschopfheim bis zur Kirche in Niederschopfheim, um dann nach Westen umzubiegen und westlich des Zixenberges wieder nach Norden zu weisen und Offenburg anzusteuern²⁴². Dieser Abschnitt der großen mittelalterlichen Landstraße von Basel nach Frankfurt, der sog. „Bergstraße“²⁴³, verlief etwas östlich der Römerstraße, die gerade auf der Gemarkung Niederschopfheim durch eine Straßenstation belegt ist²⁴⁴. Die Beherrschung dieses Verkehrsweges, der in ihrer Reichweite lag, dürfte denn auch die primäre Aufgabe der Burg Niederschopfheim und der auf ihr gesessenen Ministerialen gewesen sein, die von hier den südlichen Zugang nach Offenburg unter Kontrolle hatten. In Appenweier, wo diese Straße von Norden herführt, saß 1148 der Zähringerdienstmann „Sarnagel von Appenweier“, während sein Standesgenosse „Sieghelm von Dattenweier“ genau die Position besetzt hatte, die den Verkehr vom Kinzigtal nach Offenburg überwachen ließ²⁴⁵.

In der gleichen Weise war auch der zähringische Markt Villingen durch Burgen gesichert, die an beherrschenden Stellen die dorthin führenden Straßen unter ihrer Kontrolle hatten²⁴⁶, und auch die Burg Falkenstein am Eingang zum Höllental, der Sitz einer bedeutenden zähringischen Ministerialenfamilie, war auf die unter ihr vorbeiziehende Straße von und nach Freiburg bezogen, „die sie beherrschte und bewachte“²⁴⁷.

Im Falle von Offenburg wird dieser Gesichtspunkt durch die „eminente günstige Verkehrslage“ unterstützt, die seit der Zeit der Römerherrschaft in Südwestdeutschland „die große Konstante in der Offenburger Geschichte“ war²⁴⁸. Die Kreuzung zwischen der „Berg-“ und der Kinzigtalstraße hatten bereits die Römer im ersten nachchristlichen Jahrhundert besetzt, vermutlich durch ein Kastell²⁴⁹, und diese geographisch bedingte, besondere Verkehrssituation muß auch für die Entstehung des mittelalterlichen Offenburg ausschlaggebend gewesen sein²⁵⁰. Daß hier im Jahr 1148 ein *castrum* bestand, zeigt die Inbesitznahme dieses Platzes in aller Deutlichkeit. Und

wenn die damals dort aufgetretenen Zähringerministerialen von Sitzen und Burgen kamen, die dieses *castrum* in geringer Entfernung quasi kranzförmig umgaben und die Wege dorthin unter ihrer Kontrolle hatten, dann kann diese Situation nicht im Kontrast, sondern nur in der gegenseitigen Zuordnung gesehen werden. Das bedeutet, daß die politische Feinstruktur des Raumes Offenburg, soweit sie durch den einzeln stehenden Beleg von 1148 beleuchtet wird, ganz durch die Zähringerherrschaft bestimmt gewesen sein muß.

Dieser Tatbestand läßt sich nun bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts und darüber hinaus verlängern, wenn man die in diesem Zeitraum genannten ortenauischen Zähringerministerialen in Rechnung stellt, vor allem die (Nieder-)Schopfheimer Heinrich (4) und Bertold (5), die nach wie vor die herzogliche Präsenz in nächster Nähe von Offenburg anzeigen. Auch Albert (6) und Heinrich (7) „von Schopfheim“ müssen bis 1218 zur Zähringerdienstmannschaft gehört haben, bevor sie dann im November jenen Jahres als Reichsministerialen erscheinen, ebenso wie der *capitaneus* Friedrich von Staufenberg, dessen Vorgänger auf dieser Burg gleichfalls *de domo ducis* gewesen waren.

In die Zähringerzeit zurück weisen auch die urkundlich überlieferten Verhandlungen, mit denen Kaiser Friedrich II. seinen gleich nach dem Tode Herzog Bertolds V. erfolgten Zugriff auf die zähringischen Kirchenlehen der Bistümer Straßburg und Bamberg regelte. Dies war zum einen die von Straßburg herrührende Gerichtsbarkeit über die Bürger, die auf den der Offenburger Pfarrkirche gehörenden Gütern saßen, *quam ducem Bertoldum de Ceringen constat*²⁵¹. Sodann, im Jahr 1225, erwarb er vom Bischof von Bamberg das Lehen *in Mortenowe quod olim tenuit . . . dux de Zeringen*, worunter ebenfalls Rechte in Offenburg zu verstehen waren²⁵².

Beide Erwähnungen des Zähringerherzogs tun kund, daß dieser bis 1218 Rechte in Offenburg und in der Ortenau innegehabt hatte, und zwar als Lehen der genannten Bistümer. Die Frage ist nur, ob der hier genannte „Herzog Bertold“ bzw. „Herzog von Zähringen“ auf Bertold V. (1186–1218) zu beschränken ist, dem diese Lehen erst seit 1198 zustanden²⁵³, oder ob schon seine Vorfahren sie besessen hatten²⁵⁴. Hier wird nun der Gesamtzusammenhang aller Offenburg-Nachrichten wichtig, in den hineingestellt, diese beiden Belege nur die letzten, bestätigenden Glieder einer Kette von zähringischen Bezügen zu Offenburg und der mittleren Ortenau darstellen, die durch die Einbeziehung der herzoglichen Ministerialen entscheidend ergänzt und verstärkt werden kann.

Einen Rückschluß auf die zuvor zähringisch bestimmten Verhältnisse in und um Offenburg gestattet auch das Bemühen Kaiser Friedrichs II., das „deutlich erkennbar darauf gerichtet (war)“, dort „genau dieselbe Stellung einzunehmen wie zuvor die Zähringer“²⁵⁵. Dazu gehört auch die im November 1218 festzustellende Übernahme einstiger Ortenauer Zähringerministerialen in den Reichsdienst, die, wie die (Nieder-)Schopfheimer und die Staufenberger, mit ihren Burgen auf Offenburg und seine Umgebung bezogen waren: Nach wie vor hütete man in Niederschopfheim den Zugang von Süden in diese Stadt, und Staufenberg beherrschte noch immer das wirtschaftlich wertvolle Weinbaugebiet in der Vorbergzone um Durbach.

Dattenweier ist 1218 ebenfalls staufisch besetzt und sogar in großem Stil ausgebaut worden, durch die Errichtung der Burg Ortenberg, die baugeschichtlich auf die Jahre um 1230 eingestuft wird²⁵⁶. Sie, die als ausgesprochene „Sperr- und Zollburg am Kinzigtaleingang“ beschrieben wird²⁵⁷, war mit Reichsministerialen bemannt, die auch „königliche Pfeilschützen“ unter ihrem Kommando hatten²⁵⁸. Auch Appenweier muß in staufischer Zeit noch eine hervorgehobene Rolle eingenommen haben, war es doch, neben Ortenberg, Griesheim und Achern, einer der vier Land- oder Hauptgerichtsorte in der späteren Landvogtei Ortenau²⁵⁹.

So zeigen sich nach 1218 die ehemals zähringischen Positionen in diesem Raum geschlossen in staufischer Hand, womit eine politische Gegebenheit festgestellt ist, die auf eine direkte Nachfolgeschaft auf die Zähringer hinweist und damit ihrerseits die Zustände in der mittleren Ortenau zu deren Zeit widerspiegelt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu: K. Schmid: Aspekte der Zähringerforschung. In: ZGO NF 92 (1983), S. 225–252, hier S. 250: „Die Erforschung der Zähringerministerialen steht seit langem an.“
- 2 Geschichte der Herzoge von Zähringen. 1891. S. 539–559.
- 3 Vgl. für den Breisgau: J. E. Lichdi: Bistum Basel und zähringische Herrschaftsbildung in der Freiburger Bucht. In: Schauinsland 110 (1991), S. 7–63. – Die „Karte der Zähringerministerialen“ in: Die Zähringer II. Hg. von H. Schadek und K. Schmid. 1986. Nr. 32, S. 54ff. gibt nur einen Überblick, der nicht frei Irrtümern ist.
- 4 So z. B.: W. Bartelt: Heimatkunde von Niederschopfheim. 1964. S. 74ff.
- 5 Vgl. dazu: W. Rösener: Ministerialität, Vasallität und niederadelige Ritterschaft im Herrschaftsbereich der Markgrafen von Baden vom 11. bis zum 14. Jahrhundert. In: Herrschaft und Stand. Hg. von J. Fleckenstein. 1977. S. 40–91, hier S. 52f.
- 6 Vgl.: J. Naudascher: Frühgeschichte der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau 56 (1976), S. 114–140, hier S. 126f.

- 7 W. Struck: Die römische Straßenstation bei Niederschopfheim Gem. Hohberg, Ortenaukreis. In: Die Ortenau 62 (1982), S. 308–314.
- 8 Vgl. dazu: D. Geuenich: Der Landesausbau und seine Träger (8.–11. Jahrhundert). In: Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Hg. von H. U. Nuber, K. Schmid, H. Steuer und Th. Zotz. Bd. 1. 1990. S. 207–218, hier S. 209f.
- 9 G. Fingerlin: Zur alamannischen Siedlungsgeschichte des 3.–7. Jahrhunderts. In: Die Alemannen in der Frühzeit. Hg. von W. Hübener. 1974. S. 45–88, hier S. 64, 83. – Vgl.: F. Garscha: Die Alamannen in Südbaden. Katalog der Grabfunde. Text. 1970. S. 226f.
- 10 Regest: Geschichte der Stadt Lahr. Hg. von der Stadt Lahr. Bd. 1. 1989. S. 219.
- 11 Vgl.: F. Schulz / H. Schadek: Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster. In: Die Ortenau 58 (1978), S. 150–201, hier S. 151f., 153ff.
- 12 Ebd., S. 158; vgl. ebd., S. 151, Anm. 7.
- 13 Vgl. zu ihm: J. Fleckenstein: Fulrad von Saint-Denis und der fränkische Ausgriff in den süddeutschen Raum. In: Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels. Hg. von G. Tellenbach. 1957. S. 9–39.
- 14 Ebd., S. 12f. – Vgl. zu dieser Quelle auch: M. Tangl: Das Testament Fulrads von Saint-Denis. In: NA 32 (1907), S. 167–217, hier S. 187ff., 210ff.
- 15 Fleckenstein (wie Anm. 13), S. 20.
- 16 Ebd., S. 21f.
- 17 Ebd., S. 25f.; vgl. ebd., S. 12f.
- 18 Ebd., S. 20.
- 19 Ebd., S. 30ff.
- 20 Ebd., S. 35.
- 21 Naudascher (wie Anm. 6), S. 127. – Vgl.: R. Nierhaus: Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald. In: Berichte zur Deutschen Landeskunde 31/2 (1963), S. 253–283, hier S. 264.
- 22 F. J. Baer: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogtum Baden. 1878. S. 73.
- 23 Fleckenstein (wie Anm. 13), S. 34.
- 24 Ebd., S. 13, Anm. 13.
- 25 Vgl. die Besitzbestätigung König Ludwigs für Saint-Denis von 866, in der die Güter *in Mortonogowa* nur allgemein genannt sind (WUB 1, S. 166).
- 26 Vgl. Bartelt (wie Anm. 4), S. 56, 73.
- 27 J.-P. Migne: Patrologiae. Series Secunda. Bd. 143 (1853). Sp. 663f., Nr. 50. – Vgl. dazu: H. Büttner: Studien zur Geschichte des Stiftes Hohenburg im Elsaß während des Hochmittelalters. In: ZGO NF 52 (1939), S. 103–138, hier S. 118ff.
- 28 Die im Original im Franckenstein'schen Archiv in Ullstadt (Franken) erhaltene Urkunde ist abgedruckt bei Bartelt (wie Anm. 4), S. 62ff. – Sie fehlt bei O. Gartner: Regesten der Herren von Windeck von 1190–1349. In: Die Ortenau 49 (1969), S. 300–319.
- 29 Büttner (wie Anm. 27), S. 128f. – Vgl. auch: F. Vollmer: Die Etichonen. In: Studien und Vorarbeiten (wie Anm. 13), S. 137–184, hier S. 142, 158.
- 30 Vollmer (ebd.), S. 174. – Vgl. zu diesem St. Trudperter Besitz auch die Anmerkungen 106 und 107.
- 31 Vollmer (wie Anm. 29), S. 148. – Vgl. auch: A. M. Burg: Kloster Honau. In: Die Ortenau 58 (1978), S. 202–213, hier S. 204.
- 32 Burg (ebd.), S. 203. – Vgl.: D. Kauß: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. 1970. S. 114f.

- 33 Kauß (ebd.), S. 217. – Vgl.: Bartelt (wie Anm. 4), S. 30ff.
- 34 Burg (wie Anm. 31), S. 208f. – Vgl.: Kauß (wie Anm. 32), S. 114f.
- 35 Burg (wie Anm. 31), S. 204f. – Vgl.: Kauß (wie Anm. 32), S. 91.
- 36 So auch: Ch. Bühler: Die Herrschaft Geroldseck. 1981. S. 7f., 11. – Anders: Kauß (wie Anm. 32), S. 152, 217, der Niederschopfheim nicht mit den Etichonen zusammenbringt.
- 37 Kauß (wie Anm. 32), S. 218. – Vgl.: H.-M. Pillin: Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1966. S. 43.
- 38 Vgl. auch: Bühler (wie Anm. 36), S. 8, 11.
- 39 Vgl. dazu: Burg (wie Anm. 31), S. 209f.
- 40 Vgl. dazu: Bartelt (wie Anm. 4), S. 65f., 126f., – Vgl. auch: O. Gartner: Regesten der Herren von Windeck (1431–1439). In: Die Ortenau 59 (1979), S. 269–277, hier S. 276 (zum Jahr 1437).
- 41 Vgl. dazu zusammenfassend: Kauß (wie Anm. 32), S. 81.
- 42 Notitiae foundationis et restaurationis monasterii Ascoviensis. Ed. O. Holder-Egger. In: MGH SS 15/2, S. 995–996, hier S. 996. – Vgl. FUB 1, Nr. 14.
- 43 Vgl. dazu: S. Riezler: Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. 1883. S. 32ff. – Vgl. auch: K. Schreiner: Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen zu den Benediktinerkonventen im östlichen Schwarzwald. 1964. S. 140, 156.
- 44 Riezler (wie Anm. 43), S. 21ff.
- 45 Wie Anm. 42. – Vgl. Riezler (wie Anm. 43), S. 33.
- 46 Vgl. dazu: G. Kaller: Kloster Schuttern. In: Die Ortenau 58 (1978), S. 116–149, hier S. 118.
- 47 K. Hitzfeld: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach. In: Die Ortenau 42 (1962), S. 84–154, hier S. 87.
- 48 Kaußs (wie Anm. 32), S. 212.
- 49 WUB 2, S. 8. – Vgl. dazu: S. Molitor: Das Privileg Papst Innozenz' II. für Kloster Gengenbach von 1139 Februar 28 (JL. 7949). In: ZGO 141 (1993), S. 359–373, hier S. 369.
- 50 Ph. Ruppert: Geschichte der Ortenau. 1882. S. 418.
- 51 Vgl. ebd., S. 310f. – Gartner (wie Anm. 40), S. 305. – Vgl. Hitzfeld (wie Anm. 47), S. 84.
- 52 Zitiert nach Gartner, ebd.
- 53 Hitzfeld (wie Anm. 47), S. 91, kennt keine Erwähnung von Vogteirechten in diesem Bereich. – Vgl. aber: Ruppert (wie Anm. 50).
- 54 WUB 2, S. 10f. (1139, April 14).
- 55 Ebd., S. 10. – Vgl. zu den einzelnen Orten: H.-J. Wollasch: Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald. 1964. S. 53, 56, 46. – Wollasch, ebd., S. 55, Anm. 361, läßt offen, ob Nieder- oder Oberschopfheim, doch wird wohl Niederschopfheim gemeint gewesen sein.
- 56 WUB 2, S. 198–200, hier S. 199: *Mulnheim cum ecclesia, Buhele, Trudenheim, Altheim, Scopphheim*. – Im Vergleich zu 1139 erscheint hier noch das bei Offenburg gelegene Bühl (vgl. Wollasch, wie Anm. 55, S. 47).
- 57 Zitiert bei A. Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Bd. 1–2. 1903/05. Hier Bd. 2, Sp. 237f. – Vgl.: Gartner (wie Anm. 40), S. 318. – Vgl. ebd., S. 317 die Vorurkunde vom 5. 11. 1343. – Anders: D. Kauß: 600 Jahre St. Ulrich in Müllen, 1000 Jahre St. Ulrich in Augsburg – Zum kirchlichen Leben in Neuried-Müllern von den Anfängen bis 1800. In: FDA 93 (1973), S. 238–259, hier S. 241.

- 58 Vgl. dazu: Wollasch (wie Anm. 55), S. 85f., 89.
- 59 Der Rotulus Sanpetrinus. Hg. von F. v. Weech. In: FDA 15 (1882), S. 133–184 (abgekürzt: RSP), hier S. 148. – Vgl.: E. Fleig: Handschriftliche, wirtschafts- und verfassungsgeschichtliche Studien zur Geschichte des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1908. Hier: Nr. 83, S. 110 (vgl. zur Datierung: Ebd., S. 28).
- 60 RSP (wie Anm. 59). – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 84, S. 110 (vgl. ebd., S. 28).
- 61 Necrologium minus monasterii S. Petri Nigrae Silvae. Ed. F. L. Baumann. In: MGH Necr. 1. S. 334–338, hier S. 335.
- 62 S. Molitor: Das Reichenbacher Schenkungsbuch. Untersuchung und Edition. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1986. S. 256 („St. 138“); vgl. S. 371.
- 63 RSP (wie Anm. 59), S. 166. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 103, S. 113 (vgl. zur Datierung: Ebd., S. 113, Anm. 3). – Vgl. dazu demnächst: U. Parlow: Kommentierte Quellendokumentation zur Geschichte der Herzöge von Zähringen. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1994. Hier: Nr. 248, 249, 250.
- 64 Vgl. dazu: H. Harter: Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. 1992. S. 281ff.
- 65 Vgl. dazu: J. Wollasch: Äbte und Mönche von St. Peter im 12. Jahrhundert. In: Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald (erscheint demnächst als Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br.).
- 66 Wie Anm. 86.
- 67 Vgl. dazu: A. Schäfer: Staufische Reichslandpolitik und hochadelige Herrschaftsbildung im Uf- und Pfinzgau und im Nordwestschwarzwald vom 11.–13. Jahrhundert. In: ZGO 117 (1969), S. 179–244, hier S. 182f., 188f.
- 68 Molitor (wie Anm. 62), S. 198f („P 12“); vgl. S. 284, Anm. 7. – Vgl. zu den Edelfreien von Scherzingen: H. Harter: Das „Bürgle“ bei Sölden (erscheint demnächst in dem von der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg herausgegebenen Band über die Burgen des Breisgaus).
- 69 RSP (wie Anm. 59), S. 148. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 79, S. 110 (vgl. zur Datierung: Ebd., S. 30f.). – Vgl. auch: H. Harter (wie Anm. 68).
- 70 Vgl. RSP (wie Anm. 59). – Vgl. Necr. S. Petri (wie Anm. 61), S. 336 (zum 9. Juli).
- 71 RSP (wie Anm. 59), S. 161. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 100, S. 112.
- 72 Vgl.: H. Harter (wie Anm. 68).
- 73 RSP (wie Anm. 59), S. 149f. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 140, S. 117 (vgl. zur Datierung: Ebd., S. 37).
- 74 RSP (wie Anm. 59), S. 150f. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 143, S. 118; ebd., Nr. 144, S. 118f. – Vgl. auch: RSP (wie Anm. 59), S. 153, 173.
- 75 RSP (wie Anm. 59), S. 150f. – Vgl. Anm. 74.
- 76 Topographische Karte 1 : 25 000. Hg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Blatt 7513 Offenburg. – Vgl.: O. Kähni: Die Burg in Niederschopfheim. In: Die Ortenau 25 (1934), S. 482.
- 77 W. Deecke: Der Ringwall des Burghard, südlich von Lahr. In: Badische Fundberichte, Bd. 2, Heft 6 (1930), S. 216–220, hier S. 220.
- 78 Krieger, Bd. 2 (wie Anm. 57), Sp. 904. – Vgl. auch: Pillin (wie Anm. 37), S. 43.
- 79 Pillin, ebd., S. 43, 45f.
- 80 Vgl. dazu: Kähni (wie Anm. 76). – Vgl.: M. Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Bd. 7: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. 1908. S. 454.
- 81 Vgl.: E. Zimmermann: Die mittelalterlichen Bildwerke in Holz, Stein, Ton und Bronze mit ausgewählten Beispielen der Bauskulptur. Katalog des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. 1985. S. 26f. (Nr. 3).

- 82 Wingenroth (wie Anm. 80).
- 83 Nach Mitteilung des Ritterhausmuseums Offenburg (Herr Dr. Ruch) muß diese Beinschnitzerei als verloren gelten. Eine Abbildung von ihr findet sich bei: O. Kähni: Die Geschichte des Dorfes Niederschopfheim und der Gutleutkirche zu Oberschopfheim. In: Die Ortenau 18 (1931), S. 129–144, hier S. 144.
- 84 Wie Anm. 62.
- 85 Ein 1130 genannter *Eberhardus de Scopfhein* (vgl.: J. D. Schöpflin: *Historia Zaringo-Badensis*. Bd. 5. 1765. S. 70) gehört nicht zu dieser Familie, sondern war Pfarrer von Schopfheim im Wiesental. Seine Einordnung in die (Nieder-)Schopfheimer, so bei Krieger, Bd. 2 (wie Anm. 57), Sp. 906, ist zu streichen.
- 86 RSP (wie Anm. 59), S. 168. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 142, S. 118. – Vgl. Parlow (wie Anm. 63), Nr. 315.
- 87 Ruppert (wie Anm. 50), S. 428.
- 88 Vgl. zu diesem Ort: Ebd., S. 315f. – Krieger, Bd. 1 (wie Anm. 57), Sp. 573f.
- 89 Vgl.: Parlow (wie Anm. 63), Nr. 315.
- 90 RSP (wie Anm. 59), S. 150. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 143, S. 118. – Vgl. Parlow (wie Anm. 63), Nr. 338.
- 91 RSP (wie Anm. 59), S. 150f. – Vgl. Fleig (wie Anm. 59), Nr. 144, S. 118f. – Vgl. Parlow (wie Anm. 63), Nr. 339.
- 92 H. Maurer: Die Tennenbacher Gründungsnotiz. In: *Schauinsland* 90 (1972), S. 205–211, hier S. 211.
- 93 Ebd., S. 206ff.
- 94 So bei Heyck (wie Anm. 2), S. 554, und Krieger, Bd. 2 (wie Anm. 57), Sp. 906.
- 95 W. Stülpnagel: Die Herren von Staufen im Breisgau. In: *Schauinsland* 76 (1958), S. 33–58, hier S. 37f. – Vgl. hier auch die kritischen Bemerkungen zur Korrektheit der Zeugenreihe. – Vgl. zu Gottfried von Staufen auch: Die Zähringer II (wie Anm. 3), Nr. 37, S. 61ff.
- 96 So auch: Stülpnagel, ebd., S. 38.
- 97 Vgl. ebd.
- 98 FUB 1, Nr. 150.
- 99 H. Heinemann: Das Erbe der Zähringer. In: *Die Zähringer III*. Hg. von K. Schmid. 1990. S. 215–265, hier S. 220ff.
- 100 Ebd., S. 257ff.
- 101 Ebd., S. 260ff.
- 102 Bühler (wie Anm. 36), S. 21ff.
- 103 Vgl. zu ihnen als Dienstmannen der Markgrafen von Baden: Rösener (wie Anm. 5), S. 54f.
- 104 Vgl. auch: F. X. Vollmer: Besitz der Staufer. Beiwort zur Karte V, 4 des Historischen Atlas Baden-Württemberg. S. 8, wo „Schopfheim“ als „bezeugte staufische Ministerialenburg“ eingezeichnet ist.
- 105 Vgl. dazu: Harter (wie Anm. 64), S. 203, 258ff.
- 106 FDA 20 (1889), S. 300f. – Vgl.: J. Bastian: Der Güterbesitz des Klosters St. Trudpert. In: *Beiträge zur Geschichte von St. Trudpert*. Hg. von Th. Mayer. 1937. S. 169–201, hier S. 177f.
- 107 ZGO 30 (1878), S. 87. – Vgl. Bastian, ebd., S. 170f.
- 108 Die Zähringer II (wie Anm. 3), Nr. 36, S. 59f.
- 109 Vgl. zusammenfassend: Ruppert (wie Anm. 50), S. 423.
- 110 FUB 1, Nr. 506. – Vgl. auch sein Auftreten 1259 in Villingen als *miles* im Gefolge des Grafen Heinrich von Fürstenberg: FUB 1, Nr. 447.

- 111 FUB 1, Nr. 506. – Vgl. dazu auch: F. X. Vollmer: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle. Zwei Zeugen der Ortenauer Vergangenheit. 1976. S. 30, Anm. 57.
- 112 W. Marx: Abgegangene Siedlungen in der Altenheimer Gemarkung. In: Die Ortenau 63 (1983), S. 44–68, hier S. 62ff. – Ruppert (wie Anm. 50), S. 408ff. – W. Marx: Die Rohrburg bei Altenheim. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 290–293.
- 113 ZGO 23 (1871), S. 100.
- 114 Ebd. – Vgl.: Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch. Bd. 3. S. 150.
- 115 Krieger, Bd. 2 (wie Anm. 57), Sp. 906. – Vgl. Ruppert (wie Anm. 50), S. 409. – Vgl. auch: H.-P. Sattler: Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise. In: Die Ortenau 42 (1962), S. 220–258, hier S. 240.
- 116 Kindler von Knobloch (wie Anm. 114).
- 117 Vollmer (wie Anm. 111).
- 118 Verkauf vom 9. 10. 1316: GLA Karlsruhe 27/973. – Verkauf vom 14. 2. 1317: ZGO 39 (1885), S. 115; vgl. Ruppert (wie Anm. 50), S. 409. – Verkauf vom 10. 7. 1343: ZGO 37 (1884), S. 399; vgl. Ruppert (wie Anm. 50), S. 410. – Verkauf vom 13. 3. 1344: Ebd. – Vgl. auch: Sattler (wie Anm. 115).
- 119 Verkäufe von 1316 und 1344 (wie Anm. 118).
- 120 Vgl.: E. Schuster: Die Burgen und Schlösser Badens. 1908. Plan bei S. 248.
- 121 Marx: Rohrburg (wie Anm. 112), S. 292.
- 122 Ebd., S. 290. – Vgl.: H. Kappus-Mulsow: Rohrburg. In: Die Ortenau 25 (1934), S. 294f.
- 123 Ruppert (wie Anm. 50), S. 409. – Vgl. Sattler (wie Anm. 115).
- 124 Verkauf von 1316 (wie Anm. 118).
- 125 Ebd.
- 126 Wie Anm. 118.
- 127 Vgl. auch: Sattler (wie Anm. 115). – Vgl. ders.: Die Ritterschaft in der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise. In: Die Ortenau 46 (1966), S. 32–58, hier S. 42.
- 128 GLA Karlsruhe 29/590.
- 129 Ruppert (wie Anm. 50), S. 424.
- 130 GLA Karlsruhe 28/185. – Vgl.: O. Hetzel: Der Rittersitz Wolfhül. In: Die Ortenau 25 (1934), S. 290. – Vgl.: H. Schneider: Das Schloß von Eckartsweier. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 286f.
- 131 Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Bd. 2. Nr. 241, S. 197f.
- 132 Wie Anm. 118. – Vgl. auch: Kauß (wie Anm. 32), S. 169, 263.
- 133 Vgl.: K. Reinfried: Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl. In: Die Ortenau 1/2 (1910/11), S. 1–18, hier S. 7f.
- 134 Zu 1300: Wie Anm. 115. – Zu 1324: ZGO 25 (1873), S. 325.
- 135 Vgl.: R. und B. von Schauenburg: Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg. 1954. S. 36 (Stammtafel) und S. 47 (ohne Belege). – Konrad von Schauenburg, also der Schwiegersohn Heinrichs (9), gehörte 1303 zu dessen Bürgen (wie Anm. 131). – Vgl.: ZGO 39 (1885), S. 114 (Nr. 53a), und S. 115 (Nr. 57).
- 136 Wie Anm. 115, 128, 129 und ZGO 39 (1885), S. 115.
- 137 ZGO 37 (1884), S. 397, Nr. 33. – Vgl. Kindler von Knobloch (wie Anm. 114), S. 212. – Vgl. zu den Rohart auch: H.-M. Pillin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Hg. von der Stadt Oberkirch. 1975. S. 128f.
- 138 ZGO 37 (1884), S. 399, Nr. 39 und 40; ebd., S. 403, Nr. 60. – ZGO 39 (1885), S. 181, Nr. 246. – Vgl. Kindler von Knobloch (wie Anm. 114).
- 139 GLA Karlsruhe 29/590 (Urkunde vom 24. 3. 1300). – Ebd. 27/972 (Urkunde vom 10. 6. 1300) – Ebd. 40/194 (Urkunde vom 29. 10. 1324).
- 140 von Schauenburg (wie Anm. 135), S. 47, Anm. 1 (ohne Beleg).

- 141 Wie Anm. 49 und 55.
- 142 Vgl.: Harter (wie Anm. 64), S. 268f.
- 143 Vgl. zu den nach 1095 abbrechenden St. Georgener Besitznachrichten: Wollasch (wie Anm. 55), S. 73.
- 144 Wie Anm. 55 und 56.
- 145 Kauß (wie Anm. 57), S. 247 (vgl. ebd., S. 241).
- 146 Regesten der Markgrafen von Baden. Bd. 1. Nr. 1002 (vom 5. 11. 1343).
- 147 Wie Anm. 57.
- 148 Vgl.: Ruppert (wie Anm. 50), S. 238.
- 149 Vgl.: Kauß (wie Anm. 57). – Vgl. auch: W. Marx: Der Burgstadel zu Müllen. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 289–290. – Vgl. auch den hier nicht genannten Beleg *der burge buhel zwuschent den zweigen wassern* von 1471 (Krieger, Bd. 2, wie Anm. 57, Sp. 238).
- 150 Vgl.: Kauß (wie Anm. 57).
- 151 So Kauß, ebd., S. 243f.
- 152 Vgl.: Kindler von Knobloch (wie Anm. 114), Stammtafel S. 132.
- 153 So Kauß (wie Anm. 57), S. 244, der von „königlichem Dienstadel“ spricht, der „im Schwarzwald in engem Kontakt mit den Zähringern steht“.
- 154 Vgl. Anm. 204.
- 155 So Kindler von Knobloch (wie Anm. 114), S. 129f.
- 156 Regesten der Bischöfe von Straßburg. Bd. 1. Nr. 616; vgl. ebd., Register, S. 403.
- 157 Kauß (wie Anm. 57), S. 254f., faßt aufgrund des Ulrich-Patroziniums eine Entstehung der Pfarrei Müllen „um oder nach der Jahrtausendwende“ ins Auge.
- 158 Vgl. dazu: H. Schwarzmaier: Die politischen Kräfte in der Ortenau im Hochmittelalter. In: ZGO 121 (1973), S. 1–33, hier S. 13f.
- 159 Vgl. Wollasch (wie Anm. 55), S. 45, 55; vgl. ebd., Karte S. 156f.
- 160 Schwarzmaier (wie Anm. 158), S. 15. – Vgl. Wollasch (wie Anm. 55), S. 61, 64.
- 161 Vgl. Wollasch, ebd., S. 112f. – Vgl. auch: Schwarzmaier (wie Anm. 158), S. 10.
- 162 Vgl. Schwarzmaier, ebd., S. 16. – Vgl. auch: Die Zähringer II (wie Anm. 3), Nr. 16, S. 39.
- 163 Schwarzmaier (wie Anm. 158), S. 17.
- 164 Wie Anm. 86, 87 und 88.
- 165 Bühler (wie Anm. 36), S. 17.
- 166 Wie Anm. 106.
- 167 Vgl. das von Ch. Bühler (Zur Familiengeschichte der Geroldsecker. In: Seelbach im Schuttertal. 1979. S. 10–58, hier S. 25) dargestellte Beispiel von Wittelsbach im Schuttertal, das zu zwei Drittel dem Kloster St. Trudpert gehörte, „das übrige Drittel wurde für Vogtdienste einbehalten, wie damals allgemein üblich.“
- 168 Wie Anm. 28.
- 169 Wie Anm. 51 und 52.
- 170 Vgl. Bartelt (wie Anm. 4). – Vgl. auch: Kauß (wie Anm. 32), S. 218.
- 171 Zitiert bei: Pillin (wie Anm. 37), S. 43.
- 172 Ebd., S. 45f. – Vgl. auch: Gartner (wie Anm. 40), S. 276. – Kähni (wie Anm. 83), S. 130f.
- 173 Pillin (wie Anm. 37), S. 39f., 43.
- 174 Ebd., S. 45; vgl. ebd., S. 40.
- 175 Wie Anm. 12.
- 176 K.-B. Knappe: Die Burg Alt-Windeck. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 150–160. – Vgl. ebd., S. 160, Anm. 3, die Bemerkungen zu der äußerst schlechten Forschungslage dieser Familie.

- 177 Gartner (wie Anm. 40), S. 301.
- 178 So zitiert bei: Th. von Glaubitz: Die Burgen Alt- und Neuwindeck mit den Bühler Edelhöfen. In: Die Ortenau 25 (1934), S. 187–208, hier S. 187f.
- 179 Wie Anm. 177. – Vgl.: H. Schwarzmaier: Schwarzach. In: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg. Bearb. von F. Quarthal. (= Germania Benedictina. Bd. V: Baden-Württemberg). 1975. S. 574–588, hier S. 581.
- 180 Regesten der Bischöfe von Straßburg. Bd. 2. Nr. 1069. – Dieser Beleg fehlt bei Gartner (wie Anm. 40).
- 181 Gartner, ebd., S. 302f.
- 182 Ebd., S. 302, Anm. 3. – Vgl.: Krieger, Bd. 2 (wie Anm. 57), Sp. 1462.
- 183 Regesten der Bischöfe von Straßburg. Bd. 2. Nr. 1286 (zum 4. 12. 1248).
- 184 Gartner (wie Anm. 40), S. 303f.
- 185 Wie Anm. 28.
- 186 Wie Anm. 51 und 52.
- 187 Wie Anm. 57.
- 188 W. Knausenberger: Der Lahrer Niederadel im 14. Jahrhundert. In: Die Ortenau 45 (1965), S. 69–98, hier S. 69.
- 189 Vgl.: Schäfer (wie Anm. 67), S. 188 und S. 237, Anm. 245.
- 190 Ebd., S. 183.
- 191 Wie Anm. 171.
- 192 Wie Anm. 12 und 175.
- 193 Vgl. dazu: Pillin (wie Anm. 37), S. 9f. – Vgl. auch: Harter (wie Anm. 64), S. 203, 258ff.
- 194 Ellenhardi chronicon. Ed. Ph. Jaffé. In: MGH SS 17, S. 118–141, hier S. 121.
- 195 Ebd. – Vgl. Anm. 193.
- 196 Vgl. Harter (wie Anm. 193).
- 197 Wie Anm. 178, 182 und 183.
- 198 Dazu könnten auch Nonnenweier und das dort abgegangene Trisloch gehört haben, die 1316 als bischöflich-straßburgisches Lehen in den Händen Bertolds von Windeck erscheinen (ZGO 39. 1885. S. 287f.). – Vgl. auch: Sattler (wie Anm. 115), S. 245. – Vgl. ders. (wie Anm. 127), S. 56 und Karte S. 54f.
- 199 So: Schwarzmaier (wie Anm. 158), S. 21f.
- 200 Vgl.: Die Zähringer II (wie Anm. 3), Nr. 227, S. 267.
- 201 A. Zettler: Zähringerburgen. In: Die Zähringer III (wie Anm. 99), S. 95–176, hier S. 129f.
- 202 Vgl.: F. X. Vollmer: Das Schloß Ortenberg. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 381–392, hier S. 383f.
- 203 Wie Anm. 64.
- 204 RSP (wie Anm. 59), S. 146, 149, 166. – Vgl.: Heyck (wie Anm. 2), S. 550.
- 205 Wie Anm. 153.
- 206 So auch: Heyck (wie Anm. 2), S. 549f. – Anders: „Karte der Zähringerministerialen“ (wie Anm. 3).
- 207 Parlow (wie Anm. 63), Nr. 230.
- 208 Anders: H. Heid: Burg Neuenstein. In: Die Ortenau 25 (1934), S. 251–255. – D. Kauß: Die Burg Neuenstein. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 220–222. – Vgl. auch: „Karte der Zähringerministerialen“ (wie Anm. 3).
- 209 So bereits: Heyck (wie Anm. 2), S. 551.
- 210 Vgl. jeweils ebd., S. 539ff.

- 211 RSP (wie Anm. 59), S. 147. – Vgl.: K. Schubring: Zwischen Syrakus und Seelbach. In: Die Ortenau 65 (1985), S. 120–133, hier S. 130f. – Ders.: Die Herren von Lützelhardt. In: ZWLG 40 (1981), S. 262–283, hier S. 273ff.
- 212 So: Bühler (wie Anm. 36), S. 17ff.
- 213 Wie Anm. 86.
- 214 F. X. Vollmer: Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes. 1986. S. 736f., 748ff.
- 215 Ebd., S. 783.
- 216 WUB 2, S. 394. – Codex Hirsaugiensis. Hg. von E. Schneider. 1887. Fol. 43a.
- 217 Ob ihm die 1975 durch Luftaufnahmen entdeckte Burg im Gewann „Rindschädel“ in Appenweier zugeordnet werden kann, wäre noch zu klären. – Den Hinweis auf diese Anlage verdanke ich Herrn Karl Maier, Appenweier, der für sie auch ein Beleg von 1471 gefunden hat (*bei der Burg am Grewel*, GLA Karlsruhe 229/2554). – Vgl. auch: K. Maier: Besitzverhältnisse im Ort Appenweier. In: 1100 Jahre Appenweier 884–1984. 1984. Hier S. 10 und Photo S. 11.
- 218 Vgl.: Schwarzmaier (wie Anm. 158), S. 14f.
- 219 Notitiae foundationis et traditionum monasterii S. Georgii in Nigra Silva. Ed. O. Holder-Egger. In: MGH SS 15/2, S. 1005–1023, hier S. 1021. – Vgl.: Wollasch (wie Anm. 55), S. 37f.
- 220 Wie Anm. 86.
- 221 Lichdi (wie Anm. 3), S. 29f.
- 222 Vgl. zum Rückzug des Breisgauadeligen Gerold von Scherzingen, der sogar seine Burg niederreißen ließ, um damit die Gründung eines cluniazensischen Frauenklosters auf seinem Allod Sölden zu ermöglichen: Harter (wie Anm. 68).
- 223 Vgl. zu den Herren von Windschläg und von Hofweier: H. Harter: Eine Schenkung der Herren von Wolfach an das Kloster Alpirsbach. In: Die Ortenau 49 (1969), S. 225–244, hier S. 239f.
- 224 A. Schäfer: Offenburg, eine zähringische Stadtgründung? in: ZGO NF 84 (1975), S. 47–64, hier S. 58: „Offenburg war . . . von einem ganzen Kranz von zähringischen Ministerialenburgen umgeben“; vgl. ebd., S. 59, die Kartenskizze (mit falscher Eintragung von „Dattenweier“).
- 225 Vgl. zusammenfassend: Die Zähringer II (wie Anm. 3), Nr. 227, S. 267. – Vgl. auch: B. Schweineköper: Die heutige Stadt Villingen – eine Gründung Herzog Bertolds V. von Zähringen (1186–1218). In: Die Zähringer I. Hg. von K. Schmid. 1986. S. 75–100, hier S. 92.
- 226 Vgl. dazu: H. Bloch / H. Wittich: Die Jura curiae in Munchwiler. In: ZGO NF 15 (1900), S. 391–431, hier S. 430. – Vgl. auch: H. Schwarzmaier: Die Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit. In: ZGO 119 (1971), S. 1–31, hier S. 5f.
- 227 Vgl.: Schäfer (wie Anm. 224), S. 58.
- 228 WUB 1, S. 329. – Vgl. dazu: Harter (wie Anm. 223).
- 229 Vgl.: M. Blattmann: Die Freiburger Stadtrechte zur Zeit der Zähringer. Bd. 1. 1991. S. 69ff.
- 230 Harter (wie Anm. 223), S. 242.
- 231 Vgl. dazu: U. Parlow: Die Grafen von Nimburg. In: Teningen. Ein Heimatbuch. Hg. von P. Schmidt. 1990. S. 45–74, hier S. 49.
- 232 Ebd., S. 49ff. und Stammtafel S. 63.
- 233 Ebd., S. 47. – Vgl. ebd. S. 58f. zur mutmaßlichen Verleihung des Grafentitels durch den Zähringerherzog an den Nimburger.
- 234 Vgl.: Harter (wie Anm. 64), S. 91ff.

- 235 Wie Anm. 86.
- 236 So: E. Gothein: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. 1892. S. 209. – Vgl.: M. Krebs: Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. In: Die Ortenau 40 (1960), S. 133–246, hier S. 145, 147.
- 237 So: Schäfer (wie Anm. 224), S. 58ff.
- 238 Vgl.: Blattmann (wie Anm. 229), S. 73.
- 239 Vgl.: O. Kähni: Ist Offenburg eine Zähringer Gründung? In: Alemannisches Jahrbuch 1953. S. 213–223, hier S. 219. – Vgl. ders.: Offenburg und die Ortenau. Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft. 1976. S. 42, wo als Standort „der zwischen Stadtbuckel und Zwinger auslaufende Hang“ angegeben wird.
- 240 Vgl. dazu: Zettler (wie Anm. 201), S. 130, Anm. 176.
- 241 Vgl. Schäfer (wie Anm. 224).
- 242 J. Röderer: Alte Wege in und um Oberschopfheim. In: Die Ortenau 29 (1949), S. 124–132, hier S. 126.
- 243 Wie Anm. 22.
- 244 Wie Anm. 6 und 7.
- 245 Wie Anm. 215.
- 246 Vgl.: K. S. Bader: Kürnburg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald. In: Schauinsland 64 (1937), S. 93–128.
- 247 A. Schäfer: Die Höllentalstraße. In: Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft. Festschrift für Clemens Bauer zum 75. Geburtstag. 1974. S. 111–151, hier S. 113, 120.
- 248 Schäfer (wie Anm. 224), S. 48.
- 249 Nierhaus (wie Anm. 21), S. 264f. – Vgl.: Naudascher (wie Anm. 6), S. 127.
- 250 Wie Anm. 248.
- 251 Vgl.: Heinemann (wie Anm. 99), S. 258f. – Vgl. auch: Schäfer (wie Anm. 224), S. 50ff.
- 252 Heinemann, ebd.
- 253 Wie Anm. 225. – Vgl. auch: K. Hitzfeld: Das Rätsel über die Anfänge der Stadt Offenburg. Das Ende der Zähringer-Legende. In: Die Ortenau 48 (1968), S. 119–141, hier S. 134.
- 254 So: Schäfer (wie Anm. 224), S. 54.
- 255 Ebd.
- 256 Vgl.: Vollmer (wie Anm. 202), S. 383.
- 257 Vollmer (wie Anm. 111), S. 29.
- 258 Ebd., S. 24ff.
- 259 Ebd., S. 30, 32.

Die Windecker, eine Urkundenfälschung und die Gewissensbisse der Junta von Lomersheim

Suso Gartner

Das Straßburger Bezirksarchiv verwahrt eine Pergamenturkunde¹, deren Verurteilung zwar dem Bearbeiter des Inventars, nicht aber der einschlägigen Forschung aufgefallen war. Der vom Fälscher eingetragene Name Hans von Windeck taucht in dem Prozeß auf, welchen die Windecker im 16. Jh. führten, um das Niederschopfheimer Lehen wieder an sich zu bringen, das die Herren von Bach und später die von Cronberg erlangt hatten. Der nachstehende Artikel befaßt sich deshalb auch mit lehensrechtlichen Argumenten, der Genealogie der Herren vom Windeck im 15. Jh., den Besitzverhältnissen auf Altwindeck und dem in der Urkunde erwähnten Lichtenberger Lehen.

Das Lichtenberger Lehen

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts verkaufte Eberlin von Windeck Stadt und Feste Stollhofen, die Dörfer Hügelsheim und Söllingen an Markgraf Ru-



Reste des sogenannten Streckturms im Lichtenauer Pfarrgarten

dolf den Älteren von Baden². Gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte Bischof Konrad von Lichtenberg das unweit liegende Lichtenau zur Feste ausgebaut. Offenbar ist es in diesem Zusammenhang zu Auseinandersetzungen mit den Windeckern gekommen. Aus einer Urkunde vom 23. Oktober des Jahres 1315³ erfahren wir, daß Johann der Ältere von Lichtenberg Konrad, den verstorbenen Vater des Windeckers Burkhard, und diesen selbst geschädigt hatte. In dieser gütlichen Übereinkunft zwischen Burkhard von Windeck und Johann von Lichtenberg erhält der Windecker für seine Forderungen 100 Mark Silber Straßburger Gewichts. Diese 100 Mark gibt der Lichtenberger Burkhard und seinen Lehenserben zu einem Seßlehen zu Lichtenau. Sie sollen als Eigengut um Lichtenau angelegt werden, und die Lehenserben Burkhardts sollen dasselbe Eigen nutzen und nießen.

Eine bislang weitgehend unbekannte Urkunde vom 19. Juni 1321⁴ legt die Einzelheiten fest:

Ritter Burkhard bekennt, von Johannes von Lichtenberg 100 Mark Silber Straßburger Gewichts als Burglehen zu Lichtenau empfangen zu haben, weshalb er dort Burgmann ist. Er habe ihm dafür Eigengüter zu Ulm und in dem Bann, 9 Viertel Roggengeld und alle zugehörigen Rechte Kappen und Zinsen an Fällen und was dazugehört, gegeben, ebenso in der Oberau zu Ulm das Stück an der Brücke von etwa 10 Joch, ebenso auf dem Scherzheimer Feld etwa 61 Joch, die halbe Mühle zu Alzenach, 4 Joch auf den Rödern und 2 Joch auf dem Rod.

Im Lauf der Zeit haben sich wohl Einzelheiten dieses Lehensbesitzes geändert oder sind andere Stücke dazugekommen. Am 16. Juli 1412 belehnt Ludwig von Lichtenberg Burkhard von Windeck, Sohn des verstorbenen Reinhard, mit dem Burgseßlehen zu Lichtenau, den dazugehörigen Gütern, genannt das Reitlehen, in der Mark Lichtenau und Eigenleuten zu Ottersweier, die von dem von Müllenheim an seinen Vater Reinhard gekommen waren⁵.

Zwei Lehensurkunden aus dem Jahr 1430

Am Sonntag nach Dreikönig 1430 (Jan. 8) stellt Wirich von Hohenburg als Vormund der Tochter Ennelyn (Anna) seines verstorbenen Schwiegersohns Burkhard von Windeck gegenüber Friedrich Graf zu Mörs und Saarwerden einen Lehensrevers (eine Art Lehenquittung) aus für die Belehnung mit den Lichtenbergischen Lehen (ABR 16 J 183 (6), alte Signatur E 6037 (6)). Die Lehensurkunde Friedrichs ist inseriert (mit aufgenommen):

Wir Friderich graff zü mörse vnd zü Sarwerden, dünt kunt offenbar mit disem briefe. Als Burghard von Windecke selige, h(er)n Reinhardts von Windecke seligen Sön von dodes wegen abgange(n) ist so daz er keinen sön Sünder ein eliche

doht(er) hind(er) Ime gelassen hat die Ennelyn von Windecke genant, vnd von vnse(r) besünd(er)n güten fründes Winriches von hohenburg doht(er) geborn ist. Also nü der obgen(ante) Burghard selige diß hernoch geschriben Burglehen zü Liechtenowe von der herschafft Liechtenb(er)g der montber wir zü disen zyten sint, h(er)braht, vnd gehebt hat, des hat vns d(er) yetzgena(n)te Winrich demüticliche(n) gebette(n) d(a)z wir also ein montbar der obgen(anten) h(er)schafft dasselbe Burglehen by dez obgen(anten) Burghartes von Windeck selige(n) doht(er) vnd iren liplehens erbe(n) blibe(n) vn(d) yne(n) die lasse(n) wolte(n) des haben wir angesehe(n) des obgen(anten) winriches ernstliche bette, vn(d) ouch getruwe vn(d) nützbere dienste, die er vn(d) ouch desselbe(n) kindes vatt(er) vnd vord(er)n seligen d(er) h(er)schafft von Liechtenb(er)g In v(er)gange(n) zyte(n) manigfalticliche(n) geton haben, vnd daz er daz noch fürbasser In kunfftigen zyten gegen der h(er)schafft von Liechtenb(er)g wol getün vnd v(er)dienen mag, vnd haben also vmb sinre bette willen dasselbe Burglehen mit allen sinen Rechten vnd zügehörungen, als es die von Windecke vormals von der h(er)schafft h(er)braht vnd gehebt hant, derselben Ennelin von Windecke vnd Iren Liplehens erben, d(a)z nemlich knaben sollen sin, ob sie die gewünne In montberß wise von der obgenan(ten) herschafft wegen, verlihen, die fürbasser von der herschafft von liechtenb(er)g zü haben zü nützen vnd zü niessende, vnd ouch der obgen(anten) h(er)schafft dauon gehorsam sin zütünde noch des Burglehens Reht vnd herkomen vngeu(er)lich. Also doch das dasselbe Burglehen allezyt gegen der herschafft v(er)mannet vnd getragen [Verschreibung] werden sol, mit eim der Wopens genoß ist We(re)s ab(er) das die obengenante Ennelin by ire müter lebtagen von dodes abginge, vnd nit Söne von Ir geborn hinder Ir liesse, so sol doch die se[l]be yre muter diß lehen yren lebtagen niessen vnd ouch verman(n)en als vor geschriben stet, vnd noch Irme dode sol es zü der h(er)schafft widerfallen vngeu(er)lich Und haruff So hant wir den obgenan(ten) Wi[n]rich yeczunt von der Egenan(ten) Ennelin von Windecke wege(n) dauon an die herschafft zü manne empfangen, der het vns ouch dauon also ein montbar an stat der herschafft huldunge geton mit gelübden vnd eiden dauon zütünde vnd gehorsa(m) sin alz sich dann zü Rechte geheischet vngeu(er)lich. Wenn aber die dohter ein elichen man gewynnet, der sol dann sollich lehen selbs entfohen vnd tragen von der obgenan(ten) dohter wegen als vor beg(ri)ffen ist. Und ist diß nochgeschriben daz lehen von dem da vor geschriben stot Item züm ersten der Burgseß zü Liechtenouwe In der Statt, vnd die güte nemlichen acker vnd matten waz dann zugehört, daz man nennet daz Reit lehen, gelegen In der marg zü Liechtenouwe Item vnd darczu ettwie vil eigen(e) lüte zü otterßwil(e)r vnd In der gegene In dem Straßburg(er) bischtüm also die von den von mulnheim zu zyten an die vord(er)n von Windeck seligen kome sint noch lute der briefe die sie dauon Innehant, vnd ob yczt me güte(r) funden wurden die In daz obgeschriben lehen gehört haben vnd von Reht gehören soultten, daz sollent sy beschriben geben, vnd sol ouch In dise entpfengnisse begriff[e]n sin, on alle geu(er)de, des zü woren vrkunde hant wir Friderich graff obgenan(t) vnser Ingesigel dün hencken an disen brieff der geben ist des Sondages noch d(er) heilig(n) dryer künige dag des Jares als man zalt von Cristi gebürte vierczehen hundert vnd dryssig Jare. Da bekenne ich winrich von hohenburg obgenant, wie der obegerürte myns gnedigen h(er)ren brieff Inneheilt, daz ich ouch die selben lehen von mynre dohte(er), dohter wegen also empfangen vnd sinen

gnaden als ein montbar, der herschafft von Lichtenberg dauon gehuldet vnd gesworn han mit gelübden vnd eiden alz sich dann von sollich(en) lehen wegen zü Rehte geheischt vngeu(er)lich, des zü worem vrkünde han ich myn Ingesigel gehenckt an disen brieff der geben ist des Sondags noch der heilige(n) dryer küninge dage des Jores also man zalt von Cristi gebürte vierczehen hundert vnd dryssig Jare.

Man benutzte nun die echte Lehensurkunde Graf Friedrichs mit gleichem Datum (ABR 16 J 183 (5)) und nahm folgende Veränderungen vor:

ABR 16 J 183 (6)

keinen son Sünder ein eliche dohter
die Ennelyn
dohter vnd iren liplehens erben
derselben Ennelin von Windecke vnd Iren
liplehens erben
ob sie die gewünne
mit eim der wopens genoß ist
weres aber das die obgenannte Ennelin by
ire müter lebtagen von dodes abginge,
vnd nit Söne von Ir
geborn hinder Ir liesse
yre müter
Ennelin von Windecke
Wenn aber die dohter ein elichen man
gewynnet
von der obgenanten dohter wegen

ABR J 183 (5)

einen Son, mit seiner hausfrowen
der hannß
sohn vnnd seinenn erben
demselben hannsen von Windecke, vnd
seiner liplehens erben
ob er die bekommen
mit eim vonn Windecke,
weres aber daz der obgenant hanns by
seiner müter
lebtagen von dodes wegen abginge vnd
nit Söne von ime geborn hinder im liesse
syne muter
hannsen von Windeck
wenn aber hanns von Windeck
manbar würt
von seinn selbß wegen

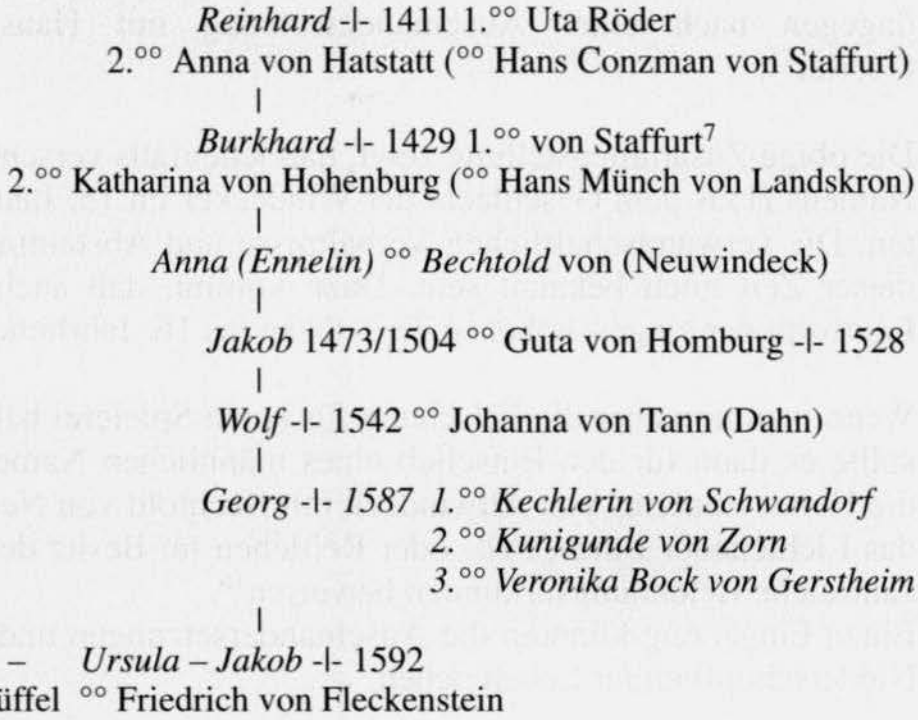
Der Bearbeiter der Urkunde ersetzte den Namen Ennelin durch den Namen Hans, veränderte Tochter zu Sohn, wechselte alle entsprechenden Pronomina aus und mußte gleichzeitig einen passenden Ersatztext erfinden, der in die jeweilige Textlücke und zum Inhalt des Textes paßte. An einer Stelle ist er allerdings gescheitert: „nit Söhne von ime *geborn* hinder im liesse“. Auch von der Schrift her lassen sich die Einfügungen leicht an dem Original erkennen. Den Zeitgenossen am mittleren Oberrhein waren sicherlich die verwandtschaftlichen Verhältnisse bekannt. Anna (Ennelin) von Windeck, die Enkelin des bekannten Reinhards, heiratete den Neuwindecker Bechtold, wodurch die beiden Linen Alt- und Neuwindeck wieder zusammengeführt wurden. Sie starb 1483 in Beinheim.



Wir Andrich graff zu Marje und zu Carsteden dant hant offenbar mit dem brüder Albrecht von Windede selige thut anhande von Windede selige
 Son von des oregon abgungen ist So der er einer Son mit seiner Kauffschiffhinder me gelassen hat / der hantst von windede zmant / und von windede
 besindern gien fründes Gmüdes von Hohenburg doher gelan ist / Also mider obgen Burgward selige ditz her nach geschriben burgischen zu lichenoult von d'
 her schafft von lichtenberg der mentbar mir zu diesen züten sint herab / und erlet hat / der hat uns der verigenante lichenoult den wüchigen gaherey / das wir
 also ein mentbar di obgen her schafft duffelbe Burgleben bij des obgenen Burgwardes von Windede selige selig vnd seinem edlen abbe vnd die in lichten
 werten / & e haben wir angefaen des obgen wüchigen crustliche lere von auch getreibe und nutzbar dieu die er und auch desselber künke rou und warden
 seligen der her schafft von lichtenberg In vergangem züten mannschuldten geton hant / und das er das noch für besser In künffigen züten gegen der her schafft bon
 lichtenberg wol getun und wideren mag / und haben also vmb sine hant willen duffelbe Burgleben mit allen sinen Lehen und zugehörigen / als es die bon lichen
 decke vormatz von der her schafft herab und achete sint den selben hantzen von Windede und sein lichenoult eren dz uen lichenoult selig sint abbe die be
 fernen in montenre biye men der obgenen her schafft wegen verleben die lichenoult von lichtenberg zu haben zu wüchigen und zü miffenden vnd auch d'
 obgen her schafft daren gelbesen sin zü mende nach der burgischen lere und herabne reugetlich also doch dz duffelbe burgischen alle züte gegen der her schafft romane
 und getragen werden sol mit ein roem Windede / Was at die obgenant hant zü sine mit lichtenberg von des wegen abginge vnd die Sone von sine
 geden hant zü lichte / so sei doch die selbe sine mit ditz leben sin leben messen und auch manen / als wir geschriben sint vnd noch In dem sel es zu der
 her schafft wider fallen vngelich / So hat wir den obgen vrenten von der obgen hantzen von Windede wege daren an die her schafft zu man
 empfangen der her und auch daren also ein mentbar an stat der her schafft wüchigen geton mit geliden und eiden die von zü mende und gelobten sin als sich ditz
 zu secht geschriben vngelich lere aber vnter von Windede man an wüchigen / der sel ditz selig leben selig empfangen und tragen von sin selig wege / als wir
 den ist / vnd ist ditz noch geschriben dz lichenoult von dem da wir geschriben sint / Item sin eisten der Burgese zu lichenoult In der Stat vnd die gute nem
 lichenoult vnd man was dem da zugehor das man vnter der lere leben gelogen In der man zu lichenoult Item vnd ditz zu lichenoult vnter lere
 zu oregon vnter In der geneue In dem Gmüdeburg duffelbe / also die von den von vnter lere zu züten an die vnter windede selige hant sint nach lere
 der brüder die sy daren im lere / vnd die sel me gute funden wurden die In der obgenen lere selig geton haben / und von ditz geboren solten / dz solten
 sy besindern geden / vnd sel auch In die empfangnisse begriffen sin / on alle geid / der zu wozem vnter lere hant wir fründes graff obgen vnter / Ingefang
 ditz beuften an dize brüder der geben ist dz Sonntags nach der heiligen drit künige tag dz Jares also man zalt von Crist geboren vierzehen hundert
 und duffsig Jare

ABR J 183 (5)

Stammbaum⁶ (ohne Neuwindecker):



Der Name Hans taucht verschiedentlich unter den Windeckern im 15. Jh. auf. Manchmal allerdings in Verbindung mit Reinbold⁸. Am 31. Jan. 1405 reversiert der Edelknecht Craft von Großweier als Vormund des Hans, Sohn des verstorbenen Hans Reinbolt von Windeck, gegenüber Markgraf Bernhard von Baden für die Belehnung mit seinem Anteil von Altwindeck und zwar mit der Vorderburg mit allem Zubehör⁹. Am 11. August dessel-

ben Jahres bekennt der Edelknecht Hans von Windeck, Sohn des verstorbenen Johannes von Windeck, daß er als Lehensvorträger von Markgraf Bernhard die an Baden gekommenen ehemaligen ebersteinischen Lehen empfangen habe¹⁰. Am 3. Februar 1415 trifft sich Hans mit seinen Vettern den Brüdern Reinbold und Peter auf Neuwindeck und vereinbart, die Urkunden, die gemeinschaftlichen Inhalts sind, im Briefgewölbe des Edelknechtes Reinhard von Großweier zu hinterlegen. Diese Abmachung bezeugt sein Schwager Ravan Göler¹¹. 1418 wird Hans von Windeck unter den Beisitzern des badischen Mannengerichts genannt¹². 1421 März 3 ist er mit Reinhard von Großweier und andern markgräflichen Dienstleuten Richter in dem Prozeß des Markgrafen Bernhard von Baden gegen Hans Conzmann von Staffurt, der Reinhard von Windecks zweite Frau Anna von Hatstatt geheiratet hatte¹³. Als Beisitzer des badischen Mannengerichts wird er in weiteren Urkunden von 1422, 1423, 1424 und 1425 aufgeführt¹⁴.

1423 mußte Graf Bernhard von Eberstein einen Streit wegen der Verleihung der Kirche Ottersweier schlichten. Hans von Windeck hatte die freigewordene Kirche von Ottersweier seinem „Bruder“ Reinhard von Helmstatt geliehen und mit der Begründung, daß ihm dies als dem Ältesten von Windeck zustehe. Peter, Reinbold und Burkhard von Windeck liehen sie dagegen nach einer Auseinandersetzung mit Hans dem Johannes Götzler¹⁵.

Die obige Zusammenstellung zeigt, daß jedenfalls verschiedene Träger des Namens Hans dem Geschlecht der Windecker im 15. Jahrhundert angehörten. Die verwandschaftlichen Verhältnisse und Abstammungen mußten zu dieser Zeit noch bekannt sein. Dazu kommt, daß auch Schreibung und Lautform der eingeschobenen Textstücke ins 16. Jahrhundert weisen.

Wenn man nun aber die Fälschung für keine Spielerei hält, welche Gründe sollte es dann für den Einschub eines männlichen Namens geben? Durch die Heirat Ennelins von Altwindeck mit Bechtold von Neuwindeck blieb ja das Lichtenauer Burg-, Seß- oder Reitlehen im Besitz der Windecker, was zahlreiche Belehnungsurkunden beweisen¹⁶.

Einen Fingerzeig könnten die Auseinandersetzungen und Prozesse um das Niederschopfheimer Lehen geben.

Das Niederschopfheimer Lehen

Das uralte Dorf in verkehrsgünstiger Lage war im Mittelalter im Besitz der Straßburger Kirche¹⁷. Nach Schopfheim nannten sich mehrere Geschlechter. Ob die Windecker mit diesen verwandt waren, ist wahrscheinlich, aber

noch nicht nachgewiesen¹⁸. Jedenfalls besitzen diese schon im 13. Jahrhundert die Dorfherrschaft¹⁹. Reinbot von Windeck war Vogt des Dinggerichts zu Niederschopfheim, als das Weistum der Fronhöfe des Klosters Gengenbach zu Niederschopfheim und Ichenheim aufgerichtet wurde. 1318 wird Ritter Reinbold von Windeck als Rektor der Kirche Schopfheim genannt²⁰. In dem sogenannten Urbar des Bistums Straßburg, das im zweiten Teil ein Verzeichnis der bischöflich-straßburgischen Lehensleute enthält²¹, heißt es, daß Bertold von Windeck und seine Genossen gemeinsam Burg und Dorf Schopfheim, den Kirchensatz und Zubehör zu Lehen haben: „Bertholdus de Windecke et eius socii habent communiter in feodo Castrum dictum Schopfheim villam ibidem et Jus patronatus et alia eiusdem ville attinencia“. Als am 20. Sept. 1505 Niclaus von Fleckenstein als Vormund und Lehenträger der minderjährigen Philipp und Bechthold von Windeck den Lehensrevers gegenüber Bischof Albrecht ausstellt, werden nach den Lehen vom Straßburger Zollkeller und Schultheißenamt Einkünfte zu Schopfheim von 36 Kappen Geld 3 Schilling 4 Pfening und 3 Viertel Korngeld aufgeführt. „Item Bechtoldt von Windeck vnd sin gesellen hant in gemeinschaft zu lehen die Burgk schopffen das dorff daselbs vnd den kirchensatz, auch ander desselben dorfs zugehorde. Vnd hat dan derselbig Bechtoldt das dorf Nunnenwiler mit dem gerichtszwang vnd ban allein²².“ Der Hinweis auf das gemeinsame Lehen ist für die spätere Auseinandersetzung wichtig.

Aus einem Schreiben Markgraf Bernhards von Baden an die Stadt Straßburg vom 25. April 1395²³ geht hervor, daß das Lehen sich damals offenbar im Besitz von Hans Reinbold von Windeck, Diener des Markgrafen, befand. Hans Reinbold beklagte sich darüber, daß Straßburg im Krieg (1392), den die Stadt mit dem König, den Fürsten und dem Markgrafen hatte, sein Dorf Schopfheim mit Brand und Wegnahme geschädigt hatte²⁴.

Die Herren von Bach im Besitz des Lehens

Im Jahre 1436 nahm Hans Reinbold von Windeck seinen Schwager Jörg von Bach in die Lehengemeinschaft auf²⁵:

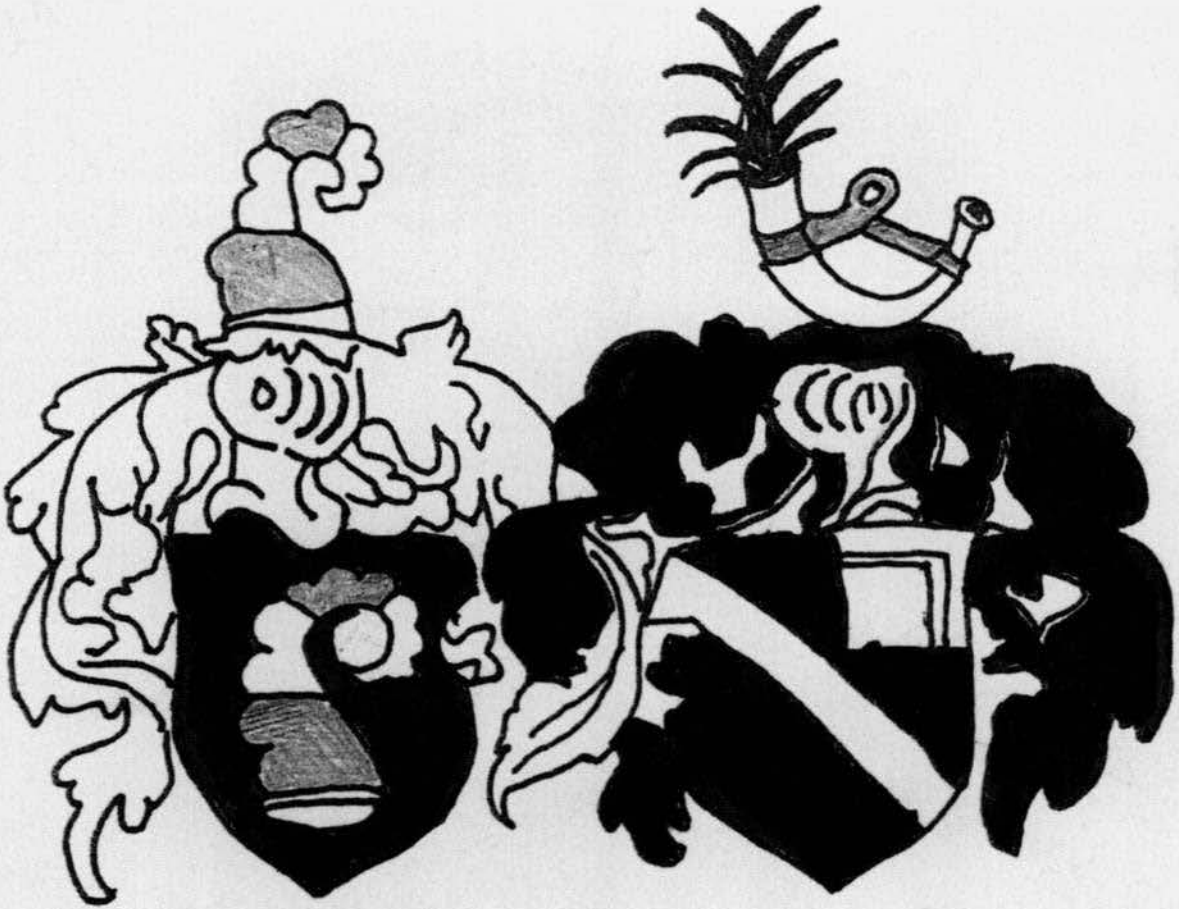
Bischof Wilhelm von Straßburg urkundet, daß Hans Reimbolt von Windeck, Sohn des verst. Hans Reinbolt, Niederschopfheim, Burg und Dorf mit Herrlichkeiten, Wäldern und allem Zubehör, den dortigen Kirchensatz mit dem zugehörigen Zehnten, wie es seine Vorfahren und er vom Stift bisher zu Lehen hatten, mit Ausnahme des Schweighofs und der dazugehörigen Güter sowie den Wald, der vor Zeiten von einer Äbtissin von Hohenburg zu eigen gekauft wurde, ihm und dem Stift aufgegeben habe, mit der Bitte, ihn Hans Reinbolt und seinen Schwager Jörg

von Bach in Gemeinschaft damit zu belehnen. Der Bischof belehnt beide und ihre leiblichen Erben.

Der von Hans Reinbold von Windeck und Jörg von Bach gegenüber Bischof Wilhelm ausgestellte Lehensrevers für die gemeinschaftliche Belehnung ist ebenfalls noch im Original vorhanden²⁶. Schon am 28. Mai des gleichen Jahres hatte Hans Reinbold von Windeck aus „besonderer Liebe“ zu Georg von Bach, seinem Schwager, und zu Briden (Brigida) dessen Hausfrau, Hans Reimbolds Schwester, diesen und seine Kinder als Leibeserben in die rechte Gemeinschaft der Lehen eingesetzt, die er von der Markgrafschaft Baden, dem Stift Straßburg und von Lahr (Geroldseck) hatte. Die Bedingung war, daß Hans Reibold und seine Leibeserben dem Georg von Bach von solcher Gemeinschaft jährlich nur 20 Gulden, 1 Viertel Korn, 1 Viertel Hafer und 2 Hühner geben sollten. Das übrige sollte Hans Reibold erhalten. Dafür mußte Bride von Windeck, Georg von Bachs Frau, auf alle Ansprüche an ihrem väterlichen Erbe verzichten²⁷. Die Vereinbarung war offenbar getroffen worden, um die Schwester Hans Reimbolds für ihre erbrechtlichen Forderungen zu entschädigen.

Am 2. Dezember 1437 stellte Bischof Wilhelm die gemeinschaftliche Belehnung mit Niederschopfheim und Zubehör offenbar für Georg von Bach aus²⁸. Am 5. Dezember 1441 belehnte Bischof Ruprecht Hans Reinbold und Georg von Bach in Gemeinschaft mit dem Lehen als Mannlehen, und unter dem gleichen Datum stellten die beiden den Lehensrevers aus²⁹.

In ähnlicher Weise wie Hans Reibold von Windeck seinen Schwager Georg von Bach in die Gemeinschaft des Niederschopfheimer Lehens eingesetzt hatte, verfuhr er auch mit seinen Anteilen an den Bühler Besitzungen. Am 12. Januar 1442 bat er König Friedrich [III.] um die Erlaubnis, Markgraf Jakob in die Gemeinschaft seines Teils am Zoll, Ungeld und Gericht zu Bühl einsetzen zu dürfen, so daß diesem die Hälfte am Zoll und Ungeld und ein Viertel am Gericht und andern Rechten, ihm selbst aber die andere Hälfte zustehen sollte³⁰. König Friedrich bestätigte die Bitte und setzte Markgraf Jakob in die Gemeinschaft des Reichslehens Bühl ein. Falls Hans Reibold ohne leibliche Erben sterben würde, sollten die vorgenannten Güter mit allen Rechten an den Markgrafen fallen³¹. In gleicher Weise handelte er wohl 1443 mit seinen Geroldsecker Lehen, in die er seinen Schwager Jörg von Bach einsetzte³². Wenige Jahre später ist Hans Reinbold von Altwindeck gestorben³³.

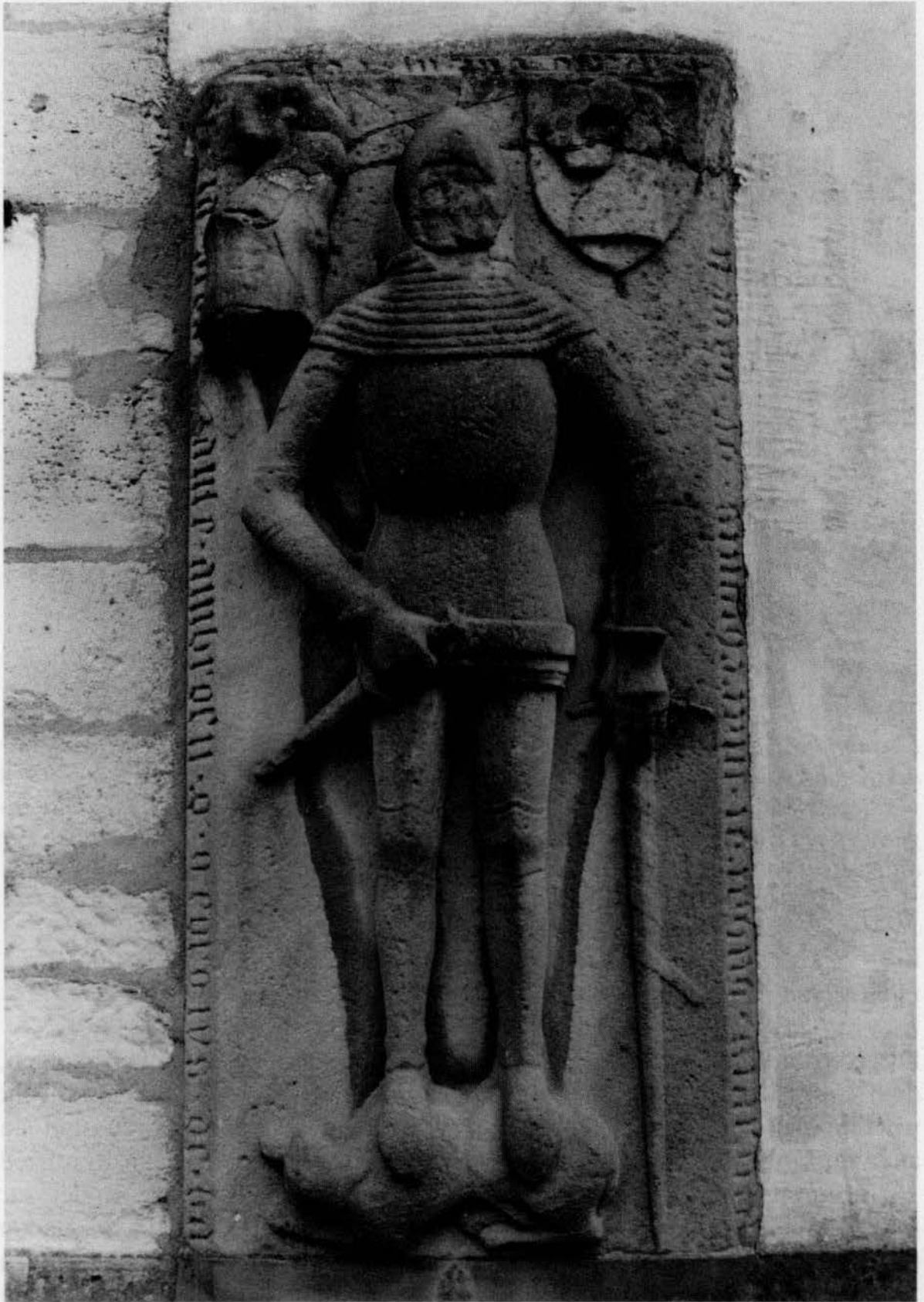


Ehemaliges Allianzwappen von Bach-Windeck als Fenster hinter dem Fronaltar der Kirche von Steinbach. Das Bachische Wappen: ein von Silber und Rot viermal gestücktes Steinbockshorn in blauem Feld und das Windeckische Wappen mit Jägerhorn als Helmzierde. Darunter steht: „Anno Domini 1457. Geörg von Bach der ailter. Brid von Windeck.“ GLA 67/1414.

Die Herren von Bach

Die Herren von Bach nannten sich nach einer kleinen befestigten Anlage, dem ehemaligen Bachschloß Bei Bühl/Kappelwindeck³⁴. Das Geschlecht war in Neuweier, Steinbach, Leiberstung, Kuppenheim, Förch und an anderen Orten begütert und belehnt. Ein Georg von Bach, nach Reinfried 1388 erstmals belegt³⁵, hatte die Tochter des Ritters Arbogast Röder zur Frau und fungierte als Hofmeister des Markgrafen Bernhard von Baden (1395–1404)³⁶. Er starb am 5. Dezember 1415 und wurde in der Kirche zu Steinbach begraben. Sein Grabdenkmal befindet sich an der nördlichen Außenseite³⁷.

Georg von Bach der Ältere wohnte auf dem unteren Schloß Neuweier und zwar zuerst mit Brigida von Altwindeck, nach deren Tod (1458?) mit



Bachischer Grabstein an der Mauer der Kirche von Steinbach. Die ergänzte Umschrift lautet nach Reinfried: Anno millesimo CCCC[X]V feria secunda ante Ambrosii ob[it] dom[inus] Georgius de B[ach, magister curie dom.] principis Bernhardi marchionis de Hachberg.

Notburga von Handschuhsheim verheiratet³⁸. Seit 1458 finden wir einen Georg oder Jörg von Bach als pfälzischen Lehnsmann und als Vogt und Amtmann zu Ortenberg³⁹. Da er auch badischer Lehensmann war, mußte er sich in dem Konflikt zwischen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz und Markgraf Karl von Baden, der mit der katastrophalen Niederlage des Markgrafen in der Schlacht bei Seckenheim am 30. Juni 1462 endete, für eine Seite entscheiden. Jörg setzte mit einigen Gefolgsleuten auf den Pfälzer. Nach dem Friedensschluß wird er 1464 in die Vergleichs- und Sühneverträge mit einbezogen und wieder mit Leiberstung als badischem Lehen belehnt. In die geschlossene Sühne sind mit eingeschlossen: Wilhelm von Urbach und Andres Röder wegen des vergangenen Krieges und Brandes von Niederschopfheim⁴⁰. „Derselbe war noch 1471 Grundherr zu Leiberstung und stiftete in die Steinbacher Pfarrkirche, wo er auch seine Grablege fand, ein gemaltes Chorfenster und eine vom Ottersweierer Kapitel zu begehende Jahrzeit [...]⁴¹.“ 1478 ist er kurpfälzischer Diener⁴². Wegen seines Alters und seiner Hinfälligkeit, er soll geisteskrank gewesen sein, bat er 1479 Bischof Albrecht, seinen Sohn Bernhard mit dem Niederschopfheimer Lehen zu belehnen⁴³. Dieser Bernhard von Bach war 1478/80⁴⁴ Landvogt und Pfleger zu Mortenau des Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein. Danach erhielt 1484 Wilhelm von Bach vom Straßburger Bischof das Niederschopfheimer und andere Lehen⁴⁵. 1497 wurde Bernhard von Bach anstelle seines verzichtenden Vaters Georg belehnt⁴⁶. Ihm folgte 1508 Wilhelm von Bach⁴⁷.

Sein Verwandter, Jörg von Bach, besiegelt am 22. Februar 1495 einen Vertrag des Konrad von Bach und seiner Frau Anna von Windeck, Tochter des Jakob von Windeck, in dem sie nach erhaltener Ehesteuer auf ihre Ansprüche verzichten⁴⁸. Ritter Jörg ist 1518 Beisitzer des badischen Manngerichts⁴⁹. Im Jahre 1519 stiftete er ein Glasfenster für die Ottersweierer Pfarrkirche⁵⁰. Auf dem Rittertag zu Landau am 13. August 1522 wird Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt und in der Ortenau ihm Jörg von Bach und Wolf von Windeck zugeordnet⁵¹.

Im Jahre 1513 stellte Jörg von Bach gegenüber Bischof Wilhelm den Revers aus für die Belehnung mit Burg und Dorf Niederschopfheim, Zwing und Bann zu Orschweier und Güterstücke zu Altdorf⁵². Am 7. April 1537 verkaufte Georg an das St. Michael und St. Peterstift zu Straßburg eine jährliche Gülte von 27 Gulden für 600 Gulden, die auf dem sogen. Meerwald zu Niederschopfheim ruhte⁵³. Ein Jahr später machte er in Offenburg sein Testament und starb am 19. Dezember 1538. Sein prächtiges, vom Bildhauer Christoph von Urach gestaltetes Grabmal ist noch heute an der Chorseite der Pfarrkirche Heilig-Kreuz in Offenburg zu sehen⁵⁴. Er und Adam von Bach, der Sohn seines Bruders, waren ohne Nachkommen ge-

blieben. Es stellte sich die Frage, wem die Straßburger Lehen zufallen würden.

Die Belehnung der von Cronberg mit dem Niederschopfheimer Lehen

Bischof Wilhelm meinte, daß die Lehen an das Straßburger Stift als verfallene Lehen heimgefallen wären. Hartmut von Cronberg und Friedrich von Fleckenstein, welche die Töchter Anna und Catharina der Schwester Jörgs von Bach, verehelichte Catharina von Cronberg, geheiratet hatten, drangen darauf, selbst belehnt zu werden. Der Streit wurde vor dem Lehen- und Manngericht des Stifts ausgetragen, da der Bischof den beiden keinen rechtlichen Anspruch zugestehen wollte. Schließlich einigte man sich auf folgenden Kompromiß: Cronberg und Fleckenstein verzichteten auf ihre Erblehengerechtigkeit hinsichtlich des Röder- und des Malerlehens. Der Bischof hingegen belehnt sie mit Zustimmung des Domkapitels wiederum im Namen ihrer Frauen und deren männlichen Leiblehenserben in rechter Gemeinschaft.

Desgleichen erhalten sie vorläufig und bis auf Widerruf das Niederschopfheimer Lehen, obwohl der Streit mit denen von Windeck vor dem Lehengericht des Stifts noch nicht entschieden ist. Würde dieser zugunsten der Windecker ausgehen, so sollte das Schopfheimer Lehen nicht mehr in ihre Lehnsbriefe gesetzt werden⁵⁵. Die späteren Lehenreverse der Erben nehmen diesen Sachverhalt z. T. in verkürzter Form auf⁵⁶. Ein entsprechender Rechtsvorbehalt hinsichtlich Rechte des Stifts wurde aber immer mit angeführt.

Reimbolt von Windeck

|
Hans Reibold von Windeck – Brigida °° Jörg von Bach

|
Bernhard von Bach

|
Wilhelm von Bach

|
Bernhard von Bach

Belehnungen:

||
Wilhelm von Bach

|
Jörg von Bach - Catharina °° Philipp von Cronberg

|
Friedrich von Fleckenstein °° Katharina von Cronberg - Anna von Cronberg °°
Hartmann von Cronberg

Der Streit um das Niederschopfheimer Lehen

Aus einer Urkunde vom 11. Juni 1555 erfahren wir, daß beim bischöflichen Lehensgericht des Straßburger Stiffts ein Prozeß zwischen den Windeckern Jakob, (Hans) Ludwig und Georg als Klägern und Catharina, geb. von Cronberg, verwitwete von Dalberg, und ihren Verwandten Hartmann und Walther von Cronberg anhängig war.

Das Manngericht hatte schon im vorigen Jahr einen kaiserlichen Notar als Kommissar bestellt. Da dieser aber nicht im Land war, beauftragte nun Alexander Andlo, als Stellvertreter des Sebastian von Landsberg, Stabhalter und Lehenrichter des Bischofs und Stiffts, den Stadtschreiber zu Baden Rudolph Andler, sich der Sache anzunehmen, die Zeugen zu zitieren, Urkunden und Dokumente anzunehmen und in der fürstlichen Kanzlei zu Baden die Kopien mit den Originalen zu vergleichen⁵⁷. Am 26. August forderte der Stadtschreiber und verordnete Kommissar die beiden Parteien, die Brüder von Windeck und Walter von Cronberg sowie Philipp Kämmerer von Worms, gen. von Dalberg, auf, sich am 5. September morgens um 7 Uhr in der Hofgerichtsstube der fürstlichen Kanzlei einzufinden, um die vorgelegten Urkunden einzusehen und die Siegel zu begutachten⁵⁸. Jakob von Windeck, der die Vollmacht seines sich zur Zeit nicht im Land befindlichen Bruders Georg (Jerg) besaß, beauftragte den Kirchherrn von Ottersweier Caspar Wurtz mit seiner Vertretung⁵⁹.

Um was ging es nun in der Auseinandersetzung? Welche Argumente wurden vorgebracht? Die Windecker als Kläger behaupteten, daß es sich um ein Stammlehen handle, wodurch sie als überlebender Stamm Anspruch auf das Lehen hätten. Denn in einem alten Stammlehen finde das „ius accrescendi“ statt, und der abgestorbene Teil wachse den noch lebenden Vasallen zu. Hans Reibold von Windeck habe seinen Vettern von Windeck zum Nachteil seinen Schwager Georg von Bach in die Gemeinschaft des strittigen Lehens Niederschopfheim gesetzt. Zum Beweis werden zahlreiche Urkunden angeführt⁶⁰.

Die beklagte Partei von Cronberg und Dalberg bestritt dies und behauptete, daß die Windecker drei unterschiedlichen Geschlechtern entstammten, wovon zwei ausgestorben und nur der jetzige Stamm übriggeblieben sei. Dieser übriggebliebene Stamm habe weder mit den beiden andern noch die beiden unter sich selbst in diesem strittigen und in andern Lehen eine Gemeinschaft gehabt⁶¹.

Die Windecker wiederum gaben an, sie seien alle eines Ursprungs und hätten sich nach Schloß und Burg Altwindeck genannt. Alle hätten sie einen

Schild und Wappen geführt und nur im „Kreyen“ (Helmzierde) in der Vergangenheit Unterschiede gemacht. Der Bau von Neuwindeck sei wegen der Vermehrung ihres Geschlechts erfolgt, aber beide Teile hätten gleiche Lehenstücke vom Reich, Eberstein, den Markgrafen von Baden und dem Stift Straßburg erhalten.

Gesamt- oder Samtlehen waren durchaus in ritterlichen Ganerbenschaften [Erbengemeinschaften] üblich und konnten den Lehensbesitz innerhalb einer Familie bewahren. „Im Rahmen einer Lehngemeinschaft oder Gesamtbelehnung [...] fielen unter der Voraussetzung eines ungeteilten Lehnsbesitzes [...] den Anteilhabenden beim Tod eines Mitgemeiners ohne Erben dessen Teile zu [...]⁶².“ Das Erbrecht der Stammesverwandten, das „[...] vom gleichen Stammvater herrührenden Agnaten allgemein ein Erbrecht zubilligte [...]⁶³“, setzte sich offenbar erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch⁶⁴.

Es kam durchaus vor, daß der Lehnherr um Aufnahme eines Verwandten oder Nichtverwandten in die Gemeinschaft ersucht wurde⁶⁵.

Die Windecker Wappenbücher

Der Beweis, daß das Windecker Geschlecht alle aus einem Stamm sei und alle der andern Lehensagnaten (männliche Verwandten des Mannesstammes) und Mannlehenserben gewesen seien, spielte nun in der rechtlichen Auseinandersetzung eine Hauptrolle. Die Gegenpartei brachte vor, daß die windeckischen Wappen einmal das Eck rechts, einmal links hätten, einmal mit Jägerhorn und Federn, einmal ohne, manchmal habe das Jungfräulein eine Krone auf, manchmal nicht. Die Windecker hingegen sagten, daß ihr Geschlecht ein Wappen habe. Sie hätten die Macht gehabt, die beiden „Creier“, das Fräulein und das Horn zu führen. Für manche Abweichungen in den Wappen seien auch die Goldschmiede, Steinmetzen und Maler verantwortlich. Ritter Reinhard und Hans Reinbold hätten beide auf Altwindeck gewohnt, der eine habe das Jungfräulein, der andere das Jägerhorn geführt. Der Großvater des Verfassers der Schrift [Georg von Windeck] Jakob von Windeck habe sein Wappen unter dem Helm über Eck geführt. Alle Windecker hätten sich nur von Windeck, nicht aber von Neuwindeck in den Lehensbriefen geschrieben⁶⁶.

Der Streit um das Niederschopfheimer Lehen hatte in den vierziger Jahren begonnen und dauert bis in die achtziger Jahre⁶⁷. Am 23. März 1579 erscheinen in der Herberge zum Sternen zu Bühl Georg von Windeck, Rudolf Andler, Notar, Hofprokurator und Stadtschreiber zu Baden, als Anwalt



Wappen des Reinhard, Hans Reinbold und der jetzigen Herren von Windeck nach den Siegeln. GLA 72/v. Windeck, 5, Beilage V.

von Hartmut von Cronberg und Philipp Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, um Abschriften mit Originalurkunden zu vergleichen. Dem Kommissar wird ein Maler zugeteilt, der die betreffenden Wappen abmalen soll.

Trotz aller Bemühungen, die mit großen Kosten verbunden waren, gelang es nicht, von dem bischöflichen Lehensrichter einen „richtigen Bescheid und Austrag“ zu erlangen. Georg von Windeck, bestellter Oberst der elsässischen Landstände⁶⁸, versuchte nun, beim kaiserlichen Kammergericht zu Speyer „Literas promotoriales“ auszubringen und die Forderungen dem Bischof Johann von Straßburg und auch dem anwesenden Lehen- und Mannengericht zu Molsheim vorzulegen, wofür er in seiner Straßburger Behausung in der Brandgasse ein Notariatsinstrument ausfertigen ließ. In der Folgezeit hören wir nichts mehr von dem Prozeß. Georg von Windeck starb 1587. Am 3. August 1588 stellte Friedrich Bock von Gerstheim als Vormund und Lehenträger Jacobs von Windeck gegenüber Bischof Johann von Straßburg Revers aus für die Lehen vom Zollkeller zu Straßburg, Niederschopfheim und Nonnenweier⁶⁹. Der letzte Windecker Jakob verschied 1592 auf der Rückkehr von einer Kavaliertour in Venedig.

Der Versuch der Windecker, das einmal weggegebene Niederschopfheimer Lehen wieder zu erlangen, blieb wohl vergeblich. Der angestrenzte Prozeß brachte es jedoch mit sich, daß viele der verfügbaren und erreichbaren Dokumente, Urkunden und Wappen zusammengetragen wurden. Eine Frucht dieser Bemühungen ist das in zwei Exemplaren vorhandene Windeckische Wappenbuch, in dem wohl alle damals noch vorhandenen Wappen verzeichnet und koloriert eingetragen wurden⁷⁰. Bei der Beschreibung der Wappen und Inschriften werden Kapellen, Skulpturen, Glasmalereien und Ornate und die zugehörigen Räumlichkeiten erwähnt, von denen heute keine Spur mehr vorhanden ist.

Kehren wir zum Schluß zum Ausgangspunkt der Untersuchung zurück und fragen wir nach dem Zusammenhang der Fälschung mit dem Prozeß um das Niederschopfheimer Lehen. Die beklagte Partei hatte behauptet, es habe drei unterschiedliche Windecker Stämme gegeben: 1. Reinhard 2. Hans Reinbold, Hans Reinbolds Sohn 3. Hans, Herr Hansens Sohn, die von Neuwindeck. Dieser übriggebliebene Stamm habe am strittigen Lehen keine Gemeinschaft gehabt. Durch das Absterben der beiden Stämme seien die Lehen nicht auf den übriggebliebenen Stamm, sondern der Herrschaft Baden anheimgefallen.

Hier erscheint der in der verunechteten Urkunde eingetragene Name Hans. Da das Lichtenauer Lehen bei den Windecker geblieben war, ist zu vermuten, daß sie auch im Besitz dieser Belehnungsurkunden waren. Vielleicht wollte man anfangs dadurch eine auf männliche Abstammung bauende Argumentation unterstützen. Der urkundliche Nachweis, daß Burkhard von Windeck aber nur eine Tochter hinterlassen hatte, machte dann wohl im Verlauf des Prozesses die Fälschung überflüssig.

Ein Bestechungsversuch und die Besitzverhältnisse auf Burg Altwindeck

Wie sah es nun in den zwanziger Jahren auf Altwindeck aus? Burkhard von Windeck muß damals in ziemlichen Geldschwierigkeiten gesteckt haben. Als er Sasbach und das Kapplertal verpfänden wollte, lieh er sich von Reinbold von Staufenberg, der mit seiner Frau Junta von Lomersheim auf dem Schlößchen Waldsteg/Neusatz wohnte, 600 Gulden, die aber laut einer Verschreibung dem Markgrafen von Baden gehörten⁷¹. Reinbold von Staufenberg starb, ohne daß seine Witwe eine Sicherheit über das geliehene Geld in Händen hatte, das zudem dem Markgraf gehörte.

Junta begab sich nach Bühl in das Haus des Werlin Bader und bat den Bühler Leutpriester Johann Ber (Pfaffenhans) um Rat. Sie klagte, daß Jun-

ker Burkhard und Heinrich Schweiger (der Vogt auf Windeck) sie dazu gebracht hätten, dem Markgrafen die Schuld von 600 Gulden zu verschweigen, die ihr Mann dem Windecker geliehen hatte. Pfaffhans riet ihr, dies dem Markgrafen auf der Stelle kundzutun. Da sprach sie, sie müsse sich ewiglich schämen. Der Leutpriester erbot sich, selbst die Sache an den Markgrafen zu bringen. Junta wies jedoch das Anerbieten zurück und sagte, sie wolle es selber an ihn bringen, denn sie würde sehr wohl sehen, daß sie nichts mehr davon erhalten würde. Dem Markgrafen gönne sie es lieber als der Frau des verstorbenen Burkhard.

Diese hatte Emerich, den Knecht Wirichs von Hohenburg, zu Junta geschickt und sie gebeten, die Schuld von 600 Gulden zu verschweigen. Dafür wollte man ihr 6 Malter Korngeld jährlich verschreiben. Diese Bestechungssumme wurde – den Aussagen zufolge – noch auf 12 Malter erhöht.

Junta sagte zu Heinrich Schweiger: „Lieber Heinrich, Rede mit myne Schwester von Windecke daz sie mich bezale der sechs hundert guldin, die myn hußwirt Burghart seligen gelihen hat. Da spreche heinrich Sweyger: Liebe Frouwe Lannd es guot sin. Da spreche sie widerumb: du sagest mir wol, Ich musse alle Jore davon bichten vnd wirde allemole geschicket fur den vicarien, vnd daz hat mich me dann dryssig schillinge pfennige gecostet, da spreche heinrich Sweyger: Liebe frauwe land ez guot sin. Min Suon muß schier gen Rome der muß vch einen briefff bringen daz Ir fürbasser nieme fur den vicarien bedorffent.“

Wie sehr Junta von Lomersheim um ihr Seelenheil besorgt war, zeigt ihre Jahrzeitstiftung vom 18. Mai 1431, die jährlich zu Ottersweier in der Kirche begangen werden sollte zu ihrem Gedächtnis, dem ihres Mannes Reinbold Kolb sel. und dessen Eltern und ihren Erben, Geschwistern und Vorfahren. Die Jahrzeit sollte viermal am Dienstag in der Fronfasten mit gesungener Vigil und Messen von folgenden Priestern begangen werden: dem Leutpriester zu Ottersweier, dem Frühmesser des Unser-Frauen-Altars, dem Kaplan zum St. Nikolausaltar daselbst, einem Kaplan zu Altwindeck und einem Kaplan zu Neuwindeck. Dazu stiftete sie 1 Pfund Straßburger Pfennige von ihrem Weinzehnten in Bühlertal und eine weitere Gülte⁷².

Wie im Jahre 1429 die Besitzverhältnisse auf Altwindeck aussahen, läßt sich der Urkunde vom 5. November dieses Jahres entnehmen⁷³. Markgraf Jakob ist Besitzer des durch Burkhard's Tod heimgefallenen Teils der Burg. Wirich von Hohenburg besitzt im Namen seiner Tochter Katharina, der Witwe Burkhard's, den sogenannten Herrn Brunen-Teil, der aber auf Ab-

lösung versetzt ist. Hans Reinbold jenen Teil, der wie der Brunen-Teil Lehen der Markgrafschaft Baden ist. Die Anteilseigner vereinbarten, daß keiner dem andern an seinem Teil Schaden zufügen solle. Diese Übereinkunft soll bis zur Ausfertigung einer gemeinsamen Burgfriedensurkunde Geltung haben. Falls die Witwe Burkhardts, die gesegneten Leibes ist, einen Sohn auf die Welt bringen sollte, sollen diesem seine Rechte vorbehalten sein.

Am 5. Juli 1432 verkauft Wirich von Hohenburg, Vormund der Ennlin, Tochter des verstorbenen Burkhard von Windeck und der Katharina von Hohenburg, die einzeln aufgeführten und abgeschätzten windeckischen Güter an Markgraf Jakob für 10 000 Gulden. Als Begründung für den Verkauf wird angegeben: Das angefallene Gut diesseits des Rheins, wo Windeck liegt, sei ihnen zu weit entlegen, um es verwalten und bestellen zu können. Denn Ennlin habe kein Schloß oder keine „Heimwiese“, daraus oder darin solches zu bestellen wäre. Zudem sei der Verkauf notwendig, weil der Teil Burkhardts an Schloß Windeck Lehen gewesen und deshalb der Markgrafschaft Baden verfallen sei⁷⁴.

Ennlin oder Anna von Windeck, die letzte der altwindeckischen Linie, heiratete später Bechtold von Neuwindeck, wodurch beide Linien wieder vereinigt wurden. Im 15. Jh. fielen aber weitere Anteile und Güter durch Abtretungen und Veräußerungen an die Markgrafschaft, die ihre herrschaftlichen Rechte im Bühler Gerichtsstab geschickt auszubauen verstand.

Anmerkungen

- 1 Archives départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, zit. **ABR** 16 J 183 (5), alte Signatur E 6037 (5).
- 2 Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg, 4 Bände, bearb. von R. Fester, u. a., 1892–1915, zit. **RMB** I, Nr. 682, 693; Regesten der Herren von Windeck, hrsg. vom Stadtgeschichtl. Institut der Stadt Bühl, 1991, zit. **WR** Nr. 39, 41. Eine verbesserte Edition der Regesten ist in Vorbereitung. Zu den Windeckern zuletzt: S. Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, Bühl [1991].
- 3 **ABR** 16 J 183 (2) Perg. Or. Generallandesarchiv Karlsruhe zit. **GLA**. GLA 67/1414, 129; **WR** Nr. 45.
- 4 **ABR** J 16 183 (3) Perg. Or. mit Siegel des Ausstellers. Vgl. L. Lauppe, Burg, Stadt u. Gericht Lichtenau, Weinheim 1984, S. 34 f. mit einigen Irrtümern.
- 5 **WR** Nr. 309 und GLA 67/1414, 191 f., **WR** Nr. 332.
- 6 Vereinfacht. Vgl. die Stammtafel in: S. Gartner, Die Windecker u. ihre Burgen, S. 40 f.
- 7 Eine Tochter des Hans Cunzmann und der Margaretha von Zeiskam war mit Burkhard von Windeck vermählt. Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch II, S. 412.

8 Eine eindeutige Identifizierung und Trennung ist nicht immer möglich:

Hans Reinbold v. Windeck Johannes von Windeck (WR Nr. 303)

|

1404/1405 Hans (WR Nr. 285, 287) 1405 Hans Edelknecht (WR Nr. 288)

|

Reinbold — Peter

|

Ennelin (von Altwindeck) ^{oo} Bechtold

Belege für Hans: WR Nr. 300: 1409; 301: 1412; 310: 1412 u. 1416; 317: 1418; 325: 1421; 331: 1422–25; 337: 1425; 1429: Hans selig GLA 44/11432, WR Nr. 354.

- 9 GLA 44/11426; RMB I, Nr. 2192.
- 10 GLA 44/11427, WR Nr. 288.
- 11 GLA 44/11428; WR Nr. 313.
- 12 RMB I, Nr. 3068.
- 13 RMB I, Nr. 3267.
- 14 RMB I, Nr. 3411, 3526, 3639, 3862. Vgl. auch Anm. 8.
- 15 GLA 67/1414, 121 f. und 123 f., WR Nr. 336.
- 16 GLA 67/1414, 187–190; 1485 Nov. 15; 1501 Jan. 7; 1506–1507; 1518 März 2; 1533 Dez. 3; 1538 Nov. 14; 1542 Dez. 22; 1561 Mai 30; 1571 Jan. 30; 1588 Aug. 1; 1591 Sept. 28: ABR 16 J 183 (8; 9; 13; 14; 16; 17; 18; 19; 21; 22; 29; 24; 26).
- 17 Gegenüber O. Kähni, Die Geschichte des Dorfes Niederschopfheim und der Gutleutkirche zu Oberschopfheim, in: Die Ortenau 18 (1931); S. 129–144, zeichnet sich „Die Heimatkunde von Niederschopfheim“ von Wilhelm Bartelt, Freiburg i. Br. 1964, trotz einiger Irrtümer durch ihre Materialfülle und Nachweise aus. – Ph. Ruppert, Geschichte der Mortenau, I. Teil, Achern 1882, geht auf S. 418 f. auf die Streitigkeiten um den Lehenbesitz ein.
- 18 Vgl. etwa ZGO 25, 325 u. WR Nr. 59.
- 19 WR Nr. 19: 1276, Ruppert, Geschichte der Mortenau, Achern 1882, S. 418. Die (verunechtete?) Urk. von 1268, mit der Kl. Hohenburg seine Güter zu Niederschopfheim und den beim Dorf gelegenen Wald an Ritter R. von Windeck verkaufen, (Bartelt, a. a. O., S. 62–64) fehlt in der WR.
- 20 WR Nr. 52. Vgl. auch eine entsprechende Stelle im Bürgerbuch von Lahr.
- 21 ABR G 377, 156v. Nach H.-M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter, Diss. Freiburg. i. Br. 1966, S. 21, stammt auch das Lehnsregister wohl aus dem Jahr 1346. Vielleicht ist der vor dem 2. Juni 1321 gestorbene Berthold v. Windeck gemeint.
- 22 ABR G 935 (2), vgl. auch die Urk. von 1588 Aug. 3, Zabern.
- 23 Urkundenbuch der Stadt Straßburg, bearb. von W. Wiegand u. a., zit. UBS I, 6 Nr. 929, S. 550 f. und Nr. 939, S. 557; WR Nr. 243 f.
- 24 ZGO 39, S. 374 f. WR Nr. 242 f. – 1398 Dez. 6, Baden: Markgraf Bernhard bittet die Stadt Straßburg, sich mit Hans Reinbold von Windeck gütlich zu vergleichen., RMB I, Nr. 1845. Archives municipales de la ville de Strasbourg, zit. AMS, AA 85 Papier. WR Nr. 261.
- 25 GLA 44/11438 Perg. Or., Siegel ab.
- 26 GLA 44/11439.
- 27 WR Nr. 399.
- 28 WR Nr. 401.
- 29 GLA 44/11441 und 11442 (zwei Exemplare), WR Nr. 414; Revers: 44/11443 mit den Siegeln der beiden Aussteller.

- 30 GLA 67/84, 28r, 92r–93r, 178r–179r.
- 31 1442 Juli 30, Frankfurt: GLA D 788, Perg. Or. RMB III, Nr. 6191.
- 32 1443 Sanct Mathistag. Überliefert in GLA 72/v. Windeck, 5, 83r–85r. Vgl. auch WR Nr. 419.
- 33 1445 ist er noch bei einer Renovation der Schwarzacher Klostergüter zu Balzhofen zugegen. GLA 67/1314, 141–144, WR Nr. 423. Seine Witwe Agnes Göler von Ravensburg stiftet am 30. Sept. 1449 ein Seelgerät in die Kappler Kirche. WR Nr. 433.
- 34 K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloß Bach zu Kappel-Windeck bei Bühl, in: *Alemannia NF.* 3 (1902), S. 132–142, H. Schneider, Das Wasserschloß Bach in Kappelwindeck, in: *Burgen und Schlösser in Mittelbaden*, S. 147–149; S. Gartner, Auswertung der Zinsverzeichnisse der Kappler Kirche aus dem 14. Jahrhundert, in: *Bühler Heimatgeschichte* 8 (1994) S. 79 f.
- 35 K. Reinfried, Die Windeckischen Inschriften, Wappen und Glasmalereien in den früheren Kirchen zu Ottersweier, Bühl, Kappel-Windeck und Steinbach, in: *FDA NF* 3 (1902), S. 15 Anm. 1.
- 36 RMB I, Nr. 1863; WR Nr. 264. 1403 Sept. 24: ZGO 39, S. 149 f. WR Nr. 278.
- 37 WR Nr. 285. Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, 25–27.
- 38 K. Reinfried, Das untere Schloß zu Neuweier, Amt Bühl, in: *Die Ortenau* 3 (1912) S. 7.
- 39 Belege in den WR von 1449–1461 für einen Georg v. Bach; Nr. 431, 442, 451, 456, 463, 464, 466, 473. 1454 ist er Amtmann zu Oberkirch, WR Nr. 455. Über Georg von Bach, siehe Berthold Schnabel, *Pfarrkirche St. Ulrich Deidesheim*, 1987, S. 140–143 und S. 32 f.
- 40 GLA 44/v. Bach Nr. 364, 1453 April 4: Revers Georg v. Bach des Älteren für das ihm von Markgraf Jakob verliehene Burglehen zu Stollhofen; ebenso Nr. 365 für die Hälfte des Dorfs Leiberstung; ebenso 1453 Okt. 11 für Markgraf Karl Nr. 366–1464 Febr. 23, Nr. 368: Richtung zwischen Markgraf Karl u. Georg v. Bach dem Älteren Lehen u. Manngeld betr., vgl. ZGO 38, S. 344. 1464 März 13: Nr. 369, 370, 371; ZGO 38, S. 344 f.
- 41 K. Reinfried, wie Anm. 38.
- 42 M. Krebs, *Die kurpfälzischen Dienerbücher 1476–1685*, m 15, Nr. 65: „[...] erhält nichts [...].“ Vgl. auch Nr. 64.
- 43 1479 Okt. 16, Dachstein: GLA 44/v. Bach Nr. 377.
- 44 Pillin, a. a. O. S. 194.
- 45 GLA 44/v. Bach Nr. 382: 1484 Juni 2, Zabern, und Revers Nr. 383.
- 46 1497 Okt. 16: GLA 44/v. Bach Nr. 384.
- 47 1508 Jan. 5: GLA 44/v. Bach Nr. 387 u. 388.
- 48 WR Nr. 591.
- 49 WR Nr. 651.
- 50 WR Nr. 650.
- 51 H. Roth v. Schreckenstein, *Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben*, Bd. 2, Tübingen, 1871, S. 239.
- 52 GLA 44/v. Bach Nr. 398.
- 53 GLA 33/Spez. Nr. 847.
- 54 Bartelt, a. a. O. S. 79 u. Abb. 9.
- 55 1548 Aug. 9: GLA 44/v. Cronberg Nr. 1536, Lehensrevers. In der Urk. wird der Vertrag mit dem Bischof vom 19. April 1547 erwähnt. Vgl. auch Nr. 1530 vom 19. März 1539 Stammbaum im Oberbad. Geschlechterbuch, 2, S. 386.
- 56 GLA 44/v. Cronberg: 1549 Aug. 26 Nr. 1537, 1554 Juni 8 Nr. 1540 und Philipp Kämmerer von Worms genannt von Dalberg 1572 Mai 12 Nr. 1543.

- 57 GLA 72/v. Windeck, 5, 1r–3v u. ff.
- 58 GLA 72/v. Windeck, 5, 6r–7v u. 8r–9r.
- 59 GLA 72/v. Windeck, 5, 27v–29r.
- 60 GLA 72/v. Windeck, 6.
- 61 GLA 72/v. Windeck, 5.
- 62 K.-H. Spieß, *Lehnsrecht, Lehnspolitik und Lehnsverwaltung der Pfalzgrafen bei Rhein im Spätmittelalter*, Wiesbaden 1978, S. 122.
- 63 Spieß, a. a. O., S. 121.
- 64 „Es ist bekannt, daß ursprünglich bei Fehlen lehensfähiger Nachfahren eines Vasallen das Lehen an den Herrn zurückfiel. Im Gegensatz dazu gehen die Libri feudorum, insbesondere II F 11, davon aus, daß in diesem Fall kein Heimfall stattfindet, sondern das Benefizium an die vom Erstbelehnten abstammenden Agnaten fällt [...].“ N. Iblher von Greiffen, *Die Lehenserfolge in weiblicher Linie unter besonderer Berücksichtigung der Libri feudorum*. Frankfurt a. M. 1990, S. 146. Spieß, *Lehnsrecht*, bringt S. 123 Anm. 458 Belege dafür.
- 65 V. Rödel, *Reichslehenswesen, Ministerialität, Burgmannschaft und Niederadel*, Darmstadt 1979, S. 222 f. Hans Puller von Hohenburg erwirkte von Karl die Genehmigung, seinen Bruder Wirich aufzunehmen (1361 Apr. 16, RI VIII, 3648). Vgl. auch R. Tiesbrummel, *Das Lehnrecht der Landgrafschaft Hessen (Niederhessen) im Spätmittelalter 1247–1471*, Darmstadt 1990, S. 129–133.
- 66 Freiherrlich Gayling v. Alheim'sche Archiv in Schloß **Ebnet**, B 11 (15) in Perg. geb. Aktenfasz. mit kurzer Stammtafel: Filius – Jacob, Pater – Jerg, Avus – Wolff, Abavus – Bechtold, Altavus – Walter Reinboldt [!]. Es sei früher üblich gewesen, daß nur einer oder zwei von ihnen, die je ältesten allein, den Schild oder Wappen ohne Helm oder Creir bis zum Absterben der Eltern geführt hätten.
- 67 GLA 72/v. Windeck, 5, Beilage, 1582 Juli 24, Straßburg – Am 10. April 1547 schließt Bischof Erasmus mit Hartmut von Cronberg und Friedrich von Fleckenstein einen Vertrag wegen der Bach'schen Lehen: Nach dem Verzicht auf ihre „Erblehensgerechtigkeit“ werden sie im Namen ihrer Frauen Anna und Catharina mit dem Röder- und Malerlehen belehnt als rechtes „Leibsmannlehen in rechter Gemeinschaft“. Die Belehnten verzichten auf die angefangenen Prozesse. Sie verpflichten sich, mit den von Windeck wegen des Schopfheimer Lehens keinen Vertrag abzuschließen, in dem nicht die Forderungen des Bischofs vorbehalten sind. Falls die Windecker das Schopfheimer Lehen auf rechtllichem Weg erhalten, soll es nicht mehr in die Lehenbriefe der Fleckensteiner und Cronberger gesetzt werden. GLA 67/1380, 21r–23v. Kopie.
- 68 Vgl. ABR 34 J 67 (1) und AMS AA 1987.
- 69 Perg. Or. ABR G 935 (2).
- 70 GLA 67/1414. Das andere Exemplar befindet sich im Archiv des Schlosses Ebnet bei Freiburg: D 206.
- 71 1431 Juni 20, Baden, Notariatsinstrument. GLA 37/4956; WR Nr. 368.
- 72 GLA 37/869, WR Nr. 367.
- 73 GLA 44/11431, RMB I, Nr. 4259, WR Nr. 352.
- 74 GLA 37/4935, RMB III, Nr. 5243, WR Nr. 378.

Stollhofen

Beinahe vergessen, eine uralte Grabsteinplatte,
das einzige Zeugnis der Mutterkirche St. Cyriak

Ernst Gutmann

Vor der heutigen Friedhofskapelle liegt eine unscheinbare rote Sandsteinplatte. Die Besucher der Kapelle gehen meist achtlos über sie hinweg. Sie liegt, bisher dem Unwissen der Menschen und der Unbilden der Witterung ausgesetzt, im Freien. Dabei hätte genau dieser Stein etwas mehr an Beachtung verdient.

Nur mit Mühe sind noch einige uralte Schriftzeichen erkennbar, die an drei Seiten der Platte eingehauen sind. Es handelt sich hier zweifellos um die Zeichen: „† ANNO.DMI. M.C.C.C.X.X.X.V.I.I.I.“ = gestorben im Jahre 1348.¹



Sicher ist unter diesem Grabstein im Jahre 1348 eine bedeutende Persönlichkeit begraben worden. 1348 war ein schlimmes Pestjahr. Der Rest der Umschrift ist leider kaum lesbar, es scheint sich u. a. um das Wort „Jacob“ zu handeln. Tatsächlich wurde im Jahre 1332 ein D. Jacobus als Pfarrer von Stollhofen erwähnt.² Damit ist dieser Stein das einzige noch vorhandene steinerne Zeugnis der hier bis zum Jahre 1632 stehenden Mutterkirche.³ Die Erstnennung der Kirche erscheint im Jahre 1154 als „BASILICA“, 1324 als „CIRIACUM“ und 1377 als „S. CIRIACI“ mit einem Beginenkloster.^{4/5/6}

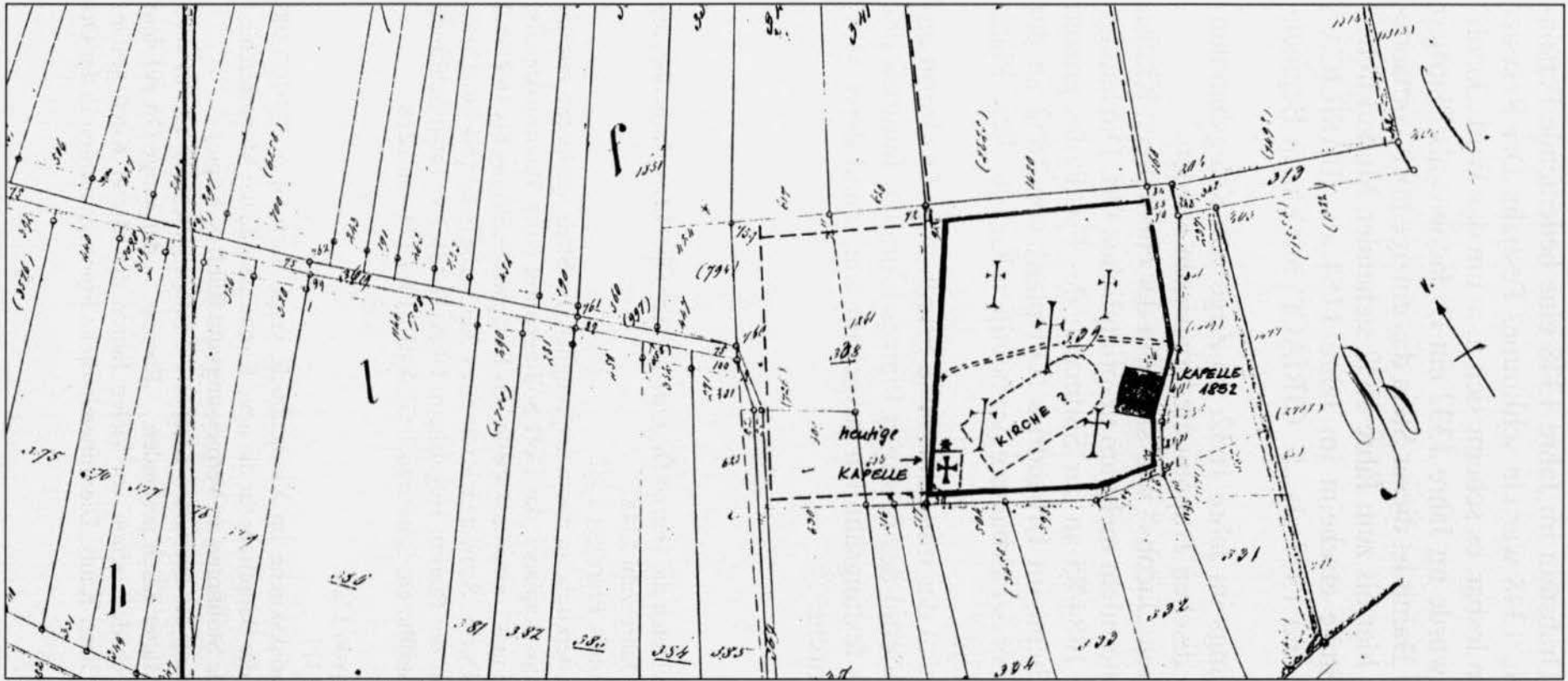
Die Kirche mußte allerdings im Jahre 1632, im Zuge von Kriegshandlungen auf Befehl der schwedischen Truppen niedergerissen werden.⁷

Das Grab des vermutlichen „Jacobs“ war sicher in der ehemaligen Kirche. Heute liegt die Platte sicher nicht mehr am ursprünglichen Ort. Die heutige Kapelle wurde im Jahre 1884/85 an der Südmauer des Friedhofes erbaut, eine ältere Kapelle erscheint im Urhandriss (Ortsplan) von 1852 an der Ostmauer. So hatte man bei der Erbauung der heutigen Kapelle diese Platte als Schmuck hierher verlegt.⁸

Dazu muß man wissen, daß der mittelalterliche Friedhof, in Ovalform angelegt war und nur ein Viertel des heutigen Platzes umfaßte. Inmitten des alten Friedhofsovals, das festungsähnlich ausgebaut war, stand diese Mutterkirche als „Chorturmkirche“.⁹

Anmerkungen

- 1 Im Sommer 1993 begutachteten die Herren Dr. Lutz und Dr. Ohr (LDA Karlsruhe) die Platte und bestätigten die Jahreszahl 1348.
- 2 GLA 229/102 501 D. Jacobus, Pfarrer 1332.
- 3 Das Kirchenspiel der Mutterkirche umfaßte ursprünglich die Stadt Stollhofen mit der Cyriakspfarrei, St. Erhardus-Kaplanei, das Dorf Söllingen mit einer Mauritiuskapelle, Hügelshiem mit Kaplanei und Laurentiuskapelle, das Dörfchen Schiftung bis 1699 und den nördlichen Teil des Dorfes Schwarzach mit einer Michaelskirche (bis um 1218). Stollhofen, Kirchenbücher der Pfarrei; Hügelshiem GLA 37/138,1 v. 1504; Schiftung ebenso im Kirchenbuch Stollhofen; Schwarzach GLA 67/81 fol 174 von 1218.
- 4 GLA C 33 von 1154.
- 5 GLA 67/1321 fol. 55 f 1. von 1324.
- 6 GLA 66/8382 fol.1 von 1377.
- 7 Niederlegung der St. Cyriakskirche im Kirchenbuch, vergl. auch GLA 229/102 500 von 1764/65, Erörterung der Baupflicht für die neue Kirche anstelle der Mutterkirche.
- 8 Urhandrisse der Gemeinde Stollhofen im Vermessungsamt Bühl. (s. Kopie)
- 9 Siehe unter 7, Beschreibung der zerstörten Kirche: „... item gleich der Thurm auch auf dem Chor der alten Mutter Kirch gestanden... „Ebenso:“... derjenige Ort auf dem Stollhofner Kirchhof in ehemdem schon vor vielen Jahren die Mutter Kirch gestanden...“ Vergleiche auch Dieter Kauß „Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau“. Bühl 1970.



Urhandriss der Gemeinde Stollhofen von 1852. 1:1000

Noch gänzlich unbebaut war damals die Umgebung des Friedhofes. Vor der Gründung der Stadt um 1300 lag hier vermutlich das Urdorf. Dieses Dorf stagnierte im Laufe der Zeit und verschwand in der Zeit des 30jährigen Kriegs vollkommen. Erst nach 1900 begann sich die Bebauung wieder dem Friedhof zu nähern, heute ist er vollkommen von Neubauten umschlossen.

=== mitterlalterlicher Friedhof, Standort der Cyriaks-Kirche bis 1632 (Beginenkloster 1377 erwähnt).

— Friedhof 1852 mit einer Kapelle an der Ostmauer.

--- heutige Größe des Friedhofes

⊕ heutige Kapelle mit

* Grabplatte 1348

Der Passionszyklus in der St. Petruskapelle zu Reichenbach

Von Hermann Sprauer

Mit Illustrationen vom Verfasser

1924, keine zwanzig Jahre alt, trat Hermann Sprauer, der bekannte Offenburger Künstler, in den damals ebenfalls noch jungen Historischen Verein für Mittelbaden ein. Seit jener Zeit fördert er die Sache der Heimatgeschichte. In den dreißiger Jahren arbeitete er an der „Ortenau“ mit, und zum 25. Jubiläum des Vereins drehte er einen leider verloren gegangenen Film über 1 000 Jahre Kunst in unserer Region.

Um Herrn Sprauer herzlich zu danken und ihm zu seinem 90. Geburtstag im voraus zu gratulieren, drucken wir den Beitrag, den er für unser Jahresheft 20/1933 schrieb, noch einmal ab.

Die Redaktion

Durch die Entwicklung, welche die moderne Malerei genommen hat, sind wir wieder zur Erkenntnis gekommen, daß das Ziel der Kunst nicht die virtuose Naturwiedergabe sein kann, die nach ihrer wissenschaftlichen Richtigkeit bewertet wird, sondern die geistig-seelisch (nicht nur optisch) erlebte Gestaltung. In der altdeutschen Kunst, der auch heute noch weite Kreise mit einer nicht zu unterbietenden Verständnislosigkeit gegenüber stehen, sehen wir solche Gestaltungen in selten unmittelbarer und klarer Art verwirklicht. Zwischen diesem in der Vergangenheit verkörperten Ideal und dem künstlerischen Wollen der Gegenwart entstand eine lebendige Wechselbeziehung, die vor allem eine gerechte Wertschätzung und Würdigung der deutschen Malerei des 15. Jahrhunderts zeitigte. Mit einem gewissen Heimatstolz hören wir, daß das schöpferischste deutsche Kunstgebiet jener Zeit das oberrheinische war, in dessen Wirkungsbereich auch unsere Ortenau lag. Der Zeiten Ungunst und menschlicher Unverstand sorgten auch in unserer Gegend dafür, daß nicht allzu viele Werke jener Epoche erhalten blieben. Während die Zahl der noch vorhandenen Tafelbildwerke wohl abgeschlossen ist, können wir hoffen, daß von den Wandmalereien noch einiges unter dem Schutze späterer Übertünchung verborgen ist.

So entdeckte man im Jahre 1923 gelegentlich einer Innenrenovation der St. Petruskapelle in Reichenbach (bei Gengenbach) auf den beiden Langhauswänden Spuren von mittelalterlichen Fresken. Während die auf der Nord-



seite vorgefundenen Reste zu einer sinnvollen Erneuerung zu spärlich waren, wurden die besser erhaltenen der Südseite unter Leitung von Dombau-
meister Dr. Knauth aufgefrischt. Bei den aufgefundenen Wandmalereien
handelt es sich um einen 770 cm langen Bildteppich, der sich aus neun,
109,5 cm hohen, aber verschieden breiten Einzelbildern, welche die
Passion Christi zeigen, zusammensetzt. Leider sind zwei Bilder herausge-
brochen worden, als man im Jahre 1617 und in neuerer Zeit die kleinen,
hochliegenden romanischen Fenster durch größere, weit herabreichende
ersetzte.

Der Zyklus beginnt mit der *Ölbergszene*. Auf einem Rasen, der in seiner
ornamentalen Schönheit an ein Paradiesgärtlein erinnert, kniet der Hei-
land mit erhobenen Armen, welche die Verbindung mit dem auf einer
Anhöhe stehenden Leidensengel herstellen. Am Fuße des Hügels hocken
die drei, zu einer Gruppe zusammengefaßten, schlafenden Jünger. Das
folgende Bild, welches den *Judaskuß* zeigt, ist durch das eine der herein-
gebrochenen Fenster seiner linken Bildhälfte beraubt. Judas bildet mit
den nachrückenden Knechten und dem das Schwert ziehenden Petrus ei-
ne nach links drängende Gruppe, der die sanft geneigte Gestalt Christi
Halt gebietet. Vor den beiden Hauptfiguren befinden sich zwei Gestalten,
deren Sinn wir uns nicht mehr eindeutig erklären können. Ob die eine der
beiden, eine nach vorn schreitende Figur, einen runden Gegenstand an die
Brust preßt (etwa Judas, die Silberlinge forttragend) oder eine kniende,
die Hände faltende Betergestalt sein soll, läßt sich nicht mehr genau fest-
stellen. Die andere, welche hinter dieser Gestalt steht, blickt in die Höhe



und hält in der Linken eine Keule. Das eine der schon erwähnten Fenster hat das folgende Bild fast ganz zerstört. Was davon übrig blieb, reicht gerade noch, um zu erkennen, daß hier die *Pilatuszene* dargestellt war. Wir sehen einen gotischen Stuhl, auf dem Pilatus in herrischer Pose sitzt, wovon die noch erhaltenen, übereinandergeschlagenen Beine Zeugnis geben. Vor ihm ahnen wir Christus in Begleitung eines Knechtes. Im nächsten Bild, einer Darstellung der *Geißelung*, lenkt die Gestalt des an einen Pfahl gebundenen Schmerzensmannes in seiner jammervollen Dulderhaltung unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Eine ausdrucksvolle Bewegung durchfließt den Körper des fast zusammenbrechenden Gottessohnes, der, zur Verdeutlichung seiner Göttlichkeit, in größeren Körperverhältnissen als die ihn quälenden Peiniger gezeichnet ist. Dieses sinnvolle Nebeneinander von maßstäblich verschieden großen Figuren innerhalb desselben Bildes zeigt auch die sich anschließende *Dornenkrönung*. Mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe sitzt der Gekrönte in frontaler Breite vor uns. Zwei Knechte, von welchen der eine in seinem gestreiften Wams besonders grotesk wirkt, drücken unter gewaltsamen Verzerrungen mit zwei sich kreuzenden Bengeln die Krone in sein Haupt. Die Niedrigkeit ihrer rohen Tat ist symbolisch durch ihre kleiner gezeichneten Figuren bildhaft verdeutlicht. Die sich anschließende *Kreuzigungsszene* zeigt den schmerzvoll sterbenden Heiland an einem Kreuz, dessen Querbalken sich über die ganze Bildbreite ausdehnt. Die aller sogenannten „Natürlichkeit“ widersprechende Zeichnung des Gekreuzigten mit seinen gebrochenen und verdrehten Armen, seinen ausgerenkten Beinen gibt in erschütternder Weise Zeugnis vom Totenkampf. Der sterbende Blick des göttlichen



Sohnes trifft sich mit dem Blick der in Jammer die Arme ausbreitenden Maria. Ihr gegenüber steht Johannes, das Evangelium in der Linken haltend. Den starken Zug zum Sinnbild in der altdeutschen Kunst zeigt auch dieses Bild. Nun ist das Sterbliche an Christus, sein Leib, kleiner gezeichnet als Maria und Johannes, die Verkünder seines Geistes, der von nun an wachsen soll. Dieses gedankliche Zwiespiel, welches die Künstler im Mittelalter immer wieder aufgegriffen und variierten, hat seine gewaltigste Lösung in Grünewalds Kreuzigung des Isenheimer Altars gefunden. Von dem folgenden Bild ist, ähnlich wie bei der Pilatusszene, nur ein kleiner Ausschnitt erhalten, der leider nicht mehr genügt, um Klarheit über den Inhalt des Dargestellten zu bekommen. Man könnte bei den zwei sich gegenüberstehenden Figuren, von denen die rechte in ihrem flatternden Gewand an einen Engel erinnert, an eine Szene in der *Vorhölle* denken. Glücklicherweise hat das nächste Bild der *Grablegung* nur weniger wichtige Teile verloren. Auf einem aus Steinen aufgemauerten Grabe ist der Leichnam Christi aufgebahrt. Maria umarmt ihn mit einer ausdrucksvollen Geste. Die sanfte Neigung, mit welcher Johannes das Haupt Christi stützt, verleiht dem Ganzen einen tröstlichen Ausdruck. Der Zyklus endet mit der *Auferstehung*. Erschreckt fahren die beiden Engel vor dem aus dem Grabe steigenden Heiland, der in seiner Linken die Osterfahne hält, zurück. Der durchgeistigte Ausdruck seines Kopfes ist neben der Gestalt des Gegeißelten das Bewunderungswürdigste des Ganzen.



Durch den ruinösen Zustand, den die eingebrochenen Fenster noch verstärken, hat die ursprüngliche Einheit viel verloren. Der Maler hat die Verbindung der einzelnen Szenen zu einem ganzen Wandbild damit erreicht, daß er durch alle Bilder den gleichen welligen Boden und denselben einfachen Hintergrund hindurchziehen läßt. Die einfache Arbeitsweise, die mit einem Minimum an Linie möglichst viel auszudrücken sucht und, was die Farbe betrifft, sich nur auf wenige Töne beschränkt, erhöht diese Einheitlichkeit. Mit einer rotbraunen Kontur ist das Wesentliche der Dinge umschrieben. Die entstehenden Formfelder wurden dann mit zarten Farben ausgemalt; so ist der Boden gelbrot, der Hintergrund kobaltblau, und die Figuren des Dramas bewegen sich in weißen, gelben, braunen und braunvioletten Tönen.

Da die Bilder weder Zahlen noch Schriftzeichen aufweisen, kann ihre Entstehung nur schätzungsweise festgelegt werden. Den schulterlosen Gestalten, den gespreizten Beinstellungen, den teilweise stark ausgeprägten Handgebärden, der Art, wie die Gewänder oder die Glorienscheine gezeichnet sind, begegnen wir auch auf oberrheinischen Holzschnitten aus dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts. Man wird wohl ziemlich richtig gehen, für die Entstehung des Zyklus die Zeit um 1450 anzunehmen. Die Bilder einem bestimmten Maler zuzuweisen, dazu fehlen jegliche Unterlagen. Da man auch von den anderen Wandmalereien der Ortenau aus dieser Zeit keine mit denen von Reichenbach in direkten Zusammenhang bringen



Johannes der Evangelist

kann, liegt die Vermutung nahe, daß der Maler der Reichenbacher Bildfolge in der näheren Umgegend ansässig war. Wir wissen, daß im 15. Jahrhundert das graphische Blatt sehr oft die Bedeutung einer Vorlage im Sinne einer gefundenen und allgemein verständlichen Formulierung eines bestimmten Gedankens für den Maler hatte, besonders wenn er von den Kunstzentren entfernt wohnte. Die stilistische Ähnlichkeit mit handkolorierten Holzschnitten, die mit ihren ausgemalten Liniengerüsten der Freskotechnik dieser Zeit kongruent sind, habe ich oben erwähnt. Die Vermutung liegt deshalb nahe, daß der Maler des Reichenbacher Zyklus bei seinem vielleicht nicht alltäglichen Auftrag sich solcher Anregung bediente.

Daß er allerdings seine Aufgabe mit jener Natürlichkeit löste, mit der einfache Maurer damals die reizvollen Dorfkirchen entwarfen und erbauten, macht den Wert dieser Bilder aus, deren mitfühlende Menschlichkeit über die Jahrhunderte hinweg in uns einen verstehenden Widerhall zu wecken vermag¹.

Anmerkung

An der Südwestecke und an der ganzen Nordseite unseres Kirchleins scheinen noch Wandgemälde vorhanden zu sein. Der Historische Verein würde gerne ihre Aufdeckung in die Hand nehmen. Aber für ihre Wiederherstellung fehlen ihm die nötigen Mittel. Vielleicht stiftet der eine oder andere Leser der Arbeit von Herrn H. Sprauer etwas für diese schöne Sache; jede Gabe wird dankend angenommen (Postscheckkonto Karlsruhe 6057, „Historischer Verein für Mittelbaden“, Offenburg). Wir werden in der nächsten Chronik der „Ortenau“ die Namen der Spender veröffentlichen. Die Schriftleitung.

¹ Der Vollständigkeit wegen sei auch die in der nördlichen Chorfensternische ebenfalls 1923 entdeckte Gestalt des Evangelisten Johannes erwähnt. Dieses Bild, das aus anderer Hand stammt, ist etwa 30 Jahre später entstanden. Es zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Johannes der Burgheimer Kirche (siehe „Ortenau“ 1), aber ohne die heraldische Steifheit, welche den Burgheimer Chorfiguren anhaftet.

Die Pfarrherren Rapp aus der Reichsstadt Offenburg und ihre Humanisten-Bibliothek

Hans-Jürgen Günther

Louis Schlaefli, dem Freund von der anderen Seite des Rheins, gewidmet

Das 16. Jahrhundert

Von den vielen bedeutenden Persönlichkeiten des oberrheinischen Raumes im 16. Jahrhundert soll zunächst mal an einen Straßburger erinnert werden. Aus dieser Zeit, in der in Offenburg die Rapp-Bibliothek wuchs, wären einige Straßburger zu nennen. Ein ehrendes Gedenken soll an dieser Stelle einem Seidensticker, Architekten, Ingenieur und Stadtbaumeister gelten, nämlich Daniel Speckel, alias Specklin oder Speckle. Es ist davon auszugehen, daß alle Rapp-Pfarrherren ihn kannten.¹ Dieser große Straßburger (1536–1589) machte sich vor allem dadurch einen Namen, daß er gut ein halbes Jahrhundert vor Merian die erste genaue Karte des Elsaß in Kupferstichtechnik fertigte, bereits im Jahre 1576. Da es für die Ortsnamen noch keine vereinheitlichte Schreibweise gab, klingen ihre Namen an unser Ohr, wie sie schon vor Jahrhunderten ausgesprochen wurden – gleichsam wie historische „Phonogramme“, z. B. „Goltschir“, „Urlafe“ oder „Hofwir“.

Speckel dachte bei der Konzeption nicht so eng an den Landschaftsraum, den wir im eigentlichen als Elsaß bezeichnen. Sein heute sehr seltenes historisches Dokument – nur wenige Exemplare befinden sich in Bibliotheken und Archiven des Oberrheingebietes – umfaßt das Gebiet, lat. „regio“, das/die durch natürliche, für die damalige Zeit echte Barrieren abgegrenzt wird: nämlich im Süden vom Juragebirge jenseits von Basel, durch die Vogesen im Westen und den Schwarzwald im Osten.

Der Rheinstrom wurde zu Speckels Zeit als Lebensader der ganzen Regio angesehen, an dem alle Anteil hatten, niemals als Grenze. Es war weise vom Straßburger Kupferstecher, aktuelle politische Grenzen, die zu seiner Lebenszeit gerade vorhanden waren, auf der Karte *nicht* anzubringen. Wie oft änderten sie sich in den vergangenen vier Jahrhunderten! Die schon zu Speckels Zeit uralten Landschaftsnamen Sundgau, Ober- und Niederelsaß, Markgrafschaft, Breisgau oder Ortenau finden dagegen Erwähnung. Sie sind bis heute erhalten. Wir finden erstaunlich viele Wasserläufe oder Gebirgsstöcke verzeichnet. Der Schwarzwald, damals noch u. a. von wilden Tieren bevölkert, die bei den Römern dem Mars heilig waren, also den

Ausschnitt aus der Elsgkarte von Daniel Speckel, 1576



Gestellt durch Daniel Speckel von Strassburg. Jar Christ 1576.

Wölfen,² trägt den lateinischen Namen „Silva Martiana“. Im „Mons Vosagus“ sind unsere Vogesen bereits zu erkennen. „Die Mos“ östlich von Ofenburg hieß bei Speckel schon so. Die noch nicht genordete Karte – Westen ist „oben“ – ist wegen ihrer Fülle an Informationen über die „Regio“ eine wahre Fundgrube für den an der Geschichte Interessierten.

Auf dem Impressum des Kartenblattes liest man: „Elsaß ist das schönste thall in Germania, seiner Fruchtbarkeit und Wohnungen halben, Es hat etlich weldt von Castanien, Mandeln und Nüssen (Anm. des Verf.: das 16. Jahrhundert war besonders warm). Die Landschaften gehören dem hochlöblichen Haus von Österreich, Bischoff von Straßburg, Markgraff von Baden und andern graffen und Herrn zu sampt etlichen Reichsstetten.“³

Was an den regionalen Besitzverhältnissen war für Speckel „der Rede wert“?

1. Die Herrschaftsgebiete der Habsburger Erzherzöge aus Vorderösterreich,
2. die des Straßburger Bischofs,
3. die im Oberrheingebiet verstreut liegenden Territorien des badischen Markgrafen,
4. die Besitzungen kleinerer Grafen, z. B. derer von Geroldseck und
5. die Reichsstädte.

Reichsstadt

Daß Stadt nicht gleich Stadt war, geht aus dem Text klar hervor. An Freiburg, Breisach, Endingen, Kenzingen oder Baden-Baden hat Speckel bei dieser Aufzählung nicht gedacht.

Über gewöhnliche Städte hatte irgendein Landesherr das Sagen. Die Städte, die er meint, erkennt man auf seiner Landkarte sofort. Neben dem Ortsnamen erscheint deutlich ein ovaler Wappenschild mit dem Reichsadler.

Während die Elsässer Seite mit Muhlhouse, Münster, Türkheim, Colmar, Kaisersberg, Ammerswihr, Schlettstadt, Oberehenheim, Roßheim, natürlich Straßburg, Hagenau, Weißenburg und Landau auf 13 Reichsstädte kommt, findet man auf dem entsprechenden rechtsrheinischen Kartenteil genau drei: jede davon ist in besonderer Weise berühmt geworden, eine hielt sogar bis 1806 einen Dauerrekord im ersten deutschen Reich.

Man stelle sich das vor: Neben den mächtigen Reichsstädten Köln, Frankfurt, Straßburg oder Nürnberg entsandte die stets kleinste im gesamten



*Elsaßkarte
von
Sebastian
Münster,
1549*

Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, nämlich Zell am Harmersbach, ihre Teilnehmer zu den Reichstagen. Gengenbach, die zweite oberrheinische Reichsstadt, nahm über sein mächtiges Kloster Einfluß. Zu nennen bleibt – Ehre, wem Ehre gebührt – endlich die Stadt mit ihren Einwohnern, über deren 16. Jahrhundert nun ein wenig zu sprechen wäre: Offenbürg.

Das besondere an Offenbürg war – auf jeden Fall in damaliger Zeit: Seine Tore standen weit offen für den Geist des Humanismus.

Humanismus

Und der strömte aus Europa herein, aus einem Europa, in dem Aufbruchstimmung herrschte.

Der amerikanische Kontinent war gerade entdeckt worden (1492), Eroberer und Abenteurer drängten über den Ozean, in der Astronomie brütete ein Nikolaus Kopernikus (1473–1543) über die revolutionäre Idee der Heliozentrik, der Wanderarzt Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493–1541), begann die Schulmedizin in Frage zu stellen, gab Impulse für eine moderne Heilkunst.

Der Nürnberger Albrecht Dürer verband in seiner Lebensleistung als Maler, Holzschneider und Kupferstecher Genialität mit handwerklichem Können, in Italien schuf der Meister der Architektur, Malerei und Skulptur Michelangelo (1475–1564) unsterbliche Werke der Kunst.

Die Buchdruckerkunst, gerade ihrer Inkunabelzeit entwachsen, wo das von Gutenberg in die Welt gesetzte „Kind“ – bildlich gesprochen – noch in der Wiege (incunabula) lag, sorgte schon knapp ein halbes Jahrhundert nach ihrer Erfindung für eine bis dahin nie gekannte erste „Vernetzung“ aller wissenschaftlichen Disziplinen.

Und die Reichsstadt Offenburg war dabei: Bereits aus der Zeit der Wiegendrucke, aus dem Jahr 1496, existiert eine in eigener Druckerei gefertigte Edition.⁴

In der Regio wurden außer in Straßburg (seit 1460) damals nur in den Universitätsstädten Basel (1468) und Freiburg (seit 1493)⁵ Bücher im Gutenberg-Verfahren hergestellt. Vertrieben wurden die Druckerzeugnisse auf den zweimal jährlich stattfindenden Buchmessen in Frankfurt oder Leipzig, wo sich vielfach die damalige geistige Elite traf. Wußte man, daß es in einer Stadt Bücherfreunde gab, wurden die neusten Editionen zu einem gewissen Aufpreis dorthin geliefert. Und bereits in dieser Zeit wächst in Offenburg bei den Minoriten eine Kloster-Bibliothek, deren Reste sich heute noch in der Stadt befinden, bzw. gerade in der UB Freiburg bibliothekographisch erfaßt werden.⁶

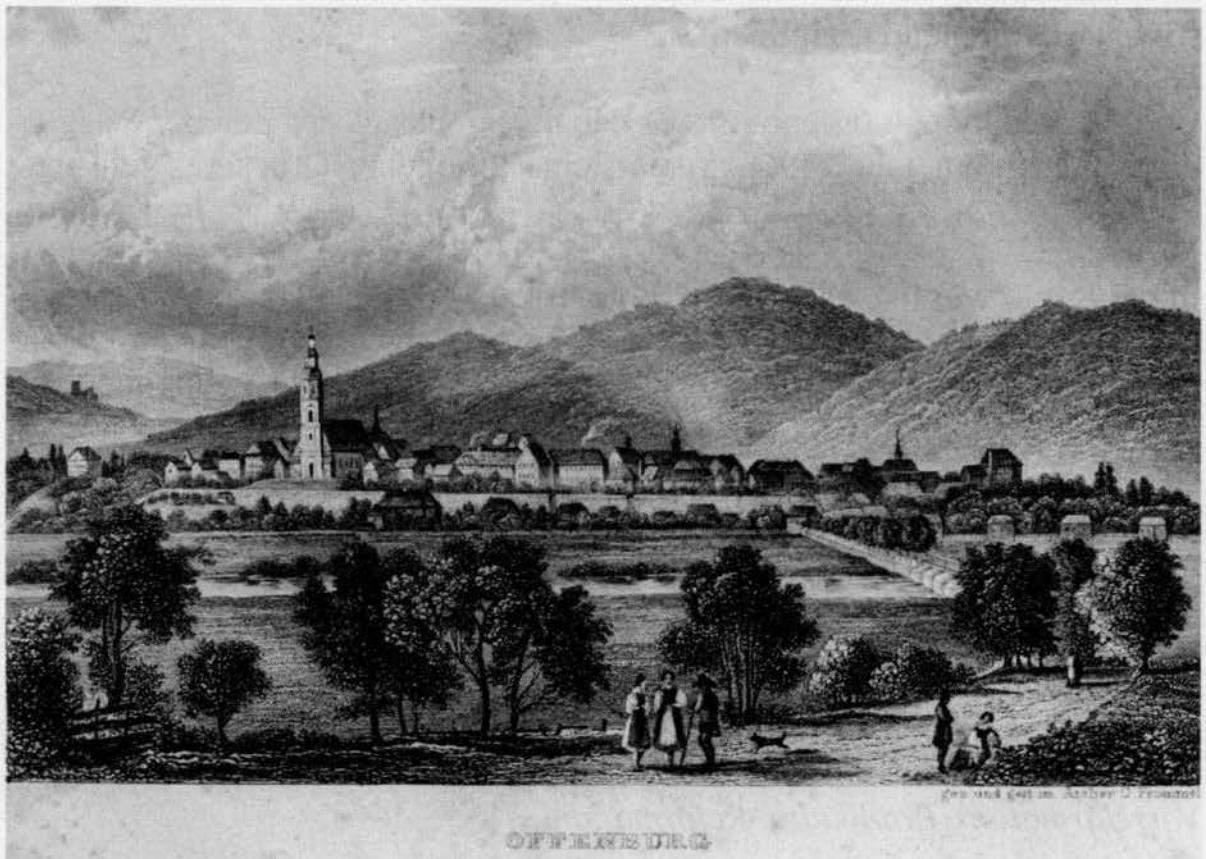
Vorreformation, Prädikatur, Reformation

Einen besonderen Platz in dieser Zeit des europäischen Aufbruchs nimmt der Mann aus Eisleben ein, Martin Luther (1483–1546), der von Wittenberg

aus eine Kirchenerneuerung ungeahnten Ausmaßes begann. Die Mißstände in manchen Bereichen der alten Kirche waren unerträglich geworden.⁷

Jetzt erscheint es angebracht, erstmals von einem der Rapp-Pfarrherren zu sprechen. Der dritte, Lazarus Rapp, verfaßte 1616 die erste Pfarrgeschichte Offenburgs, ein überaus detailreiches Werk, das jetzt nach neuen Erkenntnissen über die Rapp-Pfarrer noch einmal bearbeitet werden müßte.⁸ Verständlich ist, daß Lazarus Rapp auf Mißstände in der Kirche kaum eingeht. Mit seinen Aufzeichnungen als Grundlage kann man unter Einbeziehung der Forschungsergebnisse der Offenburger Historiker Ernst Batzer⁹ und Otto Kähni¹⁰ und anderer zu folgenden Erkenntnissen kommen:

Bischof Albrecht von Straßburg, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Diözese vorstand, kümmerte sich herzlich wenig um die Pfarreien diesseits und jenseits des Rheins. So nahm bereits 30 Jahre vor Luthers Reformationsbeginn der Offenburger Rat nicht mehr die Tatsache hin, daß die Pfarrherren unvorbereitet oder unfähig den Pfarrdienst versahen, daß die Predigten vernachlässigt wurden. Mancher Kirchherr saß auf seinen Pfründen, war häufig verreist und gab seinen drei schlecht ausgebildeten Mitarbei-



Offenburg (Stahlstich aus dem Atelier C. Frommel, Quelle: J. Bader, Badenia, Karlsruhe 1840, S. 4)

tern, den Vikaren, wenig ab. Man muß es leider feststellen: Eine seelsorgliche Betreuung seitens dieser einfachen Priester, die gegen festes Salär an verschiedenen Altären lediglich die Messe lasen – daher Altaristen – fand nicht mehr statt. Über Gespräche und Predigten Seelsorge zu betreiben, hatten sie nicht gelernt.

Und so handelte anno 1484 Offenburg einer freien Reichsstadt gemäß. Die Kinzigstadt richtete auf eigene Kosten eine Prädikatur ein, d. h. sie stellte Wohnraum zur Verfügung und kam für den Unterhalt eines Predigers auf; der sollte sich ganz seiner wichtigen Aufgabe widmen.¹¹ Bemerkenswert ist, daß hier nicht die Amtskirche, sondern das gläubige Volk Abhilfe schaffte. Das war ein typisches, aus dem Zeitgeist heraus erwachsenes Verhalten freier Städte.

Reichsstädte könnte man als Kinderstuben unserer modernen Demokratie bezeichnen. Ohne den Bürgersinn auf diesen „Landkarteninseln von relativer Freiheit“ hätten sich die Modelle für flächendeckende demokratische Organisationsformen nicht entwickeln können. Die Streitkultur der opponierenden Interessenvertreter (Zünfte, Rat, Bürger) war zwar noch nicht sublimiert; das mußte sich erst über Jahrhunderte entwickeln. Dennoch: Auch Offenburger Bürgersinn – in der Zeit des Humanismus und der Reformation und Gegenreformation – hat dazu beigetragen, daß frühdemokratische Versuche vorankamen.

Offenburger Stadtvertreter besaßen die Freiheit, die Reichspolitik aus der Nähe zu verfolgen. Man kann es z. B. im Protokoll des deutschen Reichstags anno 1521 in Worms bestätigt finden. Aufgeführt wird ein Johan Gustenhoffer, Ratsschreiber von Offenburg, der „mit bevelch von Gengenbach und Zell“, anwesend war.¹²

Dieser Johan Gustenhoffer hatte „life“ den fast verzweifelt klingenden Aufruf von Martin Luther vernommen, der mit dem bezeugten: „Gott helfe mir, Amen!“ endete. Daß Gustenhoffers Bericht ein reformatorisches Umdenken in Offenburg förderte, liegt auf der Hand. Sein Eintreten für eine Erneuerung hatte bestimmt eine größere Wirkung als das von Klerikalen. Hier hatte ein Bürger, ungefiltert durch ständische Zensur, von Umwälzbewegungen im Reich berichten können. Offenburg hatte eben seinen kurzen Draht, gehörte zu den „gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen“.

Bei aller Reichsstadtherrlichkeit: die Protokolle weisen bezüglich Offenburg Lücken auf. Erst 1524 macht der besagte Stadtschreiber wieder eine Dienstreise in Sachen Reich: Reichssachen werden in dem Jahr in Nürnberg verhandelt. Gengenbach und Zell schicken eigene Leute.

Gustenhoffer ist aber 1530 in Augsburg¹³ dabei, wo die berühmte Bekenntnisschrift der späteren evangelischen Kirche entsteht.¹⁴

Mit den Straßburgern, unter ihnen der berühmte Martin Bucer, plädiert der Offenburger Vertreter für eine Kirchenreformation, die, wie gesagt, fast 1500 Jahre nach ihrer Stiftung höchst angebracht war.

Wegen Türkenkriegen finden einige Reichstage nicht statt. Was aus Johan Gustenhoffer geworden ist, wissen wir nicht. Offenburg wendet sich jedenfalls offiziell von der Luther-Linie ab. Mag sein, daß es sich von dem benachbarten, inzwischen evangelisch gewordenen Straßburg unterscheiden wollte, mag sein, daß man einfach kaisertreu war.

Oder es mag der Stadtvertreter Hans Jäger¹⁵ am Reichstag 1541 den letzten Ausschlag gegeben haben, als er von einer einmaligen, von Luther und seinen Wittenberger Beratern abgesegneten, in Deutschland nie dagewesenen *Bigamie* hinter vorgehaltener Hand erzählte. Denn bei aller Reformleistung des Wittenbergers: Luther hatte auch Seiten, die man nicht gutheißen kann, vor allem, wenn sich theologischer Impetus mit weltlichen Machtambitionen verband. Darin unterschied er sich nicht von so manchen katholischen Theologen.

Bigamie

Was war das für eine Story?

Landgraf Philipp von Hessen, die Stütze der Reformation und des Schmalkaldischen Bundes, war mit 35 Jahren wegen seiner exzessiven nebenehelichen Affären durch eine Syphilis – und wohl auch psychisch – am Ende. Daß adlige, also geistliche und weltliche Herren damals Konkubinen hatten, war an der Tagesordnung. Zum Jahresende 1539 sieht der Landgraf nur eine Rettung: Nach biblischer Väter Sitte möchte er eine Zweitfrau – keine weitere Konkubine –, möchte er von den Wittenberger Reformatoren, also vor allem von Luther, die Erlaubnis erhalten, offiziell eine „uxor suprainducta“ – ein neues Wort für eine neue Situation – zusätzlich zu ehelichen.

Philipp hatte die 17jährige Margaretha von der Saale im Auge.

Luther erteilt in einem „Beichtrat“ die Erlaubnis: d. h. er sagt, die zusätzliche Ehe sei vor Gott gültig, nur dürfe er keinem was verraten. So heiratet



*Martin Luther.
Buchdeckelprä-
gung aus dem
Straßburger Grand
Séminaire*

Philipp offiziell „bi“, er hat auch in den nächsten Jahren von beiden Frauen Kinder.¹⁶ Zu Luthers Lebzeiten war der Sachverhalt nur wenigen im Detail bekannt. Über drei Jahrhunderte blieben die heute noch erhaltenen Originaldokumente in den Geheimarchiven. Luthers Nachfolger schufen ein untadeliges Bild des Reformators, ungetrübt von dieser Geschichte.

Auf dem Reichstag in Regensburg (1541)¹⁷ wurde weiteren Kreisen die Sache bekannt. Kaiser Karl V. greift ein, Philipp, ein Führer des Schmalkaldischen Bundes, ist wegen der Affäre erpreßbar geworden, denn auch in Hessen gilt die gerade eingeführte Carolina, die Halsgerichtsordnung Karls des V., mit der Androhung der Todesstrafe auf Bigamie. Der Schmalkaldische Bund war erschüttert, der Krieg ging 1547 verloren, die Reformation erlitt nach Einschätzung heutiger evangelischer Kirchengeschichtler durch diesen einmaligen Luther/Philipp-Handel einen schweren Einbruch.¹⁸

Es wäre lohnend, einmal an Hand der im 16. Jahrhundert gedruckt vorliegenden Reichstagsprotokolle die Beteiligung von Offenburger Persönlichkeiten an diesen deutschen Gipfelkonferenzen zu erfassen und sie mit den noch vorhandenen Offenburger Ratsprotokollen in Verbindung zu bringen.

Offenburger Pfarrer des 16. Jahrhunderts

Bonaventura Ersam

Entscheidend für den Verbleib der Offenburger Bürgerschaft bei der alten Religion war sicherlich vor allem, daß sie etwa ab der Mitte des Reformationsjahrhunderts durch vorbildliche, engagierte und bestens ausgebildete Kirchherrn betreut wurde. Als erster wäre Bonaventura Ersam zu nennen. Der gebürtige Straßburger – wahrscheinlich Jahrgang 1492 – nahm, und das ist jetzt abgesichert, 1508 sein Studium in Freiburg auf.¹⁹ Nach 1540 war er an der Offenburger Hl. Kreuz-Kirche Pfarrektor. Er begründete u. a. eine Stiftung, die begabten jungen Offenburgern eine gründliche universitäre Theologieausbildung ermöglichte. Dabei legte er die sechs- bis achtjährige Studienordnung genau fest. Später kehrte Ersam in seine Heimatstadt Straßburg zurück und war Kanonikus beim Stift zum Jungen St. Peter.²⁰ Ferner vermachte er am 14. September 1551 seine wertvolle Bibliothek mit ca. 70 Inkunabeln (Wiegendrucke) und Globen testamentarisch der Offenburger Prädikatur, daß „man gelehrte Männer von der Jugend an aufziehe.“²¹ Der hohe Anteil an Wiegendrucke erklärt sich von selbst, seitdem bekannt ist, daß er gerade mal ein halbes Jahrhundert nach Errichtung der Freiburger Universität (1456) dort studierte. Der gelehrte Ersam starb wahrscheinlich 1556.

Mit Ersams Bibliothek haben z. B. die Rapp-Pfarrherren gearbeitet. Über das endgültige Schicksal der Büchersammlung berichtet Martin Ruch in der „Ortenau 1991“ folgendes²²:

„Vor gut einem Jahrhundert wurden auf dem Pfarrhofspeicher von Hl. Kreuz Bücher einer alten Offenburger Humanistenbibliothek gefunden, die wohl zur alten Offenburger Ersamschen Pfarrbibliothek gehörten. Irgendwann, vermutlich im 30jährigen Krieg, geriet sie in Vergessenheit. Der Stiftungsrat des Jahres 1880 stufte sie als unbedeutenden Restbestand einer früheren Bibliothek ein und verkaufte den Bücherschatz, bestehend aus ca. 260 Titeln, für 19 Vreneli an das Benediktinerkloster in Engelberg (Schweiz).“²³

Martin Rapp

Allem Anschein nach war der unmittelbare Nachfolger von Bonaventura Ersam im Pfarramt Martin Rapp. Das bedeutet, daß er um 1550 sein Amt antrat. Dieser Rapp, soviel scheint klar, stammte aus einer begüterten Familie. Nur vermögende Familien konnten ihre Kinder zu einer Latein-

schule schicken und ihnen hernach eine Universitätsausbildung ermöglichen. Seit Gervasius Sauphers Zeiten, also spätestens seit 1514, gab es in Offenburg eine funktionierende Lateinschule, Vorgängerin des bestehenden Grimmelshausen-Gymnasiums.

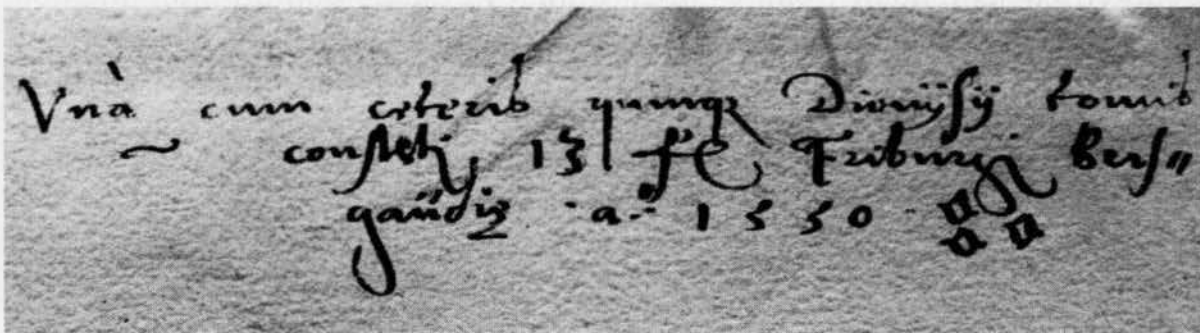
Grundkenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen wurden auch bei Martin Rapp vorausgesetzt, als er mit sieben Jahren Lateinschüler wurde – aber, soviel steht fest: nicht in Offenburg.

Mit etwa 15/16 Jahren erfolgte der Schulabschluß. Nicht weiß man, wo Johannes Hartung,²⁴ ein Freund von ihm, studiert 1547, wohl zusammen mit ihm, an der Freiburger Albertina. 1550 – war er noch Student? – tätigt Martin Rapp in der Dreisamstadt eine große Ausgabe. Nachweislich kauft er dort theologische Literatur: sechs riesige Folianten von Dionysius Carthusianus²⁵ – größer als DIN A4 – und zahlt dafür insgesamt 13 Florenen, also Golddukaten.²⁶ Martin Rapp muß aus einer vermögenden Familie stammen.

Seit dem Sommer 1993 ist nach einer Pause von gut vier Jahrhunderten wieder bekannt, wie der Ersam-Nachfolger heißt, und wir kennen einige Bücher aus seinem Besitz. Es bleiben aber noch viele Fragen zu seiner Vita offen. Da ihn vermutlich sein Neffe Hieremias 1581 im Pfarramt ablöste, ist dieses Jahr wohl auch das Todesjahr von Martin Rapp.

Hieremias Rapp

Eine weit über die Kinzigstadt hinaus bekannte und für ihre Geschichte bedeutende Persönlichkeit war Hieremias (Jeremias) Rapp.²⁷ 1567 übernahm Hieremias das Predigeramt in der Stadt des Offo. Es ist davon auszugehen, daß auch er nach der Grundausbildung an einer Lateinschule mit sechzehn



Bucheintrag von Martin Rapp: „Una cum ceteris quinque Dionysii (Cartusiani) tomis constat 13 fl, Friburgi Brisgauviae, anno 1550

Jahren „uf ein approbierte Universität“ geschickt wurde. Am 14. Mai 1560 taucht H. Rapp erstmals in den Universitätsmatrikeln von Freiburg auf²⁸ – das Jesuitenkolleg in Molsheim, die spätere Ausbildungsstätte für Theologiestudenten des Bistums Straßburg, wurde erst 1580 gegründet.

Nach Ersams Studienordnung für Stipendiaten – sie entsprach in etwa dem Studienkanon der Freiburger „alma mater“ – legte er somit 1562 das Bakkalaureat ab. Zwei Jahre später war der junge Hieremias „Magister artium“ (1564). Ein intensives Theologiestudium (bis 1567) folgte. Zusammen mit dem Pfarrherrn Martin Rapp war er danach in Hl. Kreuz in der Seelsorge tätig. Rechnet man von diesen Daten aus rückwärts, müßte Hieremias Rapp um 1544 geboren sein.

Universitätsmatrikel verraten viel, sie verraten zum Beispiel auch den Heimatort eines Studenten. Es ist das Städtchen Erstein im Elsaß – heute in einer „Jumelage“ mit dem badischen Endingen verbunden. Das kleine Erstein wurde vom Bauernkrieg verschont und hatte wegen der Reformation keinerlei Unruhen wie Schlettstadt oder Molsheim. In dieser Friedenszeit



Ersteiner Wappen

war die Familie der Rapps sehr wohlhabend geworden.²⁹ Nun war in den Jahren 1513–1566 der ranghöchste Mann in Erstein, das zum „Hohen Stift“ Straßburg gehörte, ein Lazarus Rapp. Der führte ein schwarzes Siegel mit nach links schreitendem Raben.³⁰ Diesen Raben auf dem Wappenschild hatte auch der gleichnamige Offenburger Pfarrherr. Er fügte lediglich einen zweiten Raben hinzu. So steht jetzt außer allem Zweifel fest, in welchem elsässischen Haus die Wiege des bedeutenden Offenburger Pfarrers stand.³¹

Offenburg sollte darüber nicht traurig sein. Es ist kein Verdienst, irgendwo geboren zu sein, auch wenn es noch immer Zeitgenossen gibt, die meinen, das sei schon ein Wert an sich. Bei einer Geburt hat eine Mutter eine Leistung vollbracht, die könnte man deshalb ehren. Was eine Persönlichkeit an ihrem Wirkungsort leistet, das kann ihr und dem Ort zur Ehre gereichen. Hieremias Rapps Wirkungsort war Offenburg.

Wie sahen die Versorgungsbezüge für den qualifizierten Offenburger Prediger aus?

Sein jährliches „Gehalt“ betrug nun immerhin stolze 100 Gulden. Daraus ersieht man, wie wohlhabend einmal die Reichsstadt gewesen sein muß.

Aber nicht nur diese jährliche Summe in bar stand ihm zur Verfügung. Es kamen in diesen Zeiten immer noch Naturalien hinzu. Genau festgelegt war z. B. Anzahl der Hühner, Schweine, die Menge an Hafer, Weizen oder Zwiebeln, die er erhielt. Brennholz nicht zu vergessen. Dazu kamen zwei Fuder Wein,³² – die konnte er unmöglich allein getrunken haben, war das doch die Menge von genau 2200 Litern, und das hieße 6 l Wein pro Tag. Da wurde natürlich viel an Mitarbeiter und Gesinde weitergegeben oder auch verkauft. Fürs Studium und zur guten Vorbereitung von Predigten brauchte er schließlich einen klaren Kopf. Keine Gedanken auf seinen Lebensunterhalt mußte der Stadtprediger Rapp verwenden.

Als Hieremias Rapp heranwuchs, hatte sich in der römischen Kirche einiges getan. Die Reformation in Deutschland war Auslöser für das Reformkonzil in Trient gewesen (von 1545–1563). Danach herrschte eine positive Aufbruchstimmung wie vielleicht in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem letzten vatikanischen Konzil (1962–1965).

Zudem war ein engagierter Jesuitenorden angetreten, um in Deutschland die Gegenreformation mit zu organisieren. Der Protestantismus zeigte sich nach Luthers Tod (1546) und dem Interim und erst recht nach dem Reichstag in Worms (1557) zerstritten. Nicht nur heimliche Kämpfe wurden ausgetragen: Hier standen die Gnesiolutheraner, also die Leute, die fundamental davon überzeugt waren, nur sie hätten Luther richtig verstanden. Dort die Philippisten, die Anhänger Melanchthons, die bemüht waren, Humanismus und neue Theologie in humaner Weise zu verbinden. Mit der Herausgabe des Konkordienbuches (1580), das nicht alle evangelischen Ständesvertreter anerkannten, kam es zu einer gewissen, wegen der Unterschriftspflicht zum Teil erzwungenen Ruhe.

Rapp stand ganz auf der anderen Seite, war ein engagiertes Mitglied der nachtridentinischen römischen Reformkirche. Seine Bibliothek wird es später beweisen.

Auf einen eigenen kleinen theologisch-literarischen Beitrag dazu, den er im Jahr 1578 verfaßte, soll hier erstmals nach 416 Jahren besonders hingewiesen werden. Hieremias Rapp besaß eine gedruckte Kirchenordnung für die Diözese Straßburg aus dem Jahr 1565.³³ In diesem Buch entdeckte der Straßburger Bibliothekar Louis Schlaefli einen handschriftlichen Anhang von 32 Seiten.

Das Tridentinum hatte vorgesehen, daß zur größeren Ehre Gottes auch die Liturgie bei den Feiern kirchlicher Feste bereichert werden sollte. Nun verfaßt Hieremias Rapp in sauberster lateinischer Schrift ein „Ordo

Joannis baptista

Vigiliam habet ieiunio carnis obseruanda & cepto ecclesie
vespera. tam prima qua secunda una cum officio, & rectorem
habent. thurificat altaria solito more, ministrat ad officium &
cadiutores, a destinato concionatore fit sermo ad populum. Vtinam
huc festo. uestibg ~~trahit~~ coloris iuxta consuetudine chorj. Finito officio
habent prandium in adibus parrochialibg. & sagellarij ud quot
tempore existunt. ludimorator, organice, aditus, deniq; ad sacri-
dam tame rectoris, puer scholaris q fuit organista a follibg calcadi.

Modus thurificandi.

In primis uesperis solum, thurificans altaria, in maioribg festiuita-
tibg omnia in ceteris uero semp infra specialip notatis. duntaxat in a
choro. pcesur uero thurificandi, omnia altaria talit obseruat. Stant
pueruli cappis induj, candelis accesis ad inferiores gradus altaris a
dextris unq. a sinistris alter, inter hos medius rector, cappa & thur-
ibulo ardetes, thurificaturg uenia genub; flexis petita gradus qe
dit, et primo in modu ~~off~~ in medietate altaris, deinde ad sinistra
ad dextra. deniq; in medietate ^{repetit} omnia priore modo agendo, pla-
ti huc spectatib; uerbis uel patione thurificat. His pacis descendit
ut prius uenia petita, recta pcedit ad sacrariu, ubi priore in modu
cauce facta, circumuendo altare, pcedit ad sacristia, pueris fris ex-
pectatib; thurificato eo altari, pcedit extra choru pcedetib; semp
puerulis primo ad altare. B. Urbani, & crucis, 3. S. Nicolaj, 4.
B. Virginis, 5. scatharine. ultimo ad paruū sacellū triū madorū
His expectatis, redit ad chorū cū pueris, et ad gradus ubi chorales
versiculos canere puenent, uenia petita, thurificat & ordine omni
ab utriq; chorj partib; pfallentes sacerdotes. Atinc reddito thuri-
bulo aditus expectati cū apud fores sacristie, redit cū cappa ad
sua locū, et cātata collecta, dataq; ad gradus altaris benedictione
redit ad ueliariū cappa depositurg. Itq; modus p omnes festiuitate
p omnia altaria uisitat obseruandus est. In minorib; uero, duntaxat
omniū altare cū sacrario & pfallentib; in choros uno quo sup. thuri-
ficat.

Petrj & Paulj Aptz.

Vigilia habet carnispriū sanctificandam. Vesperj hora sexta
ad circit habent matutine, & temporis uel psonarū gditio-
nib; cū noue lectionib; siue tribus ultimj nocturnj. adiuuatis
saudib; more solito. Inprimis uesper thurificat altaria omnia

Parochialis Ecclesiae nostrae Offenburgensis“, also eine Kirchenordnung eigens für die Offenburger Hl. Kreuz-Kirche. Insgesamt enthält das Manuskript 61 verschiedene Abschnitte mit Anregungen zur würdigeren Gestaltung der sakralen Handlungen. Der Neffe Lazarus bezeugt die Authentizität in einer handschriftlichen Einleitung. Die Würdigung dieser Kirchenordnung soll einer eigenen Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

Nach vierzehnjähriger erfolgreicher Arbeit als Prediger wurde Rapp 1581 Kirchherr, d. h. Pfarrektor, der Stadtkirche. Für die Übernahme eines solchen Amtes war damals ein privates Vermögen („patrimonialia bona“) vonnöten. Das war wohl, wie oben ausgeführt, vorhanden. Die Offenburger Pfarrpründe deckten nicht alle notwendigen Ausgaben eines Pfarrers ab. Die Menge wertvollster Bücher, mit der Hieremias Rapp im Laufe seines Lebens seine Privatbibliothek vergrößerte, läßt es glaubhaft erscheinen, daß er nach seiner Investitur als Pfarrer manchen Gulden aus seiner Privatschatulle beigesteuert hat. Auf einige Besonderheiten seiner Büchersammlung komme ich noch zu sprechen. Daß Hieremias Rapp in und um Offenburg sich fest eingerichtet hatte, beweisen zwei Contractenprotokolle, bei denen es um Verkäufe zum Teil sehr wertvoller Immobilien ging. So hat er ein Schlößchen in „Ufhoven“ besessen, in dem er sich wohl von der oft aufreibenden Arbeit ausgeruht hat. Auch von einem Ackerverkauf ist in Archivalien die Rede.³⁴

Am 20. Dezember 1585 taucht er wieder in der Freiburger Universitätsmatrikel auf, jetzt als „Hieremias Rapp Offenburgensis“, wie er schließlich in die Geschichte einging. Setzte Magister Rapp seine Studien fort? War er – wie später sein Freund Johannes Pistorius – in der Lehre tätig? Diese Fragen sind noch nicht geklärt.³⁵

Aus der Stadtpolitik hat Hieremias Rapp sich nicht ganz herausgehalten, sagte man ihm doch nach, er „wolle einen Fuß auf der Kanzel, den anderen auf dem Rathaus haben.“

Das politische Geschäft war ihm vom Elternhaus her ja vertraut. Doch führt der Chronist, sein Neffe Lazarus, weiter aus: „welches doch nur in Kirchensachen geschehen ist . . . oder aber für Delinquenten durch Fürbitte um Milderung oder gänzliche Abnahme der Strafe“.³⁶

Wie ist diese Stelle zu verstehen?

Vielleicht war dem 16jährigen Hieremias Rapp in Erstein anno 1560 der Prozeß gegen den Wormser Jakob Zimmermann zu Herzen gegangen. Dieser wurde der Zauberei angeklagt und nach erfolgterem Geständnis öffent-

Straff der Zauberey.

¶ So jemand den Leuten durch Zauberey Schaden oder nachbeyt zufüget/soll man ihn straffen vom Leben zum Tode/vnnd man soll solde straff mit dem Feuer thun. Wo aber jemandt Zauberey gebraucht/vnd das mit niemandt Schaden gethan hett / soll sonst gestrafft werden/nach gelegenheit der sachen/darinnen die Vrtheyler raths gebrauchen sollen / Was vom rath suchen hernach geschriben stehet.

Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. („Carolina“ von 1532). § gegen Zauberei

lich hingerichtet. Den Ablauf des Verfahrens regelte die „Carolina“, die 1531 eingeführte Halsgerichtsordnung Karls V.³⁷

Die Foltermethoden im Oberrheingebiet glichen sich im großen und ganzen. Beim peinlichen Verhör wurde der oder die der Hexerei Beschuldigte „aufgezogen“, d. h. die Hände wurden auf dem Rücken zusammengebunden und man schlang ein Seil um die so gefesselten Arme, welches über eine Rolle an der Decke lief. An ihm wurden die Unglücklichen hochgezogen. Wollten die sadistischen Folterknechte die Schmerzen erhöhen, so befestigte man an den Füßen der Gefesselten schwere Gewichte oder Steine. Dadurch wurden unter unbeschreiblichen Schmerzen dem Gequälten Arme und Beine aus den Gelenken gerissen. Es gab leider weitere satanische Sadismen, doch lassen wir die hier mal außer acht.³⁸

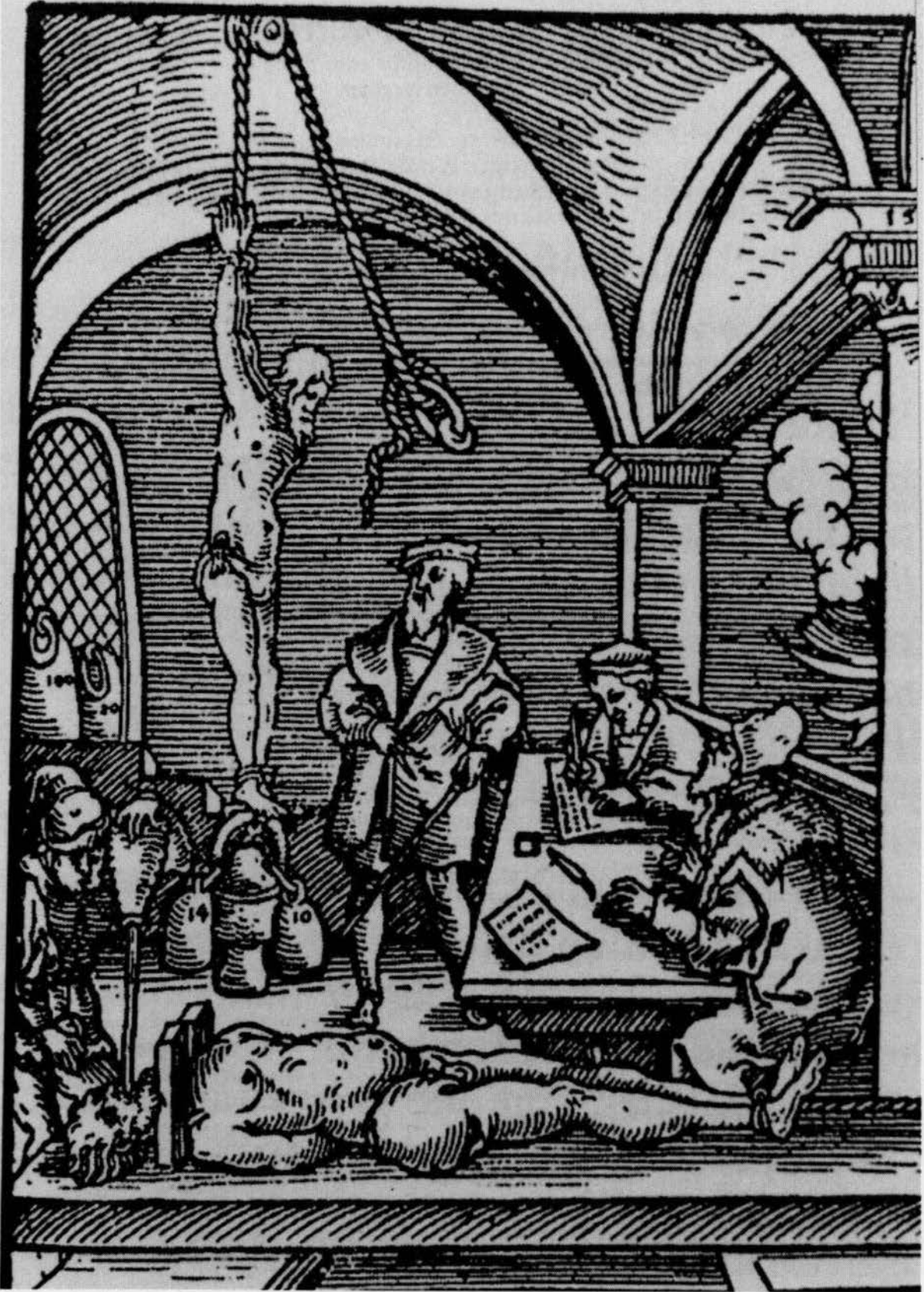
Agatha Gwinner

Wie hat sich Rapp in der furchtbaren Zeit der sog. Hexenverfolgungen verhalten, die in seiner Amtszeit gerade begann?

Die schlimmsten Exzesse gab es nach Franz Volks Untersuchung in den nachfolgenden Jahrzehnten.³⁹

Etwa so begann um 1600 die Hexenpsychose in Offenburg: Eine Mutter mit ihrer Tochter aus Schutterwald, Eva und Maria Vetter, waren wegen Traubendiebstahls in den Turm gebracht worden. Anstatt Bestrafung durch „Pranger“ oder „Geige“ wurde Anklage wegen Hexerei erhoben. Unter furchtbaren Foltern denunzieren sie vor ihrer Hinrichtung – die Mutter brennt lebendigen Leibes, die Tochter wird vorher enthauptet – jetzt andere Offenburger Frauen, darunter Else Gwinner, die „Bäcker-Else“ und ihre Tochter Agatha. Heldenhaft übersteht Else lange Zeit die furchtbarsten

Bon peinitc



Aus „La sorcellerie . . .“ von L. Schlaefli S. 103. „Das Aufziehen“

K. Karlo desß V. vnd desß H. Römischen
Einführung der vrtheyl / vorgemelter peinlicher
Leibstraff halb / die nicht zum Tode ges
sprochen werden.

CXCVII. ¶ Nach fleißiger warhafftiger erfindung / so nach lauz Keyser Karl
desß fünfften / vnd desß Heyligen Reichs Ordnung beschehen ist zu Recht
erkant / daß B. so gegenwertig vor dem Richter steht / der mischätigen /
vnrhelichen handlung halb mit C. geübt.

Abschneydung der Zungen.

CXCVIII. ¶ Öffentlich in Pranger oder Halsheysen gestelt / die Zungen abge
schnitten / vnd darzu bisß auff kündlich erlaubung der Oberkeit / auß dem
Landt verwiesen werden soll.

Abhawung der Finger.

¶ Öffentlich in Pranger gestelt / vnnnd darnach die zwen rechten Fin
ger / damit er mischandelt vnnnd gesündiger hat / abgehawen / auch fürter
desß Landes bisß auff kündlich erlaubung der Oberkeit / verweist wer
den soll.

Ohren Abschneiden.

¶ Öffentlich in Pranger gestelt / beyde Ohren abgeschnitten / vnnnd
desß Landes / bisß auff kündliche erlaubung der Oberkeit / verweist
werden soll.

Mit Ruthen aufzhawen.

¶ Öffentlich in Pranger gestelt / vnd fürther mit Ruthen aufgehaw
en / auch desß Landes / bisß auff kündliche erlaubung der Oberkeit ver
weist werden soll.

Merck / So ein Vbelthäter zu sampt einer auffgelegten vrhelichen
Leibstraff / jemandes sein Gut wider zu kehren / oder aber etwas von sei
nen eigen Güter zu geben / verwirckt / wie desßhalb hievor in etlichen straf
fen / Nemlich von fälschlichem abschweren / am 107. Artickel / ansahende
Item / welcher Richter vor Richter oder Gericht. Auch der Vnrusch halb
ben / so ein Ehemann mit einer ledigen Dirn vbet / am 120. Artickel / ansa
hend: Item so ein Ehemann einem andern / vnnnd dann die böser bestend
nuß zwifacher Ehe betreffend / am 121. Artickel ansahend: Item / so ein
Ehemann ein ander Weib / 2c. gesetzt ist dergleichen in etlichen Diebstäl
len / wie oben angezeigt / 2c. oder so sonst in vnbenannten fällen derglei
chen zuthun vrhelich erfinden würde / So soll solch widerkehrung oder
dargebung desß Guts mit lautern worten an die Vrtheyl / wie das gesche
hen solt / gehangen / beschrieben vnd geöffnet werden.

Von form der vrtheyl / zu erledigung ei
ner beklagten Personen.

Foltern,⁴⁰ widerruft jeweils hinterher ihre Geständnisse. Durch die Tortur „des Meisters mit der Rute“⁴¹ wird die ebenfalls verdächtige junge Tochter zur unwahren Aussage gegen die eigene Mutter gebracht. Da bricht die Mutter zusammen; körperlich und seelisch von einer mörderischen Maschinerie zerschlagen, besteigt sie am 19. Dezember 1601 den Scheiterhaufen.

Der Pfarrherr Rapp wurde zunächst in der Sache um Rat gefragt. Dieser lautet: Man solle auf den Rat juristischer Doktoren verzichten und auf die Mittel vertrauen, die die christliche Kirche zur Rettung anbiete.⁴²

Nehmen wir zum Vergleich einen Hexenprozeß, der fast zur selben Zeit in Freiburg ablief, und bei dem der Rapp-Freund Johannes Pistorius sich mu-



*Hexen von
Straßburg
(Relieffiguren aus
dem Straßburger
Grand Séminaire)*

tig für die vierzehnjährige Agatha Gatterin einsetzte, den Freispruch erwirkte und sie nach Konstanz zu einer Familie in Sicherheit bringen ließ. In diesem Prozeß hatte ein Rechtsberater, Dr. Metzger, empfohlen, das bislang gütlich verhörte Kind zur Sicherheit auch der peinlichen Inquisition durch die Tortur zu unterziehen und – ich zitiere wörtlich: „nach Befindung der Missetat die geliebte Iustitiam zu administrieren und exsequieren“.⁴³ Das hätte in ihrem Fall bedeutet, sie bis zum Erreichen des 16. Lebensjahres im „Christoffelturm“ zu lassen und sie dann zu verbrennen. Die Hauptsache schien für Metzger, den juristischen Doktor, darin zu bestehen, daß ja die „geliebte Iustitia“, und war sie noch so unmenschlich, vollzogen werde.

Rapp hatte für die Mutter nichts mehr tun können. Ihr wurde der Kontakt zu dem Kirchherrn ab dem 11. Dezember 1601 nicht mehr erlaubt. Im Falle der Tochter Agatha Gwinner riet Rapp am 30. November 1601 folgendes, um das „Aufziehen“ und Schlimmeres zu verhindern: Das Mädchen soll in einem „stillen Stübchen der elenden Herberge“ an die Kette gelegt werden. Durch dieses kirchliche Mittel seien nach 14 Tagen die „Verbrechen“ gesühnt. Tatsächlich hörte der Stadtrat auf Rapp und die Bitten der Familie, die junge Frau kam ohne weitere Tortur frei. Sie ging nach Weissenburg, heiratete 3 Jahre darauf und durfte danach sogar ihren Vater in Offenburg besuchen.⁴⁴

Die vom Kirchherrn Rapp listig ausgedachten vierzehn Tage Kettenhaft retteten Agatha das Leben. Mitmenschen, die sog. Hexen helfen wollten, befanden sich auf einer Gratwanderung. Durch allzu offenes Eintreten konnten sie selbst in Verdacht und in die Verfolgungsmaschinerie geraten. Erinnerung sei hier an Friedrich von Spee.

Vergleiche ich Rapps Verhalten mit der Art, wie andere, katholische wie evangelische Pfarrherren in abstoßender Weise mit den Wölfen heulten, so muß man ihm Achtung zollen. Etwas unkonventionell, aber letztlich erfolgreich, erreichte er, wie Lazarus Rapp bestätigt, „für die Delinquenten durch Fürbitte Milderung oder gänzliche Abnahme der Strafe“.

Von einem mit ihm befreundeten Prälaten von Altdorf wird berichtet, daß er verfolgten Frauen Asyl gewährte – z. B. den Schwestern der Else Gwinner –, den Stadtrat in juristische Verhandlungen verwickelte und so für die Rettung seiner Schutzbefohlenen Zeit gewann.⁴⁵

Der Offenburger Stadtrat verzichtete leider bald nicht mehr auf Rechtsgutachten, dafür aber auf Rapps Ratschläge und die seiner Nachfolger. Ergebnis: Nach dem Tod der Pfarrherren Rapp wurde Offenburg für Jahrzehnte

zum furchtbaren „Hexenkessel“, aus dem es für die unschuldig angeklagten Frauen kein Entrinnen gab.⁴⁶

Diözesanarbeit

Um Hieremias Rapp rundum würdigen zu können, greife man auf die erste Veröffentlichung über ihn zurück, die L. Schläfli bereits im Mai 1969 in der Schulzeitschrift des Collège St. Etienne in Strasbourg veröffentlichte.⁴⁷

Dem adeligen Domkapitel war der „Hohe Chor“, bestehend aus nichtadligen, doch oft hochqualifizierten Theologen, beigeordnet. Dessen Senior war um die Jahrhundertwende niemand anderer als der Offenburger Pfarrer. Rapp war also regelmäßig in kirchlichen Angelegenheiten in Straßburg oder da, wo der Bischof sich aufhielt. Durch die Reformation war folgende Situation entstanden:

Die Domherren hatten sich nach großen Streitigkeiten für oder gegen die Reformation entschieden. Diejenigen, die der römischen Kirche weiter angehören wollten, waren in das benachbarte Exil nach Molsheim gegangen, so wie die Basler Domherren ab 1529 nach Einführung der Reformation in Basel in Freiburg Zuflucht gefunden hatten.

Der Straßburger Bischof Karl von Lothringen besaß seine Kathedrale, das berühmte Münster, nicht mehr. Er hielt sich ebenfalls in Molsheim, Zabern oder einem seiner Schlösser auf. Die Lage wurde noch verwickelter: Ab 1599 hatte die evangelische Seite einen Gegenbischof aufgestellt, den 16jährigen Johann Georg, Sohn des mächtigen Kurfürsten von Brandenburg. Der Teenager studierte damals gerade in Straßburg.

1604 wurde die Sache mit der Doppelbesetzung des Bischofsstuhls vertraglich in Hagenau geregelt. Der Brandenburger erhielt 130 000 Gulden in bar, dazu eine jährliche Pension von 9000 Gulden und verzichtet auf das Straßburger Bischofsamt.⁴⁸

Verhandlungsführer bei dieser für die regionale Kirchengeschichte bedeutsamen Entscheidung und Mitunterzeichner ist Hieremias Rapp, Pfarrer aus Offenburg, Senior der Abgeordneten.

Drei Jahre zuvor wäre er fast aus Offenburg abgerufen worden. Der Bischof von Basel hatte 1601 für das Amt des Straßburger Weihbischofs den

Erzpriester Hieremias Rapp aus der Ortenaumetropole vorgeschlagen. Bei der Wahl kam dann jedoch Adam Petz aus Luxemburg zum Zuge.

Die Freunde Rapp und Pistorius halfen sich auch dienstlich. Als Propst des Klosters Surburg im Elsaß setzte Pistorius am 27. März 1604 den Erzpriester Hieremias Rapp zum Visitor des Klosters ein. 1606 nahm Rapp die Visitation vor.⁴⁹

In seinem seelsorgerischen Wirken und seinen engen Kontakten zu den Trägern der Gegenreformation im südwestdeutschen Raum ist eine Mitursache zu sehen, daß sich letztlich in Offenburg die katholische Glaubensrichtung dauerhaft durchsetzte.

Der verdiente, „Erwürdig und hochgelehrt“⁵⁰ Kirchherr Hieremias Rapp starb 1610 im Alter von 66 Jahren. Er wurde nach Äußerungen seines Nefen Lazarus Rapp in der Stadtpfarrkirche Hl. Kreuz begraben. Die genaue Grabstätte ist bislang unbekannt.

Lazarus Rapp

Eine ähnliche Ausbildung wie sein Onkel genoß der Nachfolger als „Erzpriester und Pfarrektor“ von Offenburg, Lazarus Rapp, 1571 geboren, aber weder in Offenburg, noch in Erstein.

Seine Wiege stand in einem Tal der Vogesen in der Höhe von Schlettstadt. Wiederum verrät die Freiburger Universitätsmatrikel den genauen Ort. Er hieß Markkirch, wie auf der Speckelkarte, und wird heute St. Marie aux mines genannt. Die Lateinschule wird er in Schlettstadt besucht haben.⁵¹

Zum Doktor der Theologie promovierte auch Lazarus nicht, sondern trat 1592 nach sechs Studienjahren gleich das Offenburger Predigeramt an. 1610 folgte er dem Onkel Hieremias als Kirchherr.

Für die Stadtgeschichte ließ Lazarus Rapp zwei wichtige Quellen sprudeln: Wie schon oben erwähnt: den Bericht über die Pfarrei zu Offenburg (26. September 1616) und sein eigenhändig verfaßtes Testament (1. Dezember 1617).⁵²

Lazarus war es, der die private, wertvolle Rapp-Bibliothek, die vor allem Hieremias angelegt hatte, dem Jesuitenkolleg in Molsheim überschrieb. Als Gegenleistung dafür sollte am Kolleg immer ein begabter Offenburger Student für die Hl. Kreuz-Pfarrei ausgebildet werden.

Sein Gottes nahmen sein

Inmänniglich zuerwissen, Das nach Christi. In dem Lieben
 Herrn, und Seligmachens Jesu. In dem Erbend, Das er Junder
 im Deyen sein, der gottlich ist in der Jndiction, also die gottliche gottlich
 sind. Pauli. Hinn die gottlich ist, und die gottlich ist die gottlich
 Matthe, In die gottlich die gottlich ist die gottlich ist die gottlich
 der im Jahr Decembris, und im Jahr, vor dem Jahr, im Jahr, im
 dem Jahr, und im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 Jahre, gegen im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 vündig, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 und die gottlich ist die gottlich ist die gottlich ist die gottlich
 fime, und im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 Junder, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 vündig ist, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 Bischof ist die gottlich ist die gottlich ist die gottlich ist die gottlich
 Abt, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 ordinarius, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im Jahr, im
 ist die gottlich ist die gottlich ist die gottlich ist die gottlich

EOPODITS Dei gratia forchidix Austria. Episcopus Argenti
 nensis, et Tysseniensis, Dux Burundia, Stirie, Carintia, Carnie
 et Wurtenberga. Comes Tyrolis, et Goritia, Alsbach, Zanit,
 gramis, Dilecto acis Alagistro Lazaro Rapp, Archidiacono
 Capitulo rursis Offenturg, et amirum Pastori ibidem saluten.
 Cum in nos tuum verum, et unicum recognoscens hie redem supplicat
 humilissima in te teris, quatenus tibi de omnibus, et singulis hinc tuis,
 mobilibus, et immobilibus, peculiaribus, patrimonialibus, beneficalibus
 paraphernalibus, et aliis qualitercunque, et in quacunque acquisitis
 et tibi promotionibus, que ad presentem habes, et in futurum
 legare, testari, et ad libitum tuum disponere, ordinare, et legare
 vel usufructum contram dicitur, et cetera tibi faceret.

Testament des Lazarus Rapp (Ausschnitt) GLA Karlsruhe

Sein nicht geringes Privatvermögen – über dreieinhalbttausend Gulden – stiftete er, wie er bescheiden seinem Bischof gegenüber bekannte „ad pias causas hie und anderswo“, also für gute Werke.

In der Tat vergrößerte sich nach dem Tod von Hieremias Rapp, den er zeit lebens verehrte, die Bibliothek um keinen einzigen Titel. Lazarus hatte eben mehr caritative Intentionen. Mit großer Bestürzung nahm die Offen-

burger Bevölkerung am 5. Februar 1618 die Nachricht vom Tod ihres selbstlosen Gönners auf.⁵³

Sein letzter Wille war es auch, an der Seite seines Onkels in Hl. Kreuz bestattet zu werden. Lazarus Rapp wurde demnach nur 48 Jahre alt.

Die Rapp-Bibliothek

Das „Martin-Erbe“

Wie oben erwähnt, stand ab 1567 dem jungen Prediger Hieremias Rapp die vorzügliche Büchersammlung seines Vorvorgängers Bonaventura Ersam zur Verfügung. Und so liegt es nahe, daß er seine eigene Studierstube in der Prädikatur mit solchen Drucken bereicherte, die Ersam nicht hinterlassen hatte oder die erst neu erschienen. Das ergibt ein Vergleich der beiden Offenburger Bibliotheken aus dem 15./16. Jahrhundert.

Der Grundstock für die Rapp-Sammlung wurde – wie oben gesagt – vom Pfarrer Martin Rapp angelegt. Der früheste Druck, wie kann es anders sein, ist ein „Tractatulus de arte praedicandi“ von Garbini, also eine Abhandlung über die Kunst zu predigen, vom 10. September 1481.⁵⁴ Das zweitälteste Buch ist ein Brevier aus Straßburg.⁵⁵ Der ansehnliche Schwarz-Rot-Druck vom 20. März 1489 verrät an den Lesespuren, zu welchen Tageszeiten welche Psalmen am häufigsten gebetet wurden. Vielleicht besaß Martin Rapp für den Abend ein Brevier mit größeren Lettern.

In Folio aus dem Jahr 1495 ist ein Kommentar des *Thomas von Aquin* über sämtliche Paulusbriefe erhalten.⁵⁶ Homiletische Schriften des großen englischen Kirchenlehrers *Beda Venarabilis* – frühe Drucke nach Handschriften aus dem 8. Jahrhundert – sind dabei.⁵⁷ Alles was von *Bernhard von Clairvaux* überliefert war, konnte der Pfarrer und Bücherfreund aus Offenburg in einem Riesenfolioband (41 cm) nachlesen.⁵⁸ Bei der Größe solcher Drucke muß in seiner Studierstube ein Lesepult gestanden haben. „Handbücher“ waren das nicht mehr. Der große Humanist *Johannes Reuchlin* hatte einen Buchplatz im Offenburger Pfarrhaus,⁵⁹ Predigten von Savonarola, in Lyon 1533 verlegt, konnten nachgelesen werden,⁶⁰ *Erasmus von Rotterdam*⁶¹ ist vertreten sowie eine Diskussionschrift über den wirklichen Text der „Confessio Augustana“,⁶² der evangelischen Bekenntnisschrift von 1530 auf dem Augsburger Reichstag. Das Original ist bekanntlich verschollen.

Es ist anzunehmen, daß ca. 100 Titel der insgesamt heute noch 462 Titel umfassenden Rapp-Bibliothek von Pfarrer Martin Rapp angeschafft wurden.⁶³

Hieremias-Anteil

In einer Graphikkurve könnte man darstellen, wie Hieremias Rapp nach der Übernahme des Predigeramtes die Sammlung aufzustocken begann.



Super-Libris:
H. R., 1591

1568, gleich im ersten Jahr seiner hohen Bezüge als Prediger an Hl. Kreuz, schaffte er sich z. B. zehn neue Bücher an. Die meisten dienten dazu, gute Predigten vorzubereiten. Ein Buch von Petrus Hafner aus dem Jahr 1568, das Anregungen zu Adventspredigten gibt, könnte man als „Übergangsbuch“ von der Ära Martin zu Hieremias Rapp bezeichnen. Das Super-Libris weist die Initialen „M. H. R(app), 1575“ auf.⁶⁴

Rapp war immer auf der Höhe der Zeit. Schon bald nach Beendigung des Trienter Konzils (1565) besaß der Offenburger Pfarrer den dort neu herausgegebenen Katechismus.⁶⁵ Dieser galt in der katholischen Kirche – fast unverändert – länger als vier Jahrhunderte und wurde bekanntlich erst 1993 durch einen neuen ersetzt. Weiter finden sich Kommentare zu fast sämtlichen Büchern des Alten und Neuen Testaments, über die Kirchenväter, die Scholastik, wichtige dogmatische Werke, auch Erbauungsbücher.

In den ersten drei Jahren nach seiner Ernennung zum Offenburger Pfarrer (1581) setzte sich Hieremias selbst ein bibliophiles Denkmal. In diesem Zeitraum erwarb er die für einen Privatmann kaum erschwingliche Menge von 70 wertvollen Zeitdokumenten.⁶⁶

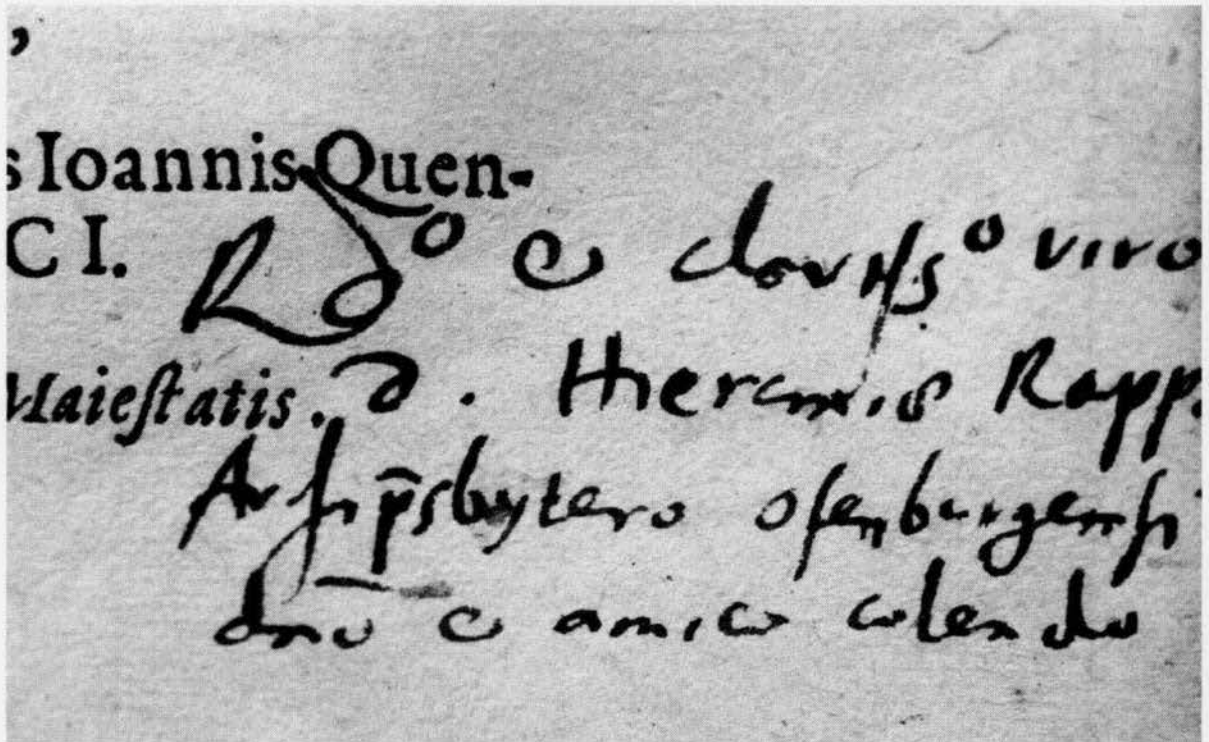
Wie viele gibt es unter uns, die sich über mehrere Jahre hinweg monatlich zwei kunstvoll gebundene Neuerscheinungen leisten? Einen epochenspezifischen Schwerpunkt bilden die kontroverstheologischen Editionen zum Thema Reformation und Gegenreformation. Luther, Calvin und ihre Anhänger, Anglikaner, vor allem die Schriften aus dem südwestdeutschen strenglutherischen Reformationszentrum Tübingen, also von Andreae oder Lukas Osiander, interessieren ihn. Mit über einhundert gegenreformatorischen Schriften kann die Rapp-Bibliothek aufwarten. Sie setzen Anfang der 70er Jahre ein und erreichen die größte Konzentration zwischen 1585 und 1600.⁶⁷

Handschriftliche Einträge beweisen, daß er sie durchgearbeitet hat. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts schaffte sich Rapp fast sämtliche Neuerscheinungen an, welche die Frankfurter Buchmesse – damals schon zweimal jährlich – zu diesem Thema anbot. Aber die Bücher, meistens in Latein geschrieben, kamen nicht nur aus deutschen Druckereien. Allein 45 Titel hatten eine Reise von Paris nach Offenburg hinter sich. Bedeutende Werke dieser Bibliothek waren einst in Köln, Rom, Wittenberg, Basel, Neapel, Posen, Venedig, Krakau, Lyon, Ingolstadt, Antwerpen, Bologna oder Wien in Druck gegangen. Insgesamt kommen 39 verschiedene europäische Verlagsorte vor: ein Beweis für funktionierenden innereuropäischen „Datentransfer“ der frühen Buchdruckerzeit bis hinein in Offenburger Pfarrstuben.



IOH. PISTORI' NIDDAN'
Theol. D. et. Protonotari' Apostolic'

Johannes Pistorius (1546–1608), Freund des H. Rapp



Pistorius-Widmung an H. Rapp. (Grand Séminaire, Straßburg)

Rapp war damals so bekannt, daß der schon genannte Johannes Pistorius (1546–1608), Arzt und badischer Rat, später Generalvikar in Konstanz, kaiserlicher Rat und Beichtvater Rudolphs II. in seinem Buch „Badische Disputation“ (1589) ihn erwähnt.⁶⁸ Rapp hatte im November 1589 zusammen mit Pistorius, der damals in Offenburg wohnte,⁶⁹ – vielleicht im Uffhofener „Schlößlin“ – von hier aus an dem wichtigen Religionsgespräch in Baden-Baden teilgenommen. Pistorius wird ein Jahr später den Freund bei der Überreichung seines Buches, in dem er über die Arsenikvergiftung und die Sektion des achtundzwanzigjährigen badischen Markgrafen Jakob III. ausführlich spricht, gleich über die Hintergründe informiert haben.⁷⁰

In diesen Jahren signierten Pistorius und andere Autoren dem Hieremias Rapp zahlreiche Bücher.⁷¹

Der berühmte Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius widmete dem Offenburger Freund anno 1590 seine Schrift zu dem zeitlosen Thema: „... Concubinatus Clericorum: deque causis et remediis eiusdem (über den Konkubinat der Kleriker, über seine Ursachen und Abhilfen)“.⁷²

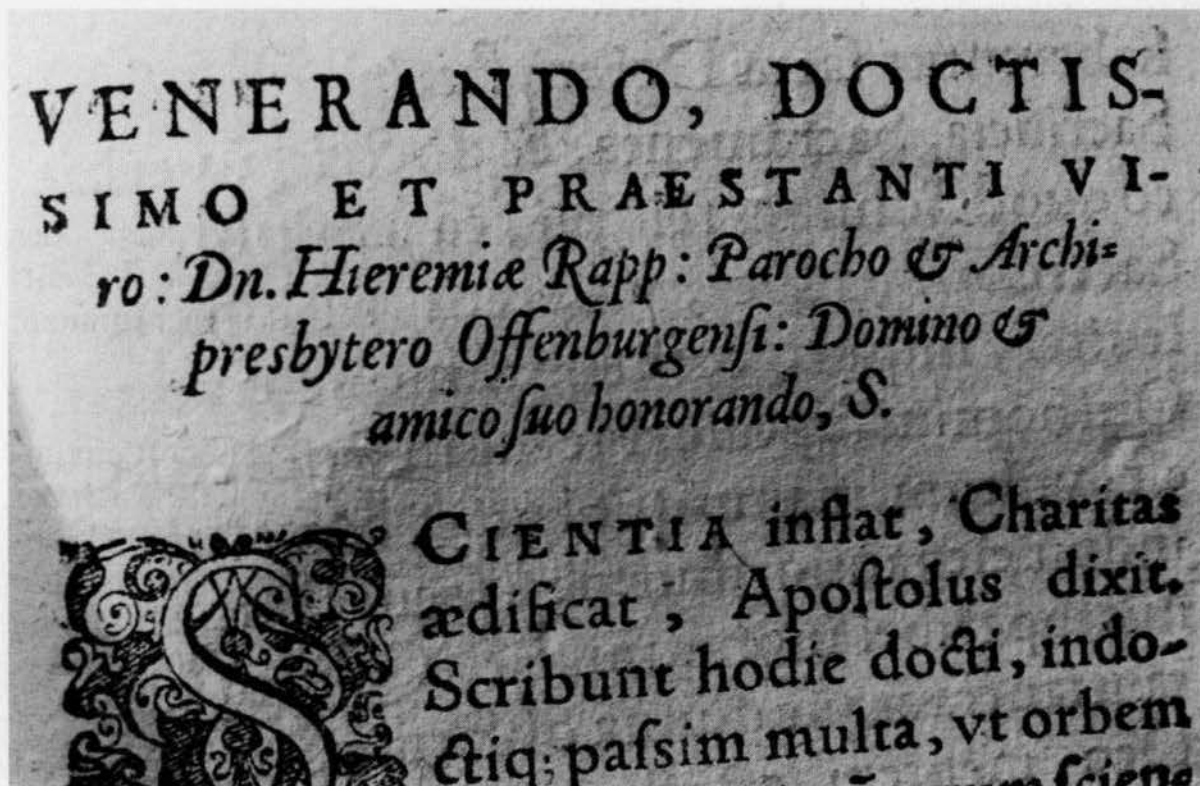
Es finden sich aber auch Schriften von älteren und jüngeren Historikern, über die gregorianische Kalenderreform (1582),⁷³ die Astronomie,⁷⁴ über Hexen und Ketzler, Exorzismus, Pest⁷⁵ und zum Thema „Türkenkriege“,

die seit der Eroberung von Konstantinopel (1453) bis zur Belagerung Wiens (1683) Europa immer wieder durchschüttelten.⁷⁶

Wenn man fragt, über welches Predigtthema man Rapp gern gehört hätte, wo er doch über eine so mannigfaltige Vorbereitungsliteratur verfügte, fiel einem die Antwort nicht leicht.

Nach einer Predigt hätte man gern die „bedröppelten“ Gesichter seiner Offenburger Schäfchen gesehen. Im Jahr 1603 schafft Rapp sich ein Buch von Friedrich Forner an: „De temulentiae malo, eiusque remediis, variis item iucundissimis“ über das Übel der Trunksucht, und verschiedene abwechslungsreiche Maßnahmen dagegen. Hatte er etwa Gründe, in Offenburg so ein Thema anzugehen, gewappnet mit Argumenten, die auf 471 Seiten zusammengetragen waren?⁷⁷

Auffällig ist, daß in der Rapp-Bibliothek „die antiken Autoren, die zentralen Bücher einer jeden humanistischen Bibliothek, gewissermaßen die „Leitfossilien“, fehlen.⁷⁸ Es gibt keinen Plato, Aristoteles, Cicero, Seneca oder Ovid. Was die Rapp-Pfarrer in dieser Hinsicht brauchten, stand ihnen ja durch die Büchersammlung in der Prädikatur zur Verfügung. Es ist aber



Gedruckte Widmung für Hieremias Rapp von Jodocus Lorichius, Theologieprofessor in Freiburg (1590)

auch gut möglich, daß Titel vorhanden waren und beim großen Brand (1870) vernichtet wurden.

Der Bücherliebhaber Rapp hat seine Schätze ansehnlich binden lassen. In manchen Jahrgängen, z. B. 1583, 1591 oder 1599 sind zehn und mehr „Super-Libris“, also Deckelprägungen mit seinem Rapp-Wappen, Initialen und der Jahreszahl erhalten. Insgesamt ist das „Super-Libris“ auf 70 Exemplaren zu finden. Aber auch kostbare im Präge- und Rolldruckverfahren hergestellte Buchdeckel sind ein Blickfang fürs Auge.

Die erhaltene Rapp-Bibliothek ist – wie jetzt feststeht – mit 444 Titeln aus dem 15. und 16. Jahrhundert die heute größte Offenburger Büchersammlung, die aus der Renaissance erhalten blieb, deutlich größer als die stadteigene „Historische Bibliothek“ aus dem Grimmelshausen-Gymnasium. Wegen ihrer völlig unterschiedlichen Ausstattung ergänzt diese aber die Rapp- und die Ersam-Sammlung.

Es ist nicht zu entscheiden, welche von den dreien die bedeutendste ist. Miteinander ergänzen sie sich vorzüglich. Die drei noch existierenden ehemaligen Bibliotheken aus Offenburg bilden somit einen reichen Bestand von etwa 1000 Titeln, allein aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Sie spiegeln das breite Spektrum des Offenburger Humanismus, der Reformations- und Gegenreformationszeit wider.

Schicksal der Rapp-Bibliothek

Die anno 1609 abgeschlossene Rapp-Sammlung, der seit 1621 mehr oder weniger Regalruhe verordnet war, ist in einem sehr guten Zustand. Sie enthält weitere 18 Ausgaben des frühen 17. Jahrhunderts. Es ist zu vermuten, daß sie ursprünglich noch umfangreicher war. Wieso?

Bis zur Aufhebung des Jesuitenkollegs in Molsheim hatte sich dort ein unschätzbare Bücherbestand von ca. 50 000 Bänden angesammelt. Nach der französischen Revolution gelangte der Schatz in die Straßburger Stadtbibliothek. Im August 1870 wurde das Gebäude von deutschen Granaten beschossen und brannte bis auf die Grundmauern nieder. Zunächst mußte man davon ausgehen, daß dabei alle Molsheimer Bestände vernichtet worden waren. Doch waren bereits 1827 ca. 30 000 Bände in die Bibliothek des Straßburger Priesterseminars gelangt. Dabei handelte es sich vornehmlich um theologische Editionen. Man kann nur ahnen, ein welcher wertvoller Bestand aus Molsheim dem sinnlosen Brand zum Opfer fiel, vermutlich auch unersetzliche Schätze aus der Offenburger Rapp-Bibliothek.

Dem Straßburger Bibliothekar Monsieur L. Schlaefli ist es zu verdanken, daß nach jahrzehntelanger ehrenamtlicher (!) Arbeit die im 2. Weltkrieg ausgelagerte Bibliothek des Grand Séminaire soweit geordnet wurde, daß wissenschaftliches Arbeiten möglich ist. Ohne seine Vorarbeit hätte die Rapp-Bibliothek nicht aufgearbeitet werden können. Durch Wiederentdeckung der ebenfalls einst verschollen „Pistoriusbibliothek“ führte im Februar 1993 meine Spur bald zum Pistoriusfreund Hieremias Rapp. Ohne daß sie es ahnen konnten, sind die druckschweren Vermächtnisse des Freundespaars Rapp und Pistorius eingeflossen in eine Bibliothek, in der beide Bücherliebhaber geschwelgt hätten.

Doch auch der Zeitgenosse konnte und kann daran Anteil haben: Die historisch gewachsenen guten Beziehungen zwischen Straßburg und Offenburg haben Tradition. So war es möglich, die einzigartige und kostbare Bibliothek der Offenburger Pfarrer Martin, Hieremias und Lazarus Rapp nach 373 Jahren für eine Ausstellung (19. 1.–20. 2. 1994) in die Heimatstadt zurückkehren zu lassen. Dazu war engagierte Zusammenarbeit von beiden Rheinseiten her erforderlich, die alle Beteiligten mit großer Freude erfüllte.

Als geradezu klassisches Beispiel können die drei Pfarrer Martin, Hieremias und Lazarus Rapp für das Zusammengehörigkeitsgefühl der oberrheinischen Regio – ganz im Sinne Speckels – angeführt werden. Geboren und aufgewachsen in Erstein und Markkirch, traf man sie zum Studium in Freiburg. Ihr endgültiger Wirkungsort innerhalb der Diözese Straßburg wurde die freie Reichsstadt Offenburg. An Hieremias wird deutlich, wie er mit Selbstverständlichkeit jenseits und diesseits des Rheines zum Wohle der Menschen agierte. Den Pfarrherren Rapp gemeinsam ist ihre letzte Ruhestätte in der Heilig-Kreuz-Kirche.

Anmerkungen:

- 1 Offenburg gehörte zur Diözese Straßburg. Die Entfernung vom Straßburger Münster bis zur Heilig-Kreuz-Kirche Offenburg beträgt 25 km.
- 2 vergl. Horaz, carmen I, 17,8/9: „nec viridís metuúnt colúbras nec Mártiális háediliáe lupós“, auch Vergil, Aeneis, 9, 566: (agnum) „Mártius á stabulís rapuít lupus . . .“
- 3 im rechten oberen Eck der 113,5 × 37,5 cm großen Originalkarte.
- 4 Kähni, Otto: Reformation . . ., S. 23, Ruch, Martin: S. 504. Es handelt sich um eine Fastenpredigt des Bischofs von Lecce.
- 5 Lange, Wilhelm: S. 69–75. Zum Vergleich: Heidelberg: 1484, Tübingen: 1491
- 6 Isolde Tröndle: Die Ortenau, 1989, S. 269–278: Die historische Bibliothek des Grimelshausen- Gymnasiums in Offenburg. Ihre Geschichte und ihr aktueller Bestand.
- 7 s. z. B.: O. Linhard/Wiler: Straßburg und die Reformation, S. 120

- 8 Lazarus Rapp: „Einfältiger und wahrhafter bericht der ganzen pfarr zu Offenburg sampt annectierten capellen, beschaffenheiten wegen der gehalten tag- und jahr-gottesdienst, auch alles einnämens und ausgebens sampt der beschwerden etc . . .“ bei K. Walter: Bericht des Pfarrherrn Lazarus Rapp, S. 5, Anm.
- 9 s. Literaturangaben
- 10 s. Literaturangaben
- 11 Kähni: S. 23 ff
- 12 In: Aller des heiligen Römischen Reichs gehaltener Reichstage Ordnungen / und Abschiedt / . . . Auch ist Kayser Carols deß V. Peinliche Halßgerichtsordnung . . . hierin begriffen“ Mainz, Caspar Behem, 1585, fol.
- 13 s. Anm. 12, Reichstag 1530: fol. 1 iii, r. „Offenburg und Zell im Harmerßbach / Johan Gustenhoffer / Stattschreiber.“
- 14 Günther, Hans-Jürgen, Biographie über Johannes Pistorius d. Ä. (in Arbeit). Die CA entstand übrigens nicht im Alleingang des Philipp Melanchthon. Daß sie in Gemeinschaftsarbeit sich so entwickelte, steht inzwischen außer allem Zweifel. Unbeantwortet ist bislang die Frage, wie die „confessio Augustana“ im „team work“ entstand.
- 15 s. Anm. 12, Reichstag 1541
- 16 z. B. ROCKWELL, W. W.: Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, Marburg 1904, oder HASSENKAMP, F. W.: Hessische Kirchengeschichte seit dem Zeitalter der Reformation, I. Band, Frankfurt, 1864, S. 459–519, RE.
- 17 Das Gerede begann bereits auf dem Konvent in Hagenau im Sommer 1540.
- 18 SCHMIDT, KURT D.: Grundriß der Kirchengeschichte, 3. Aufl. Göttingen 1959, S. K116: „Für die politische Situation der Protestanten erwies sich bald die Doppelehe des Landgrafen als verhängnisvoll.“
- 19 Mayer, Hermann: Die Matrikel . . . , S. 182, Nr. 49: „Bonaventura Ersam Argentinens. eiusd. dioc. 3. Aprilis (1508)“. In Molsheim konnte Ersam noch nicht studiert haben, da dort ein Theologiestudium erst ab 1580 möglich war. Vergl. Batzer, Ernst, Diözesanarchiv 1937, S. 231, davon abhängig wohl: Kähni, Otto: S. 36 und Ruch, Martin: S. 502.
- 20 Kähni: S. 36
- 21 Batzer, Ernst, Diözesanarchiv, 1937, S. 232
- 22 Ruch, Martin: S. 501–507
- 23 1 Vreneli = 20 Goldfranken = ca. 165,- DM (Ankauf im Januar 1994); somit haben die 19 Vreneli **heute** einen Wert von 3135 DM. Ein Buch wurde durchschnittlich für 12 DM!! (Kurs 1994) hergegeben. Damit liegt der Verkaufspreis der **gesamten** Ersam-Bibliothek deutlich unter dem Wert, mit dem auch nur das einfachste Rapp-Buch der Ausstellung (19. 1.–20. 2. 1994 im Museum im Ritterhaus) versichert wurde. Wollte man die Engelberger Bücher heute zurückkaufen, so müßte Hl. Kreuz wenigstens 6000 Vreneli oder 1 Million DM dafür „berappen“. Das Tröstliche: die Bibliothek ist der Nachwelt erhalten, es kann mit ihr wissenschaftlich gearbeitet werden.
- 24 Mayer, Hermann: Die Matrikel . . . (Jahrgang 1547). Vgl. auch Günther/Schlaefli-Katalog . . . B, S. 38: Widmung in einem Folioband über den heiligen Irinäus, ediert 1548, lautet: „Viro optimo . . . Dno Martino Rapp, Parocho Offenburgi, Johannes Hartungus“.
- 25 Dionysius Cartusianus, Katalog . . . B, S. 19–20, insgesamt 9 Titel
- 26 1 Floren – oder Reichstaler zählte 1½ Straßburger Gulden. Anm.: Was verdiente man damals? Ein Schneider hatte einen Jahresverdienst von 8 Florenen im Durchschnitt, ein Bäcker von 12, ein Lehrer ebenfalls von 12, ein Altarist bis zu 15 Florenen. Vom Wert allein dieser sechs Bücher hätte man also gut ein Lehrergehalt für ein Jahr bezahlen können. Wer sich solche Bücher leisten konnte, war vermögend. Vom Rapp-Freund

- Johannes Pistorius weiß ich, daß ein halbes Jahr Studium in Padua anno 1565 mit Reisen und allen Nebenausgaben 90 (!) Florenen kostete.
- 27 nicht „Hieronimus“, wie Kähni S. 37 noch schrieb
- 28 Mayer, Hermann: Die Matrikel . . . , S. 450, Nr. 30: „Hieremias Rapp Ersteinensis dioe. Argentinens. clericus“. Diese Tatsache ist erst seit dem 17. Januar 1994 wieder bekannt.
- 29 K. Walter, Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp, S. 30/31: „wie denn mein geliebter Herr Vetter seelig von den Eltern und Geschwistern ein stattliches (Vermögen) ererbt.
- 30 Friedel, Réne: Geschichte des Fleckens Erstein, S. 484
- 31 Friedel, René: S. 487, 495, 553–555, 578. Im übrigen war Erstein „rappelvoll“ mit Rapps. 1501–1517 ist ein Lorentz Rapp Schultheiß – d. h. zuständig für Gerichtssachen, ein Lazarus Rapp hat dieses Amt von 1574–1588 inne. Ein Lienhard Rapp ist 1544 Bürgermeister, weitere folgen im 18. Jahrhundert.
- Ein Franz Ignaz Rapp aus Erstein war im letzten Jahrhundert Generalvikar des Bistums Straßburg († 1886), sein Bruder Martin Rapp († 1882) war ebenfalls Pfarrer, weitere Pfarrer sind Franz Michael Rapp († 1881), Emil Rapp († 1916), Theophile Rapp, Militärarzt († 1881). À propos Erstein. In der 702 Seiten starken gründlichen Stadt-Chronik liest man über Hieremias Rapp nichts.
- 32 Kähni, O.: S. 35
- 33 Günther/Schlaefli-Katalog . . . Teil B, S. 71
- 34 1. Contractenprotokoll 1608, 8v; STA OG 10/18/108 „Öwiger Kouff. Hr. Hieremias Rapp Kürchherr allhir zue Offenburg verkoufft und gibt zue kouffen dem Ehrhafften Herrn Jacob Geckhen, des newen Raths daselbsten und all seinen Erben, Namblichen drey Jüch Ackher und matten (ca. 135 ar) in Offenburger Bann am Nider Angel gelegen, die Mauchmatt genannt (. . .) Den 2t Martij ao 1608“.
2. Contractenprotokoll 1610, S. 182 r + v; STA OG 10/18/108 „Vergleichung zwischen weylant Herren Hieremie Rappen des Kirchherren seeligen nachgelassenen Erben, Sodann dem Edlen Vesten Jr. Philipp von Dieperskirch. Zuwissen, demnach weylant der Erwürdig und hochgelehrt Herr Hieremias Rapp gewesener Kirchherr zu Offenburg, auch senior deputatorum des Chores Hohen Stiffts Straßburg, dem Edlen, Vesten Jr. Philip Christoph von Diepertskirch, ein Schlöblin mit deßen weytern begriffen, zu Ufhoven vorgedachter Stadt Offenburg gelegen, sampt darzugehörigen Güetern, für und umb viertausend drey hundert Gulden, zu fünfzehn batzen oder dreissig kreitzer gerechnet, 4 unterschiedliche Ziel zu bezahlen, lauth darüber gefertigter Kouffverschreibung und Revers käufliches Übergeben, Sich aber Im abzug des Weyers, wegen ansähens, säätfrucht auch Hew und Straw etwas mißernstand begeben, Daß uf under Handten (. . .) accordiert, überkommen und verabschiedt worden (. . .) sollen demselben einhundert Gulden nachgelassen werden (. . .). Beschehen Sambstags den 29. May ao. 1610“. Dieses „Schlöblin“, in einem anderen Protokoll „Meyer hauß“ genannt, hat Lazarus Rapp im März 1612 offensichtlich wieder angemietet (Lazarus Rapp et Consorten 1612, Contr. Prot. 349–352). Die Protokolle wurden freundlicherweise mitgeteilt von Herrn Dr. Martin Ruch, Offenburg.
- 35 Mayer, Hermann: Die Matrikel . . . , S. 450, Nr. 30: „Hieremias Rapp Offenburgensis dioeces. Argent.“
- 36 Walter, K.: S. 34
- 37 Friedel, R.: S. 490
- 38 nach Friedel, R.: S. 490
- 39 s. Literaturliste: Volk, S. 31–57. Der Bericht ist erschütternd geschrieben, die Wirklichkeit war unvorstellbar schlimmer.

- 40 Volk, F., S. 47 „griff man sie mit der Folter auf das stärkste an, so daß sie die größte Steine vom Boden aufzog“
- 41 Volk, F., S. 48
- 42 Volk, F., S. 46/47
- 43 Stadtarchiv Freiburg, Hexencriminalia, 1579–1674, p. 432 r.
- 44 Volk, F., S. 51/52
- 45 Volk, F., S. 36, 52
- 46 Höchst informativ zum Thema „Hexenprozesse am Oberrhein“ ist das soeben erschienene Buch von Louis Schlaefli „La sorcellerie a Molsheim“ (1589–1697). An 89 im Molsheimer Archiv recherchierten Einzelprozessen weist er die Vernichtungsmaschinerie gegen die damals der Hexerei Verdächtigten auf. Schlaefli untersucht auch mehr als zehn Fälle gegen 8–14jährige Kinder.
- 47 Schlaefli, L.: s. Literaturliste, „Quelques notes . . .“
- 48 Lienhard/Wiler, S. 338
- 49 Straßburger Diözesanblatt, XXII. Jahrgang, Neue Folge: V. Band, März 1903, S. 128–129.
- 50 s. Anm. 34, 2. Contractenprotokoll
- 51 Mayer, Hermann: Die Matrikel . . ., S. 629, Nr. 4, „Lazarus Rapp Markkirchensis dioecesis Argentoratensis, 10. November 1587“.
- 52 s. Batzer, E. und Walter, K. bei den Literaturangaben.
- 53 Batzer, E., S. 238
- 54 Günther/Schlaefli: Katalog der Bücher aus der ehemaligen Bibliothek der Pfarrherren Martin, Hieremias und Lazarus Rapp zu Offenburg, die im Grand Séminaire zu Strasbourg zu finden sind, Teil C, S. 1.
- 55 Günther/Schlaefli-Katalog . . . Teil C. S. 2
- 56 . . . Teil C, S. 2
- 57 . . . Teil B, S. 4–5, 3 Titel
- 58 . . . Teil B, S. 6
- 59 . . . Teil B, S. 60
- 60 . . . Teil B, S. 64
- 61 . . . Teil B, S. 23
- 62 . . . Teil B, S. 24 (Fabricius, Andreas)
- 63 . . . Teil C, S. 1–24
- 64 . . . Teil B, S. 33
- 65 . . . Teil B, S. 32
- 66 . . . Teil C, S. 38 ff
- 67 Den schnellsten Überblick verschafft man sich hier im Günther/Schlaefli-Katalog . . . Teil C (Anordnung nach Erscheinungsjahren).
- 68 Pistorius, Badische Disputation, S. 122
- 69 Die badische Disputation war vom 28.–30. November 1589.
- 70 . . . Teil B, S. 5. Zur Vergiftung des Emmendinger Stadtgründers Jakob III (1562–1590) siehe Literaturangabe.
- 71 . . . Teil B, S. 56–57. Von sechs Pistorius Titeln enthalten drei handschriftliche Widmungen des Autors.
- 72 . . . Teil B, S. 44–46. Rapp besitzt insgesamt 17 Lorichius-Titel. Die gedruckte Widmung S. 46 (De aliquot et triginta poenis ac damnis . . .).
- 73 . . . Teil B, S. 12 (Busaeus)
- 74 . . . Teil B, S. 63

- 75 Günther/Schlaefli-Katalog . . . Teil B, S. 10 (Binsfeld), S. 48 (Mengo, „Dämonenknüppel“), S. 66 (Scherer, Exorzismus), S. 69 (Spinaeus, „novus malleus maleficarum“ – neuer Hexenhammer), S. 47 (Macer, Predigt gegen Pest).
- 76 . . . Teil B, S. 22 (Eisengrien)
- 77 . . . Teil B, S. 27
- 78 Ruch, M., S. 506

Literatur

- Batzer, Ernst:* Neues über die Reformation in der Landvogtei Ortenau sowie in den Städten Gengenbach und Offenburg. In: ZGO, Neue Folge Band XXXIX, 1926, S. 63–83
- Batzer, Ernst:* Die Testamente zweier Offenburger Geistlichen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Bildung der Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Freiburger Diözesanarchiv 65, 1937, S. 231–240
- Günther, Hans-Jürgen:* Vergrößerte Reproduktion von einem Original der „Elsaßkarte“ von DANIEL SPECKEL (1536–1589), Straßburg 1576 (Oberrheingebiet – zwischen Jura, Vogesen und Schwarzwald – von Basel bis Durlach, früheste Karte der „Regio“). Ausschnitte: Ortenau, Kehl/Straßburg, Molsheim, Hanauer Land, Baden-Baden, Freiburg, Emmendingen, Markgräfler Land, Basel, Breisach/Kaiserstuhl, Colmar/Schlettstadt, Erstein (Selbstverlag), Emmendingen, 1994
- Günther, Hans-Jürgen:* „Offenburgs größte Humanistenbibliothek entdeckt“. Die Büchersammlung der Pfarrherren Hieremias und Lazarus Rapp wurde nach über 300 Jahren in Straßburg wiedergefunden, Sonderseite der Badischen Zeitung Lahr/Offenburg vom 14. 8. 1993
- Günther, Hans-Jürgen / Schlaefli, Louis:* Katalog der Bücher aus der ehemaligen Bibliothek der Pfarrherren Martin, Hieremias und Lazarus Rapp zu Offenburg, die im Grand Séminaire zu Strasbourg zu finden sind. A: Katalog nach der Straßburger Bibliotheksordnung, 79 S. B: Katalog nach Autoren, 83 S. C: Katalog nach Erscheinungsjahren der Bücher, 82 S. (Selbstverlag) Emmendingen 1994
- Günther, Hans-Jürgen / Schlaefli, Louis:* Bibliothekographie der Bücher aus der ehemaligen Bibliothek des Johannes Pistorius, die im Grand Séminaire zu Strasbourg zu finden sind. A: Katalog nach der Straßburger Bibliotheksordnung, 31 S. B: Katalog nach Autoren, 35 S. C: Katalog nach Erscheinungsjahren der Bücher, 36 S. (Selbstverlag) Emmendingen 1993
- Günther, Hans-Jürgen:* Markgraf Jakob III. von Baden und Hachberg (1562–1590). Das Lebensbild des Stadtbegründers von Emmendingen im Wandel der Jahrhunderte, Sonderdruck aus „Badische Heimat“ 4/1990, Karlsruhe
- Günther, Hans-Jürgen:* Die Sektion des badischen Markgrafen Jakob III. – Der früheste rechtsmedizinische Fall der Universität Freiburg aus dem Jahr 1590 in: Beiträge zur gerichtlichen Medizin, Bd. II, S. 297–305, Wien 1991
- Günther, Hans-Jürgen:* Johannes Pistorius, Hanns Bär und der Herbolzheimer Wappenbrief, Herbolzheim, 1991
- Günther, Hans-Jürgen:* Die Reformation und ihre Kinder – VATER UND SOHN JOHANNES PISTORIUS NIDDANUS – eine Doppelbiographie. In: Niddaer Geschichtsblätter, Heft 2, Nidda 1994 (240 S.)
- Kähni, Otto:* Reformation und Gegenreformation in der Reichsstadt Offenburg und in der Landvogtei Ortenau. In: Die Ortenau, 1950, S. 20–37
- Lange, Wilhelm H.:* Das Buch im Wandel der Zeiten, Hamburg, 1941
- *Linhard /Willer:* Straßburg und die Reformation, 2. Aufl., Kehl 1982

- Lorichius, Jodocus*: Disputatio Theologica, De aliquot & triginta poenis ac damnis Concupinatus Clericorum deque causis & remedijs eiusdem. Dedicatio. Freiburg 1590, A2–A4
- Mayer, Hermann*: Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460–1658, I. Band, Freiburg 1907
- Pistorius, Johannes*: Badische Disputation, Gedruckt zu Cöln durch Gerwinum Calenium . . . 1590
- Ruch, Martin*: „Eine herrliche Büchersammlung ist es gewesen“ – Die Humanistenbibliothek von Offenburg. In: Die Ortenau, 1991, S. 501–507
- Schlaefli, Louis*: Quelques Notes à propos d'un reliquaire du XVIIe siècle conservé au Collège Saint-Etienne. Jérémias Rapp. In: L'écho de St. Etienne, S. 1–4, Strasbourg, Mai 1969
- Schlaefli, Louis*: „La sorcellerie a Molsheim (1589–1697), Société d'Histoire et d'Archeologie de Molsheim et Environs 1993
- Tröndle, Isolde*: Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg. Ihre Geschichte und ihr aktueller Bestand. In: Die Ortenau 1989, S. 269–278
- Vierordt, Karl-Friedrich*: Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden, Bd. I, Karlsruhe, 1847, S. 310 ff
- Walter, K.*: Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die Pfarrei zu Offenburg vom 26. September 1616, Offenburg, 1892

Archivalien:

- *Grand Séminaire, Strasbourg*, Handschrift des Hieremias Rapp in: Statuta et Decreta Synodi Dioecesanæ Argentoratensis, Mainz 1556
- Stadtarchiv Freiburg, Hexencriminalia, 1579–1674, S. 432 r.
- Generallandesarchiv Karlsruhe, Testamentum d. ui. Rectoris Rapp ao. 1617

Fotos: Hans-Jürgen Günther

Jeremias Rapp, Kirchherr in Offenburg, und sein Reliquienaltärchen

Louis Schlaefli

Seit fast dreißig Jahren sind mir Jeremias und Lazarus Rapp nicht nur bekannt, sondern fast zu Freunden geworden, obschon sie vor Jahrhunderten verstorben sind.

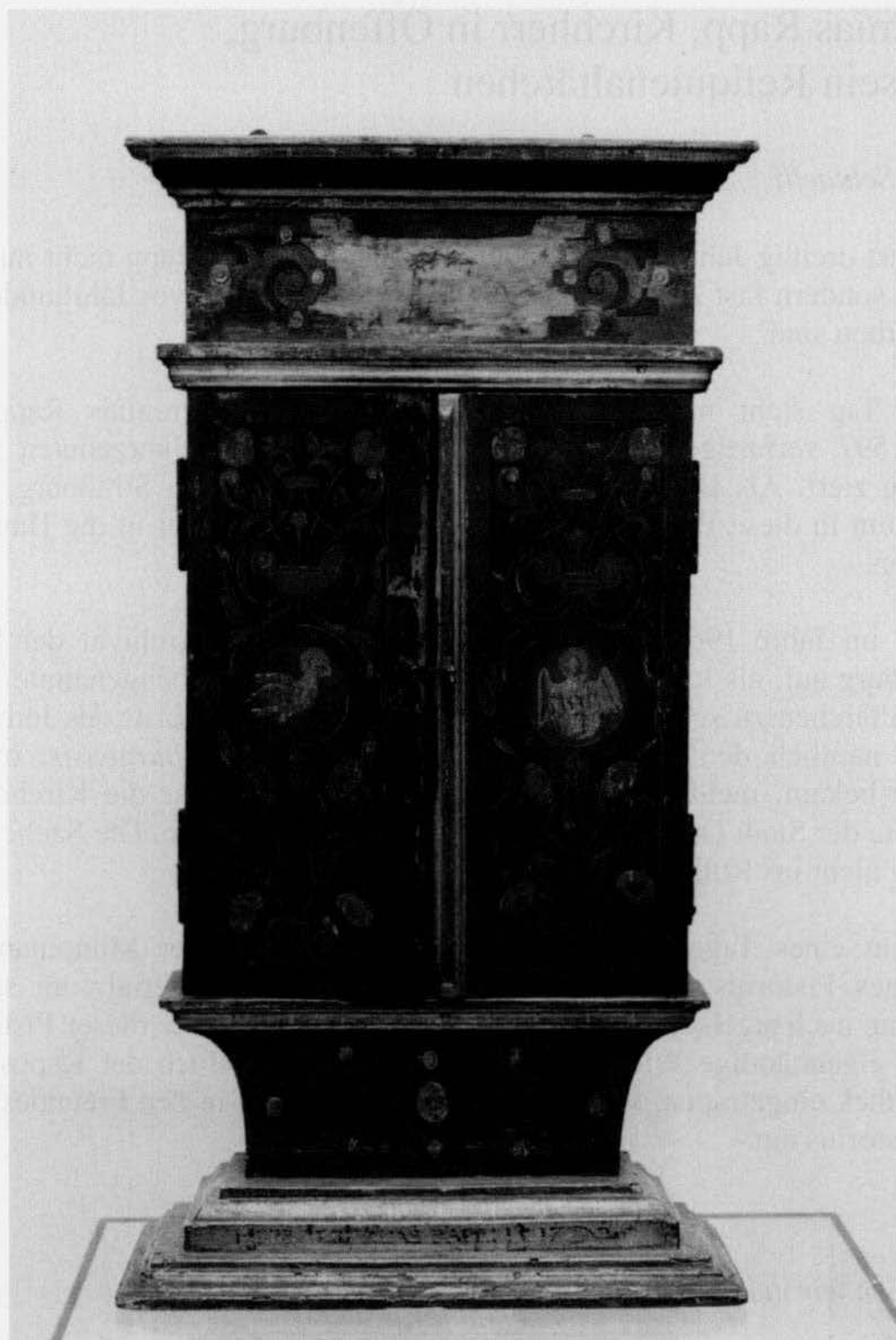
Jeden Tag steht mir das Reliquienaltärchen, das Jeremias Rapp im Jahr 1597 verfertigen ließ, vor Augen, da es ja seit Jahrzehnten mein Bureau ziert. Als Bibliothekar des Grand Séminaire von Straßburg, trete ich kaum in diese Bibliothek ein, ohne eines ihrer Bücher in die Hand zu nehmen.

Schon im Jahre 1967 nahm ich Beziehung mit dem Archivar der Stadt Offenburg auf, als ich im Sinn hatte, einiges über das obengenannte Reliquienaltärchen zu schreiben. Später, als ich eine Handschrift des Jeremias Rapp, nämlich den *Ordo parochialis Ecclesiae Offenburgensis*, in die Hände bekam, meldete ich wieder die Sache, die ja für die Kirchengeschichte der Stadt Offenburg nicht uninteressant sein sollte. Die Sache kam jedoch nicht ins Rollen.

Da kam eines Tages Herr Hans-Jürgen Günther, bisher Monoman des Johannes Pistorius, in die Bibliothek, und suchte Material, um seiner Neigung nachzugehen. Das fand er auch. Zum Glück hatte dieser Pistorius einige eigenhändige Widmungen in dies oder jenes Buch der Rappschen Bibliothek eingetragen; so reihte sich Jeremias Rapp in den Freundeskreis des Pistorius ein.

Sprechen wir nun von diesem Reliquienaltärchen von 1597

Schon im Jahre 1935 widmete Médard Barth, unser großer Kirchenhistoriker, in einem Artikel über *Reliquien aus elsässischen Kirchen und Klöstern* einige Zeilen diesem Renaissance-Altärchen. Er kannte aber den Hieremias Rapp nicht und konnte darum die unten am Altar angebrachte Inschrift nicht entziffern. Damals schrieb er: *Diese lautet: Herr Jeremias . . . AFT 1597. Ob der erste Buchstabe P oder R oder T bedeutet, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden.* Da er die rechtsrheinische Herkunft des Altars nicht kannte, suchte er Beziehungen zu der ehemaligen Benediktine-



rinnenabtei Graufthal, welche den hl. Gangolph zum Patron hatte; diese wurde aber schon im Jahre 1551 aufgelöst. Er nahm auch an, daß man in Zabern suchen könnte; die Augustinernonnen der dortigen Maria Magdalenaaklause traten nämlich im Jahre 1343 eine Reliquie dieses Heiligen an das Münster von Bern ab. So kommt Barth zu der Schlußfolgerung: *Dar-*



aus darf wohl die Folgerung gezogen werden, daß die 1597 eingefassten Reliquien hinsichtlich ihrer Herkunft, z. T. wenigstens, nach einem der beiden Klöster weisen. Heute ist dieses Mysterium durch die Offenburger Herkunft des Altärchens gelöst, da ja der Heilige Gangolph einer der drei Stadtpatrone Offenburgs ist.

Zur Beschreibung des Altars

Das Altärchen zeigt auf den Innenflügeln rechts St. Gangolph als Ritter mit Lanze und Schwert, links St. Ambrosius mit Buch, Mitra und Stab, auf vergoldetem Hintergrund gemalt. Warum erscheint hier der hl. Ambrosius, von dem keine Reliquie sich im Reliquiar befindet? Hatte Hieremias Rapp eine besondere Devotion zu diesem Kirchenvater und warum? War der Heilige aus Mailand vielleicht der Kirchenpatron des Heimatortes von Rapp? Dies wäre noch zu klären. Auf dem Aufsatz, dessen Giebelstück fehlt, ist das sogenannte Veronikabild dargestellt.

Im Mittelteil waren 40 Reliquien so auf der Altarwand angebracht und angeordnet, daß sie acht waagrecht laufende Reihen bildeten, deren einige inzwischen verloren gingen. Im Mittelfeld ein Wachsbild, die hl. Dreifaltigkeit in Dürerscher Art darstellend, mit der Inschrift: MIRABILE MISTERIUM GREG. XIII P.M. Es handelt sich um ein Agnus Dei. Gregor der XIII. war Papst von 1572 bis 1585. Der Papst weihte solche Agnus Dei am ersten Osterdienstag nach seinem Amtsantritt und dann wieder alle sieben Jahre; so kann unser Agnus Dei nur aus den Jahren 1573 oder 1580 stammen. Sie wurden dann am Sonntag in Albis verteilt. War Hieremias Rapp selbst in Rom, oder welcher Freund schenkte ihm dieses für ihn wertvolle Stück, das als Mittelpunkt seines Altärchens dienen sollte? Nebenbei sei bemerkt, daß eben dieser Papst Maßnahmen traf gegen Leute, die solche Agnus Dei bemalten oder sogar vergoldeten. Zum Glück ist dieses hier nur mit Goldfaden eingefäßt!

Unter den Reliquien befinden sich ansehnliche Knochenteile der hl. Elisabeth und natürlich des hl. Gangolph. Oberhalb des Wachsbildes nimmt die Reliquie des hl. Gangolph, ein Stück des Gelenkknochens, den Ehrenplatz ein.

Zusätzlich könnte man sich fragen, wie es Hieremias Rapp zu einer solchen Sammlung von Reliquien brachte, wenn man, in einem solchen Fall, dieses Wort wagen darf.

Es handelt sich um folgende Reliquien:

S. Viti martiris
S. Jacobi apostoli
S. Philippi apostoli
S. Andree apostoli
Reliquie sanctorum
S. Julianne virginis

Ste Paule
S. Barbare virg. et mart.
S. Thome apostoli
S. Gangolphi martyris
S. Appolonie virg.
Reliquie sanctorum

S. Gerii mart.	Reliquie sanctorum
S. Martini episcopi	S. Laurentii mart.
S. Mathei apostoli	S. Pauli apostoli
S. Mathie apostoli	S. Bartholomei apostoli
S. Johannis apostoli	Sancta Catherina de Senis
S. Gregorii papae	S. Vincentii mart.
S. Anne Matris Marie	S. Alexij
S. Germani episcopi	Reliquie sanctorum
S. Petri apostoli	S. Simonis apostoli
Sancte Gangolphe	S. Martialis
Sancte Francisce	S. Laurentii mart.
Reliquie sanctorum	Reliquie sanctorum
S. Elizabethe vidue	S. Agathe virg. et mart.
S. Ursule virg. et mart.	S. Margarethe virg. et martyris.

Wie gesehen, handelt es sich zum großen Teil um Heilige aus der Frühzeit des Christentums, wenn auch, in sechs Fällen, nur von Heiligenreliquien die Rede ist. Zweifelte Hieremias Rapp ebenso sehr wie wir heute an der Echtheit dieser Reliquien? Er scheint uns, in diesem Falle, ein glaubensstarker Mann des ausgehenden Mittelalters gewesen zu sein, ein Mann, für den alles in der Kirche klar war.

Welcher Maler mag wohl die Flügel gemalt haben? Gewiß kein weltbekannter Artist! Sollte man nicht doch darüber in der Umgebung nachforschen?

Das Schicksal dieses kleinen Altars

Man kann annehmen, daß dieses Kleinod mit der Rappschen Bibliothek nach Molsheim kam und mit dieser nach Straßburg gewandert ist, als das dortige Seminar seine Pforten im Jahre 1683 öffnete. Nun kamen die Schreckensjahre der Revolution, die alles Religiöse verschwinden ließen. Da gab es Leute, die solche Sachen versteckten und behielten, bis bessere Tage leuchteten.

Simon Ferdinand Mühe, ein junger Straßburger, der dies alles mitansah, widmete sich dem Priesterstand und diente sein Leben lang als Vikar am Straßburger Münster. Er starb, als Heiliger angesehen, im Jahre 1865. Die Leute schenken ihm, was sie Schönes hatten. Als das Petit Séminaire gegründet wurde, überließ dieser Abbé Mühe der neuen, aber armen Institution, was er besaß: ein Kreuz aus dem 14. Jahrhundert, die Predella des Fronaltars aus dem Straßburger Münster, ein Meisterstück des berühmten

Nicolas von Hagenau aus dem Jahre 1501 und anderes mehr. Wahrscheinlich auch unser Rapp-Altärchen.

Da nun das jetzige Collège Saint-Etienne der Nachfolger dieses Petit-Séminaire ist, befindet sich dort, was die Kriege übrig ließen. Unser Altärchen landete am Ende auf dem Speicher mit anderem Gerümpel. Eines Tages sollte es als altes Zeug in der Mülltonne landen. Es wurde aber als Dekor für mein Bureau beschlagnahmt! Ob es nun definitiv gerettet ist? Ob es nicht doch eines Tages in Offenburg stehen wird?

Aufnahmen: Stadtarchiv Offenburg, dem wir für die Erlaubnis, die Bilder zu veröffentlichen, herzlich danken.

Redaktion

Festvortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 17. Oktober 1993 in Hornberg

Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit

Ansgar Barth

Der Übergang Hornbergs an Württemberg vollzog sich im 15. Jahrhundert schrittweise. Er begann mit dem Verkauf des Anteils von Brun Wernher von Hornberg im Jahre 1423. Die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg erwarben für 7000 Gulden die obere Burg und die Hälfte der Stadt Hornberg sowie Teile der späteren Gemeinden Gutach, Reichenbach und Kirnbach. Der Ausverkauf des Hornberger Besitzes zog sich noch über zweieinhalb Jahrzehnte hin; aus der kleinen Residenzstadt der Herren von Hornberg war eine württembergische Amtsstadt geworden, deren Einzugsbereich die Stabsgemeinden Gutach, Kirnbach, Reichenbach, Lehengericht, Tennenbronn, Langenschiltach, Martinsweiler, Weiler und Burgberg sowie die Stadt Schiltach bildeten. Das kleine Städtchen im Gutachtal war Verwaltungsmittelpunkt und Sitz eines württembergischen Vogts, seit 1534 sogar oberster Verwaltungssitz für die fünf württembergischen Ämter am Schwarzwald mit einem Obervogt, seit 1663 Oberamtmann an der Spitze.



Stadt und Burg Hornberg nach Merian 1643

Zur regionalen Aufwertung Hornbergs kam die Bedeutung als Bindeglied zwischen den württembergischen Stammländern und dem Besitz im Elsaß und von Mömpelgard (heute Montbéliard). Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts hatten sich in der Stadt Hornberg und in den „Stäben“ (= Dorfgemeinden) Verwaltungs- und Wirtschaftsstrukturen ergeben, die bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht nur Auswirkungen, sondern Gültigkeit hatten. Sie finden ihren Niederschlag in den seit 1491 angelegten und fortgeschriebenen Steuer- und Lagerbüchern, in einer Vielzahl von Verordnungen, die alle Bereiche des Lebens in Stadt und Amt betrafen und Rechte und Pflichten der Stadtbürger und Bewohner der Stäbe festlegten.

Das wirtschaftliche Leben in Hornberg war seit der Gründung (um 1100) durch die Herren von (Alt-)Hornberg geprägt von den Aufgaben, welche die Handelsstraße mit sich brachte. Da waren Vorspann- und Verpflegungsdienste zu leisten, Pferde und Fuhrwerke galt es zu betreuen, für Übernachtungsgelegenheit und Geleit für eine gefahrlose Passage zu sorgen. Aus verschiedenen Gründen ließ der Handelsverkehr schon in der späten Zeit der Herren von Hornberg nach und ging unter den Württembergern zunächst weiter zurück. In dieser Situation war es nun günstig, daß mit der Zugehörigkeit zu einem größeren Land sich neue Möglichkeiten auftaten. Einerseits war das Umland größer geworden, das einen direkten Bezug zur Stadt Hornberg hatte, andererseits flossen aus der Grafschaft, dem späteren Herzogtum Württemberg, neue Ideen ein, die in der Stadt mit der Zeit Handwerker und Händler hervorbrachten, die sich am Bedarf und den vorhandenen Möglichkeiten orientierten. So entwickelten sich beispielsweise Gerbereien und Färbereien, Betriebe, die viel Wasser brauchten; auch zum Betreiben von Mahl-, Schleif-, Öl-, Loh- und Stampfmühlen benötigte man die Wasserkraft.

Ein kleiner Streifzug durch Hornberg um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert macht deutlich, daß die erwähnten Handwerksbetriebe erst später entstanden. Um 1500 war Hornberg ein bescheidenes Städtchen, dessen Bewohner in aller Regel Ackerbürger waren, meist auch wenig Vieh besaßen und sich nur in ihrem Status als Stadtbürger mit mehr Rechten als die benachbarten Landbewohner von diesen unterschieden. Aus dem Abgabebuch von 1517¹ erfährt man zunächst etwas über den Eigenbesitz des Landesherrn – damals Herzog Ulrich –, dem Wald und Wildfeld am Leutenberg bis an das Speckslehen und den Schwanenbach hinauf gehört; ferner Wald und Wildfeld am Galgenbühl sowie Feld und Wald zu den Schlössern gehörig, vom „Rebacker neben dem ndern Schloß“ bis „uf die Ecken (= Höhenzug als Grenzlinie) der Lehenschaften“ (= der angrenzenden Bauerngüter). Schließlich gehört das Wasser, genannt die Gutach, dem Landesherrn, sie „fahet an ob dem Spitzenstein und get hinuf bis an Steinbiß“ . . . und „das Woffenbechlin“.

In der Stadt finden wir die „ober und under Mülin“, Haus, Hofstatt und Badstuben des Paulin Bader, daneben seinen Namensvetter Hanns Bader, der an der „Leymatthen“ zwei Gärten und am Leuttenberg einen Garten besitzt. Es folgen Haus und Hofstatt des Schultheißen Hanns Schmid, der vier „Gertlin“ sein eigen nennt: „inn der Statt, ein Krutgarten am Bühel, am Schlyffengeßlin und zwischen der Wolfhülin und dem Finstergeßlin“. Ferner besitzt er zwei Äcker und eine Matte und ist damit ein Beispiel für die wenigen wohlhabenden Stadtbürger jener Zeit. In gleicher Weise wird der Besitz aller Bürger aufgelistet und die Steuerabgabe danach festgelegt.

Ein wesentlich differenzierteres Bild zeichnet das Lagerbuch der Stadt- und Stabsgemeinden von 1590.² Während die Zinsbücher in knapper Form Rechte und Pflichten, Abgaben und Dienste der Untertanen schildern, werden in den Lagerbüchern ausführlich das Allgemeingut (= die Allmende), alle Hofgüter und sogar die Tagelöhnerhäuschen aufgezählt und der Flächenbesitz mit Nutzungsart und Grenzverlauf beschrieben. Die Lager- und Abgabebücher wurden fortgeschrieben (1590, 1686, 1716 und 1722) und bilden eine hervorragende Quelle für die Geschichte des Amtes und der Stadt.

Ein augenfälliger Wandel in Stadt und Amt Hornberg in der frühen Zeit der Württemberger läßt sich an Entwicklungen und Ereignissen im Umfeld der Reformation zeigen. Wie überall in Mitteleuropa hatte sich nach der großen Pestepidemie, nach Naturkatastrophen, Mißernten, Teuerungen und Notzeiten eine Endzeitstimmung breitgemacht, die sich einerseits in einem hemmungslosen Leben und andererseits in einem großen Frömmigkeitsbedürfnis äußerte.

Ursache allen Übels war für viele Menschen der unchristliche, gottlose Lebenswandel der Geistlichkeit. Umkehr wurde gefordert, Erneuerung, wenn man der Strafe Gottes, dem vermeintlich nahen Jüngsten Gericht, entgehen wollte. Dieses Frömmigkeitsbedürfnis und die Zeichen der äußeren Opfer lassen sich auch im Amt und in der Stadt Hornberg aufzeigen. Zählt man alle Kirchenfeste, Wallfahrten und Prozessionen zusammen, kommt man in Hornberg auf etwa 100 im Jahr.

Eine Hornberger Besonderheit war die „Pfaffenfasnacht“. Der Pfarrer lud die Männer auf das Rathaus ein, die Frauen ins Wirtshaus und die Kinder in den Pfarrhof und bewirtete sie mit Kuchlein. Viermal im Jahr und am Patroziniumstag (St. Johannes der Täufer) waren die zwei Kapläne, der Mesner und der Stadtschreiber zu einem Essen im Pfarrhaus eingeladen.

Die Kaplanstellen gingen auf Stiftungen zurück, so die „Liebfrauenkaplanei zu Hornberg“, deren Unterhaltung die Abgaben von sechs Gutacher Höfen im Untertal bildeten und auf Betreiben der Herren Georg und Heinrich von Geroldseck 1447 zustande kam.³ Auf eine Stiftung des Gutacher Bauern Clemens Dorner (heutiger Berndenbauer) geht das Hornberger Spital zurück (1556).

Sichtbare Zeichen der Frömmigkeit sind die Kirchen, die zwischen 1400 und 1500 in großer Zahl entstanden. Die Hornberger Kirche wurde 1451 erbaut (das barocke Langhaus ist ein Werk Heinrich Schickhards und stammt von 1602); außerdem gab es in Hornberg mindestens zwei Kapel-



Aus der württembergischen Zeit des Amtes Hornberg stammen Chor (1504) und Zwiebelturm (1781) der evangelischen Peterskirche in Gutach

len. Die Gutacher St. Peterskirche stammt aus dem Jahr 1504; von diesem Gebäude steht heute noch der Chorraum, während das Langhaus 1743 angefügt wurde.

Das kirchliche Leben in Hornberg kurz vor der Reformation wird in einer Neuordnung 1533 beschrieben. Pfarrer – letzter katholischer Geistlicher in Hornberg und später in Oberndorf tätig – war damals Hans Glathar. Das Pfarrbesetzungsrecht hatte der Landesherr inne, doch wurde der Wunsch nach Mitspracherecht der Gemeinde schon spürbar. Dem Pfarrer und den Kaplänen wurden die Pflichten eingeschärft, regelmäßige Predigt verlangt und von ihnen erwartet, daß sie „ein gutes Exempel geben und sich vor Sünden und unnützem Geschwätz hüten“.⁴ Das „gute Exempel“ war in jener Zeit eher Ausnahme als Regel, und auch der Gutacher Pfarrer H(a)user reiht sich in die große Zahl der Geistlichen jener Zeit ein, die Vater in recht irdischem Sinne waren.

Die Hornberger Kirchenordnung von 1533 bestimmt weiter, daß jeder Gläubige mindestens zweimal im Jahr beichten und ein christliches, vor allem sittliches Leben führen sollte. Jeder, der einer fremden Ehefrau oder einer ledigen Tochter „ein Kindlein befiehlt“, muß ein Viertel Haber in den bischöflichen Bannschatz bezahlen.⁵ Nach der Reformation merkte ein evangelischer Schreiber an: „Damalen war guet scherzen, jetzo Penitenzstuelin.“⁶

Unschwer ist aus dieser Neuordnung des Jahres 1533 der Geist der Reformation abzulesen. Daß diese im Herzogtum Württemberg nicht früher Fuß fassen konnte, hängt mit der schillernden Persönlichkeit Herzog Ulrichs zusammen. In seiner Jugend ein unsteter Geist, ein rücksichtsloser Draufgänger und gewalttätiger Landesherr, verlor er 1519 sein Herzogtum, mußte in die Verbannung und miterleben, wie sein Herzogtum pfandweise an Österreich geriet, das – im Einklang mit dem Schwäbischen Bunde – die Villingen beauftragte, Hornberg zu bestrafen, das – aus welchen Gründen auch immer – zu Herzog Ulrich hielt. Diese Züchtigung oder besser Eroberung geschah vom 17. bis 19. April 1519 und blieb den Hornbergern lange Zeit in schlechter Erinnerung.

Bis zur Rückkehr Herzog Ulrichs nach Württemberg im Jahre 1534 blieb es in der Hornberger Gegend ruhig. Dies ist insofern bemerkenswert, als einer der unruhigen Geister des Armen-Konrad-Aufstandes von 1514 und Aufwiegler in den Jahren des Bauernkrieges 1524/25 der Hornberger Stadtschreiber Lukas Str(a)ubinger war.

Die Einführung der Reformation im Amt Hornberg erfolgte bald nach der Rückkehr Herzog Ulrichs 1534. Daß ausgerechnet am Weihnachtstag jenes

Jahres zum ersten Mal evangelischer Gottesdienst gehalten wurde, kann wohl eine idealisierende Betrachtung späterer Zeit sein. Abrupt wird der Übergang vom alten zum neuen Glauben ohnehin nicht gewesen sein. Was sich in der Folgezeit nachdrücklich veränderte, waren die Beziehungen zum katholisch gebliebenen Umland. Mit dem evangelischen Amt Hornberg entstand eine Insel, von katholischen Herrschaftsgebieten umgeben. Diese Tatsache ist für die weitere Entwicklung nicht zu unterschätzen. Sie bedeutete Abgrenzung, später Herausbildung einer Frömmigkeit, die sich nicht in bibelkundigem Glaubenseifer erschöpfte, sondern in emsiger, tüchtiger und erfindungsreicher Arbeit in der Welt bestätigte. Hier kann man die Wurzeln der Liberalität sehen, die politisch und wirtschaftlich seit dem 18. und besonders im 19. Jahrhundert zu neuen Formen führte. Es ist wohl kein Zufall, daß im Schwarzwald die Mehrzahl der frühen Industriebetriebe in evangelischen Gebieten entstanden; Hornberg ist dafür ein Beispiel.

Zur herausgehobenen Stellung einer Amtsstadt mit Einrichtungen von Verwaltung und Justiz bekam Hornberg nach der Reformation mit dem Dekanat eine weitere zentrale Funktion. Auch die ersten Anfänge einer Volksschule gehen auf die Reformationszeit zurück. Die neue Lehre wurde in überall eingerichteten „teutschen Schulen“ gefestigt. Wenig ist bekannt über die ersten evangelischen Pfarrer und Schulmeister in Hornberg, und ob Johannes Brenz während des Interims in Hornberg weilte, ist zumindest umstritten. Die vor der Reformation so beklagte Kirchengleichheit besserte sich. Dazu trugen das strenge weltliche und kirchliche Regiment bei, aber auch die vorbildliche Kirchen- und Schulordnung, die unter Herzog Christoph erarbeitet wurde.

Nach den unruhigen Jahren der Reformationszeit erlebte Hornberg eine Phase der Stabilisierung. Die Entwicklung der neuen Lehre ging einher mit einer langsamen Umstrukturierung der Arbeitswelt. Neue Märkte wurden eingerichtet, neue Handwerkszweige blühten auf. Das Leben in den umliegenden Stabsgemeinden hatte sich gewandelt, neue Bedürfnisse waren entstanden. Ein augenfälliges Beispiel ist das typische Schwarzwaldhaus, dessen Anfänge in jener Zeit zu suchen sind. Der Fortschritt brachte eine zunehmende Spezialisierung mit sich, so daß der Bauer nicht mehr alles selbst herstellen und fertigen konnte. Erfolgreich wehrten sich die Städter, die Hornberger, gegen Gründungen von Handwerks- und Handelsbetrieben in den Dörfern. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg gab es herzogliche Genehmigungen zur Gründung von Dorfschmieden und Wagnereien. In gleicher Weise wehrten sich die Hornberger gegen Wirtschaften in den umliegenden Dörfern, und immer wieder wurde beklagt, daß „ausländische Händler“ ihre Waren in den Amtsstäben anboten und Amtsuntertanen ihre landwirtschaftlichen Produkte im fürstenbergischen Ausland verkauften.



Um 1580 wurde der Oberbauernhof in Gutach erbaut (Aufnahme: 1911). In jener Zeit entstanden die frühen Formen des markanten Gutachtäler Bauernhauses

Obwohl der Bergbau im württembergischen Amt Hornberg nie von Bedeutung war, brachten die Bergleute neue Ideen und sicher auch neues Blut in die abgelegene Schwarzwaldregion. Zwei Zeiträume, in denen das Glück auf im Amt Hornberg erklang, zeichnen sich besonders deutlich ab. Der erste setzte nach der endgültigen Anerkennung und erblichen Überlassung des Bergregals durch den Kaiser an Graf Eberhard im Bart mit der Übergabe des Herzogbriefes 1495 ein. Im 16. Jahrhundert wurde im Gutachtal eifrig gemutet. Auf jene Anfänge gehen die im 18. Jahrhundert erneut betriebenen Gruben St. Peter am Schlangenbrunnen, St. Johannes-Segen am Bühlerstein und St. Jakob im Sulzbach (alle in Gutach) zurück. Abgebaut wurde etwas Kupfer, aber von Gewinn konnte keine Rede sein, so daß die Anstrengungen aufgegeben und die Gruben aufgelassen wurden.

Das Leben in Stadt und Amt war bis ins kleinste geregelt, und wer die Gesetze und Vorschriften übertrat, mußte mit drakonischen Strafen rechnen. In Hornberg wehrte man sich allerdings lange gegen reglementierende Be-

vormundung durch Zünfte. Als 1598 die württembergische Zunftordnung verbindlich vorgeschrieben wurde, gab es erhebliche Unruhen.

Die Aufwärtsentwicklung in Stadt und Amt wurde durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges und der nachfolgenden Kriegsjahrzehnte unterbrochen. Hornberg hatte wieder – und das für fast 200 Jahre – darunter zu leiden, daß es an einem wichtigen Punkt einer seit dem Mittelalter stark frequentierten Straße lag. Was in Friedenszeiten zum Vorteil gereichte, wurde in Kriegszeiten zum Verhängnis. Für Generationen war die Bedrohung, ausgeraubt, niedergebrannt, getötet zu werden, allgegenwärtig. Die schlimmsten Ereignisse mit den folgenschwersten Auswirkungen brachte der Dreißigjährige Krieg.

Vergleichsweise harmlos waren die Einquartierungen in den ersten Kriegsjahren. In der Folgezeit war schwer zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, Verpflegung brauchten alle, und zimperlich ging keine Seite vor. 1634 trugen wieder einmal die Villinger die Kriegs- und Brandfackel nach Hornberg, der das Rathaus und weitere Häuser zum Opfer fielen. 1641 ging das alte Schloß in Flammen auf. Die nachhaltigsten Folgen waren die starke Dezimierung der Bevölkerung durch die Pest, der Zusammenbruch eines geordnet verwalteten Gemeinwesens und der Zerfall mitmenschlicher Werte und der Moral. Daß es in Stadt und Amt Hornberg nach dem schrecklichen Krieg wieder aufwärts ging, zeigt ein Blick in die Kirchenbücher, deren erste Eintragungen auf jene Zeit zurückgehen. Auch die Bautätigkeit nahm zu. Das Hornberger Rathaus wurde 1661 neu erbaut, und aus jener Zeit stammen auch einige Bauernhöfe in den Stabsgemeinden. Doch die Kriege Ludwigs XIV., der Spanische Erbfolgekrieg und die Auseinandersetzungen der europäischen Mächte im 18. Jahrhundert ließen keinen kontinuierlichen Aufbau zu.

Die Bedrohung wuchs in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Da eine starke militärische Abwehrmacht nicht verfügbar war, begann man mit dem Bau von Schanzen und Verteidigungslinien über den ganzen Schwarzwald hin. Und da das Kinzig- und Gutachtal schon früher Einfallstore in das Reich waren, wurde in diesem Bereich besonders umfangreich geschanzt. Die Anlagen waren noch längst nicht vollendet, als Ende Dezember 1688 die Kunde von herannahenden französischen Truppen wieder einmal Unheil verhieß. Der Straßburger Gouverneur, Comte de Chamilly, war vom Sonnenkönig beauftragt worden, Burgen, befestigte Anlagen und Garnisonen im mittleren Schwarzwald als Hindernisse auszuschalten. Schon einige Wochen vorher hatte Chamilly die Lage erkundet und war bis Villingen gekommen. In Hornberg löste besonderes Unbehagen aus, daß er auf der Burg ein Kontingent von etwa 70 Soldaten einquartierte. Im Januar



Auf den Höhen um Hornberg und Gutach findet man viele Spuren der im 17. und 18. Jahrhundert errichteten Schanzen und Linien

1689 rückte Chamilly mit 600 Mann das Kinzigtal aufwärts. Beim Turm in Gutach und auch talaufwärts gab es einige Schüsse, einen Toten auf deutscher Seite, aber der bunt zusammengetrommelte Haufen der Verteidiger war weder willens noch in der Lage, die überlegenen Franzosen aufzuhalten.

In Hornberg waren zwar einige Truppen zur Verteidigung aufgeboten, darunter auch Villinger, doch die Abwesenheit des Oberamtmannes und die Flucht von Bürgermeister und Stadtschreiber steigerten die Kampfbereitschaft nicht sonderlich. Auch die Franzosen waren nicht auf einen Kampf

aus; sie sollten nur ihre Landsleute auf der Burg befreien. Dies geschah auch, und Chamilly zog rasch Richtung Straßburg ab. In dieser für beide Seiten schwer überschaubaren Situation geriet das Schloß in Brand. Den Hornbergern blieb eine Brandstätte mit einem zerstörten Zeugnis der langen Geschichte. 1689 ist für viele Städte und Dörfer der Region eine Erinnerung an Zerstörung, Brandschatzung und Plünderung. Daß es in Hornberg nicht zum verheerenden Stadtbrand kam, ist beherzten Leuten zu verdanken, die das von den Franzosen in der Stadt gelegte Feuer schnell löschten.

Auch für die nachfolgenden Jahrzehnte sollte der Satz eines Gutacher Pfarrers im Kirchenbuch noch oft Wirklichkeit werden: „Dieser Tag ist schwarz anzustreichen, weil die Franzosen ohnversehens ins Tal eingefallen.“⁷ Die Menschen waren ständig in Angst oder auf der Flucht, mußten Abgaben leisten, konnten die Ernte nicht einbringen und hatten darüber hinaus „Evakuierte“ aus der Kehler Gegend unterzubringen und zu versorgen.

In gleicher Weise wie 1689 wurden Amt und Stadt zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges bedroht und heimgesucht. Inzwischen war das System der Linien und Schanzen um Hornberg weiter ausgebaut worden, doch schlagkräftige, militärisch ausgebildete Mannschaften fehlten. Kein Wunder, daß die wenigen Verteidiger der Schanzen bei Haslach, Hausach und Gutach-Turm angesichts der gewaltigen Heeresmasse des Marschalls Villars in den letzten Apriltagen des Jahres 1703 das Hasenpanier ergriffen. Auf dem Hornberger Schloß war eine Truppe zur Verteidigung zusammengezogen worden, doch fielen die Franzosen – angeblich von Verrätern auf Schleichwegen durch das Wonnenbachtal geführt – diesen Verteidigern in den Rücken. Und wieder hatte die Kriegsfurie ihre Spuren hinterlassen. In den Stabsgemeinden und in der Stadt wurden Häuser niedergebrannt, darunter das „Stabswirtshaus zur Linde“ in Gutach. Dort wurden auch die Glocken vom Turm geworfen und die Orgel aus der Kirche geplündert. Damit war aber auch nach langen Jahrzehnten ein Höhepunkt kriegerischer Auswirkungen erreicht. Aufwendig und mühsam gestaltete sich die Aufbauarbeit der materiellen und geistigen Werte. Weltliche und kirchliche Ordnungskräfte waren um die Schaffung einer neuen Ordnung bemüht, und deren strenges Vorgehen ist aus der Situation jener Zeit erwachsen und dementsprechend einzuordnen.

Als Beispiel einer dörflichen Ordnungsmacht seien die Kirchenkonvente angeführt, die als örtliche Gerichte den durch die Kriegswirren verursachten Verwilderungen der Sitten Einhalt gebieten sollten. Sie bestanden bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, wie die Protokollbücher des Gutacher

Kirchenkonvents⁸ ausweisen. Vorsitzende waren Pfarrer und Vogt, als Beisitzer fungierten vier „Richter“, ehrenwerte Männer der Gemeinde, und der „Heiligenpfleger“, so die alte Bezeichnung für den Kirchenrechner. Die Gewährleute des Kirchenkonvents waren die vier „Kirchenrüger“, die der Volksmund „Schwätzer im Pfarrhaus“ nannte. Sie mußten darauf achten und dafür sorgen, daß die christliche Ordnung in der Gemeinde erhalten blieb; sie kontrollierten den Kirchenbesuch, zeigten fluchende Mitbürger an und auch solche, die den Sonntag nicht heiligten oder sich sittenwidrig verhielten. So mußte der Lindenwirt, weil er „am Feiertag der Verkündigung Mariä während des Frühgottesdienstes Wein auf Karren geladen und nach Hornberg wegführen lassen“, 15 Kreuzer Strafe bezahlen. Der gleiche Betrag war fällig für einen Gutacher, der an einem Sonntag Garben gemacht hatte.

Immer wieder wurde das leidige Vergehen des sonntäglichen Kegeln angeklagt. 1724 mußten Burschen aus dem Dorf wegen „Kögeln an unterschiedlichen Sonntagen“ 15 Kreuzer bezahlen. Ein beliebtes, aber verbotenes Sonntagsvergnügen war auch das „Karteln“. Immer wieder mußten sich Bürger vor dem Gericht verantworten, nicht zu Unrecht übrigens, denn mancher Gutachter hat beim Kartenspielen Hab und Gut verloren.

Höhepunkte der wenigen Freizeitvergnügen waren Marktbesuche, die Kilwi (Kirchweihfest) und die Lichtgänge. Verständlich, daß die Obrigkeit ein wachsames Auge auf die nicht alltäglichen Ereignisse warf und die Kirchenrüger besonders eifrig nach „unschicklichem Verhalten“ Ausschau hielten. Ein Knecht mußte 15 Kreuzer Strafe bezahlen, weil er bei der Hornberger Kirchweih „auf öffentlichem Markt einer Magd unverschämterweise an den Schurz gegriffen“. Rundweg verboten war der Kirchweihbesuch „im Ausland“, wozu auch das benachbarte Städtchen Hausach zählte. Dorthin wagten sich fünf Gutacher; doch das Spähauge des Konvents ertappte sie und brachte die Freveltat vor den Konvent.

Die Spinnstuben, ursprünglich „Licht-Kärzen“ und später Lichtgänge genannt, durften im 18. Jahrhundert nur von Frauen und Mädchen besucht werden. Damit es keine Unregelmäßigkeiten gab, mußten sich die Teilnehmerinnen beim Kirchenkonvent namentlich melden. Doch es kam immer wieder zu Verstößen, indem Burschen sich in die Stuben schlichen oder den heimkehrenden Mädchen auflauerten und damit – wie es die Konventsrichter sahen – die „Unsittlichkeit beförderten“. Im 19. Jahrhundert wurden die Spinnstuben dann zu einem gesellschaftlichen Ereignis des Dorfes, zur Gelegenheit für die junge Generation, sich näher kennenzulernen, und später dann zum oft idealisiert dargestellten Brauchtum.

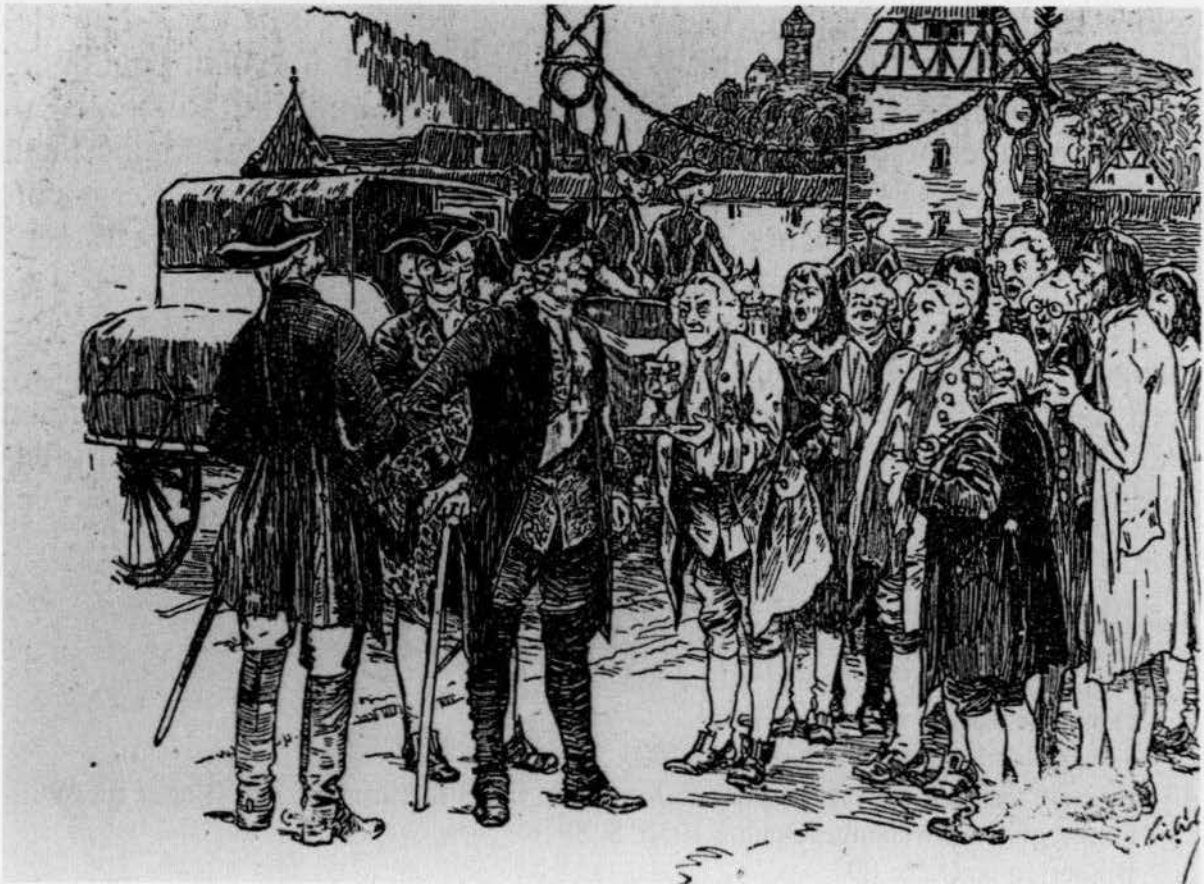
Die Ereignisse der Kriegs- und Notjahre 1688/89 und 1703 bewirkten einen weiteren Ausbau der Verteidigungslinien auf den Höhen um das Kinzig- und Gutachtal. Als Reaktion auf die in vielen Augen vermeidbare Einnahme Hornbergs am 1. Mai 1703 durch französische Truppen wurde die Ziegelkopfschanze errichtet, die Schloßschanze ausgebaut und die bestehenden Linien und Schanzen erneuert. Das Liniensystem zog sich in der Umgebung von Hornberg von der Schanze beim Karlstein über die Rehhaldenschanze, die Ziegelkopf- und Schloßschanze bis zum Schloßberg, der schon im 17. Jahrhundert in das Verteidigungssystem einbezogen worden war. Ein Wall, die frühere „Letzin“, zog sich von der Stadt hinauf zur Markgrafenschanze und weiter als Steinmauer Richtung Schondelhöhe, wo eine große Schanze heute noch gut auszumachen ist. Die westliche Gutachtalseite war durch Schanzen beim Huberfelsen, auf dem „Muntschen“, der heutigen Prechtaler Schanze, bei der „Hürzlachen“, am Höchst und beim Büchereck gesichert. Das ganze System wurde mit großem Eifer 1735 (Polnischer Erbfolgekrieg) noch einmal überholt. Eine militärische Bedeutung hatte das unter großen Opfern errichtete Schanzen- und Liniensystem nie. Nachteilig wirkte sich aus, daß jahrzehntelang entlang der Linien und im Umfeld der Schanzen der Wald großflächig abgeholzt wurde. Dies führte zeitweise zu Holzangel, zumal es – besonders im unteren Gutachtal – seit dem ausgehenden Mittelalter wenig Wald gab. Die geringe Bedeutung des Waldes im Gutachtal in württembergischer Zeit wird auch daran deutlich, daß der Sitz des herzoglichen Forstamts nicht die Amtstadt Hornberg, sondern Schiltach war, wo es ausgedehnte Waldungen und daher auch bedeutende Flößerzünfte gab. Erst als das Amt badisch geworden war (1810), begann man im unteren Gutachtal mit der planmäßigen Aufforstung.

Das letzte Jahrhundert der Württemberger im Amt Hornberg stand bei allen Rückschlägen unter dem Zeichen des Aufstiegs. Die Bevölkerung nahm zu, Handwerk, Handel und vorindustrielles Gewerbe blühten auf und führten zu einer gewissen Wohlhabenheit, die sich äußerlich in Stadt und Land an vielen Neubauten zeigte und zu einer neuen Lebensart und Lebensqualität führte. Der Nah- und Fernverkehr nahm zu. 1752 wurde die Fahrpostverbindung über die Rothalde nach Freiburg eingerichtet, seit 1760 war Hornberg Station der Fahrpostlinie Straßburg–München, von 1781 an gab es eine Postwagenlinie Hornberg–Fohrenbühl–Schramberg. Entlang der Straße durch das Gutachtal entstanden zahlreiche Schild- und Gassenwirtschaften.

Der baulichen Tätigkeit in der Stadt Hornberg entsprachen die Aktivitäten auf dem Schloßberg, wo 1736–43 vom Schwäbischen Bund ein Kommandantenbau mit Kaserne für die Hornberger Garnison errichtet wurde.



Kurz vor 1800 begann die Entwicklung der bekannten Bollenhuttracht, die in den Dörfern des Amtes Hornberg (Gutach, Kirnbach und Reichenbach) getragen wird (Aufnahme um 1900)



Der Empfang Herzogs Carl Eugen in Hornberg aus der Sicht des Gutacher Kunstmalers Curt Liebich

Die fast 400 Jahre umfassende württembergische Herrschaft im Amt Hornberg ließ deutliche Spuren zurück. Berührt sind politische, wirtschaftliche, kultur- und religionsgeschichtliche Aspekte, die sich in Eigenarten, Gewohnheiten, in der Sprache und im Brauchtum der Gegenwart wiederfinden. Als Ergebnisse der vielen herzoglichen „Ordnungen“ ergaben sich Denk- und Verhaltensstrukturen von allgemeiner Gültigkeit: Anerkennung der Obrigkeit und ihrer Entscheidungen bei gleichzeitigem Murren und Schimpfen; Ablehnung aufrührerischer Gedanken in der Öffentlichkeit; das Bewußtsein, in einer materiell und ideell gesicherten Umwelt zu leben; die Überzeugung, daß Arbeit das wichtigste Lebenselixier ist; die Gewißheit, im christlichen Glauben evangelischer Konfession den Schlüssel zur Verwirklichung und ewigen Vollendung zu besitzen.

Dies alles schloß jedoch eine kritische Haltung gegenüber den Zeitströmungen nicht aus, im Gegenteil, sie förderte bei allem gebotenen Respekt vor der Obrigkeit die Innovation in vielen Bereichen. Von den vielen Besonderheiten aus württembergischer Zeit sei ein Erbstück erwähnt, auf das man im Amt Hornberg besonders stolz ist: die Bollenhuttracht. Die Vorläufervariante dieser Tracht fiel schon Herzog Karl Eugen auf, als er 1770 nach Hornberg kam und den großen „Haugenstein“, die höchste Erhebung seines Herzogtums, bestieg. Dieser markante Felsen wurde nach dem Besuch in „Karlstein“ umbenannt. Wann immer oder ob überhaupt ein anderer württembergischer Herzog nach Hornberg kam und mit „Piff-Paff-Rufen“ empfangen wurde – das Schießen zu Hornberg hat diese kleine Stadt im Schwarzwald bekannt gemacht. Sichtbare und vorzeigbare Vermächtnisse aus württembergischer Zeit sind auch die Fachwerkhäuser Schiltachs und der Vogtsbauernhof in Gutach.

Die nahezu 400jährige Zugehörigkeit des Amtes Hornberg zu Württemberg hat Spuren hinterlassen. Diesen Spuren nachzugehen, sie zu deuten und einzuordnen, ist eine reizvolle Aufgabe, auch und gerade für Mitglieder eines historischen Vereins.

Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101 / 785
- 2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe 21/200
- 4 Bossert, Gustav, Einführung der Reformation im Amt Hornberg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1935, S. 89
- 5 Bossert, a. a. O., S. 89
- 6 Bossert, a. a. O., S. 89
- 7 Archiv des Evangelischen Pfarramts Gutach / Kirchenbuch Band 2 / Sterberegister
- 8 Protokollbücher des Gutacher Kirchenkonvents (2 Bände) im Pfarrarchiv Gutach

Literatur

- Barth, Ansgar „Guettacher Stab. Freyheits Puncten“, in: Die Ortenau 65/1982
Barth, Ansgar Das Schloß Hornberg. Stadt Hornberg, in: Die Ortenau 64/1984
Barth, Ansgar Die seelsorgerliche Betreuung der Einwohner von Gutach-Turm, in: Die Ortenau 65/1985
- Barth, Ansgar Hornberg unter den Württembergern, in: 900 Jahre Hornberg, Hornberg 1993
- Barth, Ansgar Aus Gutacher Kirchenkonventsprotokollen, in: Hornberger Pülverle Nr. 130/April 1990
- Barth, Ansgar Jagd und Forst im Gutachtal, in: Hornberger Pülverle Nr. 84, 85, 86 / Juni, Juli, August 1986
- Barth, Ansgar Das Lagerbuch von 1590 als Geschichtsquelle für Gutach, in: Schwarzwälder Bote vom 8. 8./16. 8./29. 8./1. 9. 1990
- Barth, Ansgar Mit ein paar Salven genommen – Gutacher Schanzen und Linien, in: Offenburger Tageblatt vom 18. 3. 1982
- Bossert, Gustav Die Einführung der Reformation im Amt Hornberg, in: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte NF 39/1935
- Hitzfeld, Karl-Leopold Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Hornberg 1970
Weiner, Christian
und
Heß, Adolf Hornberger Taschenbuch – Hornberg (?)
Evangelische Kirchengemeinde Hornberg
Festschrift/Hornberg 1966

Aufnahmen und Reproduktionen: Ansgar Barth

Hexenprozesse im Landgericht Appenweier

Karl Maier

Der Wunsch, das Phänomen des Hexenglaubens zu durchleuchten, hat in den letzten 150 Jahren eine Flut für den normalen Leser im einzelnen nicht greifbarer Literatur hervorgebracht¹. Heute wird das Thema von vielen wissenschaftlichen Bereichen, Psychologie, Theologie, Jura, Volkskunde und manchem, was sich unter Esoterik zusammenfindet, aufgenommen. Billige Ausgaben, z. B. Reclam Taschenbücher², brachten die Probleme schon früh unter das Volk und informieren auch heute wieder umfassend.

Eine Fülle von Deutungsmustern werden angeboten, die Einzelaspekte abdecken, das Geschehen in seinem Wesen zu erklären, versucht man immer wieder aufs neue.

Nach dem grundlegenden Werk Franz Volks „Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg“³ hat sich, soweit wir sehen, niemand mehr des umfangreichen Quellenmaterials über den Hexenwahn im Landgericht Appenweier angenommen. Midlefort⁴ geht für unser Thema nicht über Volk hinaus. Daher kann man einen Versuch, den 1882 erschienenen Aufsatz des Offenburger Bürgermeisters zu ergänzen, vertreten: dabei sollen nach der mehr erzählenden Darstellung Volks vornehmlich die agierenden Personen und Institutionen beschrieben werden.

Aus den Gemeinden des Landgerichts wurden Appenweier, Urloffen und Zimmern ausgewählt; die berichteten Ereignisse sind hier enger miteinander verbunden als mit den anderen Orten des Bezirks. Nesselried gehörte nur zu einem kleinen Teil zu Appenweier, und über die Hexen von Nußbach und seinen Zinken schreibt dieses Jahr Heinz G. Huber in seiner Chronik des Ortes⁵.

Beginnen wir mit dem Gerüst der Fakten. Wolfgang Behringer setzt den Anfang der größeren Hexenverfolgungen um 1562 an⁶. In den Territorien um Offenburg verzeichnet man die ersten Prozesse zu unterschiedlichen Zeiten in der Jahrhundertmitte: in Renchen 1540⁷, in der Landvogtei, in Zell a. H., 1557⁸. In Offenburg wartete man bis 1586⁹, während die Herzöge von Württemberg in ihrer Pfandstadt Oberkirch die Hexenjagd bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts hinein unterbanden¹⁰.

Nach unseren Quellen wurden die ersten Menschen im Landgericht Appenweier 1569 wegen gemeinsamer Hexerei angeklagt: Eine Frau und ihr

Sohn aus Zimmern und drei Frauen aus Urloffen. Was mit der einen Frau, der Schwabhensin, geschah, wissen wir nicht. Eine Frau erhielt eine Bewährungsstrafe, die Mutter wurde verbrannt, der Sohn enthauptet, die vierte Frau möglicherweise begnadigt. Für die nächsten 25 Jahre gibt es keine Prozeßprotokolle, wobei wir nicht wissen, ob die Behörde niemand verfolgte oder ob die Unterlagen einfach verloren gingen. 1595 bricht die Hexenangst erneut auf und versucht sich mit untauglichen Mitteln zu beruhigen: Während des Sommers dieses Jahres werden sechs Frauen aus dem Ort Appenweier verbrannt¹¹.

Diesen Hinrichtungen folgt, so hat man den Eindruck, eine Zeit der Besinnung. Obwohl in den nächsten 15 Jahren mindestens drei Menschen der Hexerei wegen getötet werden, entstehen in diesem Zeitraum Schriftstücke, die ausweisen, daß die Beamten über die vorgelegten Fälle stärker nachdenken als bisher und sich bemühen, die Delinquenten, auch aus ihrer persönlichen Lage heraus, gerechter zu beurteilen, als sie das früher getan haben. Diese relativ ruhigen Jahre münden wie im gesamten Oberrheingebiet auch im Landgericht gegen Ende des dritten Jahrzehnts im 17. Jahrhundert in jene Flut von Todesurteilen, die den Höhepunkt der Hexenverfolgungen in unserem Raum markieren.

In den Jahren zwischen 1569 und 1630 wurden aus Appenweier, Urloffen und Zimmern mindestens 49 Personen als Unholde hingerichtet. Davon stammten 5 Männer und 29 Frauen aus Appenweier, 4 Männer und 11 Frauen aus den beiden anderen Dörfern. (Namen und Daten im einzelnen s. Anhang.)

Der Prozeßverlauf

Anhand unserer Quellen können wir verschiedene Stufen ausmachen, auf denen sich die Prozesse entwickelten. Am Beginn stehen direkte Anklagen oder Vorwürfe, die gegen eine Person gesammelt wurden. Darauf folgen die Niederschriften der Teilgeständnisse, welche die Angeklagten im Gefängnis unter der Folter gemacht haben, den Abschluß bilden die „Urgichte“ oder „Bekennnisse“, in denen alle Anschuldigungen in einer redigierten Form als vom Übeltäter zugegeben zusammengestellt werden. Diese Akten enthalten gewöhnlich auch die Urteile.

Wir haben allerdings nicht für alle Namen oder für die ganzen 61 Jahre (1569–1630) einen gleichmäßig durchgehenden Quellenbestand; strenggenommen können manche Ergebnisse nur zeitlich begrenzt oder auf eine

Person bezogen gelten, trotzdem wird man sie auch auf andere Jahre und Fälle übertragen dürfen.

Die Anklage

Grundsätzlich lassen sich drei Wege feststellen, auf denen ein Mensch in ein Strafverfahren verwickelt wurde:

1. indem eine Frau oder ein Mann förmlich angeklagt wurde, einen anderen Menschen geschädigt zu haben,
2. indem bereits Inhaftierte während der gütlichen und peinlichen Befragung Namen nannten,
3. indem Gerüchte oder schlechter Ruf die Behörden tätig werden ließen.

Der ersten Möglichkeit liegt die Vorstellung vom Schadenzauber zugrunde; er entsprang der Urange des Menschen vor körperlichen Gebrechen und der Unfähigkeit, rational erkennbare Ursachen von Krankheiten zu finden oder einzusehen. Ihn gab es lange vor dem Hexenwahn, bevor man glaubte, der Teufel bringe als Anstifter oder Gehilfe zusammen mit bösen Menschen Unheil über die Welt¹². In den letzten Geständnissen spielt der Schadenzauber gegen Menschen, Ernte und Vieh eine große Rolle; er erscheint dort aber so schematisiert, daß man daraus nicht erschließen kann, welche konkreten Anschuldigungen den Prozeß in Gang gebracht haben. Diese aber sind wichtig, weil sie über das Denken und Fühlen der Bevölkerung Auskunft geben können. Wir beziehen uns daher nur auf die verhältnismäßig geringe Anzahl von Akten, die gezielt ein Verfahren einleiten.

1593 klagt Hans Marggraf gegen Catharina, Erhardt Wolfs Frau, – beide stammen aus Appenweier – sie habe ihm seine Manneskraft genommen. Dieser Vorwurf stößt die Untersuchung an, führt zu weiteren Beschuldigungen und dann zum eigentlichen Prozeß, der mit der Hinrichtung Catharinas endet¹².

1602 bringen Dietrich Kayser und Christmann Geltreich aus Urloffen ihre Mitbewohnerin Appolonia Miller ins Gefängnis, nachdem sie die Witwe ohne Umschweife als Hexe bezeichnet haben. Die Gründe, welche die beiden Kläger vorbringen, erscheinen erstaunlich geringfügig: Appolonia, die mit Kayser in Unfrieden lebt, habe sich mit Kaysers Frau um Pflaumen handgreiflich gestritten und in der Wut dabei geschrien, der Dietrich besitze schönes Vieh, aber er müsse es nicht lange behalten; bald darauf gehen dem Kayser eine Reihe Tiere ein. Erschwerend kommt hinzu, daß zwei bereits verurteilte „Hexen“ die Appolonia als ihre Gespielin bei Hexenge-

schäften angegeben haben. Appolonia Miller wird gefoltert, gesteht aber nichts und stirbt, bevor sie auf ihre und ihrer Kinder inständige Bitten begnadigt worden ist, im Gefängnis in Ortenberg¹³.

1608 erreicht Jacob Sauer ein Verfahren gegen seine Stiefmutter Susanne Hain, weil sie ihn mit zauberischen Mitteln impotent gemacht habe, und Jacob liefert gleich die Begründung: Er habe ein Mädchen geheiratet, das Susanne nicht paßte. Darauf wird Frau Hain ins Gefängnis nach Ortenberg gebracht, peinlich befragt, aber nach ausgiebigen Zeugenverhören auf Bewährung freigelassen¹⁴.

Ein ganzes Bündel von Beschuldigungen unterschiedlicher Qualität sammelt der Zimmerner Pfarrer Synoth (Symoth) 1598 oder 1599 gegen den Hirten Barthel Pfeiffer und seine Frau Brigitha aus Urloffen¹⁵. Wir wollen sie etwas ausführlicher darstellen, weil sie ein breites Bild der Volksmeinung vom Hexenwesen wiedergeben, damit aber auch Teile der Mitschuld erfassen, welche den einfachen Leuten vom Dorf angelastet werden müssen.

Die schwersten Vorwürfe des Pfarrers richten sich gegen die Frau. Sie versah den Dienst einer Hebamme, und dieser Beruf war während des Hexenwahns besonderen Verdächtigungen ausgesetzt. In der Forschung hat man sogar das rationale Hauptmotiv der Hexenverfolgung in der Absicht gefunden, die „weisen Frauen“, zu denen man auch die Geburtshelferinnen zählt, mit ihren Geheimkenntnissen von der Geburtenkontrolle auszurotten¹⁶. Wir möchten uns mit näherliegenden Erklärungen begnügen. Als die Haushälterin des Pfarrers während der Geburt eines Kindes unter den Händen der Hebamme schwer erkrankt, kann weder Synoth noch die Mutter natürliche Ursachen, wie möglicherweise traditionelle Vorschriften, Mangel an Hygiene, persönliche Unfähigkeit oder unlösbare Komplikationen erkennen und greift nach irrationalen Deutungsmustern; so formuliert der Pfarrer ausdrücklich, Brigitha habe an seiner Haushälterin „ihr zauberisches Werk erzeugt“. Hilfloße Mediziner bestärken ihn in seiner Auffassung; zwanzig Wochen muß die kranke Frau leiden, dann stirbt sie. Während dieser Zeit konsultiert Synoth mehrere „studiosos“ und besonders einen Dr. Hohenreutter aus Straßburg, der – wohl nach einer Ferndiagnose – durch den „Läuferboten“ mitteilen läßt: „Es sei ihr nicht mehr zu helfen, sie sei durch böse zauberische Leut verdorben worden.“¹⁷

Die Frau seines Mesners, so berichtet Pfarrer Synoth weiter, mache Brigitha Pfeiffer dafür verantwortlich, daß mehrere ihrer Kinder tot auf die Welt kamen und nicht getauft werden konnten. Als wieder eine Geburt ansteht, holt die Mesnerin eine andere Hebamme. Diesmal geht alles gut, und sie

wird von einem „hübschen, frischen, gesunden Büblein“ entbunden, das christlich getauft wird; aber dem Mesner sterben in diesen Tagen zwei Schweine und ein Pferd. Der herbeigerufene Henker aus Windschlag untersucht die Kadaver und stellt fest, dem Roß seien durch „böse Leut“ die Nieren zerdrückt worden. Daraus schließt Synoth, daß dies Brigitha Pfeiffer aus Neid bewirkt habe. Aber „die gemeldt Zauberin oder Hebamm“ bringt noch schlimmeres Unglück. „Ich muß doch sehen, was du für einen hübschen Sohn hast“, soll Brigitha zur Mesnerin gesagt haben, als sie sich über die Wiege beugte und das Kind an der linken Schläfe berührte. Keine zwei Stunden, nachdem Frau Pfeiffer das Haus verlassen hat, beginnt das Kind jämmerlich zu schreien, wird während der nächsten Tage immer elender und stirbt.

In einem anderen Artikel klagt Pfarrer Synoth Brigitha und ihren Mann Barthel an, sie hätten versucht, ein Kind zu rauben. Er beruft sich dabei auf die auch anderen Personen im Dorf bekannte Erzählung des Ehepaares Fritsch. Michel Fritsch und seine Frau seien eines Nachts mit ihrem kleinen Kind im Bett gelegen, als sie durch ein lautes Getöse wie bei einem sehr starken Wind geweckt wurden. Und da seien Barthel und seine Frau in die Kammer gekommen und hätten von ihnen das Kind verlangt, und da die Eltern sich weigern, versuchen sie, es mit Gewalt an sich zu bringen, aber das Ehepaar Fritsch habe sich gewehrt, habe gebetet, das Kind mit dem Kreuz bezeichnet und den Namen Jesu angerufen. Darauf haben die beiden abgelassen und seien mit Hohn davongefahren. Aber bald darauf seien die Mutter und das Kind gestorben. Michel Fritsch habe den Vorfall den Behörden angezeigt, „es sei aber alles vertuscht worden“¹⁸.

Kindesraub und Kindestötung gehören zu den Standardvorwürfen, die Hebammen und Hexen überhaupt gemacht wurden. Der Hexenhammer, das berühmte Handbuch der Hexenverfolgung, widmet ihnen einige Kapitel¹⁹, und das Landrecht für die Markgrafschaft Baden-Baden übernimmt sie in seinen Fragenkatalog²⁰. Von Kindesentführungen berichten unsere Akten, soweit wir sehen, nicht mehr, wohl aber von einer schwangeren Frau, die das kommende Kind dem Teufel versprechen muß²¹.

Die weiteren Artikel gegen Barthel Pfeiffer sind vergleichsweise harmlos. Die „Anklageschrift“ bezichtigt ihn des Schadenzaubers gegen die Schweine des Pfarrers, der sich aber erfolgreich schützt, und daß er Tiere bannen könne. Mit den magischen Kräften über das Vieh, die man ihm nachsagt, soll er die Urloffener Bauern so getäuscht haben, daß sie ihn in ihrer Wut beinahe umbrachten. Er stiehlt bei Nacht und Nebel den Mitbürgern das Obst von den Bäumen, was zwar nichts mit übernatürlichen Kräften zu tun hat, aber doch vermerkt wird, und er lehrt „junge

Töchter und Waisen“, wie sie sich vor ungewollter Schwangerschaft hüten können.

Aufgrund der Klagepunkte ermittelte die Behörde gegen die beiden und führte einen Prozeß gegen sie. Am Ende wurde Barthel begnadigt, seine Frau aber hingerichtet.

Weitaus öfter als durch eine direkte Klage wurden Personen vor das Gericht gebracht, weil andere „Straffällige“, durch die Folter zu falschen Geständnissen gezwungen, oder aus Verbitterung oder Neid sie als Mittäter benannt hatten.

Es bestehen keine Zweifel, daß die Folter angewandt wurde, um noch im Verborgenen wirkende Unholde zu entlarven. Die Niederschriften des 16. Jahrhunderts vermerken jedoch erstaunlich wenige Namen, die von den gepeinigten Gefangenen den forschenden Richtern verraten wurden. Offensichtlich trauten selbst die Fragenden dem Wahrheitsgehalt solcher erpreßten Denunziationen nur wenig.

In unserem ersten Fall von 1569 bezeichnen die bereits inhaftierten Barbara und Wolf Lenz drei Frauen als ihre Gespielinnen, die auch das Hexenwerk mitgemacht hätten, aber wie oben schon dargelegt, wissen wir nur sicher, daß die beiden Hauptangeklagten hingerichtet wurden²². In den im letzten Jahrzehnt folgenden Prozessen nennen die Befragten nur die Namen von Mitgefangenen, bereits verurteilten oder toten Personen. Auch flüchten sie sich in Floskeln, sie hätten jene, die auch bei den Hexenversammlungen gewesen seien, nicht erkannt, oder „sie hätten keinen Namen“²³.

Eine völlig andere Situation beschreiben die Akten, die während der Zeit der schlimmsten Verfolgungen, 1629 und 1630, verfaßt wurden. Zwar gab es auch in diesen beiden Jahren Menschen, die mit ähnlichen Ausflüchten, wie sie oben angeführt wurden, redlich versuchten, ihre Mitbürger zu schützen, es gelingt ihnen jedoch immer weniger. Bewußt setzte man die Folter ein, um noch mehr „Straftäter“ zu bekommen, so wird die Namensliste im Protokoll der Anna Schertlein mit der Bemerkung unterbrochen „jederzeit stattlich uffgezogen“²⁴, was heißt, die Frau wurde an auf dem Rücken zusammengebundenen Händen und von hinten über Schultern und Kopf gezerrten Armen mit einem Seil in die Höhe gezogen, bis sie frei über dem Boden hing.

Die Namen jener, die angeblich an Hexenhochzeiten, Hexenversammlungen, Wetter- und Schadenzauber mitgewirkt haben, häufen sich. 10, 20, 30

Personen verzeichnen die Sekretäre während der Folter, die höchste Zahl, 36, enthält die Akte Schertlein.

Nun kann man nicht ohne weiteres nachweisen, daß diese Angaben der eigentliche Grund für neue Festnahmen gewesen seien, erschwerend haben sie gewirkt, was auch einige Protokolle bestätigen. Von 34 Personen, die man 1629 und 1630 zum Tode verurteilte, waren 29 in den Prozessen zuvor aufgeführt worden. Eine weitaus größere Zahl von Männern und Frauen, die sogar wiederholt denunziert wurden, wie z. B. „die alt Mesnerin“ oder die Frau des abgesetzten Vogts Durnecker aus Appenweier, blieb ohne Strafe.

Wie sehr man das angebliche Wissen der „Hexen“ ausschöpfen wollte, zeigt auch eine andere Niederschrift des Pfarrers Synoth. Catharina Roß ist 1596 wegen Hexerei zum Tode verurteilt und zur Hinrichtung in ihren Heimatort Appenweier zurückgebracht worden. Am Abend vor ihrem Ende kommt sie in die Badestube, wo sie nicht nur beichtet und kommuniziert, sondern auch von Schultheiß Göring, einem Gerichtszwölfer und eben dem Pfarrer vernommen wird. Catharina Roß bezichtigt dabei, vielleicht aus Verzweiflung über das eigene Schicksal, die Frau des Hans Pfeller als Mithexe. Sieben Jahre später bringt nicht nur Pfarrer Synoth seine Erinnerungen gegen Frau Pfeller vor, sondern auch ein Bürger, der in der Nebenstube damals die Befragung mitangehört hat. Was Frau Pfeller geschah, wissen wir nicht, daß sie mit jener Brigitta Pfeller identisch ist, die 1628 als Unholde bezeichnet und inhaftiert wird, erscheint bei dem Zeitunterschied fraglich²⁵.

Die Liste der Klagepunkte, die man gegen Margarete, die Frau des Hans Sauer aus Appenweier, zusammengestellt hat, geht von Denunziationen aus, wie sie eben beschrieben wurden. Bereits hingerichtete Frauen bezichtigten Margarete, mit ihnen Reif und Nebel gemacht zu haben. Aber auch neue Anklagen belasten sie. Pfarrer Melchior aus Appenweier legt ihr – eine Parallele zum Fall Brigitha Pfeiffer – den Tod seiner Köchin und des Kindes bei der Geburt zur Last. Frau Sauer scheint allerdings keine Hebamme gewesen zu sein. Auch soll der Sohn des Schwagers von Margarete krank geworden sein, nachdem er eine von ihr gekochte Suppe gegessen hatte.

Mehrmals versucht der Verfasser der „Klagepunkte“ den Eindruck zu erwecken, Margarete sei eine Frau, die sich den Männern anbietet. Ihr ungehöriges Auftreten an unpassenden Orten, ihre oft vorlauten Fragen und Reden werden ihr ebenso ungünstig ausgelegt, wie ihr Schweigen gegenüber den Vorwürfen des Pfarrers als Schuldeingeständnis auch von der Bevölkerung gesehen wird. So antwortet sie auf die Frage, weshalb sie sich nicht

wehrt, wenn der Pfarrer sie eine Hexe schilt, nur, „Der Pfaff weiß nit, was er sagt.“

Auch auf diese Anzeige hin, handelten die Behörden; Folter- und Geständnisprotokoll fehlen, wir wissen aber aus Berichten anderer Verurteilten, daß Frau Margarete Sauer verbrannt wurde²⁶.

Dieser Schriftsatz weist auch die dritte der oben genannten Möglichkeiten auf, durch die ein Mensch in die Gefahr der Verfolgung geraten kann, wenn abwertende Urteile und schwerwiegende Anschuldigungen, wie hier die des Pfarrers, ohne daß man sie überprüft, weitergegeben werden, und zuletzt als öffentliche Meinung die Behörden erreichen. Diese Form wird der nächste Abschnitt noch ausführlicher beschreiben.

Zeugenverhöre

Der erste amtliche Schritt im Gerichtsverfahren, der in unseren Akten protokolliert ist, bildet das Zeugenverhör. Auf die oben dargelegte Anklage des Hans Marggraf gegen Catharina Erhardt ordnete der Sekretär der Landvogtei Ortenau Ludwig Stecher, vom Landgericht Appenweier gebeten, für den 7. September 1593 eine „Kundschaft“, eine Zeugenbefragung an. 17 Personen aus Appenweier sollten vor einer Kommission aussagen, die sich aus Stecher und zwei Zwölfern aus Griesheim zusammensetzte. Auf einen Teil der namentlich ausgewählten wurde verzichtet, als sich herausstellte, daß sie beiden Parteien „durch Freundschaft oder Verwandtschaft“ verbunden waren. Es mag für die Ernsthaftigkeit sprechen, mit der die Behörde arbeitete, daß die übrigen Vorgeladenen einen „leiblichen Eid mit aufgehobenen Fingern zu Gott und den lieben Heiligen“ ablegen mußten, über alles, was sie von der fraglichen Sache wußten, die lautere Wahrheit zu sagen²⁷.

Wie erinnerlich, warf Hans Marggraf der Catharina Erhardt vor, sie habe ihm seine Mannheit genommen. Den Ausgangspunkt der Anhörung bildeten die Aussagen mehrerer Bürger über eine körperliche Untersuchung des Klägers. An einem Sonntag waren vier Männer in das kleine Stübchen des Wirtshauses gerufen worden, um Marggraf „zu besichtigen“. Sie berichteten, Hans Marggraf habe sich „bloß ausgezogen, da haben sie gesehen, daß er ein dürrer, armseliger Mann am Leib sei, ihm eben die Haut über den Leib spannt, und der Pauch eingezogen: so sei ihm sein Rohr der Heimlichkeit gar zerfallen und todt, so habe er, Hans, ihnen auch angezeigt, was er harne, so laufe es eben unter sich, und habe keine Kraft mehr, daß er darob geweint hab“²⁸.

Was beschrieben wird, ist das erschütternde Bild eines verfallenden Körpers. Aber Marggraf sieht weder Krankheit noch Alter, für ihn ist die „Hexe“ Catharina schuld an allem Leid.

Tatsächlich konnte keiner der vier Zeugen auch nur den geringsten Hinweis geben, wie Catharina dem Hans das Unheil beigebracht haben könnte. Zwar erinnert sich einer von ihnen, er habe einmal mit Hans Marggraf auf einer Hochzeit in Önsbach einen „Trunk getan“, aber das sei vor zwölf Jahren gewesen, und er wisse nicht mehr, ob Catharina überhaupt auf dem Fest gewesen sei.

Da auch die anderen Zeugen nichts zu dieser Sache sagen konnten, brachte die Kundschaft auch keine Begründung für die Anklage. Der Vorwurf des Hans Marggraf erscheint auch nicht im Urteilsprotokoll. Aber durch die Aussagen kamen so viele Anschuldigungen anderer Art vor die Kommission, daß sich in ihren Mitgliedern die Gewißheit festigte, Catharina ist eine Hexe. Dabei stammte vieles, was vorgebracht wurde, vom Hörensagen, besonders, was die Frau des Hans Marggraf verschiedenen Leuten erzählt hatte – die Catharina habe ihr bei einer Taufe einen Trunk gereicht, und davon sei sie krank geworden –, wiederholen eine ganze Reihe von Zeugen, und da Frau Marggraf bevor sie starb, das Abendmahl darauf genommen hatte, bekam ihre Aussage großes Gewicht²⁹. Andere steuerten allerdings recht vage Verdächtigungen bei, Catharina habe ein Pferd verwundet und durch magische Handlungen Mitbürger schädigen wollen. Von zwei Berichten über einen Wetterzauber wird unten ausführlicher zu sprechen sein.

Auch über Margarete Sauer wurden Zeugen vernommen, wenn auch nicht in der formellen Art wie im vorigen Fall. Weil Margarete sich an einem Morgen lediglich nach der Anzahl der Ferkel erkundigt hatte, gab Jacob Sauer seiner Schwägerin die Schuld, daß die beste Kuh in seinem Stall keine Milch mehr gab. Mehrere Mitbürger bestätigten, daß Pfarrer Melchior die Margarete eine Hexe genannt hatte und daß der Sohn ihres Schwagers von ihrer Suppe krank geworden sein soll. Wieder wird protokolliert, was man über die Margarete erzählt; ein Weber aus Zusenhofen erklärt, „er hab von der Anna Hartin selbst vernommen, daß des Sur Hansen Weib des Gorius Suren Sohn soll verderbt haben. Sonsten hab er wohl gehört, daß sie zu Appenweier und Zusenhofen in einem bösen Verdacht stehe“³⁰.

Jacob Schneck stellt breit Margaretes Werben um ihn, den verheirateten Mann, dar und zitiert auch, wie sie sich gegen die allgemeine Verleumdung wehrt: „Es geschehe ihr Unrecht, sie sei unschuldig wie die Engel im Himmel.“

Im Fall Jacob Sauer gegen Susanne Hain werden 7 vereidigte Zeugen und der Pfarrer von Appenweier gehört; auch der Kläger kann seine Version ausführlich vorbringen: Am „anderen Hochzeitstag, den sie den Hürsentag nennen“³¹ sitzen Jacob, Susanne und die Magd Ottilia in Jacobs Stube. Da gibt Susanne dem Jacob ein Gläschen Wein, trinkt ihm zu und fordert ihn auf, das Glas zu leeren. Kaum hat ihr Stiefsohn dies getan, verspürt er Schmerzen im Kopf. Susanne „hab ihm auch in anderweeg mehr zugesetzt, als an den Kranz gegriffen . . . item auf die Axel geschlagen“. Damit habe ihm Susanne seine Mannheit geraubt. Jacob wird krank, fühlt ein „Lärmen“ in seinen Gliedern. Auch seine Frau beginnt zu „serben“ und stirbt. Nun will Jacob sein Recht bekommen und auch nachweisen, daß Susanne anderen ehrlichen Bürgern denselben Schaden zugefügt hat.

Das bestätigt der schon oben genannte Jacob Schneck. Ihn habe Susanne an seinem Hochzeitstag nach einem Tanz in die Kammer gestoßen, ihn rücklings aufs Bett geworfen und sich „zwerch“ (quer, verkehrt) auf ihn gelegt. „Da sei ihm gewesen, als wann man ihme ein Schapfen voll kalt Wasser oben in Busen schüttet und nieder die Schenkel hinab liefe.“ Als später die Hochzeiterin kommt – Susanne ist gegangen –, findet sie ihn kalt und unfähig, sie zu lieben, und weint. Der Kommission beteuert Schneck, er sei nicht „alweg“ so gewesen, „denn er habe zuvor unterschiedlich Ehe weiber und Kinder bei ihme gehabt“³². Der von Schneck zu seiner Unterstützung herbeigerufene Martin Kranz kann ihm nicht helfen, er hat die Intimitäten in der Kammer nicht gesehen. Dagegen belastet Pfarrer Stahel von Appenweier Susanne mit einem weiteren Verbrechen. Mathern Sauer, ein anderer Stiefsohn der Susanne, habe auf dem Totenbett erklärt, nachdem er gebeichtet und kommuniziert hat, seine Stiefmutter sei schuld an seiner Krankheit. Um seiner Aussage gebührende Bedeutung zu verleihen, wollte er unbedingt, daß zwei Zwölfer an seinem Bett zuhörten.

Hans Hölzle, ein Schneider, berichtet, nachdem er eines Tages die Aufforderung Susannes, bei ihr zu arbeiten, abgelehnt hat, antwortet sie, sie wolle es ihm wahrlich, wahrlich gedenken, und in derselben Nacht habe er seine Manneskraft verloren. Aber Susanne heilt Hölzle auch wieder, meint der Zeuge. Bei einem Festmahl schickte Susanne eine fremde Frau zu ihm, die stupfte ihn in den Leib und ging wieder fort. „Und in derselben Nacht sei es beständig mit ihm gut gegangen.“³³

Einen Racheakt der Susanne meldet auch Philipp Remp dem Schultheiß. Sein Vater Wendel sei eines Tages von Susanne aufgefordert worden, mit ihr zu tanzen, er aber wollte nicht, und in der Nacht wurde er „seiner Mannheit beraubt“³⁴.

Susanne Hain, die während der Zeugenbefragung auf Schloß Ortenberg im Gefängnis saß, „entschuldigte“ sich, d. h. sie wies alle Anschuldigungen zurück, trotz gütlichem Zuspruch und peinlicher Folter, und behauptete, es geschehe ihr Unrecht. Auf der anderen Seite beharrte Jacob Sauer darauf, daß sie ihm den Schaden zugefügt habe, und verlangt von der Obrigkeit die ihm gebührende Genugtuung, und wenn er die nicht bekäme, wolle er sie sich bei der Beklagten selber holen³⁵.

Was bei diesen und anderen Berichten auffällt, ist die Bereitschaft der Behörde, das, was von anderen über eine Angeklagte gedacht und gesprochen wird, zum Indiz aufzuwerten.

Der Gerichtszwölfer Martin Cranz gibt bei seinem Eide an, daß die Witwe des Hans Ruen aus Appenweier der Hexerei halber in bösem Verdacht gestanden sei, solange sie hier gewohnt habe³⁶. Hans Jacob Sax, der Zoller aus Urloffen, sagt über Frau Halm, man verdächtige sie stark des Hexenwerkes, und sie habe den gemeinen Ruf, eine Hauptmännin unter den Hexen zu sein. Die Frau des Philipp Rempiß sei, so Sax, bei Inländischen und Ausländischen heftig verschrieen, und die Frau des Martin Ramshurster gelte für eine öffentliche Unholde; sowohl in Urloffen als in den meisten Nachbarorten deute man gleichsam mit den Fingern auf sie³⁷. Merkwürdig erscheint, daß die Ehemänner der beiden zuletzt genannten Frauen trotz der Gerüchte ähnliches Geschwätz über andere Menschen verbreiten. So urteilt Philipp Rempiß über Eva Rohr, sie würde, „solange es ihm denkt“, für eine öffentliche Hexe gehalten³⁸, und Martin Ramshurster soll „bei einer öffentlichen Zech“, als einige Wächter in die „Stube“, das Wirtshaus, traten, dem Bäcker Lorenz Eckart zugerufen haben: „Hatto, man werde Hexenmeister fangen, Becken Lenz, hab acht!“³⁹ Erst recht verdächtig machten sich jene, wir haben oben schon darauf hingewiesen, die sich gegen solche öffentlichen Bezeichnungen nicht wehrten, so die Frau Rempiß, die verschiedene Male eine Hexe gescholten wurde, aber niemals dagegen klagte⁴⁰, oder Hans Bleich, der „einen gar starken Ruf habe“ und „öffentlich gescholten werde, aber sich am wenigsten verantworte“⁴¹.

Gerüchten, Leumund, Ruf, öffentlichen Verdächtigungen liegen Gruppenvorstellungen zugrunde. Sie entwickeln sich über einen längeren Zeitraum und besitzen tiefe Wurzeln. Man wird nach den dargestellten Klageschriften und Protokollen der Zeugenbefragungen erkennen müssen, in welchem hohem Maße die Nachbarn der Opfer die Prozesse einleiteten und vorbereiteten. Inwieweit unsere Vorfahren durch Seelsorge, populäre Literatur und Flugblätter über Hexen oder die endgültigen Prozeßniederschriften, die öffentlich laut verlesen wurden, beeinflußt waren, läßt sich hier nicht erörtern. Die geistige Oberschicht, Pfarrer und sehr korrekte Beamte,

selbst vom Wahn beherrscht, ließen die Menschen allein und wehrten nicht ab, als ihre gepeinigte Natur zu unwirksamen und verwerflichen Mitteln griff. Die erschütternde Erkenntnis der Appolonia Miller, „daß auch letztlich aber solches schier eine ganze Bürgerschaft vor wohlgedachtem Herrn Landvogt und Amtsleuten wider mich geklagt und gebeten, mich hinwegzuschaffen“⁴², mag als eine zutreffende Beschreibung des Seelenzustandes der Bevölkerung unserer drei Dörfer hingenommen werden.

Folterprotokolle

Wer anordnete, daß eine verdächtige Person nach Ortenberg ins Gefängnis kam und damit eine Vorentscheidung über Leben und Tod fällte, kann man aus den Akten nicht entnehmen. Die Kompetenz wird eher bei den Beamten der Landvogtei gelegen haben als beim Gericht in Appenweier, dessen Mitverantwortung trotzdem beträchtlich war. Mit der gütlichen und peinlichen Befragung, der die Verdächtigen während ihrer Gefangenschaft ausgesetzt sind, kommt ein völlig neues Element in die Auseinandersetzung um Schuld und Unschuld. Sie werden mit einer Welt konfrontiert, von der sie zweifellos gehört, die sie aber konkret nie erfahren haben. Wollte man bisher von ihnen wissen, was sie getan haben, so fragen die Richter jetzt danach, inwieweit sie sich mit dem Teufel eingelassen und ihm Macht über ihre Handlungen eingeräumt haben. Folgen wir dem Wortlaut der Texte, stellen wir fest, daß in den „Geständnissen“ der „böse Feind“ allgegenwärtig ist, in den Klagepunkten und Zeugenanhörungen wird er dagegen kaum genannt. Susanne Hain macht ihre Opfer impotent, indem sie mit einem Gertlein auf ihre Schultern schlägt; woher sie dieses hat, wird nicht gesagt. In den Urteilsbegründungen liefert der Teufel den Hexen die Gerten oder Stöcklein mit dem Auftrag, andere Menschen zu schädigen. Margarete Sauer ruft mit einer Suppe eine Krankheit hervor, welches Mittel sie dazu verwendet, ist unwichtig. Während der Folter aber wollen die Richter bestätigt bekommen, daß, wie sie meinen, der Teufel das Pulver bringt, mit dem Mensch und Tier getötet werden können. Mit ihrer starren Erwartungshaltung beherrschen die Richter alles, was mit den Gefangenen geschieht. Sie wissen aus dem Hexenhammer, Gesetzessammlungen, theologischer und juristischer Literatur, wie eine Hexe beschaffen ist, daher foltern sie so lange, bis sie ihren Fragenkatalog mit befriedigenden Geständnissen abgehakt haben.

Jacob Gering wurde gleich am ersten Tag in Ortenberg aufgezogen, hielt aber durch und bekannte immer wieder seine Unschuld. Nach drei Tagen unterwarf man ihn derselben Tortur, wieder ohne Erfolg. Daraufhin „spannte man ihn aufs Bett“, man zerrte ihn, auf einem Brett liegend, aus-

einander, aber Gering gab nicht nach, auch nicht, als man ihn nochmals aufzog. Erst als er nach vier Tagen wieder gebunden wurde, brach er zusammen⁴³.

Lange blieb auch Anna Gering standhaft, obwohl man sie mehrfach ohne und mit Gewicht – man hatte ihr schwere Steine an die Füße gehängt – aufzog, dann hielt auch sie die Schmerzen nicht mehr aus und gab zu, was man von ihr verlangte⁴⁴.

Eine besondere Brutalität bewiesen die Folterer an der Tochter des Raphael Remuß. Sie muß noch sehr jung gewesen sein, denn das Protokoll bezeichnet sie als „Maidtlin“. Sie hatte zunächst eine Reihe von Beschuldigungen eingestanden, auch die Hochzeit mit dem Teufel. Aber „nach der Hand“ nahm sie alles wieder zurück und ließ sich auch nicht durch die Tortur von ihrem Widerruf abbringen. Als man ihr später die Hände auf dem Rücken zusammenband, um sie wiederum aufzuziehen, zerstörte die Angst vor neuen Qualen wie bei Jacob Gering ihre Kraft.

Zwei andere Foltermethoden mußte Barbara Schneider ertragen. Sie hatte nach „unterschiedlichen Rutenstreichen“ nichts bekannt, da setzte man sie auf den „gewöhnlichen Stuhl“, einen mit Stacheln bestückten Sitz, der von unten erhitzt werden konnte⁴⁵.

In dem Willen, die Verdächtigen zu zermürben, hat man offensichtlich auch gewaltlosere Mittel eingesetzt, die Quellen dafür liegen allerdings nur für das Jahr 1595 vor. In den Kostenberechnungen – die Familien der Hingerichteten mußten für Verpflegung, Wächter, Henker und Fürsprecher bezahlen – wird vermerkt: „Als gemelte Catharina übel aufgewesen, und hernach anfangen zu bekennen, für Wein und Brot. Zwischen und an den Imbissen. Sowohl für Fleischgenuß und anderen Speisen, zu Zeiten auch Visch, so viel und oft sie gefordert. Iro auf habendem Befehl keinen Mangel gelassen worden“⁴⁶.

Die Aussicht, den täglichen Hunger stillen zu können – das „Ordinarium“, die übliche Ration, dürfte nicht üppig gewesen sein -, hat man als Lockmittel für die gequälten Menschen eingesetzt. Vielleicht waren auch Regungen der Barmherzigkeit der Grund, man könnte, nachdem man sein Ziel erreicht hatte, gnädig sein. Immerhin bezeichnet der Schultheiß von Appenweier die Gefangenen als arme Weiber⁴⁷. Ähnliche Bedingungen wie Catharina Erhardt bekamen auch fünf weitere Frauen zugestanden. Vollmer sieht in dieser Großzügigkeit allerdings Gewinnsucht des Sekretärs der Landvogtei⁴⁸. Denn darüber besteht kein Zweifel, die Erben mußten die „Wohltaten“ bezahlen.

Urgicht (Bekentnis), Urteil

Der Text aller Urgichte ist nach einem bestimmten Schema aufgebaut. Alle Angeklagten gestehen weitgehend dieselben Verbrechen, auch wenn Einzelheiten individuell ausgestaltet werden. Offensichtlich lag den Fragen, die an die Delinquenten gestellt wurden, das Landrecht des Markgrafen von Baden-Baden zugrunde⁴⁹, auch wenn dies nirgendwo angemerkt wird.

Am Anfang der meisten Geständnisse steht die Teufelsbuhlschaft. Eine Frau verläßt nach gewissen Unstimmigkeiten mit ihrem Mann oder im Kummer über wirtschaftliche Schwierigkeiten das Haus, um auf dem Zwiebelacker zu jetten, im Holzschuppen Wellen zu holen, im Kuhstall zu melken; ein Mann macht Holz, hütet das Vieh, geht von der Wirtschaft heim. In solch einer alltäglichen Situation begegnet ihnen der „böse Feind“, der Frau in Gestalt eines fremden Jünglings, eines Soldaten, auch eines jungen Mannes aus dem Dorf, dem Mann als schönes Mädchen oder als eine ihm bekannte Frau. Der Teufel verspricht der Frau ein schönes Leben ohne Mühe und Arbeit, wenn sie „seinen Willen tue“, d. h. wenn sie mit ihm schläft. Nach kürzerem oder längerem Widerstand gibt die Frau nach und erhält etwas Geld, das sich als wertlos herausstellt. Entsprechend wird auch der Mann verführt, obwohl hier das Motiv der goldenen Zukunft weitgehend fehlt. Das zweite Ansinnen des Bösen folgt rasch: Der Mensch soll Gott und allen Heiligen abschwören. Ist auch das geschehen, verlangt der Teufel, daß der so gewonnene Partner ihn in aller Form heiratet. Die Hochzeit wird an einem entlegenen Ort gefeiert, in der Riethalde, in der Dunderlache, in den wüsten Reben, unter dem Hochgericht und immer wieder im Romanstal, dem heutigen Rumental.

Hinter den Erzählungen von der Liebschaft mit dem Bösen steckt eine tiefere Bedeutung, als die Oberfläche sie zeigt. Die Richter wollen den Angeklagten eine enge Verbindung mit dem Satan nachweisen⁵⁰.

Wenn wir Geschlechtsverkehr, die Verleugnung Gottes und die Hochzeit zusammennehmen, haben wir einen dreifach geschlossenen Pakt, der, anderweitig mit Blut unterzeichnet, hier besiegelt wird durch die freiwillige Hingabe, den Verzicht auf die christliche Gemeinschaft und durch einen zeremoniellen Vollzug. Folgerichtig zieht der Buhle der Anna Hain nach dem Beischlaf den Schluß, „sie sei nunmehr sein und müßte auch jetztund seinem Willen leben“⁵¹.

Gerade der Hochzeitsfeier wird besonderes Gewicht beigelegt. In der Form der kirchlichen Trauung werden die Frauen oder die Männer mit ihrem Buhlen von einem schwarzen Mann oder einem andern bösen Geist in

schwarzen Kleidern im Namen des Teufels zusammengegeben, „dabei hat sie dem bösen Feind die linke Hand nach rechts gegeben und versprechen müssen, sie wolle sein eigen sein“⁵².

Die Verführung steht in den meisten Protokollen an erster Stelle, weil durch sie der Teufel Macht über die Menschen erhält, aus ihr entwickeln sich die anderen Untaten. Die Form, in der die körperliche Liebe in den Niederschriften erscheint, weist aber noch eine andere Bedeutung aus: Die Verteufelung der Sexualität.

Nicht in allen Fällen wird der Pakt so hervorgehoben, wie es oben dargelegt wurde. Wolf Lenz wird vom Teufel gezwungen, mit seiner Mutter zu schlafen und Hochzeit zu halten. Hier steht die Blutschande im Vordergrund, wenn auch vom Teufel bewirkt⁵³. Mit Urban Bayser schließt der Böse als Mann den Vertrag durch mündliche Absprache, die Buhle, die sich einmal als diese, ein anderes Mal als jene Frau zeigt, ist Folge, nicht Zeichen der Übereinkunft⁵⁴. Dem Martin Cranz, als er noch Roßbube bei den welschen Reitern ist, schlägt ein Mann vor, er solle doch Sidomie mit einem Pferd treiben; aber Cranz meint, ein Mädchen wäre ihm lieber⁵⁵. In diesen Beispielen wird nicht der Pakt zeichenhaft umschrieben, sondern der Verstoß gegen das Gebot der Kirche markiert. Ebenso geißeln viele Berichte den vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr. In einer fast romantischen Szenerie liebt Jacob Pfeller seine Freundin, als er im Heimers-
tal Erdbeeren sucht, aber in ihr steckt der böse Geist⁵⁶. Zu Brigida Mengiß kommt der Teufel in der Gestalt eines Knechtes, mit dem sie in Ehebruch lebt⁵⁷, und zu einer anderen Frau als ihr eigener Mann, mit dem sie allerdings vor der Ehe in langer „Buhlschaft“ zusammen war und der sie erst hat schwängern müssen, damit sie heiraten durften⁵⁷. Die Berichte könnte man fortsetzen: Eine phantasievolle Fülle von Sünden wider den Beicht-
spiegel wird ausgebreitet und verdammt, da ja der Teufel sie angeregt hat.

Aber die Protokolle greifen auch die Sexualität in der Ehe an. Katharina Koch begegnet ihrem Mann in der Stumpengasse. Sie ist traurig, weil sie Schulden hat. Er tröstet sie und fordert sie gleich zum Beischlaf auf. Sie willigt ein, sagt aber, „Ach Gott, warum hast du nicht gewartet, bis wir heimkommen“, da verschwindet ihr Mann⁵⁹. Eine Frau hat eben ihren Mann aus dem Bett und dem Haus gejagt, aber als sie allein am Herd sitzt, kehrt der Teufel in der Gestalt des Mannes wieder zurück und bittet sie, mit ins Bett zu gehen⁶⁰. Margaretha Huppenecker ergeht es ähnlich, während ihr Mann im Wirtshaus sitzt, besucht sie der böse Geist an seiner Stelle⁶¹.

Viele dieser Inhalte, die durch die Folter zu Bekenntnissen erpreßt wurden, stammen aus dem allgemeinen Volkswissen, das Überlieferung, Sage und

Aberglaube über Jahrhunderte bewahrten, Predigt, Heiligenlegenden und Hexengeschichten bestätigten oder neu vermittelten. Seit dem Mittelalter ist bekannt, „daß der Teufel mit seinen Dämonen überall in die Angelegenheiten der Menschen eingreift und überall die Hand im Spiel hat. Er erscheint bald in Tier-(. . .), bald in Menschengestalt, und zwar ebenso als Weib wie als Mann. Macht er sich mit Weibern zu schaffen, so ist er ein Incubus, während er sich bei Männern zum Sukkubus macht.“⁶²

Zu den Frauen – so müssen sie gestehen, wie wir gesehen haben – geht der Teufel, wenn sie jung sind, als „fast schöner Jüngling“, als „junger Mensch in feinen Kleidern“; die Farbe des Anzuges wird betont: Rot, Gelb, auch einfaches Schwarz, was gerade Mode gewesen sein mag. Ist die Frau älter, wählt er die „falsche Mannsgestalt“ eines ihrer Bekannten.

Die Zwieschlechtlichkeit des Teufels fällt besonders in den Formulierungen bei den männlichen Angeklagten auf, da hier sprachliche Begriffe, die jeweils ein anderes grammatisches Geschlecht bezeichnen, aufeinander bezogen werden. Hans Brinklin wird mit einem „Teufel, so seiner Frau gleichgesehen“⁶³, Martin Cranz unter dem Hochgericht mit „ihm, dem bösen Feind“ vermählt⁶⁴, und Hans Gering heiratet „den bösen Feind, der einer Magd gleichgesehen hat“⁶⁵. Auch erscheint der Teufel den Männern beim zweiten Zusammentreffen meist als Mann, um seine Forderungen zu stellen, und verwandelt sich vor der Hochzeit wieder in die Weibsperson des Beginns. Nur Jacob Butz löst die etwas verwirrende Frage des Incubus und Succubus in seinem Geständnis auf eine einfache Weise. Er schildert den bösen Geist als treusorgenden Familienvater, der versucht, seine Tochter an den Mann zu bringen, ein Ansinnen, dem sich Butz eine Zeitlang mit List entzieht⁶⁶.

Das schöne Äußere der Verführer und Verführerinnen ändert sich rasch, besonders wenn der Mensch gegen die Forderungen des Bösen aufbegehrt. Der Maria Loch erscheint der Buhle nach zwei Tagen „etwas scheußlicher“ als beim ersten Mal⁶⁷, zu Margarethe Brinklin kommt er „in scheußlicher Gestalt, aber noch ihrem Ehemann ähnelnd“⁶⁸, und den Hans Brinklin zwingt der Teufel „in gar scheußlicher Gestalt“, den Heiligen abzuschwören und in „gar schrecklicher Gestalt Hochzeit zu feiern“⁶⁹. Mit dem Aussehen wandelt sich auch das Verhalten. Nach der ersten Begegnung tröstet und schmeichelt der Böse nicht mehr, sondern droht dem Menschen, er wolle ihn „zerzerren und zerreißen“, wenn er nicht willenlos folgt.

Es wurde oben darauf hingewiesen, daß alter Volksglaube den Teufel in mancherlei Tiergestalt auftreten läßt. Vertraut mit diesem Muster dürften die Angeklagten die Frage beantwortet haben, die, folgen wir dem Badi-

schen Landrecht, die Richter an sie gestellt haben: „Wie auch seine (des Verführers) Fueß usgesehen.“⁷⁰ Uns erscheint diese Frage unerheblich, den Richtern aber erklärte die Antwort, inwieweit sich die Verdächtigen freiwillig und wissentlich mit dem Teufel eingelassen hatten, denn an dem Fuß – dem Pferdefuß würden wir sagen, aber der kommt in unseren Texten nicht vor – konnte man das Wesen des werbenden Fremden erkennen. Und die Befragten gaben zu, daß sie die untrüglichen Zeichen entdeckt hatten, allerdings erst nach dem Beischlaf, bei der zweiten Begegnung. So nehmen die Frauen an ihren Buhlen „veränderte Füß“ oder „nichts Gutes an den Füßen“ wahr, sie sehen „häßliche Füße“, einen „Geißfuß“ oder einen „Gansfuß“.

Auch an anderen Merkmalen verrieten die Dämonen in Menschengestalt ihre Verwandtschaft mit den Tieren, eine Frau erschrak vor den Bärenatzen ihres geliebten Soldaten, und der Freund und spätere Ehemann ließ sein Mädchen, nachdem er es geliebt hatte, zwischen den Erdbeeren im Heimerstal allein und rannte als Wolf davon. Ein Wesenszug des Bösen wurde von den Menschen jener Zeit von der kirchlichen Lehre weitergegeben, anders ist der selbstverständliche Umgang mit diesem Problem in den Protokollen nicht zu erklären. Alle Verdächtigen beschreiben, wiederum einer gezielten Frage des Landrechtes entsprechend, den Beischlaf mit dem fremden Buhlen oder dem angeblichen Ehemann in den oben dargestellten Situationen als kalt und unnatürlich. Da sie die angesprochenen Erfahrungen gar nicht gemacht hatten, konnten diese Kenntnisse nur in einem Vorwissen bereitgelegt haben oder aus den Suggestivfragen während der Folter übernommen worden sein. Die Richter aber hatten von der auf Augustinus zurückgehenden theologischen Auffassung gelernt, „daß es dem Dämon beim Koitus nicht um Befriedigung der eigentlichen Wollust zu tun sei, sondern nur um die Verführung der Menschen zum Laster und seiner dadurch vergrößerten Herrschaft“⁷¹.

In die Niederungen der praktischen Seelsorge heruntergeholt, könnte dieser Satz, konkretisiert in der Teufelsbuhlschaft, als Beweis gebraucht worden sein, daß jedes Zusammenwirken mit dem Bösen in einem Mißerfolg mündet. Das Geld des Buhlen erweist sich als Kot, das Verhältnis zum schönen Jüngling führt zu Drohungen und Prügel, der – wir greifen vor – beim Weterkochen angestrebte Hagel zerrinnt zu Regen, ein falsches Wort läßt die Hexen von ihrem Flugstecken fallen, die schönen Speisen beim Hexenmahl schmecken fad oder sind gar verfault. Jacob Butz empfand wohl diese Frustration, als er auf den, wie er glaubte, vor ihm stehenden Teufel fluchte, weil er sich „betrogen und beschissen“ fühlte⁷². In diese Reihe fügt sich die kirchliche Warnung, von der Sexualität nicht zuviel zu erwarten, folgerichtig ein.

Aus dem engen Pakt mit dem Teufel erwächst den „Hexen“ die Macht, ihre Mitmenschen zu schädigen. Nach den Geständnissen zu urteilen, gebrauchen sie einige, um sich für früher erlittenes Unrecht zu rächen. Catharina Roß tötet dem Bäcker Halm ein Mägdlein, weil er ihr zu Zeiten kein Brot abgegeben hat⁷³. Catharina Erhardt bläst einen Mann in des Teufels Namen an, da er ihr einmal ein großes Leid zugefügt hat. Darauf wird der Mann krank, aber als er Catharina darum bittet, heilt sie ihn wieder⁷⁴. Barbara Lenz gibt ihrem Sohn Kot, damit er ihn den Pferden ihres Feindes Caspar Mur nachwirft. Der Sohn erfüllt die Bitte, und die Pferde gehen ein⁷⁵.

Solche persönlichen Motive erscheinen allerdings selten. Gewöhnlich treibt der Böse den Menschen zu den zauberischen Handlungen an. Christine Remp tötet „aus Zwang des leidigen Teufels mit einem gegebenen Handstreich ihr eigenes Kind“⁷⁶. Barbara Widemar gibt ein Gläschen Wein, in das der Teufel ein zauberisch Pulver getan hat, einer Frau zu trinken, die davon krank wird und stirbt⁷⁷. Fast alle Angeklagten der letzten beiden Verfolgungsjahre bekennen, sie hätten einem Bettelmann oder einer armen Frau Brot zu essen gegeben, auf dem ein Pulver gestreut war, und mit demselben Mittel bringt Catharina Remuß das Kind des Michel Noll im Eulental um⁷⁸.

Auf eine ganz besondere Weise geht die auch in anderen Dingen sehr phantasievolle Catharina Roß vor: Sie sei mit Hilfe des bösen Feindes in Gestalt einer Katze einer Frau Kern in Zusenhofen aufs Bett gesprungen und habe sie „geschädigt“, daß sie krank wurde und starb. Auch habe sie „auf Anweisung des bösen Feindes nächtlicher Weil in Katzen und Hasen Gestalt“ zwei Knaben und zwei Mädchen des Jacob Schneider getötet⁷⁹.

Von einem Kindesmord aus einem ganz anderen Beweggrund berichtet Anna Groß. Als sie mit ihrem ersten Kind schwanger ging, habe sie es dem Teufel auf dessen Drängen hin versprochen und später die Hexenkunst lehren müssen. Aber dann dauerte sie der Bub so sehr, daß sie ihm mit einem zauberischen Pulver das Leben nahm^{79b}.

Oft widersetzen sich die Menschen solchen Forderungen des Bösen oder versuchen, sich ihnen zu entziehen. Hans Gering soll das Pulver seiner Frau geben, er wirft es aber weg und wird darauf vom Teufel so verprügelt, daß er danach zwei Tage im Bett liegen muß⁸⁰. Auch Barbara Widemar wird vom Teufel übel zugerichtet, von ihr hat er verlangt, ihr eigenes Kind zu vergiften, was sie nicht getan hat⁸¹. Maria Eckart bekennt ganz allgemein, der böse Feind habe sie oftmals aufgefordert, Menschen und Vieh

durch zauberische Handlungen zu schädigen, „het es aber nit allemal vollbringen wollen“⁸².

Auch der Schadenzauber gegen Haustiere bringt in manchen Fällen jenen, die ihn bewirken, Schwierigkeiten. Jacob Pfeller erhält vom Teufel eine zauberische Geißel, womit er ein Pferd seines Nachbarn „hinrichtet“, er schlägt damit aber auch sein eigenes Roß. Als es erkrankt, bittet er den Teufel um Hilfe, und der heilt es mit einem gelben Pulver⁸³.

Eine Magd der Barbara Schiffmann verwendet aus Versehen das zauberische Gertlein ihrer Hausherrin, um die Schweine aus dem Stall zu treiben, und daran gehen die Tiere ein⁸⁴, und Hans Gering verliert aus eigener und des Teufels Schuld seine braune Stute, die er kurz zuvor für 35¹/₂ Gulden gekauft hat⁸⁵.

Alle Angeklagten schädigen auf Geheiß des Bösen weiße, braune, schwarze Pferde, rote und scheckige Kühe, Mutterschweine und Ferkel, Hühner und Hunde. Sucht man nach realen Grundlagen der Erzählungen, so wird man finden, daß die Haustiere im 16./17. Jahrhundert durch Krankheiten außerordentlich gefährdet waren. Die schon oft genannten Aufzeichnungen Pfarrer Synoths liefern einen Beweis, sie berichten, daß in einem Jahr der Viehbestand von Riechelnheim vor Martini und der Urlofens nach dem Fest zugrunde ging⁸⁶.

Ein Schadenzauber, dem die Prozesse eine große Bedeutung beimessen, ist auch das Wettermachen. Die Hexen kommen zusammen, kochen in einem Hafen allerhand „Materien“, Nachtschatten und Klettenkraut, Kirschenblust und Eichenlaub, Schmutz und Unrat, um damit ein großes oder ein kleines Wetter zu brauen, einen Reif, Hagel oder Nebel zu schaffen, um die Kirschen und Kornblüte oder den Eckerich zu schädigen. Aber dieser Zauber konnte nur unter ganz bestimmten Bedingungen zustande kommen, und oft erreichte das Hexenwerk nicht, was bezweckt war. Alle beteiligten Personen mußten mit der Absicht einverstanden sein: . . . „und ob der Zauberer mehr als hundert beieinander wären, die etwas vollbringen wollten, so müßte derselben Wille und Meinung aller dabei sein, und so eine darunter wäre, die nicht darin einwilligen wolle, so möchten die anderen alle diesmal nichts ausrichten.“⁸⁷ Barbara Schiffmann gibt für solch eine Situation Beispiele. Ihre Gesellschaft wollte in der Riethalde, sie war offensichtlich damals noch bewaldet, das Ecker verderben, aber Barbara wandte sich dagegen, und da „hab es keinen fürgang gehabt“. Bei einer anderen Gelegenheit rettete Barbara Korn und Wein, denn sie bat, als der Hagel fertig gekocht war, daß der Hafen nicht völlig geleert würde, und daher bildeten sich nur Schloßen⁸⁸. Auch konnte

der Vorgang des Wettermachens leicht von außen gestört werden, durch Roßbuben z. B., die im Ryseneck ihre Pferde suchten, oder durch das Läuten der Betzeitglocke⁸⁹.

Ging aber alles glatt vonstatten, brachte diese Zauberei nach Meinung der Angeklagten Unheil über die Felder. An einem Sonntagnachmittag um 4 Uhr machten die Hexen einen Hagel, davon große Steine einen Teil des Hanfs zerstörten⁹⁰. Ein anderes Mal schädigten sie ihren eigenen Hanf, als sie beim Windschläger Wäldlein ein Wetterle bewirkten⁹¹. Erstaunlicherweise gehen die Vorwürfe aus dem Volk recht wenig auf diese Sache ein. Eine Aussage richtet sich gegen Brigitha Pfeiffer. Der Bannwart Geltreich fand eines Morgens unter einem Kirschbaum einen großen, neuen Hafen, der mit Gras, Kornähren, Eichenzweigen und Unrat gefüllt war, daneben lag ein Armvoll Holz. Er trug mit zwei Stecken den Hafen auf den Acker und zerschlug ihn in kleine Stücke. Als er am nächsten Morgen wieder an der Stelle vorbeikam, sah er keine Scherbe mehr. Geltreich verdächtigte Frau Pfeiffer, weil diese sich in der Nähe des Kirschbaumes herumgetrieben hatte⁹².

Auch der Schneider Hölzle gibt an, daß zwei bekannte Frauen, einen Wetterzauber versucht hätten. Er erzählt eine Geschichte, die er vor Jahren von einem Bäckerknecht gehört haben will: Dieser Bäcker habe eines Morgens vor der Betglocke fünf Weiber unter einem Kirschbaum bei einem Feuer sitzen sehen. Da habe eine gesagt, Potzment, der Peckenknecht kommt, da seien sie alle miteinander hinweggefahren⁹³. Diese Situation schildern drei Frauen in ihren Geständnissen aus ihrer Sicht. Wir wählen eine aus: Vier Gespielinnen seien am Hürnenbrücklein gewesen, „ein Wetter zu machen, Wein und Korn verderben wollen hat die Catharina Wolf Erhardts Frau gesagt, Potzment, des Beckenknecht kommt, welcher ein Stück Brot in den Händen habe, darauf seien sie alle miteinander in den Lüften davon gefahren“⁹⁴. Vielleicht war es das Brot, das die Hexen vertrieben hat, denn Brot hilft nach dem Volksglauben gegen böse Geister.

Viele Forscher versuchten, die bekannteste außergewöhnliche Fähigkeit der Hexen, auf einem Besenstiel durch die Luft zu reisen, in ihrem Realitätsgehalt zu erklären, ohne daß sie bislang zu einem allgemein befriedigenden Ergebnis gekommen wären. Auch in unseren Prozessen gestehen die meisten Verdächtigen, wenn auch nicht alle, ein, daß sie diese Fortbewegungsart beherrschten. Für die Bedeutung „durch die Luft fliegen“ verwenden die Sekretäre gewöhnlich das Wort „fahren“. Da sie die Bezeichnung aber auch im ursprünglichen Sinn gebrauchen, kann man nicht an jeder Stelle eindeutig sagen, welcher Vorgang beschrieben wird.

Nach einem Besenstiel greift allerdings keine unserer Hexen, wohl aber nach einer Gabel, einer Ofengabel, nach einer Welle Stroh, auch auf einer schwarzen Katze, sogar auf einer Kuh oder einem „unbekannten Tier“ fährt man durch die Luft. Daneben steigt man in die üblichen Gefährte, Karch (Karren) und Kutsche, ein. Möglicherweise begannen die Sekretäre selbst daran zu zweifeln, daß den Erzählungen wirkliche Geschehnisse zugrunde lagen. Immerhin zitieren sie Martin Cranz, der böse Feind habe ihn „seines gedunkens“ unter das Hochgericht geführt, Catharina Remuß sei „ihres Gedunkens“ auf einer schwarzen Katz geritten, und Anna Groß, sie „habe vermeint“, sie sei auf einem „Karch“ gefahren. Solche Formulierungen des Glaubens und Meinens schränken auch im Protokoll die erfahrene Wirklichkeit ein.

Als nicht weniger bezeichnend für das Hexenwesen als der Ritt auf dem Besenstiel gilt der „Hexensabbat“. Die großen Vorbilder solcher Orgien, wie die auf dem Blocksberg oder in unserer weiteren Umgebung auf dem Blauen, dem Kandel und auch der Hornisgrinde⁹⁵, erreichen die Versammlungen und „Convente“ unserer Akten nie. Was nach ihnen geschieht, hält sich in den üblichen Grenzen eines Volksfestes.

An den einzelnen Zusammenkünften nehmen jeweils eine unterschiedliche Anzahl Personen teil. Mit Wolf Lenz zusammen trinken und tanzen 1569 auf der „Puni“, der „Bühne“, seiner Mutter nur vier Leute, diese Gruppe feiert aber auch um das Rathaus in Achern mit vielen anderen Unbekannten⁸⁸.

Wie beim Wetterkochen treffen sich die Hexen an bekannten Orten rund um die Dörfer: am Hürnenbrücklein, am Urloffener Brücklein, am Englischen Bach, im Rindschädel, im Ryseneck, in der Schweinshalde, sie fahren aber auch nach Rammersweier, ins Kinzigdorf und weit ins Elsaß hinein. Man „tanzt und springt“ nach einer Pfeife, einer Sackpfeife, einer Leier, einer Trommel, die ein Landfahrer oder auch – vermeintliche – Einheimische spielen. Man hält einen „Schlamp“, ein Gelage, bei dem es Fleisch und Wein, Speise und Getränk der Vornehmen, aber gewöhnlich kein Brot und Salz gibt. Bei ihrem Hochzeitsessen bemängelt Brigida Mengiß: „Botz, haben wir doch weder Brot noch Salz“ und da verschwindet die ganze Gesellschaft⁹⁶. Daß diese beiden Grundnahrungsmittel fehlen, hängt wiederum mit dem Volksglauben zusammen. Das Brot vertreibt die Hexen. Es wurde oben berichtet, daß drei Frauen beim Wettermachen gestört werden, weil sie einen Bäckerknecht mit einem Stück Brot in der Hand sehen. Seit alters her werden bei vielen Völkern Brot und Salz als Abwehrmittel gegen böse Geister verwendet. Durch die Bitte im Vater unser und als Element des Altarsakramentes wird das Brot geheiligt, und das Salz bei der christlichen Taufe sollte das Kind vor bösen Dämonen schützen⁹⁷.

Nicht immer dürfen die Frauen mit zum Abendtanz und Schlaftrunk. Eines Abends klopfen die Gespielinnen an den Fensterläden der Barbara Schiffmann, aber die hat gerade ihre weinenden Kinder in Gottes Namen „schweigen oder schlafen heißen“, und weil sie den heiligen Namen ausgesprochen hat, muß sie bleiben, „wan sie ihr auch 1000mal gerufen hetten“⁹⁸.

1629/30 werden die Berichte über die „Hexenconvente“ trockener, Versammlung, Wettermachen und Hochzeit werden noch stärker miteinander verbunden. Gewinnt man aus den frühen Protokollen den Eindruck, die Frauen freuten sich über die Zechereien, entschuldigen sie sich in den späteren bei ihren Buhlen mit Krankheit, um nicht hingehen zu müssen. Ob die Behörden solche Zusammenkünfte weniger wichtig nahmen oder ob eine Verteidigungsstrategie dahinter stand, können wir nicht sagen.

Über Leben und Tod entschied endgültig ein Gericht, das sich aus einem von „unserer gnädigsten Herrschaft von Österreich bevollmächtigtem Anwalt“ als Kläger⁹⁹, einem Fürsprech, also einem Verteidiger, und zwölf Richtern zusammensetzte. Der Tagungsort der einzelnen Verfahren wird oft nicht angegeben, für einige war es nachweislich Appenweier¹⁰⁰, d. h. nach den „Geständnissen“ im Gefängnis wurden die Angeklagten von Ortenberg zur Aburteilung und Hinrichtung in ihren Heimatort gebracht¹⁰¹.

Die „Staatsanwälte“ rekrutierten sich aus der Beamtenschaft der Landvogtei, waren also keine „wandernden Inquisitoren“¹⁰² und keine „Hexenkommissare“¹⁰³. Ludwig Stecher, einer der Ankläger in den ersten Prozessen, versah den Posten eines Sekretärs der Landvogtei. Er soll einer der schlimmsten Hexenrichter gewesen sein und habe sich an seinen Opfern bereichert¹⁰⁴. Um ihm für unsere Bereiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß er z. B. den Fall Susanne Hain sehr sorgfältig untersuchte, neue Zeugen herbeiholen ließ, als die Verdächtige nicht gestand, und sie zuletzt begnadigte¹⁰⁵. Lorenz Mezger, der 1595 die Frauen anklagte, war Schaffner der Landvogtei¹⁰⁶ und Martin Schilling (1629) stand dem Landgericht Zunsweier als Vogt vor¹⁰⁷. Johannes Werner (1630) könnte vielleicht jener Dr. Johannes Werner gewesen sein, der 1601 die Begnadigung des Jacob Butz von Speyer aus ablehnte¹⁰⁸. Über Jeremias Schilling wissen wir nichts¹⁰⁹ (1630).

Die zwölf Richter, die für die einzelnen Prozesse eingesetzt wurden, kamen aus der ganzen Ortenau. So entschieden über Maria Halm und Ena (Eva) Neuenstein von Urloffen drei aus Appenweier, je einer aus Urloffen, Nußbach und Zusenhofen – die Hälfte stellte also das Landgericht Appen-

weier – je einer aus Bolsbach, Griesheim, Windschläg und Zell sowie zwei aus Fautenbach¹¹⁰.

Die Vorlagen für ihre Urteile bildeten die Protokolle der Folterungen, an denen sie selbst wohl nicht persönlich teilnahmen, sie ließen sich dabei durch den Landvogt¹¹¹, den Amtmann Dr. Klingele¹¹², den Sekretär Dr. Brüttel und den Ortenberger (?) Vogt Kleinsmann mit einem seiner Zwölfer¹¹³ vertreten. Die gesetzliche Grundlage der Verfahren bildete „Die Peinliche Gerichtsordnung Karls V.“ von 1532, die „Carolina“¹¹⁴.

Auf sie wird in allen Urteilen verwiesen, und man versichert, daß man sich streng an ihre Bestimmungen gehalten hat. Wie beschränkt die Wirkung des Fürsprechers aus verschiedenen Gründen war, zeigt ein Vermerk am Ende eines Urteils: „Ihr, der armen Beklagten Vorsprech pittet umb ein gnädiges Urtel, und setzt es immaßen nach der Hand durch des Anwalts Begehren“¹¹⁵, d. h. der Verteidiger legt die Entscheidung in die Hand des Anklägers. Die übliche Folge war, daß in den Prozessen nach 1600 die Verurteilten enthauptet und ihre Leichen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Diese „Vergünstigung“ erreichten auch mehrmals die Bitten der Priester.

Die Urteile lauten alle ähnlich: „. . . daß gedachte Personen umb ihrer bösen, abscheulich: theylls Mörderischer Verhandlungen, auch gegen den allmächtigen Gott, und seine auserwählten beschehenen Verleugnungen willen, menniglichen zue einem abscheulichen Exempel und beyspyl dem Nachrichter an die Hand übergeben werden, der sie ohne Verweylung auf gewöhnliche Richtstatt gebunden führen, und uf heutigen Tag auß gnade, und Vürbitt einer Ehrwürdigen Priesterschaft, und auf der näherer vorge-setzten obrigkeit zwahr vorderist mit dem schwerdt vom Leben zum Tod richten und folgendes ihr Fleisch und bein auch zue pulver und Äschen verbrennen solle; Alles von Rechts wegen.“¹¹⁶⁵

Überblicken wir die Ereignisse, wie sie uns durch die Akten vermittelt werden, so entsteht das Bild einer einhelligen Hexenfeindschaft, die niemand überdenkt und niemand in Frage stellt. Doch ganz stimmt dieser Eindruck nicht mit der Wirklichkeit überein. Ein Schriftwechsel aus dem Jahre 1601 zeigt, wie unsicher manche Verantwortlichen mit dem Problem der Zauberei umgehen.

Der schon genannte Jakob Butz, sein moralischer Ruf ist nicht der beste, macht sich der Hexerei verdächtig. Man sperrt ihn auf Schloß Ortenberg ein und erpreßt ihm durch Verhöre und Folter das Eingeständnis der Teufelsbuhlschaft und daß er Gott abgeschworen habe. Daß er Menschen oder

Tiere geschädigt habe, gibt er dagegen nicht zu. Die beiden Sekretäre der Landvogtei Hans Reinhard Beeren und Hans Jacob Werner bitten daher drei Straßburger Rechtsgelehrte um ein Gutachten in dem Fall. Sie erhalten eine wohl für sie höchst ernüchternde Stellungnahme zum Hexenglauben. Die Juristen leugnen die Existenz des Teufels und seine Einwirkungsmöglichkeiten auf den Menschen in keiner Weise, nehmen im Gegenteil seine Macht ernst und argumentieren, daß der Angeklagte, als er Gott und die Heiligen verleugnete, unter dem gewaltigen Druck des Satans stand, dem er sich nicht freiwillig, sondern „gleichsam gezwungen und geängstigt“ unterwarf, besonders, da offensichtlich die Zustimmung zum Werben des Teufels nur in dem einzigen Wort „Ja“ bestand. Die Verführung durch den Incubus, die Unzucht mit dem Teufel, aber verweisen sie in das Reich der Phantasie. Wenn es auch, räumt man ein, hochsträflich ist, daß ein Mensch in der Einbildung, aber doch freien Willens, diese Sünde begeht, so darf man ihn nicht mit dem Tode bestrafen, weil er dem erliegt, was „wahrhaftig nur eine Illusion des Satans ist“; daher würden solcherart Berichte über Verbindungen mit dem Teufel vor den Gerichten heute nicht mehr bestehen können. Da man ihm auch keine Schädigungen nachweisen kann, empfehlen die Straßburger Doktoren, den Delinquenten zu beobachten, ob er seine Taten bereue und sein Verhalten den Richtern eine Gewißheit gebe, daß er künftlin keine Gefahr für die Menschen darstelle.

Dann erinnern die Gutachter an allgemeine Rechtsgrundsätze, daß die Richter, besonders bei Blutsgerichtsurteilen „jederzeit den mildesten Weg für die Handt nehmen sollen, und sagen, es sey besser, tausend schuldige ledig zu lassen, als einen Unschuldigen, und der es nicht gar wohl verdient, zum Tode zu verurteilen.

Aber man folgte diesen vernünftigen und modernen Ratschlägen nicht. Auf Betreiben eines Dr. Johannes Werner wurde Butz zum Tode verurteilt¹¹⁷.

Schließen wir mit dem Bericht über dieses traurige Schicksal aus einem verwirrten halben Jahrhundert.

Anhang

Die wegen „Hexerei“ angeklagten Männer und Frauen aus Appenweier, Urloffen und Zimmern

Nicht aufgeführt sind die Beschuldigten, die auf Bewährung freigelassen wurden. Die Signaturen beziehen sich auf die Abteilung 119 des Generallandesarchivs Karlsruhe.

1. Bleich Hans	U	hingerichtet	1630	1103/44/1
2. Bremß Katharina	A	hingerichtet	1628	Volk S. 25
3. Brünklin Catharina	A	hingerichtet	1629	834/48/10/1
4. Brünklin Hans	A	Bekenntnis	1630	834/51/4
5. Brünklin Margarethe	A	Bekenntnis	1630	1103/15/1
6. Butz Jacob	U	z. Tode verurteilt	1601	1100/116
7. Cranz Martin	U	Bekenntnis	1629	834/48/12
8. Eckart Maria	U	hingerichtet	1629	834/51/3/3
9. Erhardt Catharina	A	hingerichtet	1595	830/9/24
10. Gering Anna	A	Folterprotokoll	1629	834/49/3
11. Gering Hans	A	Bekenntnis	1630	834/51/2
12. Gering Jacob	A	Bekenntnis	1629	834/50/4
13. Groß Anna	A	hingerichtet	1629	1103/35/2
14. Grüner Magdalena	A	Folterprotokoll	1629	834/44/18
15. Hain (Hein) Anna	A	hingerichtet	1630	1103/65/12
16. Halm Catharina	U	z. Tode verurteilt	1630	1103/70/3
17. Halm Maria	U	hingerichtet	1630	1103/17/2
18. Häußler Elisabeth	A	hingerichtet	1629	834/48/12
19. Horn Barbara	U	z. Tode verurteilt	1630	1103/71/1
20. Huppenecker Margaretha	A	hingerichtet	1630	1103/65/4
21. Koch Katharina	A	Bekenntnis	1629	834/48/11
22. Kuon Margaretha	A	Bekenntnis	1629	834/50/3
23. Kuon Sophia	A	hingerichtet	1595	830/18/69
24. Lenz Barbara	Z	hingerichtet	1569	830/5/14
25. Lenz Wolf	Z	hingerichtet	1569	830/5/14
26. Loch Maria	A	hingerichtet	1630	1103/35/2
27. Marggraf Barbara	A	hingerichtet	1630	834/51/1
28. Marggraf Christina	A	hingerichtet	1595	830/9/24
28. Marggraf Chatarina	A	hingerichtet	1595	830/13/45
30. May Catharina	A	Bekenntnis	1630	1103/69/17
31. Mengiß Brigida	A	Selbstmord im Gef.	1629	834/48/3
32. Miller Appolonia	U	gestorben im Gef.	1602	1100/87/2
33. Neuenstein Eva (Ena)	U	z. Tode verurteilt	1630	1103/75/1
34. Pfeiffer Brigitta	U	hingerichtet	1599	830/26/86
35. Pfeller Brigida	A	z. Tode verurteilt	1629	834/31/3

36. Pfeller Jacob	A	Bekenntnis	1630	834/51/1
36. Ramshurster Anna	U	hingerichtet	1630	1103/71/1
37. Reinuß Catharina	A	hingerichtet	1629	834/32
38. Reinuß Maria	A	Bekenntnis	1629	834/49
39. Remp Christina	A	Bekenntnis	1629	834/48/7
40. Rempiß Barbara	U	hingerichtet	1628	1103/24/1
41. Roß Catharina	A	hingerichtet	1595	830/9/32
42. Ruen Eva	A	hingerichtet	1629	834/44/21
43. Sanger (Thanger) Anna	A	hingerichtet	1630	1103/44/4
44. Sauer Appolonia	A	Bekenntnis	1630	1103/69/12
45. Sauer Ludwig	A	Bekenntnis	1630	1103/69/5
46. Sauer Margaretha	A	hingerichtet	1608	1100/18/3
47. Schertlein Anna	A	Bekenntnis	1629	834/48/3
48. Schiffmann Barbara	A	hingerichtet	1595	830/18/69
49. Schneider Barbara	A	hingerichtet	1629	834/48/3
50. Schneider Catharina	U	hingerichtet	1630	1103/44/2
51. Schneider Ursula	U	Bekenntnis	1630	1103/66/12
52. Widmar Barbara	A	Bekenntnis	1629	834/48/9

Wir müssen annehmen, daß keiner der Angeklagten mit dem Leben davon kam, obwohl wir das nicht in jedem Fall aus den Akten belegen können. Die Spalte 4 gibt den jeweils letzten nachweisbaren Stand des Verfahrens an.

Die Zusammenstellung enthält 31 von den 36 Namen der Liste Volks (S. 23–27); für die Nr. 2 konnte keine Quelle gefunden werden. Die von Volk genannten Urban Byser, Barbara Lurker und Barbara Schwarz stammten aus Bottenau(?), Griesheim und Herztal. Barthlin Pfeiffer wurde begnadigt, Margarete Ketter wahrscheinlich auch.

Anmerkungen

1. Literaturangaben z. B. in:
 Kurt Baschwitz, Hexen und Hexenprozesse. München 1966. dtv 365.
 Richard van Dülmen (Hrsg.), Hexenwelten. Magie und Imagination vom 16.–20. Jahrhundert, Frankfurt 1987, Fischer Taschenbuch 4375.
 Manfred Hammes, Hexenwahn und Hexenprozesse. Frankfurt 1977, Fischer Taschenbuch 1818.
 Günter Jerouschek, Die Hexen und ihr Prozeß. Die Hexenverfolgung in der Reichsstadt Esslingen. Esslinger Studien, Schriftenreihe Bd. 11. Esslingen 1992.
2. Curt Müller, Hexenaberglaube und Hexenprozesse in Deutschland. Philipp Reclam Leipzig o. J. (1893). Univ. Bibl. 3186–3187.
3. Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Schauenburg Verlag, Lahr 1882. Nachdruck: Verlag Gustav Roth, Offenburg 1978.

4. H. C. E. Midlefort, *Witch hunting in South-Western Germany 1582–1684*. Stanford 1972.
5. Heinz G. Huber, *Festschrift zum 1000jährigen Jubiläum der Gemeinde Nußbach*.
6. Wolfgang Behringer, *Erhob sich das ganze Land zu ihrer Ausrottung. Hexenprozesse und Hexenverfolgung in Europa*. In: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Hexenwelten* s. Anm. 1, S. 141.
7. Hans-Martin Pillin, *Oberkirch. Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte*, Bd. 1, S. 60, Renchen 1992.
8. s. Anm. 3, S. 23.
9. s. Anm. 3, S. 31. Otto Kähni, *Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft*. Offenburg 1976. S. 124.
10. Hans-Martin Pillin, *Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803*. Oberkirch 1975. S. 73 f.
11. GLAK 119/830/3ff. 119/830/9/24–31.
12. Eva Labonvic, *Hexenspuk und Hexenabwehr. Volksmagie und volkstümlicher Hexenglaube*. In: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Hexenwesen*, s. Anm. 1.
- 12a. GLA 119/1101/7.
13. GLA 119/1100/87 ff.
14. GLA 119/1100/18 ff.
15. GLA 119/830/24/80.
16. G. Heinsohn/O. Steiger, *Die Vernichtung der weisen Frauen. Hexenverfolgung, Menschenproduktion, Kinderwelten*. München 1987.
17. s. Anm. 15.
18. s. Anm. 15.
19. Jakob Sprenger/Heinrich Institoris, *Der Hexenhammer (Malleus maleficarum)* dtv Bibliothek 6121 München 1983. I, 158; II, 140 ff.
20. *Sammlung der Landrechte der Markgrafen von Baden-Baden*, Bd. I. Karlsruhe 1805.
21. GLAK 119/834/44/2.
22. GLAK s. Anm. 11.
23. GLAK 119/830/13/51.
24. GLAK 11/834/4.
25. GLAK 119/834/30 u. 31.
26. GLAK 119/830/145 ff.; 119/1101/7b.
27. GLAK 119/1101/7 ff.
28. GLAK 119/1101/9.
29. GLAK 119/1101/10 f.
30. GLAK 119/1101/25.
31. GLAK 119/1101/38.
32. GLAK 119/1101/40.
33. GLAK 119/1101/41/4, 5.
34. GLAK 119/1101/41/6.
35. GLAK 119/1101/41/8.
36. GLAK 119/834/20/2.
37. GLAK 119/1103/62/6.
38. GLAK 119/1103/62/5.
39. GLAK 119/1103/62/4.
40. GLAK 119/1103/62/4.
41. GLAK 119/1103/62/3, 4.
42. GLAK 119/1100/87/2.

43. GLAK 119/834/49/1.
44. GLAK 119/834/49/3.
45. GLAK 119/834/49; 1103/23/1.
46. GLAK 119/830/12/41–43b.
47. GLAK 119/830/12/44.
48. Franz X. Vollmer, Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenauerdorfes. Ortenberg 1986, S. 702.
49. s. Anm. 20; vgl. Hans-Jürgen Wolf, Hexenwahn. Herschin 1990, S. 209.
50. Richard van Dülmen, Imagination des Teuflischen. In: Richard van Dülmen, s. Anm. 1.
51. GLAK 119/1103/65/8.
52. GLAK 119/830/4/11b.
53. GLAK 119/830/4.
54. GLAK 119/830/7/19.
55. GLAK 119/834/48/12.
56. GLAK 119/834/59/1.
57. GLAK 119/834/13/44.
58. GLAK 119/834/13/44.
59. GLAK 119/834/48/11.
60. GLAK 119/834/50/3.
61. GLAK 119/834/65/5.
62. Soldan/Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. Hanau o. J. Bd. I S. 163.
63. GLAK 119/834/51/4.
64. GLAK 119/834/48/13.
65. GLAK 119/834/51/2.
66. GLAK 119/1100/95.
67. GLAK 119/1103/21/8.
68. GLAK 119/1103/21/1.
69. GLAK 119/834/51/4.
70. s. Anm. 20.
71. s. Anm. 62, S. I/159.
72. GLAK 119/1100/95.
73. GLAK 119/830/9/28.
74. GLAK 119/830/9/25.
75. GLAK 119/830/4/12.
76. GLAK 119/834/48/8b.
77. GLAK 119/834/48/11.
78. GLAK 119/834/31/2.
79. GLAK 119/830/28. 79b 119/834/44/2b.
80. GLAK 119/834/51/4; 119/834/44/2.
81. GLAK 119/834/48/11.
82. GLAK 119/834/48/2.
83. GLAK 119/834/51/2b.
84. GLAK 119/830/13/47.
85. GLAK 119/834/51/2b.
86. GLAK 119/830/81b.
87. GLAK 119/830/7/19, s. a. Volk Anm. 3, S. 10.
88. GLAK 119/830/13/48b.
89. GLAK 119/830/7/18.

90. GLAK 119/830/9/26b.
91. GLAK 119/830/10.
92. GLAK 119/1102/1.
93. GLAK 119/1101/10/5.
94. GLAK 119/830/9/28.
95. Hanns Bächthold-Stäubli/Eduard Hoffmann-Krayer (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin 1927.
96. GLA 119/834/48/2b; 119/834/48/7b; 50/2.
97. s. Anm. 95.
98. GLAK 119/834/48b.
99. GLAK 119/1103/71/2; 119/830/9/31.
100. GLAK 119/1103/15/1; 119/1103/16/1; 119/1103/75/1.
101. GLAK 119/830/11.
102. Ingeborg Hecht, In Tausend Teufels Namen, Hexenwahn am Oberrhein. Freiburg 1977, S. 84.
103. Baschwitz, s. Anm. 1, S. 234.
104. Vollmer, s. Anm. 48, S. 697.
105. GLAK 119/1101.
106. GLAK 119/831/6/25.
107. GLAK 119/834/26.
108. GLAK 119/1103/71/2; 119/1100/95.
109. GLAK 119/1103/15/1.
110. GLAK 119/1103/75/1.
111. GLAK 119/1103/24/1.
112. GLAK 119/1103/22/1.
113. GLAK 119/1103/24/1.
114. Gustav Radbruch/Arthur Kaufmann, „Die Peinliche Gerichtsordnung Karls V.“ von 1532, die „Carolina“. Reclam Stuttgart 1975, Nr. 2990.
115. GLAK 119/834/40/1.
116. GLAK 119/1103/71/2.
117. GLAK 119/1100/116.

Vom Adjutanten Bernhards von Weimar
zum Grundherrn am Oberrhein:
Johann Christoph von der Grün (1603-1666)

Walter Ernst Schäfer

*Dem Andenken meiner aus Nonnenweier stammenden Mutter
Frida Schäfer, geb. Schlager*

„Anno 1667 den 12. januarij ist zur Erden allhie bestattet worden der Frey-Reichs-Hochedelgeborene ect. Herr Johann Christoph von der Grün ôbrister, mit folgendem pomp und solennitet. 1) ist der Todenbaum mit einem schönen schwartzen Tuch und mit viehl gemahlten schildern behengt in den hoff gestellt worden, da bey ist ein chor Ehrlicher Musikanten gestanden, so figuraliter gesungen, biß man mit der Leicht fortgegangen. 2) Im Leichenconduct sind zuvorderst gegangen 3 Mann mit hellenparden, jn mentlen umb die achslen. auff diese deß verstorbenen Herr ôberst sein jung jn einem schwartzen kleyd mit einem hohen Cruzifix in den händen, deme vorhergegangen ein hoffmeister mit einem langen trauermantel und schwartzen stab in den händen, dem Cruzifix haben gefolget die Schüler, so choraliter gesungen, und hinder ihnen her der schulmeister, Auff welchen gefolgt daß Chor der Musikanten, so per vicem figuraliter gesungen. Disem haben gefolgt die 3 pastoren in Nonnen- Vitten- und Allmansweiher. Auff dise ist gefolgt Ein Edler Knab, so den wappenfahnen getragen, und nach disen ein Kürassier in einem schönen vergüldeten harnisch und blosen schwerdt in der hand, welchem gefolgt abermahl ein Edler Knab, so den leydfahnen getragen, und disem nach abermahl Ein hoffmeister, dem unmittelbar der Todenbaar nachgetragen worden von 12 mannen in langen Trauermändlen, so auff beeden seiten ihre Chabalierer gehabt, so ihre gahlen allemahl understützt, wann sie ruhen wollen; Es ist auch vor dem Todenbaar her von einem diener ein leybpfers mit einer langen Decken geführt worden. Auff die Todenbaar seind gefolgt die leydige Mannspersohnen, so vom Prälat von Schuttern und vornehmen vom Adel geführt worden, denen gefolget etliche der benachbarten Pastoren und Geistlichen, nach welchen abermahl ein hoffmeister kommen, so die fraw ôbrist und das frawenzimmer geführt, dem erst gefolgt die 4 schultzen mit ihren stäben und mäntlen, und disen nach der übrige pöbel von männern und weibern; wie auch dem gantzen leichconduct vorher gegangen eine Compagnie Musquetirer, so Ein Corporal geführt. Also haben sich dieselben bey der Kirchen also getheilt, daß die gantze leicht zwischen ihnen durch folgends in die kirch gegangen. 3) Alß man den leichnam in die Kirch ge-

bracht und für den Altar zu seinem grab, oder auff dasselbe gestellt, hat man zu haubten deß Toden 2 stühl gestellt, darauff seind gesessen die 2 Edlen Knaben mit ihren fahnen, neben dem Cruzifix daß dabei gestanden. Es ist auch die Cantzel, der Altar, der kleine Lettner und der gantze Chor mit schwartzen tüchern behengt gewesen, und hat man ein gantz jahr und drüber Cantzel, Altar und lettner behengt gelassen. 4) ist hierauff der Gottesdienst mit einer Musik auff dem kleinen lettner angefangen worden. Die predigt so ich damahl gehalten ex Esa.66 v. 14 ist hernach in öffentlichen druck außkommen, und wie ich nach vollendeter predigt und sowohl dem Choral- alß Figuralgesang, auff der Cantzel praemissis titulis abgedanckt, also ist mann in obgemeldeter ordnung wider nacher hauß gangen, und haben die musquetire auff dem kirchhoff 3 mahl loß gebrennt, und alles ist mit einem convivio beschlossen worden.“¹

Man vermutet nicht leicht, daß es sich bei dieser im Anhang des Kirchenbuches I von Nonnenweier eingetragenen minutiösen Schilderung eines Begräbniszeremoniells des Jahres 1667 um die Beerdigung eines gewöhnlichen adligen Grundherren handelt. Der Aufwand und Pomp, die detaillierte Aufzählung der Beteiligten lassen eher vermuten, daß man es mit dem Begräbnis wenigstens eines Freiherrn oder gar eines regierenden Grafen zu tun hat. Die Schilderung der Begräbnisfeierlichkeiten für den Grafen Johann Reinhard II. von Hanau-Lichtenberg (1628-1666), die kurz zuvor, noch im Jahr 1666, in dessen Residenz Rheinbischofsheim stattfanden, bietet sich zum Vergleich an.² Sie fielen nicht wesentlich anders aus. Doch der hanauische Graf gebot immerhin über die beiden Ämter Willstätt und Lichtenau mit rund fünfzig Dörfern und Flecken, war reichsunmittelbarer Regent. Der im Januar 1667 in Nonnenweier Beerdigte dagegen war Johann Christoph von der Grün (1603-1666), Grundherr in Nonnenweier und Niederhausen, mit Anteilen an den Dörfern Allmanns- und Wittenweier, eines gestreuten Besitzes also, der sich am Rhein entlangzog. Und das noch nicht lange: er hatte – durch einen Vertrag vom 11. Mai 1663 – diese Besitztümer um 24 000 Gulden von der Freien Reichsstadt Straßburg gekauft. Es war keine alteingesessene Adelsfamilie, die dieses pompöse Begräbniszeremoniell entfaltete.³

Der Leser des zwanzigsten Jahrhunderts wundert sich noch mehr, wenn er erfährt, daß das Dorf Nonnenweier in diesen Jahren, nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, nur rund fünfzig Bürger zählte, die als Zuschauer des Begräbniszuges in Frage kamen, der doch, alles in allem gerechnet, aus hundert Personen bestanden haben mag.⁴ Leidtragende („leydige“) der Familie von der Grün mit ihrem Dienstpersonal, Trauergäste, Musikanten und Militär, die wohlgemerkt nach strengen Regeln der Etikette in den Zug eingeordnet und in der Beschreibung aufgeführt wurden. Die

männlichen Glieder des Hauses von der Grün mit ihren Verwaltern und den Hauslehrern der Kinder („Hofmeister“) vorweg. Dann der Landadel der Nachbarschaft (man wüßte gern Namen), unter Führung des Abtes von Schuttern – er war Patronatsherr der Kirche in Nonnenweier. Es folgten die Geistlichen der drei Gemeinden Nonnenweier, Wittenweier und Allmannsweier in ihrer Amtstracht und schließlich, aber nun schon ganz am Ende des Zuges, die vier Dorfschultes, die „Stabhalter“, wie sie hießen, nach ihrem Amtszeichen, dem Gerichtsstab der Inhaber niederer Gerichtsbarkeit. Hinter ihnen nur noch das gemeine Volk, der „Pöbel“, wie es, noch ohne pejorativen Beigeschmack, heißt (populus).

Man braucht keine allzugroßen Kenntnisse des Zeremoniells der barocken Gesellschaft, um zu verstehen, daß dieser beträchtliche Aufwand nicht allein zur Ehrung des Verstorbenen geleistet wurde, daß es in gleichem Maß darum ging, das Prestige und die Ansprüche des Geschlechts von der Grün sichtbar zu präsentieren. Das Leibpferd unter seiner Schabracke und der schwer gerüstete Kürassier – sie erinnerten gewiß an die persönlichen Verdienste des Verstorbenen. Er war hoher Offizier, Reiteroffizier unter Herzog Bernhard von Weimar, und nach dessen Tod 1638 in französischen Diensten gewesen. Doch davon später. Die Insignien der Adelsherrlichkeit dagegen, also etwa die gemalten Schilder am „Todenbaum“, am aufgebahrten Sarg, – es muß sich wohl um die Wappen der Vorfahren und Verwandten handeln – waren angebracht, um den Rang der Familie, des „Hauses“, zu dokumentieren. Die im Leichenzug mit gehenden Hofmeister sollten bezeigen, daß die Familie über einen eigenen kleinen Hofstaat verfügte. Repräsentativen Zwecken dienten auch die Fahnen, die in der Kirche zu Häupten des Sarges aufgepflanzt wurden. Der Kleinadel stand unter den gleichen sozialen Zwängen wie der Hoch- und Hofadel. Er mußte darauf bedacht sein, durch repräsentative Symbole und Gesten sein Prestige zu wahren und wenn es anging zu vermehren. Der vom Ortspfarrer sorgsam geschilderte Aufwand wurde vor allem mit dem Blick auf die Adligen unter den Trauergästen betrieben. Selbst die Schilderung im Kirchenbuch gehört zu den Repräsentationswerken dieses Begräbnisses.

Man geht zumindest nicht fehl in der Annahme, daß die Familie von der Grün Motive hatte, die Fama ihres Hauses etwas lauter zu verkünden als vergleichbare Familien der Freien Reichsritterschaft der Ortenau. Es galt zu kompensieren. Man war kein in der Ortenau eingesessener Adel, war zugezogen. Damit mag es zusammenhängen, daß der Kaufpreis für die Herrschaft Nonnenweier und für die Anteile an den anderen drei Dörfern relativ hoch gewesen war. Markgraf Friedrich VI. von Baden-Durlach behauptete in einem Brief, ihm sei die Herrschaft schon zuvor zum Preis von 24 000 Gulden – wie sie Johann Christoph von der Grün der Stadt Straß-

burg auf den Tisch legte – angeboten worden. Er habe ihn aber zu hoch befunden und verzichtete.⁵ Woher von der Grün die Gelder nahm, lag im Dunkeln. Er hatte seine väterlichen Güter in der Oberpfalz verloren und war während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach ausgeplündert worden. Schließlich war der Stammbaum des Verstorbenen nicht über jeden Verdacht erhaben. Seine Mutter war eine Bürgerliche gewesen, deren Vorfahren zum großen Teil gleichermaßen. Es gab also Grund, das Prestige des Hauses in solcher Weise etwas angestrengt zu demonstrieren.⁶

Wir haben damit bereits biographische Fakten einfließen lassen, die wir einem bislang der Regionalforschung nicht bekannten Druck entnommen haben, nämlich der im obigen Bericht genannten Leichenpredigt des Nonnenweierer Pfarrers Magister Johann Jacob Schnitzler: „Das Seelige Geschlecht Der Edlen von der Grün. Das ist: Christliche Leich-Predigt / Auß den Worten deß Herren in dem Propheten Esaia Cap. 66. vers. 14. Eure Gebeine sollen grünen wie Graß. Bey ansehnlicher Leich-begängnuß deß Weiland Reichs-Hoch-Wohl-Edel-Gebornen/Gestrengen Groß-Mannvesten/und Hochweisen Herren Johannis Christophori von der Grün / Obristen und Herren auff Bottmingen / ect. gehalten von M. Johanne Jacobo Schnitzlern Pfarrherrn zu Nonnenweiher. Straßburg / gedruckt bei Johannes Welpern / im Jahr 1667“.

Wir fanden sie im Hohenlohischen Zentralarchiv der Burg Neuenstein an der Jagst.⁷ Dem überaus gründlichen und gewissenhaften Verfasser der ‘Geschichte des Dorfes Nonnenweiher bei Lahr in Baden’, Karl Ludwig Bender, lag sie nicht vor. Sie erlaubt, seine biographischen Angaben über die Familie von der Grün zu ergänzen und einige Fehler – wohl Lesefehler beim Studium der Handschriften in den Kirchenbüchern – zu berichtigen. Doch beabsichtigen wir nicht, die detaillierte Biographie von der Grüns aus diesem Druck zu übernehmen. Es geht darum, das zeittypische Schicksal eines von seinem angestammten Besitz im Osten des Reiches vertriebenen Adligen und die politischen und sozialen Kräfte zu zeigen, die es ihm ermöglichten, nach dem Krieg im Westen eine neue Herrschaft zu etablieren.

Zunächst zur Leichenpredigt Schnitzlers.

Sie hat den beträchtlichen Umfang von 64 Druckseiten – schon daran läßt sich ermesen, wie bemüht der Dorfpfarrer war, das Ansehen der Familie zu unterstützen. Wie jede Leichenpredigt besteht sie aus mehreren obligaten Teilen, der Widmung an die Witwe Anna Amalie von der Grün, der zur Andacht der Trauergemeinde gehaltenen Predigt selbst, der Verkündung

der Personalia des Verstorbenen, mit der ihm Dank gesagt wird (deshalb „Leichabdankung“ genannt). Dem können Epicedia beigefügt sein, mit denen Verwandte, Studiengenossen, Freunde, den Toten ehren und das Leid der Angehörigen zu lindern suchen. In diesem Fall sind keine Trauergedichte beigefügt. In der Predigt selbst ließ Pfarrer Schnitzler, der an der theologischen Fakultät Straßburgs den Magistergrad erworben hatte, die Funken seiner Kenntnisse in antiker Geschichte und Mythologie, seine Belesenheit in den Kirchenvätern und den lutherischen Schriften sprühen – es dürften nicht allzu viele unter den Zuhörern gewesen sein, die ihm in allem folgen konnten. Zum Motto der Leichenpredigt hatte er ein Schriftwort aus Jesaja (66:14) gewählt: „Eure Gebeine sollen grünen wie Gras“, in Anspielung auf den Familiennamen des Verstorbenen. Solche semantischen Ausdeutungen von Namen waren mehr als Spielerei. Sie bekundeten, daß der Name des Verstorbenen im Buch der Bücher aufgehoben war.

Der Personalteil selbst ist wie selten detailliert in der Aufzählung der Lebensstationen des Verstorbenen. Über die auch sonst in solchen Abdankungen anzutreffenden topischen Teile hinaus (Abstammung, Bildungsgang, Ämter, Glaubensfestigkeit, Vorbereitung zum Sterben) werden genau die militärischen Kommandofunktionen und die Feldzüge aufgezählt, an denen Johann Christoph von der Grün teilgenommen hatte. Das hatte Schnitzler nicht allein aus den Berichten der Angehörigen, vorab der Witwe, erfahren. Er versichert, auch historische Darstellungen, vor allem das „Theatrum Europaeum“ herangezogen zu haben, um diesen Lebensbericht sorgfältig auszuarbeiten. Daß dabei seine Sympathien auf der Seite der lutherischen Parteien lagen, versteht sich von selbst. Auch daß er die Verdienste des Verstorbenen, wo es irgend ging, herausstrich. Schließlich waren die von der Grün Herren der Kirche in Nonnenweier, er selbst vom Wohlwollen des Sohnes des Verstorbenen abhängig. Auch weiß man, daß derartige außergewöhnliche Predigtanstrengungen mit einem Ehrengeschenk belohnt wurden. Es ist demnach nicht alles unbesehen zu übernehmen. Vor allem wird verschwiegen, daß die Biographie von der Grüns einen markanten Bruch aufwies, der sich genau, nämlich in das Jahr 1628, datieren läßt. In diesem Jahr begann der bayerische Kurfürst Maximilian II. die Oberpfalz, aus der von der Grün stammte, mit massivem Druck der katholischen Konfession zurückzugewinnen. Die gesamtpolitische Situation im Reich kam dem entgegen. Durch die Siege Tillys und Wallensteins, durch die Ausschaltung der lutherischen norddeutschen Länder konnte nicht nur der Staatsapparat Kaiser Ferdinands II., konnte auch Maximilian II. in seinen Territorien daran denken, die Gegenreform vorwärts zu treiben. Die Familie von der Grün war betroffen. Sie lehnte den Konfessionswechsel ab, verlor ihre Güter in der Oberpfalz, so daß der Sohn Johann Christoph seine vielversprechenden Studien der Rechtswissenschaft im Al-

ter von sechsundzwanzig Jahren abrechen mußte und sich als Soldat verdingte, ja in Gefahr stand, zum Abenteurer zu werden.⁸

Die Familien des weitverzweigten Geschlechts von der Grün hatten ihre Besitztümer in Oberfranken und in der Gegend des Naabtales in der Oberpfalz. Vorfahren und Verwandte standen häufig in Diensten der reformierten Kurfürsten von der Pfalz. Die eine, auf Weihersberg, Burggrub und Trautenberg ansässige Familie stellte mit Hans Christoph von der Grün (1555-1622) den Kanzler des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des Winterkönigs.⁹ Die Nonnenweierer Leichenpredigt ist bei der Angabe des Geburtsorts des zweiten Johann Christoph von der Grün auffällig ungenau: „So ist derselbe Anno 1603 den 18. Martij in der Oberrn Pfaltz an diese Welt gebohren worden“.¹⁰ Da kaum Motive vorstellbar sind, die den Pfarrer veranlaßt haben könnten, den Geburtsort zu verschweigen, muß man wohl annehmen, daß die Witwe des Verstorbenen, Anna Amalia, die er in Erfurt kennengelernt und 1632 geheiratet hatte, durch die Kriegsereignisse die Heimat ihres Gatten nie gesehen hatte und wohl nicht recht wußte, wo der Geburtsort lag.¹¹ Ein Nachkomme in unserer Zeit, Georg von der Grün, gibt Pressath an der Heidenab als Familienbesitz und Geburtsort an. Dort ließe sich dieser Zweig des Geschlechts über Generationen nachweisen.¹² Er sei begütert gewesen. Doch scheint er keine Standesherrschaft innegehabt zu haben. Gewiß ist, daß man über genügend Mittel verfügte, um den Söhnen eine standesgemäße Erziehung zukommen zu lassen. Zunächst von Privatlehrern unterrichtet, bezog Johann Christoph im Alter von zehn Jahren, 1613, die kurfürstliche Klosterschule in Amberg. Mit etwa zwölf Jahren dann wechselte er an das Collegium in Sulzbach. Da für ihn als Lutheraner eine bayerische Universität nicht in Frage kam, begann er das Studium, zunächst der Humanwissenschaften, an der zur Freien Reichsstadt Nürnberg gehörigen Universität Altdorf.¹³ Dort studierte er noch zur Zeit des böhmischen Krieges, brach jedoch früher als es dem Kursus der Studien entsprach zur studentischen Kavalierstour auf, die ihn nach Österreich, Böhmen, Schlesien, Mähren und Ungarn führte. Was ihn zu diesen Reisen in nicht gerade friedliche Gegenden veranlaßte, ist unbekannt. Auffällig in der Biographie insgesamt sind die ausgedehnten und weitläufigen Reisen. 1627 dann, jetzt schon vierundzwanzig Jahre alt, älter als der Durchschnitt seiner Kommilitonen, ließ sich von der Grün an der Universität Tübingen einschreiben.¹⁴ Doch schon im folgenden Jahr 1628 finden wir seinen Namen in den Matrikeln der juristischen Fakultät der Universität Straßburg.¹⁵ Diese war ihrer Professoren des Rechts und der Politikwissenschaft wegen gerühmt. Das war nun wohl die erste Bekanntschaft mit der Oberrheingegend, die später seine zweite Heimat wurde. In Straßburg muß es gewesen sein, daß ihn die Nachricht vom unfreiwilligen Verzicht seiner Eltern auf ihre Güter in der Oberpfalz erreichte. Diese flüchteten nach Nürnberg und

lebten dort unter so bekümmerten Umständen, daß die Mutter den Verstand verlor und noch 1628 im Nürnberger Armen- und Irrenhaus starb.¹⁶ Wann der Vater im Tod folgte, ist nicht überliefert. Doch wird verständlich, daß der fünfundzwanzigjährige Sohn jegliche Bindung an seine Heimat verlor. Er wählte jenen Ausweg, der Adelssöhnen in solchen Notlagen allein offen stand. Er ließ sich laut der Leichenpredigt in Reutlingen, im „Fernamontischen Regiment zu Pferd“ als Korporal einschreiben.¹⁷ Nun beginnt die mehr als zwanzig Jahre dauernde Militärkarriere, die wir dahin zusammenfassen, daß von der Grün ab 1630, nach der Landung Gustav Adolfs von Schweden, auf fast allen bekannten Schlachtfeldern des Krieges kämpfte, an der Seite der Schweden 1630 auf der Ebene von Breitenfeld, 1632 als Kompanieführer bei Lützen, dann im Heer des Feldmarschalls Gustav von Horn 1633 bei der Belagerung von Konstanz, 1634 in der Schlacht bei Nördlingen verwundet und gefangen genommen, wieder ausgelöst, von Feldzug zu Feldzug aufsteigend bis in die Funktion des „Generaladjudanten“, des ersten Ordonnanzoffiziers und ständigen Begleiters des Herzogs von Weimar. Zu seinen im „Theatrum Europaeum“ berichteten Ruhmestaten gehörte die Verteidigung der im Jura gelegenen Festung Joux gegen Truppen Karls IV. von Lothringen. Bei seinen Ausfällen aus der Festung soll er bis zu 460 Städte, Dörfer und Flecken in seine Gewalt gebracht haben.¹⁸

Einzelne Züge aus dieser Laufbahn eines heimatlos Gewordenen werfen ein Licht auf seinen Charakter, seine soziale Situation und sind es wert, aus dem Bericht des Pfarrers Schnitzler herausgehoben zu werden. In der Zeit zwischen 1628 und 1630 – er stand im Dienst des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien in Holland – waren nach dem verlorenen dänischen Krieg die Chancen für adlige lutherische Offiziere, im Heeresdienst auf deutschem Boden Verwendung zu finden, so schlecht wie nie. Von der Grün faßte die abenteuerliche Idee, sich über Meer Glücksgüter zu erwerben. Aus der Leichenpredigt:

„Und nach dem Er von dem Printzen seinen rühmlichen Abscheid erhalten / ist Er zwar Willens worden / eine Reiß in West-Indien zu thun / zu welchem End Er dann bereits schon / bey einem Schiff-Capitain die Stell eines Leutenants angenommen; Aber wie Ihme solches von hohen und vornehmen Herren / seinen grossen Patronen und Gönnern ernstlich und vielfältig mißrathen worden / mit Vermeldung / daß Er dieser Zeit dem Vatterland bey Ihro Königlichen Majestät von Schweden ansehnlichen Kriegs-Verfassung in Pommern theils bessern Dienst leisten könnte / theils auch grössere Promotion zu hoffen hätte / also hat Er solchem Rath gehorsamlich gefolgt / seinen Vorsatz geändert / und ist darauff mit guter Recommendation der Schwedischen Armee zugangen.“¹⁹

Offenbar mußten Besonnenere ihn gelegentlich von waghalsigen Unternehmungen abhalten. Ähnliche Züge treten hervor, wenn man liest, daß

von der Grün und seine Gattin, die ihn auf den Feldzügen des Jahres 1634 begleitete und eben eine Geburt hinter sich hatte, nach der Schlacht bei Nördlingen, bevor sie gefangen genommen wurden, noch so kaltblütig waren, die im Feld mitgeführten Akten der Kanzlei Bernhards von Weimar zu verbrennen und einige wertvolle Diamanten aus dem persönlichen Besitz des Herzogs auf abenteuerliche Weise zu retten. Frau von der Grün verbarg sie in ihrem Haaraufsatz und rettete sie so über die Zeit ihrer Gefangenschaft.²⁰ Noch die Witwe muß an solchen gefährlichen Unternehmungen und am Wagemut ihres Gatten Wohlgefallen gehabt haben. Der Pfarrer hätte sonst solche Episoden nicht in seiner Leichenpredigt herausgestellt. Das zuletzt berichtete Ereignis deutet schon auf die besondere Beziehung des Ehepaars zu Bernhard von Weimar hin. Der Nonnenweierer Pfarrer bemerkt am Ende der Aufstellung aller Dienste, die von der Grün dem Herzog geleistet hat:

Welche schöne Verrichtungen und trew-geleistete Dienste / von unserm Herrn Obersten Seelig beschehen / wie sie billich Ihr Fürstl. Gnaden bewogen / ein sonderbare Affection und Liebe auff ihn zu werffen / so hat Sie auch ihr Gnädig Gemüht so wol in Wercken / als auch in Worten gegen Ihme mercken und von sich spühren lassen. Dann wie Sie gegen fremden von Ihm nur diß Liebes-Wort gebraucht / und öffters gesagt: Mein Grün / also hat Sie Ihme auch versprochen / mit Donation einer Herrschafft seiner zu gedencken.²¹

Aus der Zuweisung einer eigenen Standesherrschaft wurde freilich ebenso wenig wie aus des Herzogs eigenen Plänen für die Gründung eines elsässischen Herzogtums unter seinem Szepter. Doch muß der Pfarrer Gründe gehabt haben, diese Versprechung Bernhards von Weimar vor der Trauergemeinde zu erwähnen. Der Besitz der vier Dörfer am Rhein erschien so wie die späte Erfüllung des Vermächtnisses Bernhards.

Wenn man einem Bericht der bischöflich straßburgischen Verwaltung in Ettenheim glauben darf, dann ging die Übergabe der Dörfer und die Huldigung der neuen Untertanen nicht ohne Reibungen vor sich. Demnach haben sich die Bürger von Niederhausen, die am 21. Oktober 1663 nach Nonnenweier beordert wurden, zunächst geweigert, den Eid zu leisten.²² Von der Grün habe sie nur dadurch gewinnen können, daß er ihnen die Erhaltung ihrer „Freiheiten“ versprach und einen Teil der im Dreißigjährigen Krieg angehäuften Kontributionsschulden erließ. Man kann sich die Motive vorstellen, welche die Dorfbewohner bewegten. Die Freie Reichsstadt Straßburg hatte eine zuverlässige und berechenbare Verwaltung. Gerichtsbarkeit und öffentliche Ordnung der Stadt, die „Policey“, galten als mustergültig, wurden in der juristischen Literatur der Zeit ihrer Zweckmäßigkeit wegen gerühmt.²³ Bei dringender Gefahr konnten sich die Bewohner der Straßburger Dörfer in den Schutz der Stadtmauern begeben. Solche

Sicherheiten mußten verloren gehen. Statt dessen sollte man sich unter eine landfremde Familienherrschaft begeben, einem Grundherrn untertänig sein, der doch eher den Charakter eines Glücksritters hatte und sich bis dahin nur durch militärische Taten hervorgetan hatte. Zwar sicherte er ihnen vertraglich die Beibehaltung der lutherischen Konfession zu, doch wußte man, von wie kurzer Dauer solche Adelsherrschaften sein konnten und wie unsicher es war, wie sich die Verhältnisse gestalten würden, wenn ein anderes Geschlecht sich die Herrschaft erkaufte.

Größere Schwierigkeiten bereitete Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, indem er gegen den Verkauf Einspruch erhob. Er vertrat die Rechtsposition, der Kaufvertrag zwischen der Stadt und von der Grün sei heimlich zustande gekommen, ohne daß er ihm angezeigt worden wäre. Die Pflicht zur Anzeige leitete er daraus ab, daß Teile des Dorfes Nonnenweier ursprünglich dem Bistum gehörig und nur in Form einer Pfandschaft an die Stadt Straßburg abgetreten worden seien, was ihm ein Einstandsrecht in den Kaufvertrag garantierte. Auch stünde Reichsrecht dem entgegen, daß ein landfremder Privatmann die Hoheitsrechte in einer solchen Herrschaft übernehme.²⁴

Franz Egon entfaltete eine beträchtliche diplomatische Aktivität, wohl weniger, um den Kaufvertrag rückgängig zu machen als um Abstandszahlungen zu erwirken. In einem Brief an den deutschen Kaiser Leopold I. führte er aus, bei von der Grün handele es sich „um einen vor dießem gewesenen frantzösischen Obristen“, der keine reichsunmittelbaren Güter erwerben könne.²⁵ Ein Schreiben an Friedrich VI., Markgrafen von Baden-Durlach, der als Herr von Mahlberg an der Angelegenheit interessiert war, lautet:

„Alß wollen wir ja nit hoffen, daß er von der Grün in mehrerer consideration gezogen, unnd wir ahn unseren rechten behindert werden sollen, unnd irret nicht, waß die Statt Straßburg, die uns ohne daß in allem beeinträchtigen suchet, zu hindertreibung dießer handlung vermeindlich einwendt ...“²⁶

Franz Egon hatte Grund zu vermuten, daß der Markgraf von Baden-Durlach und von der Grün in dieser Angelegenheit zusammenspielten. Friedrich VI. war ein Waffenbruder von der Grün und hatte wie er unter Bernhard von Weimar gefochten. Doch selbst eine kaiserliche Kommission, die unter dem Vorsitz des Bischofs von Speyer und des Grafen von Hanau zwischen 1664 und 1666 tagte, fand keine Rechtsgründe, Ansprüche Franz Egons anzuerkennen.

Soweit man sehen kann – die Urkunden sind spärlich – konnten die Dörfer im Ried mit der kurzen, nur dreieinhalb Jahre dauernden Herrschaft des Obersten zufrieden sein. Zwar richtete sich sein Hauptaugenmerk darauf,

Prestige und Gewicht seines Hauses gegenüber den angrenzenden Grundherrschaften und besonders innerhalb der Ortenauer Reichsritterschaft, deren Mitglied er wurde, zu verstärken. Er erreichte dies mit den klassischen Mitteln der Zeit, durch Repräsentation und Heiraten. Repräsentativen Zwecken diente der Bau eines neuen Familiensitzes, des ersten Schlosses in Nonnenweier an der Stelle der heutigen Gastwirtschaft Linde, also an einer zentral gelegenen Stelle im Ortsplan.²⁷ Die Heiraten der beiden Kinder des Obersten dienten dazu, die Familie mit eingessenen Geschlechtern der Ortenau zu verbinden. Der Sohn Johann Christoph der Jüngere (? – 1680) verlobte sich um 1667 mit der Reichsfreiin Elisabeth Sophie Waldner von Freundstein.²⁸ Eine Tochter heiratete in eines der angesehensten Straßburger Geschlechter, in das der Zorn von Plobsheim.²⁹ Daß der Familie die Einordnung in die Landadelgesellschaft der Ortenau gelang, wird schon dadurch erwiesen, daß der genannte Sohn gleichen Vornamens zwischen 1670 und 1680 als Amtmann des Markgrafen von Baden-Durlach in Lahr waltete. Er heiratete in dieser Zeit nicht seine frühere Verlobte Waldner von Freundstein, vielmehr eine junge Dame, Sophia Dorothea, aus dem Geschlecht der Freiherrn von Crailsheim, das ja, wenn auch im Fränkischen zu Hause, eine ganze Reihe von Heiratsverbindungen mit Ortenauer und Straßburger Geschlechtern, vor allem mit den von Hüffel, einging.³⁰ Einem von Crailsheim ist deshalb eine politische Schrift Grimmelhausens, die 'Ratio Status' 1670, gewidmet.

Für die Dörfer selbst tat Oberst von der Grün das Beste, was er tun konnte. Er ließ die durch die Kriegsfolgen unsicher gewordenen Besitzverhältnisse an Grund und Boden klären, legte ein neues Verzeichnis an, das älteste in Nonnenweier erhaltene Bannbuch. In der Verwaltung bewahrte er die muster-gültigen Regelungen der Stadt Straßburg. In den Worten des Pfarrers Schnitzler:

„die Regierung seiner Unterthanen hat er also geführet / daß bey denselben biß dato alles gleichwol mehr im Auff- als Abnehmen begriffen gewesen / dergestalt / daß man mit gutem fug auch von derselben Wachsthumb sagen möcht / was löbliche Stadt Straßburg an diesen über Rheinischen ruinierten Dorffschafften nach dem verderblichen Kriegswesen / theils durch ihre extraordinari Gnad und Geligkeit: theils durch ihre schöne Policey und Kirchen-Ordnung gepflantzet / das hat unser Herr Oberster Seel. durch conservation aller solcher herrlichen Gesätz und Ordnungen in der Kirch und in der Policey begossen / daß es floriren und grünen können / und Gott hat zuvorderst zu allem erwünschten Wachstum das Gedeyen gegeben.“³¹

Der Reiteroberst hatte seine Grundherrschaft schon in einem Umfeld begründet, in dem die politischen Chancen der reichsunmittelbaren Adels-geschlechter im Schwinden waren. Unter dem Druck der sich immer mehr in

absolutistischem Sinn organisierenden Territorialherren in der Nähe, des französischen Königtums, der Markgrafschaft Baden-Durlach, der Grafenschaft Hanau-Lichtenberg und des Fürstbistums Straßburg, wäre der Grundherrschaft in Nonnenweier wohl auch dann keine allzu lange Dauer mehr beschieden gewesen, wenn die Familie von der Grün sich über mehrere Generationen fortgepflanzt hätte. Die Zeit der militärischen Haudegen, die sich Ländereien mit der Schwertspitze erfochten, ging zu Ende.

Anmerkungen

- 1 zitiert nach der Ortsgeschichte von Karl Ludwig Bender: Geschichte des Dorfes Nonnenweier bei Lahr in Baden. Karlsruhe 1908, S. 53–54
- 2 Johannes Beinert: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909, S. 227. Karl Siebert: Die Grafen von Hanau-Lichteberg und das Hanauerland. In: Badische Heimat 1918–1919, S. 102
- 3 Berichte über den Verkauf finden sich bei Karl Ludwig Bender (Anm. 1), S. 47 ff. und im Ortssippenbuch Nonnenweier von Karl Ludwig Bender, Joachim Krämer, Eugen Eble, hrsg. im Selbstverlag des Herausgebers Albert Köbele. Grafenhausen bei Lahr 1971 (Deutsche Ortssippenbücher Reihe A, Bd. 51), S. 37–38 (Die Kaufurkunde selbst im GLA Karlsruhe, Akten Nonnenweier I, Bürgerannahme und Güterstand).
- 4 die Zahl der Bürger nach Karl Ludwig Bender (Anm. 1), S. 46. Rechnet man Knechte und Mägde hinzu, so dürfte die Zahl der Dorfbewohner etwas höher sein.
- 5 GLA Karlsruhe 229/1283 (Allmannsweier, Pfandschaft), S. 130
- 6 Die gängigen Adelslexika, z. B. Kneschke Bad. IV, S. 69–70, und das 'Grosse vollständige Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste; Bd. 11, Sp. 1130 geben nur knappe Auskünfte über das Geschlecht. Am ergiebigsten ist die Biographie eines Nachfahren, nämlich Georg von der Grün: Johann Christoph von der Grün (1603–1666). Oberst und Generaladjutant des Herzogs Bernhard von Weimar. In: Kalender des Vereins für Heimatpflege im oberen Naabgau 1925, S. 76–79. Ich danke der Leiterin des Stadtarchivs Weiden/Oberpfalz für die Fotokopie dieser Darstellung.
- 7 Katalognr. LP 131. Auskünfte über Johann Jakob Schnitzler bei Heinrich Neu: Pfarrbuch der Evangelischen Kirche Badens Teil II; Lahr 1930, S. 98–99.
- 8 Zur Gegenreformation in Bayern: vgl. August Sperl: Der oberpfälzer Adel und die Gegenreformation. o. O. 1900
- 9 vgl. NDB 7 (1966), S. 168
- 10 Johann Jakob Schnitzlers Leichenpredigt (Anm. 7), S. 36
- 11 Anna Amalia war eine geborene von der Sachsen (s. Ortssippenbuch Nonnenweier, Anm. 3, S. 43.) Nach E. H. Kneschke: Neues Allgemeines Adels-Lexikon Bd. III, Leipzig 1931, S. 5 waren die von der Sachsen angesehene Patrizier der Stadt Erfurt.
- 12 Georg von der Grün (Anm. 6), S. 76
- 13 Die Matrikel der Universität Altdorf, hrsg. v. Elias von Steinmeyer, Tl. I, Würzburg 1912, S. 210, weisen zwar einen Philippus Jacobus à Grün nach, der 1629 immatrikuliert wurde, nicht aber Johann Christoph von der Grün.
- 14 Die Matrikeln der Universität Tübingen, hrsg. v. A. Bürk, W. Wille, Bd. 2, Tübingen 1953, S. 169
- 15 Die alten Matrikeln der Universität Straßburg, hrsg. v. Carl Gustav Knod, Bd. II, Straßburg 1897, S. 220

- 16 Nach Georg von der Grün (Anm. 6), S. 77
- 17 Johann Jakob Schnitzlers Leichenpredigt (Anm. 7), S. 38
- 18 Nach Georg von der Grün (Anm. 6), S. 78. Im ersten Halbjahr 1648 war von der Grün Gouverneur der Stadt Hagenau im Dienst der französischen Krone. Diese Amtstätigkeit ist in der Stadtgeschichtsschreibung Hagenaus gut dokumentiert. Vgl. Joseph Kléle: Die Reichsstadt Hagenau vom Westfälischen zum Niemweger Frieden, 1648–1679, Hagenau 1913, S. 11–13; A. Hanauer: La guerre de trente ans à Haguenu d'après des documents inédits, Colmar 1907, S. 383–385.
- 19 J. J. Schnitzlers Leichenpredigt (Anm. 7) S. 40
- 20 ebd. S. 45
- 21 ebd. S. 47
- 22 GLA Karlsruhe 229/1238, S. 79: Bericht des Amtmanns Johann Balthasar von der Hörde an Bischof Franz Egon von Fürstenberg
- 23 Ich habe die Polizeiordnung der Stadt Straßburg aus dem Jahr 1626 in: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, München 1982, S. 137 ff. dargestellt.
- 24 Karl Ludwig Bender (Anm. 1) hat S. 51–53 diesen Rechtsstreit detailliert dargestellt.
- 25 GLA Karlsruhe 229/1283, S. 89 v.
- 26 ebd. S. 74
- 27 Die Auskünfte über diesen nicht mehr vorhandenen Schloßbau in den beiden Burgenbänden der 'Ortenau' sind wenig ergiebig. Adolf Ludwig: Die beiden Schlösser in Nonnenweier. In: Die Ortenau 21 (1934), S. 490–491. Hugo Schneider: Die Schlösser in Nonnenweier. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 295–296
- 28 Im Ortssippenbuch Nonnenweier (Anm. 3), S. 44 irrtümlich „Elisabeth Sophie von Friedenstein“.
- 29 ebd. S. 44
- 30 Im Ortssippenbuch S. 44 irrtümlich „Sophie Dorothea von Cräulsheim“. Die Verbindung der Freiherrn von Crailsheim mit dem Ortenauer Adel wird in folgenden Schriften dargelegt: Günther Weydt: Neues zu Grimmelshausen. In: Siimpliciana VI–VII (1985), S. 7–16. W. E. Schäfer: Grimmelshausen in Nürnberg? Über die Verbindung zu den Freiherrn von Crailsheim. In: Die Ortenau 70 (1990), S. 379–389. Nachforschungen über J. Chr. von der Grün den jüngeren, den Amtmann, im Stadtarchiv Lahr/Baden blieben bisher ohne Erfolg.
- 31 J. J. Schnitzlers Leichenpredigt (Anm. 7) S. 53

Die Hungerkrisen, ihre Ursachen und Folgen nach der Lichtenauer Pfarrchronik (1726–1830)

Ludwig Uibel

Unsere Vorfahren fürchteten drei Arten von Katastrophen:

Den Hunger, die Pest und den Krieg. Wir wollen nun die Lichtenauer Pfarrchronik daraufhin untersuchen, was in ihr von Hungerkrisen berichtet wird:

Die Hungerkrise von 1741–1742

(Chronist: Pfarrer Johann Jacob Müller, Amtszeit: 1718–1753.)

„In diesem Jahr (1741) hat es nur wenig Frucht gegeben, deswegen wurde der Mangel gar groß. Es war aber die Frucht nicht gar so teuer wie 1713–14 ... Allein es war kein Geld zu verdienen wie dazumal, deshalb war der dauernde Mangel viel größer als zu selbiger Zeit und mußten viel mehr dem Almosen nachgehen als sonst jemals.“

Die Möglichkeit 1713–1714 Geld zu verdienen bestand offenbar in Lieferungen und Dienstleistungen für die Truppen des auslaufenden Spanischen Erbfolgekriegs.

„In diesem Jahr (1742) ist der Mangel noch größer geworden, daß 20 bis 30 Bettler vor einem Hause zusammen kommen sind und waren zu Helmlingen (bei) etwa 15 Haushaltungen der Bettelzwang, und in den anderen Dörfern auch viele, jedoch zeigte sich die Frucht auf dem Feld sehr schön“

Die vorhandenen Fruchtvorräte wurden nicht mehr zurückgehalten. Das Jahr 1742 war also ein Parallellfall zum Jahre 1817. Eine Ursache der Mißernte von 1741 ist nicht verzeichnet.

Die Hungerkrise von 1770–1771

(Chronist: Pfarrer Georg Ernst Ludwig Neßler, Amtszeit: 1753–1786.)

Diese betraf das Hanauerland weniger, dafür aber den größten Teil Deutschlands, besonders die großen Städte. Pfarrer Neßler schrieb: Schon im Jahre 1769 war die Witterung „beständig veränderlich und meistens Regenwetter“. Es gab nur schlechtes Heu und nur wenig Rüben. Doch der Getreidepreis stieg nicht. Auch 1770 war „den ganzen Sommer meist Regen ... Ob nunwohl die Ernte etwas besser als im vorigen Jahr ausfiel, so

ist doch die Teuerung im Herbst so gewesen, daß hier der Weizen 10 Gulden galt (im Vorjahr 6 Gulden).“ Durch eine rasche behördliche Maßnahme wurde das Hanauerland vor dem Hunger bewahrt:

„Es war von der fürstlichen Regierung bei 50 Taler verboten, Frucht außer Land zu verkaufen, allein viele 100 Viertel, da wir einen Überfluß und unsere Nachbarn den größten Mangel hatten, sind doch heimlich ausgeführt worden. Am schlimmsten traf er die großen Städte, in denen der Weizenpreis auf 50 Gulden stieg (Nürnberg, Augsburg), da in allen Herrschaften die Frucht starr angelegt war.“

Jede Herrschaft war sich selbst die nächste und hatte sich genau so verhalten wie Hanau-Lichtenberg. Nach der Überlieferung der deutschen Sozialgeschichte sollen in der Hungerkrise 1770–1771 die Landschaften am besten bestanden haben, in denen bereits der Kartoffelanbau eingeführt war, wozu auch das Hanauerland gehörte.

Die Hungerkrise von 1816–1817

(Chronist: Johann Jacob Schoch, Amtszeit: 1806–1830)

Das Frühjahr 1816 ließ sich sehr gut an.

„Die Früchte auf den Feldern stunden sehr schön, die Bäume blühten prachtvoll, als man es lange nicht gesehen hatte.“

Doch am 2. Mai kam der Umschwung zur Wetterkatastrophe:

Es regnete im Mai	22 Tage
Es regnete im Juni	21 Tage
Es regnete im Juli	24 Tage
Es regnete im August	15 Tage
Es regnete im September	17 Tage
<hr/>	
zusammen	99 Tage

Zusammengefaßt heißt das: Während der aufgezählten fünf Monate war nur jeder dritte Tag regenfrei. Dazu war es kalt. Eigentlich hatte man gar keinen Sommer. Das Getreide konnte weder blühen noch ausreifen. Das Unkraut nahm überhand. Hacken war nutzlos. Welschkorn und Bohnen verkamen. Die Vorräte von 1815 wurden gänzlich aufgezehrt. Den Leuten ging es übel. Vor der Ernte galt der Weizen 25–26 Gulden, das Korn 18–20 Gulden. Selbst wohlhabende Bürger baten um eine Getreidespende. Da sich die Ernte um vier Wochen verzögerte, wurde die Frucht zum Teil grün vom Feld geholt, gedörrt und gedroschen. Das gewonnen Getreide war wenig, gab ein schlechtes Mehl und noch schlechteres Brot. Die Ernte zog sich von Ende August bis in den Oktober hin. Der Ertrag war gering, die

Körner klein und zusammengeschrumpft. Der Meltau verdarb auch die Apfelernte. Mostbirnen gab es dagegen genug. Trotz ihrer geringen Qualität wurden sie „reißend aufgekauft“ (Most vor Brot?). Grundbirnen wuchsen eine ziemliche Menge auf hohen Feldern. Auf niedrigen Äckern gingen gar viele durch Wasser und Regen zugrunde. Viele Kartoffeln und Stoppelrüben standen noch im Dezember auf den Äckern und erfroren. Das Heu war ohne Nährstoffgehalt. Das Vieh litt sehr und hatte keine Kraft. Der Bauer konnte nur ein Viertel (9 Ar) an einem Stück pflügen. Zwetschgen gab es viele. Sie wurden von den Küfern zu hohen Preisen aufgekauft, um daraus Schnaps zu brennen, „welcher wegen Mangel des Weins sehr stark getrunken worden (ist)“. Die Getreidepreise blieben nach der Ernte trotz der schlechten Qualität hoch. Weizen: 20–22 Gulden, Korn 19 Gulden. Für Gerste wurde bis zu 19 Gulden bezahlt, „weil (mangels Wein) sehr viel Bier gebraut wurde“.

Die erste Hälfte des Jahres 1817 war ganz durch die Mißernte des Vorjahres geprägt.

„Dieses Jahr zeichnete sich aus durch fürchterlichen Mangel und Teuerung, die vom Frühjahr bis zur Ernte fortwährte und einen Grad erreichten, dessen sich auch selbst die ältesten Personen nicht erinnern konnten.“

Die Fruchtpreise waren zwar im Winter etwas gefallen. An Fastnacht galt der Weizen 18 Gulden und das Korn 13 Gulden.

„Nach Ostern aber bekam alles eine andere Gestalt, die Fruchtpreise stiegen von Tag zu Tag höher und erreichten bis zur Ernte eine Höhe, die fast ganz unglaublich wäre, wenn man solches nicht selbst gesehen und erfahren hätte. Ich will nur von drei Märkten in (Rhein)-Bischofsheim die Preise anführen: Am 2., 9. und 16. Juni galt das Viertelweizen 56 Gulden ... , das Korn 42 Gulden. Der Laib Schwarzbrot zu sechs Pfund galt 1 Gulden 20 Kreuzer ... Welchen Jammer, Not und Klagen dies unter allen Menschen nicht nur den Armen ... gewesen (ist), ist mit keiner Feder zu beschreiben.“ Die Leute aßen das Fleisch des vor Hunger krepierenden Viehs. Das Betteln war „so stark, daß man sich fast nicht retirieren konnte“. Viele Bettler kamen auch aus den Nachbarländern (Schweiz, Elsaß, Württemberg) „und baten um Gottes Willen um ein Stücklein Brot, welches sie mit dem größten Heißhunger verschlangen“.

Pfarrer Schoch war der Ansicht, daß ein rechtzeitiges Ausfuhrverbot für Getreide die Katastrophe verhindert hätte. Der Export sei erst dann verboten worden, „da die Vögel schon größtenteils ausgeflogen waren“. Dieses Urteil hatte seine Wurzel in der Jugenderinnerung Schochs an die Notjahre 1769–71, als das Hanauerland durch ein rechtzeitiges Ausfuhrverbot vor einer Hungerkrise bewahrt worden war. Es ist sicher, daß eine kapitalstarke Stadt wie Straßburg den Markt der Umgebung leerfegen und damit die Preise in die Höhe treiben konnte mit all den geschilderten Folgen.

„Ein großes Glück war es, daß in Rußland große Fruchtvorräte vorhanden gewesen sind ... , die in alle deutschen Länder gebracht (wurden), um dem Hungertode zu wehren.“ Pfarrer Schoch erreichte durch seine Ermahnungen und Predigten, daß die Wohlhabenden die Armen mit Nahrungsmitteln unterstützten. Er regte auch die Einrichtung einer Armenkasse an, von der die Ärmsten bis zur Ernte einen Gulden in der Woche erhielten.

Durch eine „schöne und gesegnete“ Ernte im Sommer 1817 wurde der großen Not ein rasches Ende bereitet. Der Getreidepreis fiel zwar nur auf die Hälfte (Weizen 22 Gulden), aber es gab viele Kartoffeln und andere Feldfrüchte (Weißkraut, Hülsenfrüchte, Welschkorn, Heu). Die Gerste erzielte wieder einen hohen Preis (das Viertel 15 Gulden), weil durch den Mangel an Wein viel Bier gebraut wurde. (Zur Ergänzung: Alle Preisangaben für Getreide beziehen sich auf das Viertel. Ein Viertel Getreide = 6 Sester = 140 Pfund.¹) Für den „Überfluß durch die gesegnete Ernte wurde am Sonntag, den 16. September ein Dankfest gefeiert“.

Soziale Folgen der Hungerkrisen

1. Das Bettelwesen

Von einer Begleiterscheinung der Hungerkrisen, die die Chronisten überlieferten, haben wir schon gehört, nämlich dem Bettelwesen. Man muß sich die Szene vorstellen: Ein Haus umringt von 30 bettelnden Personen, drinnen nur eine Frau mit kleinen Kindern, denn ihr Mann ist bei der Arbeit auf dem Feld. Welche seelische Qual innen und außen (1742). Ein anderes Bild: Pfarrer Schoch wird laufend von Bittenden bedrängt. Er hält den seelischen Druck nicht mehr aus und sucht einen stillen Winkel auf, um dem Elend für kurze Zeit zu entfliehen (1817).

2. Die Auswanderung

Nach dem Ende des letzten Krieges am Oberrhein (1714) hatte die Bevölkerung Ruhe, und ihre Zahl begann stetig anzusteigen. In der Pfarrchronik finden wir nur einen Hinweis auf diesen Vorgang. Pfarrer Neßler schrieb: „Allen Vermutungen nach ist auch die Schulstube wegen ständigen Anwachsens der Jugend auf künftige Zeiten zu klein (1780)“. Die Einwohnerzahlen der Orte stiegen, aber die Ressourcen blieben die alten. Es mußte der Zeitpunkt kommen, an dem sie als Ernährungsbasis nicht mehr ausreichten. Da richteten Leute mit Pioniergeist ihre Blicke auf die Neue Welt und wanderten nach Amerika aus. 1749 kam einer der Auswanderer nach Lichtenau zurück:

„Anno 1749, bald nach dem Neuen Jahr kam wieder hierher Hans Jacob von der Weid, ein Zimmermann, welcher 11 Jahre zuvor mit noch einigen in Pennsylvaniam gezogen war Weil er nun in ansehnlicher Kleidung erschien und die Güte jenes Landes gewaltig herausstrich, auch dabei beschrieb die Freiheit, wel-

che die Leute in selbigem Land genössen, hier aber dazumal die Leute nicht nur ungemein mit Fahrdiensten geplagt worden, daß mancher 4 bis 5 Tage in einer Woche fronen mußte, sondern unser Fürst auch einige 100 Söhne aus den zwei Ämtern zu Kriegsdiensten ausgezogen und endlich von hier nach Pirmasens gezogen, dazu auch zur Unterhaltung derselben über alle andern Beschwerden auch ein starkes Monatsgeld gefordert, so entstand ein großer Lärmen, daß viele mit ihm dahin ziehen wollten, das aber die Herrschaft nicht zulassen und ihnen alles mit Arrest belegte, dessen aber ungeachtet, weil sie nicht viel zu verlassen hatten, zogen bei Nacht davon ...“ (Es folgt die Aufzählung von fünf Familien: Wohlfart, Rauh, Reichert, Kauz, Bertsch).

Man zählte damals 30 000 Seelen aus dem Elsaß, der Schweiz, dem Breisgau und Schwaben, die nach Rotterdam zogen, um sich dort nach Amerika einschiffen zu lassen.

„Ob nun solche nach Pennsylvanien kamen, oder nicht anderwärts geführt und verkauft wurden, weiß der liebe Gott (notiert durch Pfarrer Müller).“

21 Jahre später, im Notjahr 1770 schickte der Kaiser General von Ried nach Offenburg, damit er hier für eine Auswanderung nach Ungarn werbe. Der General hatte auch außerordentlichen Erfolg. Mehr als 70 000 Personen hatten sein Angebot angenommen. „Im Herbst gingen alle Tage 50 bis 100 Personen durch Lichtenau.“ Die hanauische Regierung ihrerseits erlaubte allen Untertanen, die weniger als 250 Gulden Vermögen hatten, die Auswanderung, so daß aus den beiden Ämtern (Lichtenau und Willstätt) über 150 Familien weggingen. Von Lichtenau wanderten 5 Familien mit insgesamt 30 Personen nach Ungarn aus. 16 Personen verzogen nach Pirmasens. Von Helmlingen wollten 49 Personen auswandern, von Grauelsbaum nur eine. Das machte im gesamten Kirchspiel eine Gesamtzahl von 96 Seelen.

Über die Ursache der Auswanderung meinte Pfarrer Neßler:

„Nicht allein die Teuerung, sondern der große Geldmangel, die Schuldenlast der Leute, der harte Druck und außerordentliche Geldschneiderei einiger Beamter und überhaupt der elende Zustand unserer Untertanen waren die Gründe, welche unsere Leute zur Emigration bewogen haben.“

Die Aufzählung der Auswanderungsgründe wie Pfarrer Müllers Bericht (1749) nutzen in einer auffälligen Parallelität die Gelegenheit, um die negativen Seiten der Regierungspraxis an den Pranger zu stellen. Von einer unterwürfigen Untertanenhaltung, wie sie in vielen Akten mit der Floskel vom „Ersterben“ erscheint, ist nichts zu bemerken. Dabei ist ziemlich sicher, daß in diesem Duodezstaat die beiden Pfarrer alle maßgebenden Räte kannten. Unser Klischee vom gehorsamen Untertanen dieser Zeit bedarf offenbar einer Korrektur. Vielleicht waren ähnlich mutige Äußerungen von

Pfarrer Ernst Ludwig Neßler (Neßler junior, Amtszeit 1786–1806) der Grund, daß fast alle Einträge dieses Mannes in der Pfarrchronik fehlen. Sie wurden aus dem Band herausgerissen und zwar, wie Pfarrer Schoch vermutet, durch die Hand seiner Frau, die nach dem Tode ihres Mannes das Buch in Verwahrung hatte. Die eigentliche Ursache der Auswanderungswellen, nämlich das Mißverhältnis zwischen Ressourcen und Bevölkerungszahl, erkannte keiner der beiden Geistlichen. Ihr Motto war: „Bleib im Land und nähr dich redlich.“

Wie zu erwarten war, rief auch die dritte Hungerkrise in der Berichtszeit der Chronik (1816–1817) eine Auswanderungswelle hervor.

„Eine Folge dieser großen und in vielen Gegenden wirklich fürchterlichen Not und Mangel war nun diese, daß viele Tausende durch gewisse Betrüger irregeleitet, nach Nordamerika auswandern und daselbst sich ein besseres Los suchen wollten.“

Nach vagen Gerüchten sollte diese Auswanderung durch die „Freistaaten (USA)“ von Amsterdam an großzügig und bis ins kleinste organisiert sein. Die Überfahrt sollte nichts kosten und im Land der Sehnsucht wartete auf jeden der Einwanderer eine Starthilfe:

Haus, Zugvieh, Ackergerät, vier Morgen bestes Land und vieles andere mehr. Von diesen paradiesischen Verlockungen angezogen, entschlossen sich im Kirchspiel Lichtenau acht Familien und zwei Einzelpersonen auszuwandern. Sie kauften ein Schiff und fuhren mit demselben am 2. Mai 1817 von Grauelsbaum in Richtung Amsterdam ab. Dort stellte sich heraus, daß alle sogenannten Versprechungen Luftblasen waren.

„Von Elend, Mangel und Not niedergedrückt kehrten hierauf gar viele wieder in ihr Vaterland zurück und kamen mit Läusen und Ungeziefer übersät hier durch unsern Ort und vermehrten unsere ohnehin so große Zahl von Bettelleuten. Von den aus der hiesigen Pfarrei Ausgewanderten kamen ebenfalls wieder nach und nach zurück: ... (Es folgen die Namen von fünf Familien: Pfaadt, Lauppe, Schiele, Jung, Wagner). Was aus den übrigen von hier ausgewanderten Personen geworden ist, und wo dieselben hin gekommen sind, dies weiß und will niemand wissen.“

Nach der traurigen Bilanz dieses mißglückten Auswanderungsversuchs erhebt sich die Frage nach den Ursprüngen der Gerüchte, die die Leute zu ihrem Entschluß veranlaßten. Sollten es wirklich Betrüger gewesen sein, die diese falschen Hoffnungen erweckten, dann müßten diese doch für sich irgend einen Nutzen erwartet haben. Ein solcher ist aber nicht erkennbar. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß vom Wein angeregte Gemüter ihre Phantasiegebilde formulierten, und was heute Traum war, war morgen „Tatsache“, denn die Leute glaubten an diese Märchen, weil sie daran glauben wollten. Auf einem ganz andern Blatt steht die Frage, warum die

verantwortlichen Personen der großherzoglichen Behörden, von den Amtmännern angefangen, die Gerüchte nicht auf ihren Wahrheitsgehalt prüften. Die Regierung in Karlsruhe hätte in Amsterdam Recherchen anstellen müssen nach dem sogenannten amerikanischen Regierungskommissar, erst recht, wenn man wie die Auswanderer die Versprechungen für bare Münze nahm.

3. Flucht in den Alkohol – ein Ausweg aus der Not?

Eine Information über das Trinkverhalten der Leute erhalten wir aus dem Jahresbericht von 1767: „daß im Herbst gar keine Weinlese gewesen. Hierdurch wurden die (Wein)-Preise nocheinmal so teuer ... In diesem und folgenden Jahr wurde anstatt des Weins in den Wirtshäusern meist Bier ausgeschenkt.“ Die Notjahre 1769–1771 änderten an dieser Gewohnheit nichts, da 1770 viel und guter Obstwein gekeltert werden konnte. Wie würde aber die Bevölkerung in der katastrophalen Situation von 1816–1817 reagieren? Äpfel gab es 1816 zwar keine, aber viel Birnen und Zwetschgen. Der Rebwein aus den Gebirgsdörfern fiel aus. In der Chronik lesen wir, daß die Birnen trotz ihrer schlechten Qualität „reißend aufgekauft“ wurden. Die Zwetschgen, von denen es reichlich gab, wurden von den Küfern zu hohen Preisen aufgekauft, um daraus Schnaps zu brennen, „welcher wegen Mangel des Weins stark getrunken worden (ist).“ Die Gerste wurde so teuer bezahlt wie der Roggen (19 Gulden), „weil sehr viel Bier gebraut worden ist.“ Der Konsum alkoholischer Getränke ist eine Gewohnheit, die ausschließlich der Entscheidung jeder einzelnen Person unterliegt. Diese Gewohnheit wurde den Notizen der Chronik zufolge nicht im geringsten geändert, eher noch ausgeweitet. Es wäre doch klug gewesen, aus der Gerste Brot zu backen, statt daraus Bier zu brauen. Man kann nun den Standpunkt vertreten, daß nur die Reichen tranken. Da die Not aber auch viele Wohlhabende erfaßte, müßte die Kundschaft in den Wirtshäusern sehr klein gewesen sein. Die Angaben der Chronik sprechen nicht dafür. Wahrscheinlich bestätigt die Trinksitte in der Not, daß sie in beträchtlichem Maße von Suchtverhalten geprägt war, d. h., daß es leider viele Leute gab, die, wenn sie die Wahl hatten zwischen einem Stück Brot und einem Schnaps, dem letzteren den Vorzug gaben. Die Erfahrungen unserer Generation über die Rolle des Tabaks in den Kriegsgefangenenlagern unterstützen obige Vermutung.

4. Notzeiten und Kriminalität

Bei diesem Thema ist es naheliegend, an den Brechtschen Spruch zu denken: „Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral.“ Man hätte demnach in

den Hungerzeiten eine moralische Verwilderung feststellen müssen. Eine solche Klage wurde von keinem der Chronisten in den Jahren 1741–1742, 1769–1771 und 1816–1817 geführt. Nur 1769–1771 hatte sich ein Tatbestand gleich dreimal nachdrücklich bemerkbar gemacht: In jedem Jahr dieser Notperiode wurde bei jeweils einem „wohlhabenden“ Lichtenauer Bürger eingebrochen:

„In der Nach vom 13. zum 14. Oktober h. a. (1770) wurde dem H. Chirurgo Dietrich dahier im Vorstädtel durch eine Diebesbande gewaltsam eingebrochen. Vermittels einer angestellten Leiter kamen die Diebe in eine Kammer des oberen Stocks, und erbrachen einen Trog, in welchen viel Getüch gewesen. Alle seine Kleider, Getüch und schwarze Wäsche gingen verloren, so daß der Schaden (auf) 250 Gulden geschätzt wurde. Der Einbruch ist auf die nämliche Art wie im Pfarrhaus durch Ausbrechung einer Fensterscheibe zwischen 11 und 12 Uhr vorgenommen worden. Jedermann mutmaßet, daß Stefan Dieterlin zu diesen Diebstählen der Angeber sei, welches aber bisher nicht an ihn (hat) gebracht werden können.“

Der Einbruch ins Pfarrhaus in der Nacht vom 5./6. Oktober 1769 glich dem bei Dietrich. Er erfolgte auch im oberen Stockwerk und die Diebe hatten es auf Kleider und Wäsche abgesehen. Zur Beleuchtung benutzten sie eine Fackel. Einer der Söhne des Pfarrers erwachte, als die Diebe einen Laden aufsprenkten, worauf dieselben flohen. Pfarrer Neßler schickte ihnen noch drei Alarmschüsse nach. In einem Nachtrag zu seinem Bericht beklagt er sich über die schlechte Nachtwache im Pfarrhof und dessen Umgebung. Er bangte besonders um die Sicherheit der Abendmahlsgefäße. Er hatte „darauf an die fürstliche Regierung geschrieben, welche geschärften Befehl zur besseren Bestellung der Wacht (hat) ergehen lassen, auch wurde desfalls ein Dekret zugeschickt“. Pfarrer Neßler bezweifelte aber, „ob bei dem hiesigen elenden Polizeizustand eine Besserung zu haben ist“. Aber die drei Einbrüche waren ja Einzelfälle – wahrscheinlich von immer denselben Personen begangen – und kein Steppenbrand. Diesem suchte Pfarrer Neßler vorzubeugen. So predigte er am Sonntag vor dem Einbruch im Pfarrhaus „aus der Epistel von dem Diebstahl“.

Die Einbrecher waren von der Epistel nicht beeindruckt, sofern sie sie überhaupt gehört haben. Insgesamt gesehen halfen aber die seelsorgerlichen Bemühungen des Pfarrers mit, Schlimmeres zu verhüten.

Ursachen der Hungerkrisen

Gegen Ende der Berichtszeit der Pfarrchronik war Lichtenau ein Städtchen mit 960 Seelen, wovon die Hälfte Handwerker, der Rest Bauern waren.² Diese Handwerker waren in der Regel nebenher auch Landwirte, die als Besitzer von ein paar Äckern sich selbst mit Nahrung versorgten. Das

Wohl und Weh aller Bürger hing also weitgehend auch von den Erträgen der Feldflur ab. Auch die Chronisten selbst, zumindest Pfarrer Neßler (Gemeinde-Pfarrer: 1753–1786) senior, bauten Äcker und hielten Großvieh (die Herrschaft baute 1770 beim Pfarrhaus zwei neue Großviehställe und einen Schweinestall). Über eine landwirtschaftliche Tätigkeit von Pfarrer Schoch (Gemeindepfarrer: 1806–1830) finden sich keine Angaben, doch seine in Lichtenau lebenden Eltern und seine Geschwister waren mindestens nebenberuflich Bauern. Beide zitierten Chronisten haben Jahr um Jahr die Ernteerträge der Feldflur schriftlich festgehalten und die Umstände notiert, welche die Ernten gefährdeten. Die Arten der Gefährdung können wir in zwei Gruppen einteilen:

1. Die extreme Ausbildung eines Klimafaktors wie des Sonnenscheins, des Regens, des Frosts oder der Wasserfluten der Bäche und des Rheins.
2. Die Schädigung der Kulturpflanzen durch tierische oder pflanzliche Schädlinge.

Gefährdung der Ernten durch extreme Klimafaktoren

Die erste Gefährdung, die mit dem Beginn des Kalenderjahrs droht, ist der Frost des Hochwinters im Januar. So erfroren 1827 viele Nußbäume, dergleichen die Pfirsich- und Aprikosenbäume. Von den Kulturpflanzen auf den Äckern war das Wintergetreide (Weizen und Roggen) dann gefährdet, wenn kein oder nur wenig Schnee lag. So wird von 1830 berichtet:

„Im vergangenen Winter (Kälte bis -30 Grad Celsius) hatte der Wind den schützenden Schnee weggeblasen und die Frucht bloßgelegt.“

Dadurch hatten die Pflänzchen stark gelitten. Der Winterreps litt auch mangels Schneeschutz, erholte sich aber wieder. Im Januar 1826 erfroren bei -20 Grad viele Kartoffeln in den Kellern wie auch der Winterreps auf den Äckern. Bei den Erntergebnissen zweier Jahre weist der Chronist auf die schützende Wirkung des Schnees im vorangegangenen Winter hin: 1823 fiel im Winter viel Schnee, „welches für die Felder sehr gut gewesen“. 1827 gedieh der Winterreps vorzüglich, „denn im Winter lag tiefer Schnee“. Das war im selben Winter, als die empfindlichen Bäume erfroren, denen der Schnee leider nichts nützte.

Im Frühjahr mußte der Bauer des Frostes wegen um die Baumblüte bangen. So erfroren diese in den Jahren 1767 und 1825. Zuviel Regen erschwerte die Frühjahrsbestellung 1828:

„Im April war es immer zu naß, daß viele Äcker nicht richtig geeeggt und gepflügt werden konnten, dadurch gedieh das Unkraut, was den Pflanzen sehr schadete.“

Da der Höhepunkt der Vegetationsperiode in den Sommer fällt, entscheidet sich jeweils in dieser Jahreszeit die Menge und Güte der Ernte. Am bekömmlichsten war den Kulturpflanzen eine gute Mischung von Sonne und Regen.

Die einen extremen Abweichungen von diesem Ideal waren die Sommer mit zuviel Sonne und zu wenig Regen. Sie brachten Trockenheit, Hitze und alle damit verbundenen Nachteile. In den 55 Jahren der Berichtszeit (1753–1784, 1806–1830) wurden 11 Sommer als sehr trocken bezeichnet: 1753, 1760, 1765, 1780, 1784, 1818, 1822, 1823, 1825, 1827, 1830. Dabei ist bemerkenswert, daß in fünf Sommern das Getreide trotzdem als „gut geraten“ bezeichnet wurde. Diese Erfahrung drückte Pfarrer Schoch so aus:

„Sind auch gleich trockene und wärmere Jahrgänge für unsere Gegend zuträglicher als kalte und nasse ... , so war die Fruchtbarkeit des Jahres (sehr trocken) nur mittelmäßig.“

Daß in einem Teil der trockenen Sommer das Getreide wohl geriet, hörten wir bereits. In den anderen trockenen Jahren war aber die Zahl der Garben geringer und die Körner kleiner. Kulturpflanzen, die nicht wie das Getreide von der Steppe stammen, d. h. die Hülsenfrüchte, die Ölsaaten und die Kartoffeln, hatten es bei zu wenig Regen schon schwerer. Diese Schwierigkeit wurde zum Teil behoben durch die Fähigkeit des Lößlehmbodens, die Feuchtigkeit zu speichern. Das galt besonders für die tiefer gelegenen Äcker, ein Vorteil, der Sandböden (das Hochgestade nördlich von Stollhofen!) fehlt. Die Heuernten der trockenen Jahre waren meistens gering. Der Grund lag im Ausfallen des Öhmds.

Im Jahre 1780 war die Trockenheit so groß, daß die Mühlen der ganzen Gegend still standen und mangels Mehl kein Brot gebacken werden konnte. Eine weitere Besonderheit zeigte sich in den trockenen Jahren 1825, 1828 und 1830. Der Boden war jeweils nach der Ernte so steinhart, daß man nicht pflügen konnte. Das verzögerte die Aussaat der Stoppelrüben, wo es bekanntlich auf jeden Tag ankommt. Diese Erscheinung war in unserem Jahrhundert unbekannt. Vielleicht war der Boden zu kalkarm.

Was die nassen Sommer anbetrifft, so haben unsere beiden jüngeren Chronisten für die genannte Zeit sieben Sommer als ausgesprochen naß bezeichnet: 1767, 1769, 1771, 1777, 1816, 1821 und 1824. Die Nachteile, die sich für das Getreide aus der Nässe und der Kälte ergaben, bestanden darin, daß das Blühen und das Ausreifen des Getreides beeinträchtigt war und das Unkraut überhand nahm. Das Gras auf den Wiesen wuchs durch den vielen Regen zwar gut, aber das Heumachen war fast unmöglich. Das eingebrachte Heu war ohne Gehalt und von schlechtem Geruch. Auf den tiefen Äckern faulten die Kartoffeln. Doch auch in sonst trockenen Sommern

kann der Regen beim Getreide Unheil anstiften. Wenn ausgerechnet in der Erntezeit, wenn das gemähte Getreide am Boden liegt, einige Regentage auftreten, dann wächst das Getreide aus. Dieser Übelstand trat in den Jahren 1821 und 1826 auf. Sommerzeit ist auch Hagelzeit. Am 13. Juni 1768 traf ein Hagelschlag von ungefähr einer Viertelstunde das Galgenfeld. „Der Hanf war totaliter ruiniert. Vom Korn stund nur noch der vierte Teil. Gesamtschaden: 4–5000 Gulden.“ Ein ruinöses Jahrhundertwetter, was den Regen anbetrifft, herrschte im Sommer 1816. Von den katastrophalen Folgen dieses Wetters hatten wir bereits im Bericht von Pfarrer Schoch gehört.

Nachdem bereits in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in Lichtenau der Kartoffelanbau eingeführt war³, verfehlte Pfarrer Schoch nicht, in jedem Jahresbericht über das Ernteergebnis zu berichten. Ja, er führte fünf Jahre an, in denen nach dem Ausfallen der Getreideernte nur eine reichliche Kartoffelernte die Bevölkerung vor einer Hungerkrise bewahrte: 1822, 1825, 1827, 1828 und 1830. Für das Jahr 1822 lautet der Text:

„Besonders half gar Vieles dazu, den Abgang von Brotfrüchten zu ersetzen, die sehr reichlich ausgefallene Kartoffelernte, denn durch deren Hilfe wurde der Brotmangel in vielen Häusern nicht so stark fühlbar, und es war ein abermaliger Beweis, wieviele Ursachen wir dazu haben, Gott von Herzen dafür zu danken, daß dieses amerikanische Gewächs und Pflanze bei uns ist bekannt und einheimisch geworden, und ohne dasselbe würde der Mangel, Not und Hunger unerträglich drückend geworden sein.“

Der Bericht von 1828 gibt auch einen Einblick in die Eßgewohnheit der Leute:

„Es gab viele Grundbirn (Kartoffel), welche den Abgang von Frucht zum Teil wieder gut machten. Die Leute sparten an Brot und begnügten sich mit Milch und Grundbirn.“

In jenen Zeiten scheint die Vorliebe der Lichtenauer für Bratkartoffel mit Sauermilch ihren Ursprung zu haben. Für Pfarrer Schoch war diese Knolle immer noch eine Neuheit, denn seine Großeltern hatten deren Einführung in den Landbau noch miterlebt. Ein großer Vorteil für diese Feldfrucht war ihre damalige Gesundheit, die später durch Krautfäule, Abbaukrankheit und Kartoffelkäfer gefährdet wurde. Die einzige Gefahr, die ihr damals schon drohte, war die Nässe. Im September 1829 regnete es viel.

„Viele Kartoffeläcker kamen ins Wasser und diese Wurzelgewächse, die keine Nässe vertragen können, litten sehr stark, denn sie fingen an zu faulen.“

Auch in den nicht vor Hochwasser sicheren Kellern begannen 1824 die Kartoffeln zu faulen. In dem nassen Herbst 1821 faulten sie auf den Äckern. Doch auch in trockenen Kellern konnten die Kartoffeln Schaden

leiden, wenn dort in kalten Wintern die Temperatur unter den Gefrierpunkt sank (1826).

Der Umfang der Stoppelrübenenernte hing vom günstigen Herbstwetter ab. Ein trockener Sommer schadete ihnen nicht. Allerdings konnten sie bei einem frühen Frosteinbruch auf den Äckern erfrieren (1812). Einen Mangel an Rüben glichen die Bauern in der Not dadurch aus, daß sie Stroh fütterten, so daß für die Streu im Stall kein Halm übrig blieb (1826). In solchen Fällen war es üblich, das Schilfrohr der Rheinniederungen (Strauet) und das Laub des Waldes dazu zu verwenden.

Eine Nutzung, die im Mittelalter eine große Rolle gespielt hatte, war fast ganz aus dem Blickfeld geraten: Das Eckern. Doch berichtet die Pfarrchronik noch zweimal von ihr. Im Herbst 1774 wurde die Ausübung des Eckerrechts freigegeben: Jeder Bürger durfte ein Schwein, der Pfarrer zwei Schweine in den Wald treiben. Im Jahre 1818, als es wieder viele Eicheln gab, überließ man es den armen Leuten, diese mit ihren Kindern aufzulesen. Die Herrschaft versteigerte die Eicheln des Münzwaldes um acht Gulden. Es soll für den Steigerer ein gutes Geschäft gewesen sein. In der Zeit von 1774 bis 1818 hatte der Übergang von der Weidewirtschaft zur Stallfütterung stattgefunden, der auch die Schweinehaltung betraf. Bei dem Eichelsammeln als letzter Art der Eckernutzung scheint es geblieben zu sein, sofern überhaupt noch jemand Interesse daran hatte.

Eine Gefährdung der Äcker und Wiesen, die in allen Jahreszeiten drohte, war das Hochwasser. Im Winter und im Frühjahr konnte dieses noch nicht allzuviel Schaden anrichten, nicht einmal im Sommer, wenn das Hochwasser die Fluren nur wenige Tage überflutete. So geschah es im Juli 1813, daß das Hochwasser des Rheins die ganzen Felder zwischen Lichtenau und Grauelsbaum überschwemmte (die Au!), so daß das Wasser an manchen Stellen vier Schuh hoch stand. Pfarrer Schoch nutzte diese Gelegenheit, um zusammen mit Revierförster Götz und Apotheker Wagner von der Schwarzbachbrücke aus im Kahn nach Grauelsbaum zu fahren. Nur an hoch gelegenen Stellen schauten noch die Ähren des Getreides über den Wasserspiegel. In Grauelsbaum standen nur noch vier Häuser auf dem Trockenen. Bei den meisten lief das Wasser zu den Fenstern hinein. Die Leute hatten in Lichtenau Zuflucht gefunden. Das Hochwasser verschwand aber sehr schnell wieder. Es war beträchtlicher Schaden entstanden, der aber nicht so groß war, wie man befürchtet hatte. Die Regierung spendete den Grauelsbaumern Getreide und Kartoffeln. Die nächste große Überschwemmung, von der die Chronik berichtet, soll die größte seit Menschengedenken gewesen sein. Die Bedrohung kam aber dieses Mal (Ende Oktober 1824) nicht vom Rhein, sondern vom Osten, vom Gemeinen

Wald. Dort hatten die Ulmer, um ihr Feld (Hagenroth usw.) zu schützen, nördlich der Wachholderbrücke einen Damm gebaut. In Lichtenau standen schon die Gärten und die Keller unter Wasser und es wäre noch schlimmer gekommen, wenn dieser Damm nicht gebrochen wäre. Dafür strömte das Wasser jetzt ungehemmt nach Norden auf Schwarzach zu, wo in den tief gelegenen Ortsteilen das Wasser bis zu den Fenstern stand. Durch intensives Bemühen der Wacht auf den Rheindämmen konnte deren Durchbruch verhütet werden.

Es war in allen Gemarkungen üblich, daß in Anpassung an die Natur die tiefer gelegenen Teile als Wiesen genutzt wurden. Das war auch in Lichtenau der Fall (Stockmatten, Engelmatten, Krapfhurst, Gemeiner Wald, Daubenau usw.). Die Wiesen wurden auch bei kleineren Hochwassern überschwemmt, was in gewissem Umfang sogar erwünscht war. Fatal wirkten diese Hochwasser nur, wenn sie in die Heuernte fielen. So kam im Herbst 1821 ein Hochwasser auf, „das die Öhmdhaufen forttrug.“ Manche Leute retteten das Heu und trugen es auf hoch gelegene Felder.

Gefährdungen der Kulturpflanzen durch tierische und pflanzliche Schädlinge.

Eine Kulturpflanze auf den Äckern ist kein isolierter Bestandteil der Natur. Viele Lebewesen in ihrer Nachbarschaft warten nur darauf, auf Kosten ihrer Existenz das eigene Leben zu fristen. Beginnen wir mit den tierischen Konkurrenten, sprich Schädlingen. Unter den Säugetieren haben wir nur einen Vertreter, nämlich die Maus.

Die Mäuseplage

Was berichtet der Chronist Pfarrer Schoch für das Jahrzehnt 1821–1830 dazu?

1821: „Eine große Plage zeigte sich nun auf den Feldern, nämlich eine außerordentliche Menge von Mäusen von allen Farben. Ganze Kleeäcker wurden von ihnen schon im Herbst gefressen, so daß man zweifelt, etwas Klee von denselben zu ernten. Besonders zeigten sie sich auf hohen, mergeligen (Löß!) Feldern. Doch war die Frucht (Getreide) von ihnen verschont geblieben.“

1822: „... wozu auch noch der verderbliche Mäusefraß kam, welches Ungeziefer auch schon die grünen Halme (des Getreides) in großen Mengen abnagte wahrscheinlich der Feuchtigkeit wegen, um den Durst zu stillen, denn Körner hatten

die Halme noch keine, und so stellte sich die Frucht auf den Äckern so dünn, daß man von 4, 5, 6 Äckern kaum einen Wagen voll Garben ... wegführen konnte.“

Gerste und Hafer litten genau so. Nur die gute Kartoffelernte verhinderte eine Hungerkrise. Auch Klee und Gras wurde durch die Mäuse stark heimgesucht. Ursachen der starken Mäusevermehrung waren:

1. Der milde Winter 1821/22. 2. Die ungeheuere Fruchtbarkeit. Man fand mehrfach Nester mit 10 – 13 Jungen.

„ ... alle menschliche Mühe, Witz und Verstand (waren) zur Vertilgung nicht ausreichend. Wenn nicht die Vorsehung die Vertilgung dieses Ungeziefers besorget, so haben wir furchtbare Aussichten.“

Nach einer Pause von zwei Jahren (1823, 1824) machten sich 1825 die Mäuse wieder bemerkbar:

„Die Mäuse vermehrten sich sehr und richteten auf manchen Feldern Schaden an.“

1826: Durch das trockene Vorjahr und den milden Winter begünstigt, machten sich die Mäuse wieder stärker bemerkbar, besonders im Gemeinen Wald (Fünfheimburgerwald), „wo sie ganze Felder fast völlig abfraßen“, worauf das Unkraut verstärkt wachsen konnte.

Drei Jahre später machten die Mäuse wieder einen Generalangriff auf die meisten Feldfrüchte:

„ ... Frucht, Klee und Grundbirn litten sehr stark durch die erstaunliche Menge von Feldmäusen, welche sich auf den Feldern zeigte. ... Alles starke und viele Regenwetter und Wasser im Herbst schadete den Mäusen nicht.“

Auch Welschkorn, Bohnen und Stoppelrüben wurden von ihnen gefressen. Nur die Kartoffelernte auf den hohen, trockeneren Äckern konnte das Schlimmste verhindern. Das giftige Kraut der Kartoffel schützte es vor den Mäusen, einen Schutz, den die Knolle leider nicht hatte.

1830: In diesem Jahr trat kein Mäusefraß auf. Doch gab es durch die Freißchäden des Vorjahrs nur wenig Klee. Einen Ausgleich beim Pferdefutter bot die reichliche Ernte der Saubohnen.

Schaden durch Insekten

Beginnen wir mit den Berichten über die Schäden durch die Insektenlarven (Engerlinge, Obstmaden, Raupen):

1761 beobachtete man beim Getreide eine Notreife, weil die Engerlinge die Wurzeln abfraßen. Im Jahre 1767 galt der Angriff der Maikäferlarven

den Wurzeln des Welschkorns (Mais). Der ohnehin geringe Behang der Apfelbäume wurde 1827 durch die Obstmaden zum Abfallen gebracht. Am meisten gefährdet von seiten der Insekten waren jedoch die Ölfrüchte. So wurde 1818 der Sommerreps von den Raupen völlig gefressen. Doch auch der Winterreps konnte durch den Angriff der Insekten (kleine, schwarze Käfer) total ruiniert werden (1820 und 1830). Während wir heute die Blattläuse vor allem wegen der Schäden an den Obstbäumen fürchten, konnte dieses „Geschmeiß“ auch dem Sommerreps gefährlich werden (1826). In trockenen Sommern bestand auch die Gefahr, daß die Erdflöhe dieser Pflanze zusetzten. Im Jahre 1827 berichtete der Chronist von einer „unzähligen Menge schwarzer Spinnen“, welche die eben aufgegangenen zarten Mohnpflänzchen abfraßen.

Wenn auch mit dem Jahr 1830 die Pfarrchronik abschließt, so interessiert es doch, wie es denn in den folgenden Jahrzehnten weitergegangen ist. Da stellt es einen Glücksfall dar, daß im benachbarten Scherzheim ein Bauer ähnlich wie die Lichtenauer Pfarrer, nur knapper und einfacher, in ein Schreibheft die Ereignisse eines Jahres aufschrieb, die ihm bemerkenswert erschienen. Seine Notizen umfassen die Zeit zwischen 1810 und 1865. Es ist Johann Jacob Spielmann, dessen Urenkel August Feßler diese Aufzeichnungen im Jahre 1954 veröffentlichte.⁴ Spielmann bestätigt den Mäusefraß von 1822. Für das Jahr 1834 meldete er, daß die Heuschrecken das ganze Öhmd abgefressen hätten. „Im Jahre 1842 kamen auf einmal so große Mengen Engerwürmer, die alles abfraßen.“ 1845 war es ähnlich: „Die Engerwürmer haben vieles abgestochen und verderbt.“

Schäden durch Flugbrand und Meltau

In den Jahren 1810 und 1811 wurde der Weizen und der Spelz vom Brand befallen. Besonders der letztere war fast aller brandig und schwarz geworden. In dem Zeitabschnitt von 1820 auf 1830 beeinträchtigte der Meltau den Ertrag von acht Erntejahren. Dabei war die Mohnernnte in den Jahren 1818, 1819, 1826 und 1829 betroffen. Die Hülsenfrüchte (Erbsen und Bohnen) wurden in den Jahren 1817, 1819 und 1821 befallen, sodaß man 1817 kaum die Setzbohnen ernten konnte. Im Jahre 1828 wurden die Apfel- und die Birnbäume nach einer geringen Blüte derart von Meltau befallen und „verbrannt“, daß sie keine Spur von Grün mehr zeigten. Doch haben sie wieder Blätter getrieben. Im Herbst nach dem Hungersommer 1817 verdarb der Meltau zwar die Apfelernte. Dafür gab es aber reichlich Mostbirnen. Auch bei den Zwetschgen konnte der Meltau Schaden anrichten (1830). Merkwürdigerweise blieben in diesem Fall die Rheindörfer (Helm-

lingen und Grauelsbaum) verschont. Die Notizen Spielmanns geben leider über pilzliche Schäden keine Auskunft. Doch entnehmen wir denselben, daß die Kartoffelernten mehr und mehr gefährdet waren. Der wachsende Schaden kam von der Krautfäule, einer gefährliche Pilzkrankheit. Die Zeiten, in denen reichlich Kartoffeln eine schlechte Getreideernte kompensierten, waren leider vorbei. Nach Spielmann faulten die Kartoffeln in folgenden Jahren: 1845, 1846, 1851, 1853 und 1854. Besonders schlecht gestalteten sich die 50er Jahre, da auch die Getreideernten schlecht waren. Nur die sehr verbesserten Verkehrsverhältnisse (Eisenbahn!) verhinderten eine Hungerkatastrophe wie 1816–1817.⁵

Maßnahmen gegen die Schädigungen der Kulturpflanzen

Wie den Ausführungen der Chronik zu entnehmen ist, war eine aktive Bekämpfung der Schädlinge nutzlos. Den Bauern blieb nur eine passive Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten übrig, um die Einbußen durch eine ungünstige Witterung und Schädlinge so klein wie möglich zu halten. Dazu gab es zwei Wege.

Man wußte, daß heiße, trockene Sommer den tief gelegenen Äckern (Rheinaue) nicht schaden konnten. Umgekehrt war der Schaden durch nasse, kalte Sommer in hoch gelegenen Fluren geringer. Der Bauer achtete also darauf, daß er den Anbau der Feldfrüchte auf beide Standortarten aufteilte, z. B. statt eines Kartoffelackers deren zwei anpflanzte: Einen auf hohem und einen auf tiefem Gelände. Der zweite Weg, der die Schäden begrenzte, war die Kultur möglichst vieler Pflanzenarten. Die Erfahrung hatte nämlich gezeigt, daß nie alle Pflanzenarten in gleicher Weise geschädigt wurden. So wie zum Beispiel im Jahre 1830 der Winterreps erfror, während der Sommerreps prächtig gedieh. Die Weizen-Roggenmischung, „Molzer“ genannt, wurde noch 100 Jahre später sehr häufig angesät aus der Erfahrung heraus, daß sich die beiden Arten je nach der Witterung gegenseitig ersetzen können. Wenn man die Monokulturen unserer heutigen Feldflur vor Augen hat, ist man deshalb erstaunt über die Vielfalt der Feldflur des vorigen Jahrhunderts, die aber, wie angeführt, kein Luxus war, sondern aus der Erfahrung geborene Notwendigkeit. In der Sprache der heutigen Wirtschaft würde man das beschriebene Verfahren „Diversifizierung“ der landwirtschaftlichen Produkte benennen, ein Ziel, das in ihrem Bereich heutzutage auch viele Industriebetriebe anstreben. Eine Übersicht über die Anzahl der angebauten Nutzpflanzenarten möge das verdeutlichen: Man kannte neun Getreidearten, zwei Hackfruchtarten, vier Ölsaaten, vier Hülsenfruchtarten, zwei Faserpflanzen und Klee.

Gibt nun die Pfarrchronik einen objektiven Schadensbericht? Eigentlich trifft das nur auf die Beiträge von Pfarrer Schoch zu. Pfarrer Neßler berichtete nur wenig über die Schädigungen, obwohl er selber Ackerbau betrieb. Er hielt offenbar die Schädlinge für eine Naturgegebenheit, die nicht so bemerkenswert ist, daß man sie alle in der Chronik notiert. Pfarrer Schoch hingegen war auf Kulturschäden „spezialisiert“. Seine Aufmerksamkeit für diesen Sektor der ländlichen Existenz wurde wohl durch das Krisenjahr 1816 sehr stark auf dieses Gebiet gelenkt. Der Zeitgeist verstärkte diese Tendenz. Das beginnende Biedermeier beschäftigte sich besonders gern mit den kleinen, nahen Dingen.

Überwindung der Hungerkrisen durch Verbesserung des Verkehrswesens

Die Hungerkrisen waren immer die Folgen von Mißernten. Da diese Mißernten aber immer geografisch begrenzt waren (1816 in Mitteleuropa), gab es die Möglichkeit dem Hunger dadurch zu wehren, daß man das Getreide aus Überschußgebieten den Mangelgebieten zuführte (1816 besaß Rußland große Vorräte!). Damit verschob sich das Problem auf die Möglichkeiten des Verkehrs. Dieser bot zwei Arten des Transports an: den Pferdewagen und das Flußschiff. Der Wagentransport war teuer und kam deshalb bei längeren Strecken nur für wertvolle Güter in Betracht. So kostete ein 6-spänniges Fuhrwerk von Frankfurt nach Basel 131 Gulden, ein Beitrag, in dem allein 60 Gulden Weggebühren steckten, und das bei schlechten Straßen, auf denen Achsenbrüche an der Tagesordnung waren.⁶ Für ein Massengut wie das Getreide wäre aber auch der Schiffstransport in Frage gekommen. Aber da sah es nicht viel besser aus. Die Lastschiffe wurden von 10–12 Pferden gezogen, und ab Leopoldshafen bei Karlsruhe (früher Schröck) mußten die Pferde durch Menschen abgelöst werden.

„Bei Schröck wurden höchstens 2000 Zentner je Boot geladen. 56 Menschen spannten sich vor, ihr Weg führte sie oft durchs tiefe Wasser ... Das war eine Vergeudung von Arbeitskraft ohnegleichen.“

Bis Straßburg dauerte der Transport 14 Tage. Der Lohn für den Mann betrug 17 Gulden plus eine reichliche Verpflegung.⁷ Das ergab teure Frachtkosten, weshalb der Transport mit einem solchen Schiff wie bei den Pferdewagen sich nur für wertvolle Frachtgüter lohnte. Ein Zeitgenosse schrieb:

„In der Bergfahrt ... dominierten noch ganz und gar die Kolonialwaren, vor allem Kaffee und Zucker.“⁸

Den Achsbrüchen entsprachen die Schiffbrüche. Neben den technischen Unzulänglichkeiten der Schifffahrt gab es noch zwei aus dem Mittelalter

stammende Privilegien, die den Schiffsverkehr verlangsamten und verteuerten:

1. Das Stapelrecht der Städte Mainz und Köln.
2. Das Monopol der Schiffergilden.

Das Stapelrecht verlangte, daß alle Schiffe, die die genannten Städte passierten, alle Güter dort ausladen und in den Kaufhäusern einige Tage zum Verkauf anbieten mußten. Die Schiffergilden verhinderten jede Konkurrenz und dadurch die Möglichkeit der Verbesserung und Verbilligung der Transporte.⁹ Beide Hindernisse wurden in der Rheinschiffahrtsakte von 1831 beseitigt.¹⁰ Ein weiterer Fortschritt bahnte sich auf der technischen Seite an: Seit 1824 begann die Dampfschiffahrt die althergebrachten Transportmethoden zu verdrängen. In diesem Jahr zeigte ein Dampfer zum ersten Mal bei Probefahrten zwischen Köln und Bacherach, daß er allen Anforderungen des Personen- und Gütertransports gewachsen war. Ein Dampfschiff brauchte damals von Rotterdam nach Mainz 5–6 Tage gegenüber den 4–5 Wochen des Pferdezugs. Die Frachtpreise reagierten günstig: „(Es) waren schon 1831–1835 die Frachten auf allen Strecken unaufhaltsam gesunken.“¹¹ Bei den Verkehrsverhältnissen von 1835 war es bereits unmöglich, daß die Getreidepreise wie 1817 bei einem Normalpreis von 9 Gulden auf 56 Gulden ansteigen würden. Jetzt setzten steigende Preise automatisch Verkehrsströme in Gang und verhinderten dadurch ein extremes Ansteigen derselben. Ein lokaler Mangel wurde so sofort ausgeglichen.

So schrieb J. J. Spielmann, als man 1842 eine Hungersnot befürchtete: „Auf den Winter kam sehr viel Frucht aus Rußland den Rhein herauf, daß der Preis nicht sehr hoch kam“. 1846 schrieb er: „Es kam sehr viel (Frucht) aus Amerika“. Desgleichen 1851: „Aber aus fremden Ländern kam sehr viel Frucht, auch nicht sehr teuer“. Seine letzte diesbezügliche Notiz lautete (1862): „In Frankreich war so viel Überfluß, daß davon viel nach Deutschland kam“.¹²

Rückblick und Ausblick

Das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert waren durch eine starke Zunahme der Bevölkerung gekennzeichnet. Die Nahrungsbasis für den Einzelnen wurde immer kleiner. Diese problematische Entwicklung wurde teilweise aufgefangen durch den Beginn des Kartoffelanbaus und den Abschied des Landbaus von der Dreifelderwirtschaft und damit der Nutzung der bisherigen Brache, besonders durch die neue Kultur von Futtergewächsen (Klee, Rüben). Trotzdem blieb das Nahrungsangebot der Feldflur an

der untersten Grenze des unbedingt Nötigen. Jede Mißernte, hervorgerufen durch einen nassen Sommer oder durch Pflanzenschädlinge, konnte eine Hungersnot hervorrufen und hatte das auch mehrfach getan. Die Lichtenauer Pfarrchronik schildert uns diese Grenzsituationen in anschaulichen Berichten. Die federführenden Geistlichen suchten die Ursachen der Misere aufzudecken und dem Elend zu steuern, soweit es in ihren Kräften stand. Sie stießen dabei oft an die Grenze dessen, was menschenmöglich war und verwiesen dann auf die Vorsehung.

Der Landwirt des 20. Jahrhunderts hat die Situation von 1830 weit hinter sich gelassen. Er ist beim Angriff von Schädlingen nicht mehr zum passiven Zuschauen verurteilt. Eine große Auswahl von Chemikalien erlauben ihm die aktive Abwehr der Schädlinge. Der industriell erzeugte Mineraldünger hatte eine Vervierfachung der Produktion zur Folge. Doch diesen positiven Seiten steht ein Negativkatalog von Nebenwirkungen gegenüber, der die genannten Errungenschaften je nach Standpunkt ganz oder teilweise in Frage stellt. Also zurück zum Landbau von 1830? Das kann niemand ernstlich wollen, der die Pfarrchronik aufmerksam gelesen hat. Der naturnahe Landwirt und der Agraringenieur – Ökologie und Ökonomie – werden voneinander lernen müssen, wie man ausreichende Ernten einbringen kann, ohne daß die Natur in ihrer Gesamtheit über Gebühr Schaden leidet oder bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wird.

Gegen Mißernten wegen schlechtem Wetter gibt es noch immer kein Rezept und wird es wohl auch nie geben. Dafür existiert aber ein weltweites, schnelles Verkehrssystem, und die Weizenproduzenten warten nur darauf, ihre Ware rasch an den Mann zu bringen. Auch erlaubt es unser industriell geprägtes Wirtschaftssystem jedem und nicht nur dem Wohlhabenden, sich jederzeit Brot zu kaufen und noch einiges dazu.

Anmerkungen

Bemerkung zur Pfarrchronik: Dieselbe wird im evangelischen Pfarramt zu 77 839 Lichtenau aufbewahrt. In dieser Arbeit sind die Zitate aus der Pfarrchronik nicht buchstabengetreu, aber wortgetreu wiedergegeben, d. h. die Orthografie wurde den heute geltenden Regeln angepaßt.

- 1 Ludwig Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Dr. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, S. 11.
- 2 Johann Baptist Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogtum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte Flecken ... Karlsruhe, Macklot 1813–1816.
- 3 Lauppe, a. a. O. S. 383.
- 4 August Feßler, Das Tagebuch meines Urgroßvaters. In „Die Ortenau“, Jahrgg. 1954, S. 64–70.

- 5 ebd.
- 6 Josef Kulischer, *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. II, München 1958, S. 374.
- 7 Eberhard Gothein, *Geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert*, Leipzig 1903, S. 146.
- 8 Gothein, a. a. O. S. 169.
- 9 Gothein, a. a. O. S. 6–10.
- 10 Gothein, a. a. O. S. 138.
- 11 Gothein, a. a. O. S. 181, 192, 218.
- 12 Feßler, a. a. O. S. 68–70.

Armut zwischen Almosen und Armenpolizei

Zur Lokalgeschichte der Armut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Wolfgang M. Gall

Die schriftliche Überlieferung von Leben und Alltag der viel zitierten „kleinen Leute“ ist keineswegs so dürftig, wie es den Anschein hat. Gleichwohl ist es ein mühsames Unterfangen, Erkenntnisse zur Mikrohistorie der „Welt der Armen“ und über die Schattenseiten der Lokalgeschichte zu gewinnen. Der folgende Beitrag stellt einen Versuch dar, Quellen zur Armutsgeschichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorzustellen. Sie stammen überwiegend aus Archivalien des Stadtarchivs Offenburg und des Gemeindearchivs Rammersweier. Um die Leser/innen nicht mit den sehr speziellen historischen Quellen alleine zu lassen, beginnt der Aufsatz mit einem längeren Exkurs über die Entwicklung des badischen Armenwesens.

Zwei Entwicklungen kennzeichneten den Weg der badischen Armengesetzgebung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Zunächst der schrittweise Durchbruch eines neuen sozialpolitischen Prinzips, infolgedessen das Phänomen „Armut“ eine politische und soziale Umwertung erfuhr. Regierungen und Verwaltung wollten „Armut“ nicht mehr allein „verwalten“, sondern „lösen“. Das neue Prinzip schlug sich im Inhalt von Verordnungen, Erlassen und Gesetzen zum Armenproblem nieder.

Die zweite zu beobachtende Entwicklung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hing mit den Verwaltungsaktivitäten des neugeschaffenen badischen Staats zusammen, der vor der schwierigen Aufgabe stand, sein heterogenes Staatsgebilde administrativ in den Griff zu bekommen. Deutlich erkennbar war das Bemühen, das Erbe der spätfeudalen Armenversorgung zu vereinheitlichen.

Wie sich die gesellschaftliche Wahrnehmung von Armut veränderte

Bereits die absolutistische Armenfürsorge hatte wohl die Armenpolitik zur staatlichen Angelegenheit erklärt und den Gemeinden den Handlungsspielraum mehr und mehr vorgegeben. Dies bedeutete zwar noch nicht das Ende der kirchlichen Armenfürsorge oder sonstiger „Privatwohlthätigkeit“, doch verlor deren Zielsetzung jetzt die gesamtgesellschaftliche Verbind-

lichkeit. Unübersehbar bediente sich die absolutistische Armenfürsorge repressiver Maßnahmen zur Unterdrückung der Bettelei. Überall in Deutschland erließen die Regierungen Bettelverbote. Der Regelungsinhalt der Bettelordnungen blieb im wesentlichen der gleiche: Betteln wurde grundsätzlich verboten, die Vergabe von Almosen reglementiert, wenn nicht gar untersagt.

Eine wesentliche Veränderung auf dem Gebiet des Armenwesens verursachten schließlich Entwicklungen, die aus einem anderen Bereich kamen¹. Im ausgehenden Mittelalter erfuhr neben der Armut auch der Arbeitsbegriff eine Neubewertung. „Seit der Reformation galt wirtschaftlicher Erfolg zunehmend auch als Bestätigung der Gotterwähltheit. Dagegen wurden subjektive Charaktermängel für das Bestehen einer Armutslage verantwortlich gemacht. Zeit- und Personalmangel beeinträchtigten die umfassenden Untersuchungen, die vor einer Gewährung von Unterstützung durchzuführen waren. Eine Universalisierung des Betrugsverdachtes war eine der Folgen².“

Armut entwickelte sich in der Gesellschaft des absolutistischen Staates zu einem negativen Charaktermerkmal. Die im Absolutismus spürbaren Disziplinierungsanstrengungen führten zu einer Ausgrenzung der Armut, vor allem im Umgang mit den nichtseßhaften Teilen der Bevölkerung. Nichtseßhaftigkeit konnte die sozialen Unterschichten jederzeit treffen: Eine Hungersnot oder der Verlust der Arbeit brachten die Gefahr mit sich, eine vertraute Umgebung verlassen und sich der Schar wandernder Bettler anschließen zu müssen. Mit jener Neuorientierung setzte sich ein neues Verhältnis der Gesellschaft zu ihrer Armut durch: Armut wurde nicht länger als gottgewollter Bestandteil der Gesellschaft, sondern als individuelles Problem betrachtet. „Wo das alte System der Unterstützung noch zu erheblichen Teilen den Selbstversorgungs- und Selbstregulierungskräften der Gemeinschaften und Korporationen überlassen war, etwa den Dorfgemeinden und städtischen Stiftungen, den Klöstern und den Zunftorganisationen, da greifen nun zentrale Ordnungen und Regelungen ein, die den Kreis der Unterstützungsberechtigten wie die Art der Hilfe genau vorschreiben³.“

Die Pauperismuskussion

Die Armutsdiskussion beherrschte das Thema „Pauperismus“, dem letzten Ausläufer der alten, vorindustriellen Armut⁴. Unter „Pauperismus“ verstehen wir die Massenerscheinung, daß die unteren Gesellschaftsschichten in der Übergangsphase zum Industriezeitalter ihr Leben an der Grenze des

Existenzminimums fristen mußten⁵. Ein ständig zunehmender Teil der Bevölkerung konnte seit dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert keinen Zugang mehr zu bürgerlichen Berufen, zu Grundeigentum oder anderem Besitz, der als Grundlage für eine Familienexistenz dienen konnte, bekommen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann in Deutschland die Bevölkerung stark anzuwachsen: Noch im Jahr 1750 betrug sie 16 bis 18 Mio. Einwohner, 1800 waren es bereits 22 bis 24 Mio⁶.

Zeitgenössische Veröffentlichungen beschäftigten sich eingehend mit der Bekämpfung bzw. Bewältigung der Verarmung breiter Volksklassen. Die Pauperismus-Diskussion fand ihren Niederschlag in der Armengesetzgebung und Verwaltungspraxis der Behörden. Unter der Mehrheit all jener Beamter, Pfarrer, Staatswissenschaftler, Schriftsteller, die sich zu diesem Notstand äußerten, herrschte Einigkeit darüber, daß es sich um eine historisch neuartige Erscheinung der Massenarmut, nicht mehr um traditionelle Armut handelte⁷.

Die ersten Veröffentlichungen zu jener Frage entstanden auf dem Hintergrund der Hungerkatastrophe von 1816/17⁸. Daneben machte sich eine von Grund auf veränderte Wahrnehmung sozialer und politischer Probleme geltend. Seit der Französischen Revolution war diese Wahrnehmung geschärft und „bis zum Extrem hypernervöser Angst vor einer neuen Eruption sensibilisiert worden“.⁹

Eine entscheidende Wende in der Gewichtung erfuhr die Pauperismuskritik nach der französischen Julirevolution im Jahr 1830. Sie löste eine wachsende Politisierung aus. Fortan traten Fragen nach den gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen wachsender Verarmung stärker in den Vordergrund. Es überrascht nicht, daß der Höhepunkt der Pauperismuskritik um die Zeit der 1848er Revolution und in den frühen fünfziger Jahren lag. Danach ebnete die Diskussion wieder ab¹⁰. Da die Politisierung als unmittelbare Reaktion auf eine latente Revolutionsfurcht zu begreifen war, beschränkte sich die Behandlung der „sozialen Frage“ vielerorts auf Abschreckung und Disziplinierung von Armen und Bettlern¹¹.

1. Das badische Armenrecht

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte eine Reihe von Versuchen, das „Armenproblem“ zu lösen. Die Armenversorgung steckte mitten in einer Modernisierungsphase, die angesichts ansteigender Bettlerzahlen durch traditionelle Unterstützungsmethoden nicht mehr gesteuert werden

konnte. Es galt zunächst der Grundsatz, wonach jede Gemeinde verpflichtet war, ihre Ortsarmen zu erhalten und zu versorgen. Ein armenpflegerischer Unterstützungsanspruch¹² hing von der besonderen Verleihung des Einwohner- bzw. Heimatrechts durch die Gemeinde ab. Letztere besaßen bereits weitgehende Rechte bei der Aufenthaltsgestattung, Wohnsitznahme und Verehelichung. In Süddeutschland hielt man bis weit ins 19. Jahrhundert hinein an diesem Prinzip fest.

Der sozialpolitische und gesetzliche Rahmen

In Baden waren „Pflicht und Recht zur Armenfürsorge“ im 19. Jahrhundert an das Gemeindebürgerrecht geknüpft. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes entbehrte das Großherzogtum einer Gesetzgebung, welche die Materie der Armenversorgung regelte. Die Lage der Unterschichten kennzeichnete eine rechtliche Ungleichheit¹³. Sie betraf zunächst das Bürger- und Heimatrecht. Es legte die individuellen Freiräume fest, in ihm wurden nicht nur die Bedingungen und Konsequenzen des Zug- und Niederlassungsrechts fixiert und der öffentlich-rechtliche und privatrechtliche Handlungsspielraum von Einzelpersonen und sozialen Gruppen im wesentlichen bestimmt. „Hingen doch u. a. aktives und passives Wahlrecht, das Recht zur Gewerbeausübung, Grundstücke und Gebäude am Wohnort zu besitzen, eine Ehe einzugehen oder im Notfall Armenunterstützung zu empfangen von der Position ab, die der einzelne innerhalb der möglichen rechtlichen Beziehungen zu seiner Wohngemeinde innehatte.“¹⁴

Ein Beispiel verdeutlicht dies: Wollte ein Paar heiraten, so verlangte das Gesetz von Braut und Bräutigam neben einem guten Leumund, das Bürgerrecht und einen ausreichend gesicherten Nahrungsstand. Eine Zukunftschance besaß das Paar nur, wenn es das nötige Geld und Auskommen bereitstellen konnte. Wie in den meisten anderen deutschen Staaten bestand eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Rechtsanspruch auf Versorgung im Armutsfall und dem Besitz des Bürgerrechts. Erst in den späten 1860er Jahren verlor diese Regelung ihre Gültigkeit. Wer vor diesem Zeitpunkt kein Bürgerrecht besaß, durfte auf keine Armenunterstützung rechnen. Der Erwerb des Bürgerrechts setzte die Volljährigkeit, Geschäftsfähigkeit und ein gutes Leumundszeugnis voraus. Letzteres legte der Gemeinderat fest. „Wohlverhalten“, „Unbescholtenheit“ und ein „guter, sittlicher Ruf“ sollten einen guten Leumund auszeichnen. Mit dieser gesetzlichen Bestimmung gingen die Gemeinden recht willkürlich um. Sie orientierten sich weniger an Rechtsnormen als an eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen: Wer Geld besaß, bekam erheblich leichter das Bürgerrecht als ein Mittelloser.

Für das frühe 19. Jahrhundert galten in Baden die Rechtsgrundsätze des Zehnten Organisationsedikts von 1803¹⁵. Die gesetzlichen Bestimmungen sahen eine genaue Klassifizierung von Armen vor. Man unterschied zwischen „fremden“, „einheimisch verbürgten“ und „einheimisch unverbürgten“ Armen. „Einheimische Arme (d. i. solche, die selbst, oder deren Eltern Bürgerrecht, Hinterlassenschuz oder Dienste bey einer Gemeinde hatten) müssen den bestehenden Kreis- und Unsern Landesgesetzen gemäß von ihren Gemeinden erhalten werden. Diesem nach a.) dürfen von Beamten oder Ortsvorgesezten keinem Armen Bettelpatente oder Collektirungserlaubnisse gegeben werden, sondern b.) was jemand nach fleißiger Arbeit, die nach der vorhandenen Arbeitsgelegenheit vor allen Dingen in Anschlag zu nehmen ist, weniger verdienen kann, als er zum eingeschränktesten Lebensunterhalt bedarf, das muß ihm in wöchentlichen Gaben gereicht werden, wenn nicht etwa nur zu einer einzelnen Nothwendigkeit, z. E. zu Anschaffung einer Bekleidung zu Zahlung einer Hausmiethe usw. die Unterstützung nothwendig, als wo nachmals diese den Maaßstab des Auswurfs abgiebt.“

Die Gemeinden sahen sich verpflichtet, Gelder aus den örtlichen Kirchenfonds aufzubringen. Arme, die in keiner Gemeinde beheimatet waren, wie etwa Vagantenkinder, mußten die Ortskirchen- und Provinzialfonds verpflegen. Das Edikt regulierte die Höhe der Gaben, die eine Ortschaft für durchreisende Armen aufbringen durfte: „Fremde Arme, welche ein rechtmäßiger Reisezweck durch Unsre Lande führt, wo sie zum erstenmal nach dem Eintritt bemerkt werden, die ernstliche Anweisung empfangen, sich genau an ihre Reiseroute zu halten, und alles Haus- oder Gassenbettel bey Strafe sich zu enthalten; dagegen müssen sie an den durchpassirenden Orten zu dem Almosenpfleger oder Armenpfleger gewiesen werden, eine Gabe zu empfangen, die dann, je nach denen mehreren oder minderen Abgabsstationen, die ein solcher in einem Tag zu passiren hat, so eingerichtet seyn müssen, daß er in dem Tag so viel als zum Leben solchen Tags unumgänglich nothwendig ist, damit zusammenbringen könne.“

„Schläge, Einthürmung und Fanggebühren“: Die Jagd auf Bettler

Die „General-Verordnung vom November 1805 über die öffentliche Sicherheit“¹⁶ forderte Ortsvorsteher und Geistliche auf, die Behörden über die Bettlerzahlen zu informieren. Bettlerverzeichnisse sollten den Gewohnheiten und Gebräuchen der Bettler nachgehen und deren soziale und wirtschaftliche Lage dokumentieren. Wies eine bettelnde Person ihren Unterstützungsanspruch nach, konnte sie sich an die lokalen Fonds wenden. Den übrigen Bettlern und Vaganten erging es ohne Heimatpapiere

schlecht. Wurde man ihrer habhaft, konnten sie an die nächste Militärwerbung abgeliefert werden. Andernfalls waren sie „gehörig zu bestrafen“. Dann nahm man ihnen Pässe und Papiere ab, „insoweit dieselben bloß dazu dienen, um das herumschweifende Leben fortsetzen zu können“. Die Härte des Gesetzes traf auch wandernde Handwerksburschen ohne Ausweis. Die Behörden wiesen sie außer Landes. Überführte man einen Handwerksburschen beim „Fechten“, drohten ihm „Einhürmung oder Schläge“. Überhaupt sah die Verordnung einen rigiden Umgang mit allen Fremden vor, etwa auswärtigen Dienstboten. „Fremde, sich zu Dienen antragende Personen sollen von Niemand eher angenommen werden, als bis sie sich vorher bei dem Ortsvorsteher als rechtschaffene Leute legitimiert haben, wie auch keinem Unbekannten, welcher sich nicht vorher bei dem Ortsvorgesetzten legitimiert hat, etwas abgekauft werden soll.“

Der Gesetzgeber schöpfte gegenüber allen Armen und Bettlern Verdacht. Klopfte ein fremder Kranker oder behinderter Mensch an eine Tür, mußte er von Amts wegen eine ärztliche Untersuchung über sich ergehen lassen, damit der Verdacht einer Vortäuschung ausgeschlossen werden konnte.

Seit 1801 galt außerdem das „Edikt zur Bekämpfung der Bettelei und des Vagierens“ im Herrschaftsgebiet des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, das im Jahr 1805 auf das ganze Kurfürstentum übertragen wurde¹⁷. Auf der Wache stehende oder patroullierende Bürger, Soldaten, Husaren, Wächter, Jäger, Polizeidiener und Hatschiere durften nach Bettlern fahnden. Erwischten sie eine Person, konnte diese „handfest gemacht“ und beim nächsten Ortsvorstand abgeliefert werden.

Der erfolgreiche Fahnder erhielt für seine Tat die gesetzmäßige Fangprämie von einem halben Gulden pro Bettler. Der Ortsvorstand mußte den Bettler sogleich an seine übergeordnete Behörde abliefern. Das zuständige Oberamt Offenburg nahm dann die Untersuchung gegen den Verdächtigen auf, um ihn „je nach Befinden mit Einthürmung oder Schlägen zu bestrafen“.

Im Jahr 1804 verschärfte die Regierung die Bettlergesetze erneut. Ließ sich eine Person von jetzt an beim Betteln erwischen, drohte ihr für mehrere Jahre die Rechtlosigkeit. Die Hintergründe des Erlasses waren sozialrechtlicher und politischer Art. Die politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen nach 1800 brachten eine deutlich höhere Mobilität der Bevölkerung mit sich. Diesen Tatbestand betrachteten Fürst und Regierung als äußerst staatsgefährdend. Im genauen Wortlaut hieß es: „Wir finden Uns durch die überhand nehmende Störung der öffentlichen Sicherheit und das freche Herumschweifen so vielen liederlichen Gesindels bewogen, drei Wochen vor Verkündigung dieses Ediktes durch das Regierungsblatts an,

alle Jauner, auch herumstreifende Räuber oder Diebe auf drei Jahre für rechtlos zu erklären, und in dessen Gefolge zu verordnen, (...). Daß alles dieses Jauner- und vagierende Gesindel hiermit aus dem Schirm der milden Landesgesetzgebung gesetzt, mithin jeder, der in Unseren Landen in Untersuchung verfällt, nach der Strenge der peinlichen Halsgerichts-Ordnung und der Kreisschlüsse verurtheilt werden soll¹⁸.“

Die Landesverordnung „Die Verbringung armer fremder kranker Personen durch Frohndfuhren von Ort zu Ort betr.¹⁹“ von 1808 führt uns die kommunale Behandlungspraxis gegenüber fremden, kranken Bettlern und Armen vor Augen. Mit „Bettelfuhren“ versuchten viele Orte zu Beginn des 19. Jahrhunderts, sich ihrer Armenlast zu entledigen²⁰. War eine Gemeinde nicht wachsam genug, die Einreise eines fremden Bettlers zu verhindern, mußte sie die Abschiebung und Verpflegung aus dem eigenen Gemeindepäckel finanzieren. Lediglich kranke Bettler bekamen eine kurze Schonfrist.

Erste allgemeingültige Regelungen

Zwei Jahre später, am 28. Mai 1810, erließ die großherzoglich-badische Regierung eine Verordnung, mit der erstmals eine allgemeingültige gesetzliche Regelung der Armen- und Bettlerfrage aufgestellt und den Gemeinden eine minimale Versorgungspflicht gegenüber ihren bedürftigen Bevölkerungsteilen übertragen wurden²¹. Gleichzeitig mußten die Ortsvorgesehenen „Müßiggänger“ nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt bestrafen und Ortsarme am „Auslaufen“ in andere Orte hindern und hart bestrafen²². Trotz eines ausdrücklichen Verbotes wurde die gewaltsame Abschiebung unliebsamer Bettler weiterhin praktiziert. Aus der Offenburger Stadtrechnung von 1830 geht hervor, daß z. B. der „Ackermann Anton Herrmann“ mehrere solcher Bettelfuhren in städtischem Auftrag übernommen hatte: „Anton Herrman wird angewiesen, eine Weibsperson Maria Bruder von Kippenheim mit ihrem Kinde auf einer einstämmigen Fuhre nach Friesenheim zu führen. Offenburg, am 2. April 1830²³.“ Am 3. Juli 1830 wurde eine Kranke aus Münster nach Friesenheim gebracht. Die Offenburger Bettelfuhren führten immer an die Grenzen des Offenburger Oberamtsbezirks: Kork (Westen), Friesenheim (Süden), Appenweier (Norden) und Gengenbach (Osten).

Im Gegensatz zu den erwähnten Bettlern genossen sog. „legitimierte vorbeziehende Arme“ und Handwerkerburschen eine verhältnismäßig bevorzugte Behandlung. Sie konnten jetzt im Krankheitsfall eine begrenzte Unterstützung beanspruchen.

aber, wie die Erfahrung zeigt, nicht leicht im Großherzogthum vorkommt – keine lohnende Arbeit finden können²⁶“. Tatsache ist, daß die Bürgermeister und Gemeinderäte aus Kostengründen den Lebenswandel ihrer Ortsarmen noch genauer beobachteten, um ihnen Arbeitsunwilligkeit nachweisen zu können.

Armenkommissionen und Armenordnungen

Die Diskussion um Neuerungen in der Organisation und Finanzierung der Armenversorgung beschäftigte im Vormärz viele Gemeindeverwaltungen und örtliche Kommissionen. 1826 legte der vielgereiste Offenburger Handelsmann Zachmann einen ausgearbeiteten Vorschlag zur Armenpolitik der Stadt Offenburg vor. Seine Forderungen klingen, im Vergleich zu dem damaligen status quo, modern: die Einteilung der Armenbetreuung in Bezirke und die Schaffung von städtischen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Zachmann schwebte eine Armenarbeitsanstalt vor, mit der er drei Zwecke verfolgte: „1. Die Unterstützung der Dürftigen 2. Die Verhütung des Verarmens 3. Die Abstellung der Betteley“. Die Stadt teilte er in 4 Bezirke auf, für die jeweils ein Armenvorsteher zuständig sein sollte. Ein bedürftiger Armer mußte, wenn er von der Stadt unterstützt werden wollte, einen vorgefertigten Fragebogen ausfüllen und die Richtigkeit der Antworten durch zwei seiner Nachbarn bestätigen lassen. Dieses Gutachten mußte der Armenkommission vorgelegt werden, die den Fall prüfte und dem zuständigen Armenpfleger oder Fonds genaue Anweisung erteilte.

Außerdem schlug Zachmann die Zusammenlegung der verschiedenen Spenden der Offenburger Fonds vor. Eine Arbeitsanstalt für Arme sollte den Armen Arbeit und Verdienst geben und sie zur Arbeit erziehen. „Man würde nemlich die tauglichen Armen Hanf und Flachs Wolle und B.wolle spinnen lassen u. zwar in ihren Wohnungen.“ Die Armen sollten Werkzeuge Rohstoffe erhalten. Der fertige Stoff sollte schließlich wieder an die Armen verkauft werden. Einen Teil des Garns wollte Zachmann zu einem höheren Preis, zu Lasten der Armenkasse, abkaufen²⁷.

Nach einem Protokoll der Offenburger Armenkommission vom 15. Januar 1829 zu urteilen, wurden drei Jahre später tatsächlich alle Armen mit ihren Angehörigen aufgefordert, einen Fragebogen auszufüllen²⁸. Die Angaben sollten mit den vorhandenen Armenlisten verglichen werden. Als Arbeitsaal schlug man die ehemalige Amtsrevisoratskanzlei vor. Aus dem Karlsruher Gewerbehaus, einer Armenanstalt, berichtet man: „Ein Knabe im Alter von 10–12 Jahren spinnt von morgens 6 bis abends 7 Uhr 1 1/2 Pfund ordinäres Garn und verdient zwischen 12 und 16 Xer.“ Nebenbei verbrach-

Im Gewerbhaus dahier

vom 23.^{ten} April 1829. bis 23.^{ten} April 1830. Summe 160. Kinder,
und 7. Erwachsene Fabrikate hergestellt, und
gewert.

1.	Molle gepflüzt.	4567. #
2.	Mollengarn gepflüzt.	3951. #
3.	Zweifeln gepflüzt.	50. #
4.	Mollengarn gewirkt.	2996. #
5.	Mausen Wolle gewirkt.	6014. Paar
6.	Wollgarn gewirkt.	53. Paar
7.	Leinwand und Linnen gewirkt.	75. Stück
8.	Leinwand gewirkt.	278. Paar
9.	Wolle und Halbseide gewirkt.	302. Paar
10.	Wolle gewirkt.	618. Lein
11.	Müllerei gewirkt.	329. Lein
12.	Leinwand gewirkt.	100. Lein
13.	Leinwand gewirkt.	107. Stück
14.	Leinwand gewirkt.	0. Stück
15.	Carixde Pferdehaar gewirkt.	213. Lein
16.	Wollgarn gewirkt.	158. Lein
17.	Ein gewirkt.	60. Lein
18.	Wollgarn gewirkt.	18. Lein
19.	Leinwand gewirkt.	162. Lein
20.	Leinwand gewirkt.	1092. Paar
21.	Leinwand gewirkt.	3. Stück

Die Arbeiter haben davon erhalten:

~ 2967. fl. 39. 3/4

Davon sind dem Staat:

für ~ 6763. fl. 22. 3/4

Reich

Zusammenstellung, was 160 Kinder und 7 Erwachsene an Fabrikate im „Gewerbhaus“ produzierten (StaO 5/33-1).

Armen - Ordnung

der
Stadt Offenburg.

§ 1.

Das Armenwesen steht unter einer eigenen Commission, welche sich Armen-Commission nennt.

§ 2.

Diese Commission besteht:

- 1) aus dem Stadtpfarrer,
- 2) dem Bürgermeister,
- 3) zwei Mitgliedern des Gemeinderaths,
- 4) drei Mitgliedern des Stiftungsvorstandes.

Der Pfarrer führt den Vorsitz; in dessen Abwesenheit der Bürgermeister. Die Form der Verhandlungen ist collegialisch. Der Beschluß wird nach Stimmenmehrheit gefaßt.

§ 3.

Die Armen-Commission ist befugt, die Waisenrichter als beratende Mitglieder in ihre Sitzungen beizuziehen.

§ 4.

Die Armen-Commission versammelt sich in der Regel am ersten Freitag jeden Monats Vormittags 10 Uhr im Sitzungslocale des Stiftungsvorstandes, wenn nicht besondere Veranlassungen ihren öftern Zusammentritt nöthig machen.

§ 5.

Der Actuar des Stiftungsvorstandes ist auch Actuar der Armen-Commission. Er führt deren Protocolle, welche zu ihrer Gültigkeit von sämmtlichen anwesenden Mitgliedern unterzeichnet und worin alle Beschlüsse niedergeschrieben werden müssen.

§ 6.

Die Stadt und Vorstadt sollen in Distrikte abgetheilt werden. Jeder Distrikt erhält einen Aufseher — Distrikts-Aufseher —, welcher die in seinem Bezirk wohnenden Armen in Bezug auf ihre Aufführung, Arbeitsfähigkeit, Gelegenheit zum Verdienst und Anwendung der verabreichten Unterstützungen zu beaufsichtigen hat. — Jeder Distrikts-Aufseher empfängt darum ein Verzeichniß der in seinem Bezirk wohnenden und Unterstützung beziehenden Armen, und jeder dieser Letztern ist gehalten, bei seinem etwaigen Wegzug aus dem Distrikt dem Aufseher davon die Anzeige zu machen, so wie bei dem Aufseher seines Distrikts, in welchen er zieht, in den ersten 24 Stunden sich anzumelden.

§ 7.

Die Distriktsaufseher können ebenfalls in die Sitzungen der Armen-Commission zur Berathung gezogen werden.

Sie stehen unter dieser Commission.

§ 8.

Der Diener des Stiftungsvorstandes ist zugleich Diener der Armen-Commission. Zudem stehen sowohl der Armen-Commission als den Distriktsaufsehern die städtischen Polizeidiener zur Einziehung von Erkundigungen u. dgl. ~~solern sie auf~~ das Armenwesen Bezug haben, zu Gebot — jedoch unbeschadet ihres übrigen Dienstes. 17/2

§ 9.

Wer einer Unterstützung bedürftig ist und sie wünscht, hat sich auf der Stadtkanzlei an den Bürgermeister zu wenden, und zwar an einem der geordneten allgemeinen Amtstage.

Dieser erhebt nöthigenfalls unter Beizug des Distrikts-Aufsehers, unter dem der Arme steht, die Verhältnisse desselben, füllt den eigens hiefür gedruckten Fragebogen aus, und legt dann die so eingekommenen und erhobenen Gesuche in der nächsten Armen-Commissions-Sitzung zur Berathung und Beschlußfassung vor.

§ 10.

Dringende Fälle werden durch den Pfarrer und Bürgermeister provisorisch erledigt, und sind in der nächsten Sitzung zur Beschlußfassung der Commission vorzulegen.

§ 11.

Es wird der gehörigen Uebersicht wegen ein Buch angelegt — Armenbuch —, in welches Jeder, der Unterstützung erhält, eingetragen wird. Die Einrichtung des Buches richtet sich nach dem aufgestellten Fragebogen und der eigens getroffenen Klassen-Eintheilung der Armen.

§ 12.

Die Armen-Unterstützung, welche sich nicht auf Grundsätze stützt, wirkt eher schlimm als gut.

Man hat darum folgende Normen für Unterstützungen angenommen:

- a) Nur Derjenige kann aus den hiesigen Stiftungsmitteln Unterstützung erhalten, welcher Mitglied der hiesigen Gemeinde ist — somit Heimathsberechtigt dahier hat.
- b) Nur ganz oder theilweis arbeitsunfähige Arme werden unterstützt, wenn sonst Niemand zu deren Unterstützung gesetzlich oder vertragmäßig verpflichtet ist und die Mittel dazu hat.
- c) Die Armen sollen nur nach Nothdurft unterstützt werden.
- d) Die Unterstützungsweise, ob in Geld oder Brod u., richtet sich nach den gegebenen Verhältnissen der zu Unterstützenden.
- e) Bei solchen unterstützt werdenden Armen, welche erkrankt und in das Krankenhaus aufgenommen werden, hört die Unterstützung für die Zeit ihres Verweilens im Spital auf.

Die Unterstützung armer Durchreisender wird wie seither besorgt.

§ 13.

Die Armen-Commission wird unter Mitwirkung der Waisenrichter, Distriktsaufseher und jedes gutdenkenden Einwohners, wo es nöthig ist, dafür sorgen, daß die arbeitsfähigen Armen Beschäftigung erhalten, und erforderlichenfalls veranlassen, daß gegen die Arbeitsscheuen polizeilich eingeschritten werde.

Offenburg, im April 1837.

te er einige Stunden in der Schule. In einem Bericht der Offenburger Armenkommission heißt es: „Wir haben beyläufig 100 erwachsene Arme, welche Unterstützungen erhalten, denen man jetzt im Winter nichts abbrehen kann, wir wollen 20 hiervon als ganz arbeitsunfähig annehmen“. Die übrigen 80 könnten bei täglich vier Stunden Arbeit 2000 Gulden pro Jahr einbringen.

1837 erließ die Stadt Offenburg schließlich eine Armenordnung.

2. Quellen zur Armengeschichte

Der Bestand an lokalen Archivquellen zur Armutsgeschichte fällt sehr unterschiedlich aus. Die städtische Armutsgeschichte ist, im Gegensatz zur recht spärlichen dörflichen Überlieferung, gut dokumentiert.

In den Dorfarchiven bietet das Rechnungswerk Einblicke in Art und Umfang der komunalen Armenunterstützung (vor allem die Rechnungsbelege). In den Gemeinderatsprotokollen finden wir die Anträge auf Unterstützung der Ortsarmen festgehalten. Erwähnenswert sind außerdem die seit Anfang des vorigen Jahrhunderts überlieferten Rechnungen der Ortsarmenfonds, teilweise auch Protokolle sowie die Aktenfaszikel der Rubrik „Armenwesen“ des Külby-Aktenplans. Dieselbe Rubrik findet man im übrigen auch im Beh'schen Aktenplan der katholischen Pfarrarchive. Letztere verbergen oftmals wesentlich interessanteres Material als die Gemeindearchive. Hauptquellen dabei sind die Rechnungs- und Protokollbände der kirchlichen Fonds.

Kirchenrechnungen

Die Säulen der traditionellen Armenversorgung (in katholischen Ortschaften) lasteten auf der Bereitschaft zur Mildtätigkeit der Gläubigen, die den Armen ein kleines, aber regelmäßig wiederkehrendes Almosen stifteten. Das jährliche Almosen brachte die Kirche aus den Zinseinnahmen auf. Das eigentliche Stiftungskapital verlieh der Kirchenpfleger unverzüglich an Dritte als verzinstes Darlehen weiter. Dies geschah häufig in Form eines „Jahresgedächtnisses“²⁹.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfügten die Fonds, deren Rechnungen im Stadtarchiv Offenburg aufbewahrt werden, über folgendes Kapital:

St. Andreasfonds Offenburg	138.900 Gulden (1852/53)
Kirchenfonds Offenburg	79.847 Gulden (1853/54)
Stadt Offenburg	51.918 Gulden (1852)
Armenfonds Offenburg	35.297 Gulden 1852/53)
Landkapital Offenburg	27.666 Gulden (1853/55)
Prädikaturfonds Offenburg	13.881 Gulden (1851/53)
Kirchenfonds Weingarten	13.171 Gulden (1851)
Kirchenfonds Zunsweier	12.644 Gulden (1851/52)
Sophienstiftung Offenburg	11.939 Gulden (1853/54)
Kirchenfonds Elgersweier	2.014 Gulden (1857)
Häusslerstiftung Offenburg	3.719 Gulden (1851/53)

Kirchen, Stiftungen und Kommunen legten ihr Geld an und bildeten auf diese Weise ein Mikrosystem lokaler Finanzbeziehungen. Die Stadt Offenburg belieh Zeller Einwohner, der Stab Zell wiederum nahm Gelder beim örtlichen Kirchenfonds und diversen anderen Fonds auf. Aus den laufenden Zinseinnahmen deckte die Stadt einen Teil ihrer Ausgaben, die Pfarrei steckte Überschüsse in die Sanierung von Pfarrhaus und Kirche. Die Armenfonds zahlten aus den Zinsen Almosen, Grabkerzen und Schulgelder an ihre Armen.

Während die Kirchenfonds eine sehr lange Geschichte vorweisen können, sind die Armenfonds nicht älter als schätzungsweise 170 Jahre. In Offenburg wurde der 1813 gegründete Armenunterstützungsfonds 1832 mit den Schaffneien des Gutleuthauses und der Elendenherberge vereinigt. Diesem Armenfonds wurden auch verschiedene kleine Stiftungen einverleibt, u. a. die Spenden des Reichsschultheißen Witsch und dessen Gattin zur Unterstützung mittelloser Bürgersöhne und -töchter.

Die Einführung der Armenfonds leitete eine weitere Phase der Kommunalisierung und Säkularisierung der Armenversorgung ein. Letztere hatte die Abtrennung kirchlicher Stiftungen, die zu Kulturzwecken und zur Seelsorge dienten, von sogenannten „milden Stiftungen“, mit denen weltliche Dinge unterstützt wurden, organisatorisch bereits vollzogen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nahm die großherzogliche Regierung eine tiefgreifende rechtliche und institutionelle Umstrukturierung des Stiftungswesens vor. Das Organisationsedikt vom 26. November 1809 unterstellte die örtlichen Stiftungen sogenannten Amtsrevisoren, welche die Ortsalmsen und Heiligenfonds verwalten, sowie Bettler und Vaganten kontrollieren sollten³⁰. Zwischen der örtlichen Stiftungsverwaltung und den Almosenempfängern schob sich somit eine staatliche Zwischeninstanz. Die organisatorischen Veränderungen betrafen auch die Stiftungspraxis: Seit dem ersten Konstitutionsedikt vom 14. Mai 1807 durfte der Kirche das

Kirchenvermögen nicht entzogen werden³¹. Zwei Jahre später knüpfte man die Erwerbung neuer Güter an eine staatliche Genehmigung. Das galt insbesondere für „Verfügungen unter Lebenden oder auf den Todfall zum Vortheil gemeinnütziger Anstalten³²“. Erst die höchste Verordnung vom 10. 4. 1833 modifizierte diese Regelung³³: Ab sofort mußten Stiftungen bis zum Betrag von 1500 Gulden durch den Oberkirchenrat oder die Kreisregierung und bis zum Betrag von 3000 Gulden durch das Ministerium des Innern genehmigt werden³⁴. Stiftungsverwaltung und Armenversorgung gerieten jetzt immer stärker unter weltliche Kontrolle. Seit 1827 übte ein Stiftungsvorstand die Verwaltung aus. Er setzte sich aus dem Ortspfarrer und gewählten Gemeindemitgliedern zusammen³⁵. Die Almosen- und Unterstützungsbeträge schränkte der Staat nun gesetzlich ein³⁶. Die milden Fonds konnten keine Beträge über wöchentlich 30 Kreuzer an ihre Ortsarmen auszahlen. Höhere Geldsummen bedurften einer amtlichen Genehmigung.

Die Ortsarmenfonds

Nach der schrittweisen Auflösung der kirchlichen Armenversorgung trat der Ortsarmenfonds immer stärker in den Vordergrund. Nicht jeder Notleidende kam ohne weiteres in den Genuß einer Hilfeleistung aus den Unterstützungskassen von Gemeinde und Armenfonds. Nur mit dem Bürgerrecht ausgestattete, „einheimisch verbürgte Arme“ und Gemeindebedienstete durften auf ein offizielles Armenalmosen hoffen. Die Gemeinde mußte erst dann mit eigenen Leistungen einspringen, wenn die Zahl der unterstützungswürdigen Armen die Finanzkraft ihres Ortsarmenfonds überforderte³⁷. Die Gemeindegesetze von 1831 übertrugen schließlich die Aufgabe den Kommunen.

Der Rammersweierer Ortsarmenfonds teilte seine Hilfen in „ständige“ und „unständige“ Leistungen auf. Zu ersteren gehörte die Mitfinanzierung einer Handwerkerlehre, die der Stiftungsvorstand einem geeigneten armen Dorfjungen gewährte. Die Kosten teilten Gemeinde und Armenfonds zur Hälfte unter sich auf. Sog. unterstützungswürdigen Armen zahlte der Fonds ein einmaliges Almosen von 36 Kreuzern aus. Das entsprach dem Gegenwert eines Tageslohns³⁸. In vielen Fällen gab der Fonds eine solche Summe mehrmals im Jahr aus. Eine arme Familie kam 1844 in den Genuß von drei Gulden. Wie im Falle der Anniversarien richtete sich der Unterstützungsumfang nach der Höhe des Stiftungskapitals, mit anderen Worten nach der Mildtätigkeit der Bürger³⁹. Die Leistungskraft des Ortsarmenfonds war deshalb bescheiden. Auf eigene Reserven konnte der Stiftungsvorstand nicht zurückgreifen.

Stadtgemeinde Offenburg.

U e b e r s i c h t

der Empfänger und der Unterstützungen aus hiesigen Fonds.

A. Wöchentlicher Aussteiler.	Geld.		Brod.		Bemerkungen.
	fl.	fr.	Paib à 6 &	Paib à 4 &	
Armbruster Johann d. ä.	—	36	—	—	
Armbruster Benedikt Kinder	—	—	—	1	
Braig Lorenz	—	48	4	—	
Buß Joseph	—	—	1	—	Kost mit Wein und Brod aus dem Spital.
Braig Joseph Wittwe	—	24	—	2	
Belli Maria Anna	—	12	1	—	
Blöckle Math.	—	18	2	—	
Bruckert Jakob und Frau	—	27	2	—	Wie Nro. 4.
Beulenger Wittwe	—	24	—	2	†
Burg Karl Wittwe	—	12	—	1	
Perrenz Johann Enkel	—	—	2	—	Nebst Restgeld.
Baumann Johann, Weber	—	—	1	—	
Bosack Martin	—	18	2	—	
Bera Joseph Wittwe	—	24	—	1	
Birkmaier Blas Wittwe	—	18	—	1	
Basler Simon Wittwe	—	24	2	—	Für diese vier Kinder werden à 48 fr. wöchentlich 3 fl. 12 fr. aus der Spitalkasse bezahlt. Armenkost aus dem Spital.
Beile Kind bei Armbruster	—	—	1	—	
2 ditto bei Bruder	—	—	2	—	
1 do. bei Lahner	—	—	1	—	
Basler Karl	—	18	—	—	
Dummer Julius Wittwe	—	24	2	—	
Dreher Jakob Wittwe	—	—	—	1	
Elbs Theresia	—	12	—	1	
Eisenmann Friedrich Wittwe	—	—	—	1	
Elmenreich Wittwe	—	—	1	—	
Eschbacher Wittwe	—	24	1	—	
Fischer Blas Tochter	—	18	1	—	
Flickinger Joseph	—	12	—	—	
Felder Johann Wittwe	—	—	1	—	
Fink Leopold Wittwe	—	12	—	1	
Gisler Maria Anna	—	12	1	—	
Geiger Salema	—	30	—	—	Kost mit Wein u. Brod a. d. Spit. Kost am Unterpfund-Tisch. †
Gnand Barbara	—	12	—	—	
Görmann Johann	—	36	—	—	
Glad Joseph	—	18	1	—	
Glatfelder Joseph Wittwe	—	—	1	—	
Göhr Jakob Frau	—	—	—	1	
Gailer Faver	—	12	—	1	
Gisler Johann Wittwe	—	—	—	2	
Hessel Barbara	—	12	—	—	Freie Unterpfund à 20 fr. tägl.
Herrmann Joseph Wittwe	—	18	1	—	
Hug Anton Wittwe	—	12	—	—	
Höpfenloch Melchior	—	—	—	1	
Jägler Ignaz Wittwe	—	18	—	2	
Jsemann Jakob	—	—	2	—	

Die Leitungen des Offenburger Armenfonds (StaO 5/33-1).

Im Vergleich zur dörflichen Situation verfügte eine Stadt wie Offenburg über größere finanzielle Ressourcen: Allein die Sammlungen ergaben etwa 1830 einen Betrag von 1380 Gulden. Die Stadt bezahlte das sog. jährliche große Almosen von 80 Gulden. Die in Gasthäusern aufgestellten Armenbüchsen erbrachten etwa 30 Gulden. Davon unterstützte der Fonds 72 Menschen mit Beträgen zwischen wöchentlich 12 Kreuzern und 1 Gulden. Weitere Beträge kamen aus älteren Stiftungen, Polizei- und Frevelstrafen sowie Schulversäumnisstrafen. Im Rechnungsjahr 1830 nahm der Armenfonds durch 77 gestiftete Jahreszeiten der Kirchenschaffnei Offenburg 144 Gulden ein.

Die Armenpolizei

Im Jahr 1819 führte der Rammersweierer Gemeinderechner in sein Rechnungswerk den Posten „Armenpolizei“ ein, in Offenburg wurde die Rubrik „Armenunterstützung“ erst 1830 durch „Armenpolizei“ ersetzt.

Ein Vergleich der Gemeindeausgaben für die Armenpflege verdeutlicht einen rasanten Anstieg der kommunalen Armenausgaben, der sowohl für Offenburg als auch Rammersweier zutrifft.

1820 R: 30 fl OG: 432 fl

1835 R: 77 fl OG: 285 fl

1842 R: 388 fl OG: 416 fl

1847 R: 466 fl OG: 2340 fl

1853 R: 601 fl OG: 2339 fl

Die Offenburger Zahlen müssen ergänzt werden, da die Versorgungsleistungen des St. Andreasfonds und anderer Fonds fehlen. So stiegen die Armenausgaben aller Stiftungen, Fonds und der Armenpolizei zusammengerechnet von 9035 Gulden (1830), auf 17 885 Gulden (1846) und 22 393 Gulden (1848). Die Zahlen stammen aus einem gedruckten Bericht über die Verwendung kirchlicher Stiftungsgelder aus dem Jahr 1850. Der Offenburger Stiftungsvorstand stellte darin eine Bilanz seiner Tätigkeiten zwischen 1830 und 1849 auf⁴⁰. Das sehr aussagekräftige Dokument bietet uns ein authentisches Bild der sozialen Lage, in der sich die Bevölkerung zwischen 1830 und 1850 befand. Ganz dem Denken der nachrevolutionären Reaktionszeit verhaftet, wollte der Stiftungsvorstand die Offenburger Bürger vor den sozialen und politischen Gefahren des Verarmungsprozesses warnen. Eindringlich forderte er die Bürgerschaft auf, bei der Bewältigung der sozialen Frage „an einem Strick zu ziehen“. Sonst drohe der Stadt eine unheilvolle Zukunft, „welcher eine Bürgerschaft unausweichlich entgegen-eilt, in deren Schoß die Verarmung in solchem Grade zunimmt“. Innerhalb von fünfzehn Jahren stiegen die Armenausgaben um etwa 200 Prozent.

Zwischen 1847 und 1848 um weitere 122 Prozent. „In einem Zeitraum von 20 Jahren also, in dem die Bevölkerung sich fast ganz gleich blieb, haben sich die Unterstützungen an die Armen um die Hälfte vermehrt. – Schlimme Vermehrung! Aus diesem Spiegel schaut ein bedenkliches Stadtgesicht heraus! Den Stiftungsvorstand erstaunte im Jahr 1830/31, ‘wie groß der Zudrang um Unterstützung, wie enorm die Summe dieser Unterstützung sei, und wie sehr die Fonds bei dem Stocken mancher Einnahmequelle in Anspruch genommen werden; ‘was sagen wir heute: Gleich einem Wald-bache, der durch wilde Gewässer seinen Bord überschreitet und zum allverheerenden Strom anschwillt, und bei jedem Schritte seines Laufes anschwillt, drohender, unersättlicher wird, – also die Verarmung der Stadt⁴¹.“

3. Mikrohistorie der Armut

Aus den Rechnungsunterlagen erhält man erste Einblicke in die Alltagsgeschichte der Armen. Die Armenpolizei versuchte durch ihre Hilfen vier Grundübel der Armut zu lindern: Hunger, Krankheit, Kälte und Obdachlosigkeit. Während sich der Rammersweierer Armenfonds bei seinen Aktivitäten auf die Auszahlung kleiner Geldsummen beschränkte, gewährte die Rammersweierer Armenpolizei eine Vielzahl individueller Hilfeleistungen. Die Aktivitäten milder Stiftungen und Fonds sowie der kommunalen Armenpolizei der Stadt Offenburg wurden seit Ende der 1820er Jahre von einer Armenkommission koordiniert.

Als häufigste Form der Armenunterstützung erstattete die Gemeinde Hilfen zum Lebensunterhalt. Beispielsweise schafften die Kommunen Brot, Mehl und Holz und Saatkartoffeln für ihre Ortsarmen an. Einzelpersonen, wie etwa der „Kranke Michael Blöchele“ und die „Ledige Bettlerin Rosina Hartmann“, bekamen für je 22 Kreuzer Fleisch zugeteilt.

Hunger und Bettel

Armut bedeutete, angesichts hoher Preise und fehlender Nahrung, in erster Linie „Hunger“. Es war der ständige Begleiter, nicht allein der Armen, sondern des größten Teils der Bevölkerung. Schuld daran hatten hohe Preise und fehlende Nahrungsmittel.

Die Nachfrage nach Grundnahrungsmitteln überstieg das traditionelle „große Almosen“ des Offenburger St. Andreas-Hospitals. Sog. „Land-

arme“ zogen in Scharen an die Tore des Hospitals. 1810 reagierte der Stiftungsrat mit der Streichung der Almosenvergabe an Markttagen. „Man hat wahrgenommen, daß sowohl hiesige Arme, als auch Bettler vom Lande und vorzüglich die Schulkinder an Diensttagen und Samstag das Brodalmosen holen und empfangen, auch daß diese Almosen Ablangung von den nämlichen Personen an einem Tag oft 2 und 3 mal geschieht: eben so ist man darauf aufmerksam gemacht worden, daß den hiesigen Hausarmen, welchen in früherer Zeit ein Brodalmosen, nachhin aber die Kost nebst der dazu gehörig Porzion Brod angewiesen wurde, noch beydes zusammen abgereicht wird. In Erwägung nun a:) daß die hiesigen Einwohner, in so weit sie dürftig und würdig sind, ein decretiertes Almosen aus dem Spital empfangen, b:) die Abreichung eines Brodalmosens an alle, welche an den Markttagen vor die Hospitalsthüren kommen, sowohl polizeiwidrig, als mit der Ökonomie des Hospitals nicht vereinbart ist⁴².“

Wegen der Mißernten zwischen 1813 bis 1816 baten die Rebbauern das St. Andreas-Hospital um die Stiftung von Brotfrüchten. Sie besaßen praktisch nichts zu essen⁴³. Die Knappheit an Brotfrüchten im Herbst 1816 lag nicht ausschließlich an den klimatischen Verhältnissen, sondern ging auf Spekulationsgeschäfte zurück⁴⁴. Damit wurden dem Markt die so dringend notwendigen Brotfrüchte entzogen und die Preise auf einem hohen Niveau gehalten. Nahrungsmangel und überhöhte Preise trafen vor allem die städtischen und ländlichen Unterschichten. Als einzige Einrichtungen neben den Armenfonds schritten Wohltätigkeitsvereine zur Tat⁴⁵. Die Bewohner der Stadt Lahr⁴⁶ starteten den Versuch, durch eine gezielte Aktion die Mängel in der Nahrungsmittelversorgung zu beheben. Wohlhabende Einwohner bildeten einen Fonds zum Ankauf von Früchten und Kartoffeln. Die Beiträge bestanden aus Aktien zu 100 Gulden, die zur nächsten Ernte zu einem fünfprozentigen Zinssatz zurückbezahlt wurden. Mit diesem Kapital kauften sie Nahrungsmittel von auswärtigen Märkten ein, damit die Lahrer Marktpreise nicht in die Höhe stiegen. Die so gesammelten Früchte und Kartoffeln verkaufte man zu billigen Preisen an Bedürftige weiter.

Anfang der 1830er Jahre verschärfte sich die Versorgungskrise erneut. Nach einer Weinmißernte stiegen die Bettlerzahlen in der Umgebung von Offenburg wieder an. Am 4. April 1831 fand „zum Besten der Armen im Rebgebirge“ ein Ball im Saal des Offenburger Gasthauses „Zum Salmen“ statt, dessen Erlös den Bewohnern des Rebgebirges zugute kam⁴⁷. Im Sommer des gleichen Jahres zerstörten schwere und lang andauernde Regengüsse und Überschwemmungen die Ortenauer Körnerfrucht- und Kartoffelernte. „Viele, sehr viele Familien sind dadurch dem bittersten Mangel preisgegeben worden; denn ohne Früchte zu Brod, ohne Futter fürs Vieh,

Extra = Beilage

zum

Wochenblatt für Offenburg und Lahr.

U e b e r s i c h t

der Beiträge zum Offenburger Wohltätigkeits-Verein.

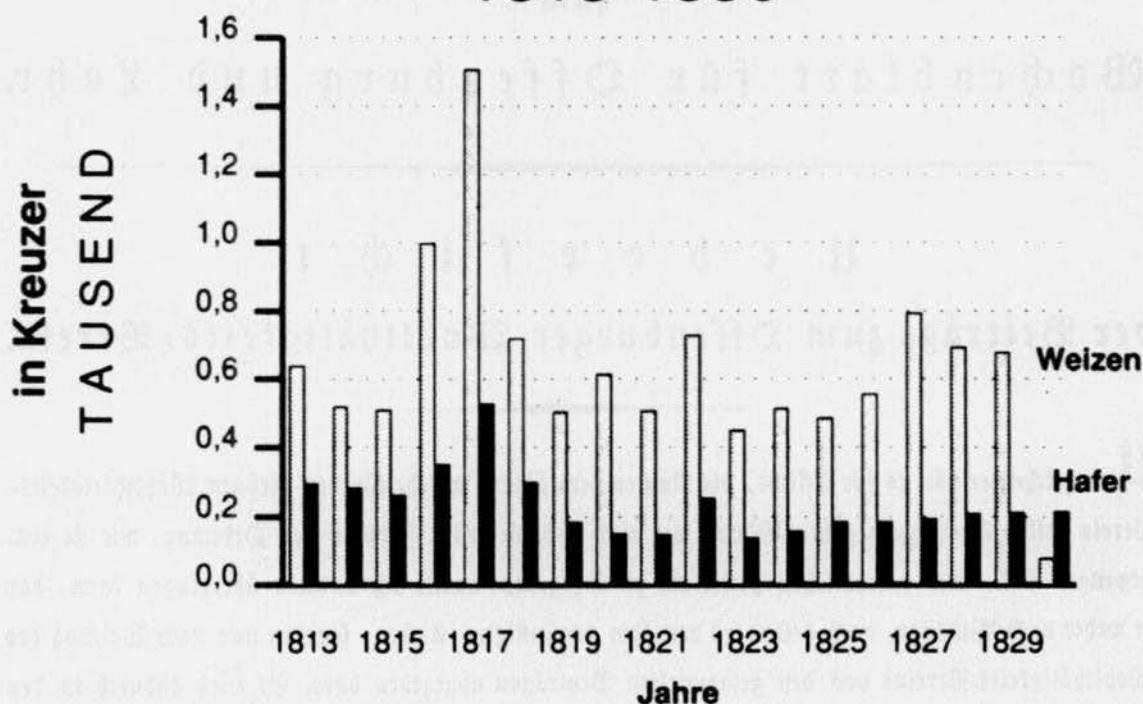
Unterzeichneter hält es für Pflicht, die Namen derjenigen, welche für den hiesigen Wohltätigkeits-Verein milde Beiträge gegeben haben, wie auch die Beiträge selbst in der Ordnung, wie sie eingegangen sind, dem verehrlichen Publikum zu übergeben, damit sich dasselbe überzeugen kann, daß er weder nach Willkühr, noch besonders von ihm begünstigten Armen, sondern nur nach Welsung des Wohltätigkeits-Vereins von den gesammelten Beiträgen abgegeben habe. Es wird dadurch in den Stand gesetzt, über das erhaltene, abgegebene und noch vorrätige Geld ein richtiges Urtheil zu fällen, und kann die ferneren Beiträge demselben beliebig überschießen, über welche er am Ende wieder eine öffentliche Rechnung ablegen wird.

Beiträge für den Monat März 1817.		fl.	kr.
	fl. kr.	Stadtrath Göbring, für 1 Mon.	3 —
Der Hochwürdigste Fürstbischof von Basel	151 12	Geheime Rath von Ritz	21 36
Prälat von Ettenheimmünster für 1 Mon.	10 48	Baron von Lassolane, für 1 Mon.	20 —
Frau von Neveu, die ältere, für 1 Mon.	2 42	Frau Staatsrätbin Holzmann	10 48
Von ihrer Jungfer und Köchin	1 45	Baron v. Nied, Familie und Hausgenossen	35 30
Frau von Versfett	10 48	Städtemeister Billel, für 1 Mon.	30 —
Konsulent Stoll	5 —	Oberbürgermeister Lihl	5 24
Kreisrath Gysler, für 1 Monat	5 24	Frau Junstmeisterin Kleyle, für 1 Mon.	4 —
Kreis-Sekretär Gysler	2 42	Regier.Rath Frhr.v. Sausburg für 1 Mon.	11 —
	<u>190/21</u>		<u>141/18</u>

Die Beiträge zum Offenburger Wohltätigkeitsverein (StaO 5/33-1).

ohne Geld wegen des fehlenden Hanfs, ohne Kartoffeln endlich, wie sollen die Armen sich nähren, wie die mahenden Gläubiger befriedigen, wie die Aussaat bestellen im künftigen Frühjahr und im nahen Herbste, wenn anders bis dahin das Feld die zur Bebauung nöthige Trockenheit wieder erhält⁴⁸.

Regionale Preisentwicklung 1813-1830



Regionale Preisentwicklung für je 1 Viertel Weizen und Hafer nach Preisen des Offenburger Fruchtmarktes 1813–1830. Quelle: Offenburger Wochenblatt.

Der Offenburger Wohltätigkeitsverein unterstützte noch im März 1832 195 Familien und insgesamt 855 Personen mit Nahrungsmitteln, 552 davon waren „nicht arbeitsfähige Arme“⁴⁹. Im April 1832 nahm die Offenburger Suppenanstalt ihren Betrieb auf. Die milden Fonds der Stadt Offenburg stießen an ihre finanziellen und organisatorischen Grenzen. Im März 1832 sah sich der katholische Stiftungsvorstand Offenburgs zur öffentlichen Stellungnahme veranlaßt: „Die täglich zunehmende Zahl derjenigen, welche der Unterstützung bedürfen, nöthigt den Stiftungsvorstand, sich nach Mitteln umzusehen, wie man der Noth steuern und dabei den hart bedrängten milden Fonds zu Hilfe kommen möge“⁵⁰. An den Verbindungsstraßen zu den umliegenden Ortschaften lagerten viele Bettler. 1833 teilte die Kreisregierung mit, daß die Polizei die Situation auf den Landstraßen nicht mehr im Griff habe. In mehreren Bezirken sei ein Toben und Lärmen zu beobachten, das oft bis nach Mitternacht fortduere⁵¹. Ein Zeitgenosse schrieb 1832: „Der Wanderer legt keine Meile Wegs zurück, ohne von einem oder mehreren Wegelagerern belästigt zu werden, und wenn er den einzelnen Landort betritt, so begegnet er an bestimmten Tagen ganzen wohl organisierten Scharen von Bettlern, die an den Thüren, nicht Arbeit, wozu sie schon keine Lust mehr hatten, sondern eine Gabe fordern, (...)“⁵².

A u f r u f

an die Wohlthätige Einwohnerschaft der Stadt Offenburg.

Nachdem die Vorsehung eine gefürchtete verheerende Krankheit von unserm Lande abgewendet, hat sich die unterzogene, für den hiesigen Amtsbezirk zur Ergreifung der Maasregeln gegen dieselbe gebildete Commission zu einem Wohlthätigkeitsverein constituirt — zur Unterstützung unserer hungernden Mitbürger in jenen Ortschaften unserer Nachbarschaft, welche wegen Mangel an Gemeindevermögen ihre durch die Mißjahre so zahlreich gewordenen Armen während der bevorstehenden Hungermonate nicht selbst erhalten können.

Für die Armen der übrigen Gemeinden ist zur Noth gesorgt. In den bezeichneten armen Gemeinden aber sind nach den erhobenen pflichtmäßigen Zeugnissen der geistlichen und weltlichen Vorgesetzten **Einhundert fünf und Neunzig Familien** mit 855 Seelen, worunter 552 nicht arbeitsfähige, ohne Nahrungsmittel.

Wir dürfen das Elend dieser Familien der hiesigen edelmüthigen Einwohnerschaft nicht erst schildern, da wir dieselben seit Kurzem schaarenweise zum Brodsammeln umherziehen sehen.

Dies ist ein Unfug, der ohne Hartherzigkeit in diesen Tagen der Noth nicht eher abgestellt werden kann, bis für Befriedigung der dringenden Bedürfnisse dieser armen Menschen gesorgt ist.

Wir haben zu diesem Ende, in Erwägung, daß die Rumsford'schen Suppen sich als ein Nahrungsmittel bewährt haben, welches der Arme sich mit doppelter Unterstützung in Geld nicht so wohlfeil, gesund, kräftig und nährend bereiten kann, die Einleitung zu Bereitung und Verabreichung solcher Suppen getroffen, die in dem Locale des St. Andreas-Hospitals gekocht und dort von den Ortsvorständen zur Vertheilung an die Armen in den Ortschaften selbst übernommen werden sollen.

Die Wohlthätigkeit der hiesigen Einwohnerschaft ist zwar in der jüngsten Zeit häufig in Anspruch genommen worden. Die große Noth aber muß jede Schüchternheit und Bedenklichkeit bei diesem neuen und dringendsten Ansprüche beseitigen — und wir haben das Vertrauen zu dem Edelmuthe unserer Miteinwohner jeden Standes, daß wir ihr Mitleid nicht vergebens um Subscription zu beliebigen wöchentlichen Beiträgen an Geld oder Naturalien auf die nächsten 3 Monate zu unserer Suppenanstalt angehen, wozu sich die, die Collecte übernehmenden Mitglieder dieser Lage in den Wohnungen einfinden werden.

Wir werden über unsere Einnahme und deren Verwendung öffentliche specielle Nachweisung geben, und jeder edle Geber wird sich in dem Bewußtseyn, manchen Hunger — besonders der arbeitsunfähigen Gebrechlichen, der Greise und Kinder — gestillt zu haben, für seine milden Gaben gewiß belohnt fühlen.

Wir können versichern, daß die verläßlichsten Anstalten getroffen werden, damit der ungestümme Bettel abgehalten werden wird, sobald wir in den Stand gesetzt sind, den wahrhaft dürftigen Familien die nöthigen Nahrungsmittel zukommen zu lassen.

Offenburg, den 20. März 1832.

Drff. Killy. Mannberguer. Löfler. Manz. Geiger. Pfähler. Ringer. Billet.

„Aufruf an die wohlthätige Einwohnerschaft der Stadt Offenburg“ im Hungerjahr 1832 (StaO 5/33-1).

Auf dem Höhepunkt der Lebensmittelteuerung im Jahr 1847 erließ Großherzog Leopold die Verordnung „Die Abgabe der durch den Staat angekauften Brodfrüchten an unbemittelte Gemeinden, und die Armenunterstützung betreffend“⁵³ Jeder Amtsbezirk sollte eine Unterstützungskommission einsetzen. Sie bestand

„a. aus dem Vorstande des Bezirksamts, der in der Commission den Vorsitz führt;

b. aus dem Physicus, dem ersten Pfarrer (in gemischten Orten von jeder der beiden Confessionen) und dem Bürgermeister des Ortes, worin das Bezirksamt seinen Sitz hat;

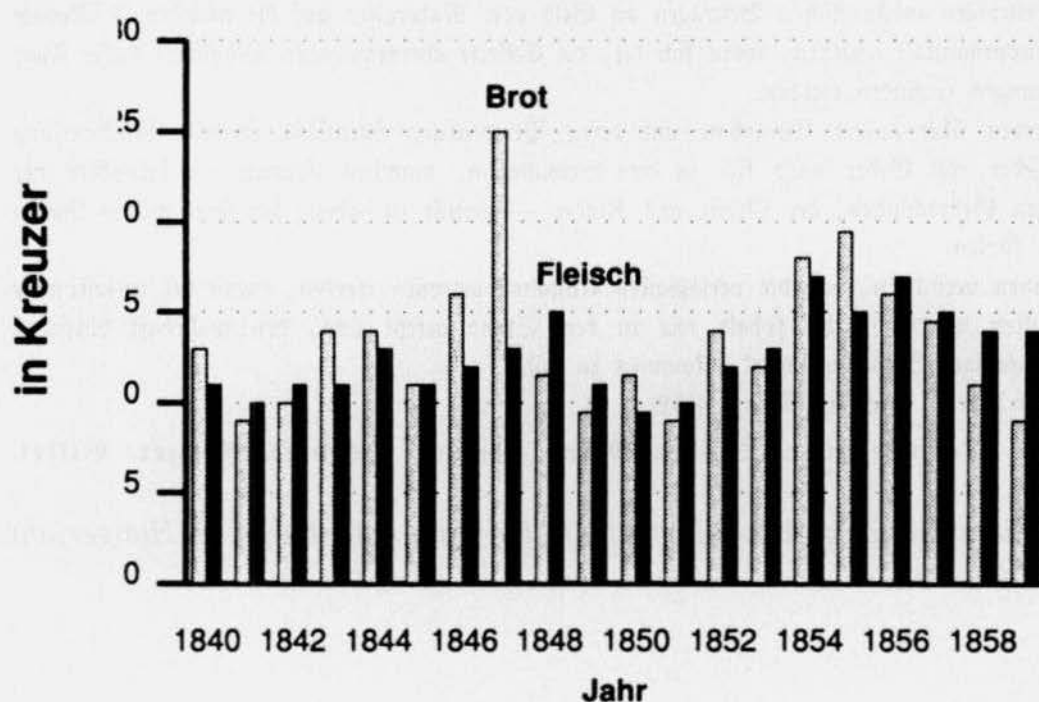
c. aus zwei oder mehreren weiteren Bürgern dieses Ortes, worin das Bezirksamt seinen Sitz hat;

d. aus zwei oder mehreren, aus anderen zum Amtsbezirke gehörigen Gemeinden beizuziehenden, Einwohnern, deren Verhältnisse eine thätige Mitwirkung erwarten lassen.“

Die Unterstützungskommission sollte folgende Maßnahmen initiieren:

- Arbeitsbeschaffung (Wege- und Straßenbau, Waldarbeiten, u. ä.)
- Anschaffung von Kartoffeln und Getreide auf Kosten der Gemeinden und deren Verkauf zu Vorzugspreisen

Brot- und Fleischpreise 1840-1859



Brot- und Fleischpreise 1840–1859. Quelle: Offenburger Wochenblatt.

- Errichtung von Gemeindebäckereien, Verteilung von Brot
- Errichtung von Suppenanstalten
- Gewährung von Unterhalt für arbeitsunfähige Arme

Bei ihrer ersten Sitzung, im Februar 1847, einigte sich die neugebildete Offenburger Unterstützungscommission auf die Errichtung einer Suppenanstalt und die Ausdehnung von Gemeindebäckereien⁵⁴. Einen Monat später bot das Offenburger Oberamt den Gemeinden verbilligte Früchte an⁵⁵. Am 8. März wurde erneut eine Suppenanstalt ins Leben gerufen. Im Mai 1847 verbot man schließlich den Verkauf von Getreide außerhalb der Fruchtmärkte⁵⁶. Wie in den Jahren 1818 und 1830/31 traf die Krise vor allem die Rebgebirgsdörfer, die sich förmlich von Menschen „entleerten“, wie das Offenburger Bürgermeisteramt im Februar 1847 schrieb⁵⁷. Auf dem Höhepunkt der Hungersnot, im Januar 1852, errichtete die Offenburger Armenunterstützungscommission zum dritten Mal eine Suppenanstalt, an der sich auch die Gemeinden Bohlsbach, Elgersweier, Fessenbach, Ortenberg, Rammersweier und Zell beteiligten⁵⁸. „Männer wurden vom Gemeinderat bestimmt, die in Tragbüten die Suppe aus der Stadt holen mußten. Bald erzählte man im Dorfe, daß diese Bütenmänner unterwegs abstellten und im voraus die Suppe für ihre Angehörigen ausschöpften. Die bäuerliche Ratsversammlung wußte sich zu helfen, die Büten bekamen Deckel mit einem Schlosse versehen. Die Schlüssel befanden sich beim Komitee und beim Bürgermeister⁵⁹.“

Die Gemeindeverwaltungen selbst versuchten Versorgungsprobleme durch die Beschaffung von Brot, Fleisch, Mehl und Kartoffeln zu lindern. Das Offenburger St. Andreas-Hospital organisierte eine umfangreiche Nahrungshilfe: Aus Fruchtgaben der eigenen Bauern stellte man 1830 Brot im Wert von 36 000 Gulden her und verteilte es an die Armen. Sog. „Azungen“ sahen die Speisung bei Speisewirt Bruder vor.

Die Armenpolizei erstattete Bewohnern ein sog. Kostgeld, wenn sie bei sich einen bedürftigen Nachbarn aufnahmen. Der Rammersweierer Gemeinderat Jungel erhielt für die Verköstigung eines Armen den jährlichen Verpflegungssatz von 1 Gulden 36 Kreuzer. Blumenwirt Schilli gab für einige Kreuzer der „Armen Margaretha Vinzens“ täglich eine Suppe aus.

Kleidung

In kalten Monaten stellte die Gemeinde Kleidungsstücke oder Leinenstoff zur Verfügung. Manche Aufträge wie Näh-, Wasch-, Schneider- und Handwerksarbeiten vergab die Verwaltung an ansässige Bürger: Den Rammers-

weirer Schneider Joseph Killi entlohnte die Gemeinde mit einem Gulden. Killi fertigte eine Schneiderarbeit für den „Armen Joseph Fitzkamm“ an. Schuhwerk war für Arme unerschwinglich. Ein Paar Schuhe kosteten 1847 beim Rammersweirer Schuster 1 Gulden 13 Kreuzer⁶⁰. Da der „Arme Simon Heiz“ vom Armenfonds ein Jahresalmosen von 30 bis 60 Kreuzer erhielt, hätte er den ganzen Betrag für sein Schuhwerk ausgeben müssen.

Wohnung

Ein weiterer Ausgabenposten war der sog. „Hauszins“ für Arme und Obdachlose. Der Rammersweirer Hausbesitzer Jakob Litterst verlangte 1847 von der Gemeindekasse einen jährlichen Hauszins von acht Gulden, weil er die „Arme Magdalena Wernet“ in seinem Haus aufnahm. Für Rammersweirer und Offenburg läßt sich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Anstieg der Obdachlosigkeit erkennen, Folge der zahlreichen Zwangsversteigerungen.

Frauen und Kinder

Die „Arme Rosina Hartmann“ war eine Bettlerin, die von ihrer Gemeinde ein paar Kreuzer erhielt. So heißt es in den Quellen: Die Mutter von mehreren unehelichen Kindern solle eine gesunde und starke Person gewesen sein. Man wollte deshalb nicht verstehen, warum sie keiner Arbeit nachgehe. Sie führe ein unsittliches Leben, das sie „der Gemeinde zum Trotz nur noch stärker dreibe“⁶¹. Die Polizei steckte Rosina Hartmann deshalb mehrere Male in eine polizeiliche Verwahrungsanstalt. Immer wieder wurde sie wegen Hausierens und Bettelns festgenommen.

Ein Großteil der Armenunterstützung floß in die Verpflegung unehelicher Kinder, oder besser gesagt, kam denjenigen Familien zugute, die ein uneheliches Kind verpflegten. Das gleiche galt, wenn eine Frau ihr Kind nicht ernähren konnte. Dabei läßt sich für die Stadt Offenburg ein rasanter Anstieg unehelicher Geburten feststellen: 17 (1830), 43 (1847) und 72 (1854).

Der Bürger Simon Litterst bekam für die Verpflegung von Kunigunde Vinzens die jährliche Summe von 13 Gulden 30 Kreuzer. Der Gemeinderat legte zuvor die Pflugschaft in einem Verpflegungsvertrag fest⁶². Im Dezember 1847 schloß er mit dem ledigen Bürger Simon May einen solchen Vertrag „für den Armen Joseph Gießler“ ab⁶³. May übernahm gegen die Summe von 30 Gulden dessen „Verköstigung“ und verpflichtete sich, seinen Pflingling in gesunden und kranken Tagen zu ernähren. Der kleine Jo-

seph mußte als Gegenleistung auf Mays Hof arbeiten. In einem anderen Fall übte Fabian Reinhard die Pflege von Ursula Burgmaiers Tochter Agnes aus. Er mußte sie „reinlich kleiden“, ihr ein „reinliches Bett zur Schlafstelle überlassen“ und alle Pflege geben, welche Eltern ihren Kindern schuldig seien. Fabian Reinhard war auch für Agnes Erziehung zuständig. Er sollte sie mit den „ersten Begriffen der Religion, Sittlichkeit und Gehorsamkeit“ bekannt machen. Im schulfähigen Alter mußte das Mädchen die vorgeschriebenen Kirchen- und Schulbesuche einhalten, zu Fleiß und Sittsamkeit erzogen werden⁶⁴. Die Versorgungspflicht gegenüber unehelichen Kindern schrieb der Gesetzgeber vor.

Viele Kinder lebten auf der Straße und „gingen auf den Bettel“. Erwischte der Ortsgendarm ein bettelndes Kind auf der Straße, traf die Strafe Kind und Eltern⁶⁵. Der sog. Kinderbettel war in den städtischen Randgebieten stark verbreitet. Dort bildeten sich Kinderbanden⁶⁶, die unter dem Vorwand, Zündhölzer und dergleichen zu verkaufen, in den Ortschaften herumzogen. Andere wiederum gaben vor, durch ein Brandunglück oder eine Viehseuche in Armut geraten zu sein⁶⁷. Begehrtes Ziel war die Bahnhofstraße. Dort hielten sich viele Reisende auf⁶⁸. So berichtete eine Offenburger Behörde 1857: „Gestern waren die Stadtausgänge namentlich von Fessenbach, Ortenberg, Zell und Bahnhofstraße mit einer Menge von Bettlern belagert⁶⁹.“

Das Phänomen „Kinderbettel“ können wir zu dieser Zeit in sämtlichen badischen Gegenden finden. Unterschichtsfamilien mußten sich auf die Einnahmen ihrer bettelnden Kinder verlassen. Im benachbarten Rastatt ging die Stadt dazu über, in der Frühe die Kinder der Armen einzusammeln, ihnen ein Frühstück zu geben und sie dann zur Schule zu führen. Nach dem Mittagessen gab man ihnen nachmittags wieder Unterricht und schickte sie nach dem Abendessen wieder heim⁷⁰.

Im Jahr 1854 verpflichtete das Ministerium des Innern sämtliche Ober- und Bezirksamter, zukünftig über die örtliche soziale Situation Bericht zu erstatten und Ortsarme „zur gründlichen Lokalinspektion“ in ihren Wohnungen aufzusuchen. Dem Kinderbettel sollten die Voraussetzungen entzogen werden. Sahen sich Eltern oder Pfleger außerstande, ihre Kinder richtig zu ernähren, mußten Kirchen und Gemeinden intervenieren und die Kinder bei „rechtschaffenen und vermögenden“ Ortsbewohnern unterbringen. „In solchen Fällen ist den Kostgebern besonders anzuempfehlen, soviel wie möglich für die Zucht der Kinder mit zu sorgen, und dieselben unter allen Umständen vom Bettel abzuhalten. Von selbst versteht es sich übrigens, daß solche Kinder anzuhalten sind, ihren Kräften angemessene Arbeiten zu Gunsten ihrer Wohlthäter im Hause und auf dem Felde zu verrichten⁷¹.“

Großvater
Herr Dekkan

Lieber Herr Dekkan seid Sie so
gut im Spielten sind Sie Armen
Kinde wieder mit den meyn Vatter
kann nichts verdiehn
Ich will die Mutter allzeit
war im will ich alles so
Lieber Herr Dekkan seid Sie so gut im
Spielten Sie Armen zu sein
Was mir Zeit was ich
wird ich den Sie Armen und
für die Lotten Lieber Herr Dekkan.

Großvater Herr Dekkan

Schreiben eine(r)s unbekanntes Offenburger Armen an den Offenburger Dekan
(o.D.) „... Lieber Herr Dekkan seid sie so gut und theillen sich auch dem Armen
Kinde wieder mit den meyn Vatter kann nichts verdiehn ...“ (Pfarrarchiv
Hl. Kreuz; o. Sign.)

Die Übertragung des Sorgerechts an vermögende Bürger ersetzte die landesweit praktizierte Maßnahme, die Unterhaltung armer Kinder an denjenigen zu versteigern, welcher das niedrigste Pflegegeld forderte; ein äußerst menschenunwürdiges Vorgehen, das gerade die ärmsten Gemeinden einschlugen: „Der Polizeidiener geht mit der Schelle durchs Dorf: Heute werden die und die Kinder an den Wenigstnehmenden in Kost versteigert. Es wird zwar eingewendet, daß zu diesem Vergebenen nur solche Bürger zugelassen werden, von denen man die Ueberzeugung habe, daß sie zur Erziehung eines solch armen Kindes sich eignen, und da könne es dann nicht schaden, wenn unter diesen eine Konkurrenz stattfindet. Diese Rechtfertigung ist durchaus nicht stichhaltig ... ; wie diese armen Kinder oft behandelt werden, könnte Schreiber dieses in mehreren von ihm beobachteten Fällen angeben⁷².“

Krankheit und Tod

Die Armenpolizei stellte nicht allein begrenzte Hilfen zum täglichen Lebensunterhalt bereit. Im Krankheitsfall sorgte sie für die ärztliche Versorgung und Krankenpflege. Gegen ein geringes Entgelt schickte der Bürgermeister ihm die „Arme Theres Wernet“ zur „Abwartung“. Arzt- und Apothekerkosten wurden ebenfalls übernommen. Mehreren Offenburgern wurde ein Kuraufenthalt im Baden-Badener Armenbad bezahlt.

Starb ein Mittelloser, bezahlten die Gemeindekassen die Beerdigungskosten (Grab, Grabmacherlohn und Sarg). Beim Tod des „Armen Joseph Fitzkamm“ im Jahr 1850 spendete die Gemeinde einige Kreuzer für „Wachsstöcke und Totengesang“.

Soziologie der Armut

Zur Rekonstruktion des kommunalen Armenversorgungssystems bietet sich die Auswertung der Steuerkataster und Armenlisten an. Fallbeispiel Rammersweier: Die Armenlisten⁷³ dokumentieren, welche soziale Gruppe davon betroffen wurden. Beim Versuch der Rekonstruktion des Systems der Armenpolizei tauchen größere quellentechnische Schwierigkeiten auf, da die Daten z. T. ungenau sind. Zum einen muß in einigen Fällen die Richtigkeit der Angaben über die Ortsarmen angezweifelt werden, zum anderen bleibt oftmals die Angabe der Unterstützungsdauer hinter einer Menge von Zahlen verborgen.

Innerhalb der Gruppe der „unterstützungswürdigen“ Dorfarmen finden sich überraschenderweise nicht allein vermögenslose oder arme Dorfbe-

wohner. Einige Rammersweierer bezeichnete der Gemeinderechner in den Steuerregistern als „arm“; eine Bezeichnung, die im übrigen in den Offenburger Steuerregistern gänzlich fehlt. Das Steuerkapital jener Armen schwankte allerdings beträchtlich: Neben Besitzlosen tauchen auch hausbesitzende Armen auf⁷⁴. Wie läßt sich das erklären? Ortsbürger, die aufgrund eines persönlichen Schicksalsschlags, wie etwa der Tod eines Ehepartners oder eine schwere Krankheit, verarmten oder erwerbsunfähig wurden, besaßen einen Rechtsanspruch auf Armenunterstützung. Während wir von solchen sog. „schuldlosen Armen“ zumindest dürftige Hinweise erhalten, tauchen Nichtseßhafte selten auf. Wir kennen nur ihre Namen und wissen, daß sie zeitweise eine Unterstützung erhielten, ihre Herkunft und ihr weiteres Schicksal bleiben im dunkeln. Armut war kein vorübergehender Zustand. Die Überprüfung der Armenrechnungen von 1843 bis 1855 ergibt folgendes Resultat: Über 40 Prozent der 25 Armen wurden acht Jahre später immer noch als Almosen- oder Leistungspfänger geführt. Bei sieben Personen lag die Unterstützungsdauer zwischen acht und zwölf Jahren⁷⁵. Hingegen bekamen nur etwa 30 Prozent eine einmalige Hilfeleistung⁷⁶.

Soziale Herkunft der Rammersweierer Ortsarmen im Jahr 1843

- 4 als „Arme“ bezeichnete Personen
- 5 ledige Personen (davon 3 Frauen)
- 3 Waisen
- 3 Witwen
- 1 Tagelöhner
- 1 Dienstknecht
- 2 Landwirte
- 1 Landwirt über 65 Jahre
- 5 Uneheliche Kinder
- 3 Personen ohne Angaben

Immer häufiger gerieten alleinstehende Menschen in Not. Mitte der fünfziger Jahre befanden sich unter den Ortsarmen zur Hälfte Ledige und Verwitwete. Obdachlosigkeit besiegelte das Schicksal fast alle Rammersweierer Armen: 1854 erhielten 12 Personen eine bezahlte Unterkunft (Hauszins), 21 Personen mußte die Gemeinde eine Verköstigung gewähren.

Soziale Herkunft der Rammersweierer Ortsarmen 1852 und 1854

1852

- 2 als „Arme“ bezeichnete Personen
- 8 ledige Personen (davon 7 Frauen)
- 8 uneheliche Kinder

- 6 Witwen
- 3 Tagelöhner
- 2 Personen ohne Angaben

1854

- 3 Tagelöhner
- 9 Ledige
- 3 Witwen
- 4 Uneheliche
- 1 Alter
- 1 Armer
- 1 Ehefrau
- 3 Ohne Angaben

Armut suchte die gesellschaftliche Randgruppen heim: alleinstehende Menschen, darunter ledige Frauen, Witwen, Alte und Waisen. Frauen und Kinder finden wir dabei stark überrepräsentiert. Der hohe Frauenanteil liegt vermutlich in der Tatsache begründet, daß diese, was die Versorgung anging, im allgemeinen anders behandelt wurden als Männer. Männer nannten im Vergleich zu den Frauen wesentlich häufiger körperliche Gebrechen als Ursache ihrer Armut. Bei Frauen trat eher der derzeitige Familienstand als Begründung auf. Eine Stichprobe auf der Basis einer Liste der „unterstützten Offenburger Ortsarmen aus dem Jahr 1857“ bestätigt diese Aussagen:

Soziale Herkunft der Offenburger Armen:

1857

- 24 Ledige Frauen
- 5 Ehefrauen
- 28 Witwen
- 19 Männer (ohne Standesangabe)
- 8 Kinder
- 4 Eheleute

Offizielle Arme durften auf einen Mindestversorgungsschutz hoffen, der sie vor dem Verhungern und Erfrieren rettete. Gegenüber den anderen Mittellosen waren sie fast schon privilegiert. Eine Unterscheidung zwischen der materiellen Lage, in der sich anerkannte Arme befanden, und den Parzellenbauern fällt uns angesichts der Massenarmut allerdings schwer. Die Grenzen verliefen eher fließend. Das noch so bescheidene Privileg einer Armenunterstützung rief deshalb Neid und Mißgunst hervor, da die Bevölkerung selbst mit ihren Gemeindeumlagen die Armenkosten aufbringen

mußte. Gegenüber dem Schicksal der Armen auf dem Land machte sich ein wachsendes Desinteresse breit. Der Rammersweierer Joseph Belli schreibt in seiner Autobiographie von einer Loslösung der armen Bevölkerungsteile aus der dörflichen Solidargemeinschaft. Gleichzeitig zogen nach 1860 viele Arme und Bettler in die neuen Fabriken. Die Kinder armer Rammersweierer erfuhren den Zerfall traditioneller Bindungen als erste am eigenen Leib: „Die Bettelleute wurden weniger, denn sie schickten ihre der Schule entlassenen Kinder in die Fabrik. Alle vierzehn Tage brachten diese den recht bescheidenen ‚Zahltag‘ heim. Aber Bargeld war es, und es fehlte bei den Bauern häufig. ‚Dort drüben esse si Wißbrot und suffe Kaffee‘, sagten meine Pflegeeltern öfters schmähend und deuteten auf ein Nachbarhaus. Aber nicht lange, so schickten auch die Wohlhabenden ihre überschüssigen Familienmitglieder auch in die Fabrik. Von den Kindern der Bettelleute schafften einige später in die Bauernschaft den Weg zurück. Umgekehrt wanderten jedoch mehr Bauern – mitunter durch eigenes Verschulden – den Spinn- und Webstühlen zu. Einige schlugen auch andere Wege ein. Langsam lockerte sich das Leben der Bauern von der Scholle.“

Ein kurzer Ausblick

Mit den beschränkten Mitteln der Armenfonds, mit Almosen, Kollekten und Wohltätigkeitsveranstaltungen konnte die Armut nicht bewältigt werden. Der Pauperismusautor J. K. Rieger bemerkte in diesem Zusammenhang polemisch: „Die Zersplitterung der Kräfte und Theilung der Aufsicht in vielerlei Kommissiönchen mit fünferlei kleinen Kassen findet sich in einem kleinen Landorte; aber *eine* wohlberechnende *durchgreifende* Kommission fehlt. Der Kirchengemeinderath, der Gemeinderath, die Armenkommission, die Stiftungskommission, die Spitalkommission, etc., jede thut, was sie meint thun zu können, das Beste den Schwestern, mit denen sie nicht immer in Harmonie steht, überlassenend⁷⁷.“

Bis Mitte der 1860er Jahren wechselten sich Nachrichten über die Zu- und Abnahme der Bettlerzahlen ab. Die Armenfrage blieb weiter ungeklärt. Seit 1868 stiegen in der Umgebung von Offenburg die Bettlerzahlen wieder an. Der Unmut der Bürger wandte sich gegen eine neue Form von Nichtseßhaftigkeit: die Hausiererei. Viele Arbeitslose verdienten ihren Unterhalt als Hausierer⁷⁸. „Man vernimmt, dann und Wann Klagen über das Hausieren, weil viele übelbelemundete, arbeitsscheue Leute dieses Geschäft ergreifen, als Gelegenheit zum Betteln und Stehlen. Die Kaufleute beschwerten sich, daß der Handel mit sogenannten Kurzwaaren seit der Freigabe des Hausierens fast ganz in die Hände der Hausierer gekommen sei⁷⁹.“

Eine gesetzliche Besserstellung der Armen brachte das spätere Armen-gesetz vom 5. 5. 1870⁸⁰. Es führte in Baden endgültig das Prinzip des Unterstützungswohnsitzes ein und legte die vorläufige kommunale Für-sorgepflicht in jedem Bedürftigkeitsfalle fest.

Anmerkungen

1. Blum, Peter, Staatliche Armenfürsorge im Großherzogtum Nassau 1806–1866, Wies-baden 1986, S. 10.
2. ebenda; vgl. Strang, Heinz, Erscheinungsformen der Sozialhilfebedürftigkeit, Diss. Kiel 1967, S. 17.
3. Kaschuba, Wolfgang, Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit, Frankfurt/New York 1988, S. 115.
4. Blum, Peter, S. 16.
5. Saalfeld, Dietrich, Lebensverhältnisse der deutschen Unterschichten, in: Int. Review of Social History, Vol. 29, 1984, T. 4, S. 215.
6. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1980, S. 181; vgl. Wehler, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2 Von der Reformära bis zur indu-striellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815–1848/49, München 1987, S. 69; Blum, Peter, S. 17.
7. Wehler, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 1 Vom Feudalismus des Alten Reichs bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1814, S. 3. Eine umfangreiche Literatur zur „Armenpolizei“ sowie zum Bettel- und Fürsorgewesen existierte zwar bereits im 18. Jahrhundert, doch nun begann im Rahmen einer breiten literarischen Diskussion eine neue, gegenstandsnähere und kritischere Betrachtung der sozialen Verhältnisse.
8. Matz, Klaus Jürgen, Pauperismus und Bevölkerung. Die gesetzlichen Ehebeschränkun-gen in den süddeutschen Staaten während des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1980, S. 54.
9. Wehler, Hans-Ulrich, S. 282 f.
10. Matz, Klaus Jürgen, ebenda. Matz spricht aus diesem Grund von einem „Kontinuum einer Epoche“. Die Pauperismusliteratur war sowohl ihrem Umfang als auch ihrer Qualität nach etwas grundsätzlich Neues und nicht zu vergleichen mit den Traktaten zur Armenpolizei im 18. Jahrhundert. Insoweit konstituiert sie eine Epoche.
11. Daß die Armen- und Bettlerfrage als ein „Sicherheitsproblem“ betrachtet wurde, war nicht neu. Der Bedeutungsgewinn der Armutsdiskussion zu Beginn des 19. Jahrhun-derts in Deutschland ist jedoch nicht nur auf quantifizierbare objektive Probleme zurückzuführen. Rein quantitativ hatten Armutspänomene wie Hungersnöte in frühe-ren Zeiten einen ähnlichen Umfang eingenommen. Hinzu kam jetzt aber, daß die Ar-mutsdiskussion durch die Fremdartigkeit und Neuartigkeit des Charakters von Armut durch die Pauperisierung und Proletarisierung und damit zugleich auch die latent immer gegenwärtige, in vielen der damaligen Abhandlungen z. T. auch spekulativ über-schätzte Bedrohlichkeit des Phänomens zusätzlich stimuliert wurde (vgl. hierzu: Evers, Adalbert, Nowotny, Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestalt-barkeit von Gesellschaft, Frankfurt 1987, S. 88 f.).

12. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian, S. 196.
13. Antje Kraus weist auf die rechtliche Ungleichheit der sozialen Unterschichten hin, die aufgrund fehlenden Vermögens, zu geringer Ersparnisse und/oder ungenügenden Arbeitseinkommens bzw. Armenunterstützung, d. h. einer dürftigen wirtschaftlichen Existenzgrundlage, geringere Entfaltungs-, politische Gestaltungs- und allgemeine Lebenschancen hatten als die übrigen Einwohner der deutschen Territorien (Kraus, Antje, Die rechtliche Lage der Unterschicht im Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft, in: Mommsen, Hans, Schulze, Winfried (Hrsg.), Vom Elend der Handarbeit, Stuttgart 1981, S. 258).
14. ebenda S. 245.
15. Zehntes Organisationsedikt (Gr. bad. Regierungsblatt (Rb) von 1803)
16. aus: Provinzblatt der badischen Markgrafschaft 1805, Nr. 91, S. 405.
17. „Die Bettler, Vaganten, herumziehenden Spielleute jeder Art, Glückshäfen und Raritäten-Träger, Scholderer, Taschenspieler, fremde Bürstenbinder, Keßler, Pfannen- und Zeinen oder Korbflicker, und überhaupt alle Manns- und Weibspersonen, welche unter dem Schein dieser oder ähnlicher Gewerbe, des Bettelns oder noch schädlicherer Erwerbsarten verdächtig sind, werden in den Badischen Landen durchaus nicht geduldet.“
18. aus: Provinzialblatt der badischen Markgrafschaft 1804, Nr. 7.
19. Rb. 39, 1808, S. 307 f.
20. vgl. Blum, Peter, S. 39. Im Herzogtum Nassau z. B. wurden die Bettelschübe mit dem Verbot im Jahr 1807 noch nicht abgestellt.
21. Rb. 22, 1810, S. 792 f.
22. Die Strafen reichten von einer körperlichen Züchtigung bis zur Ausweisung oder zum Arbeitszwang. „Diejenigen, welche als Bettler betreten werden, sind von den betreffenden Orts- oder Polizei-Obrigkeiten mit körperlicher Strafe, Arrest oder öffentlicher Arbeit zu belegen, und in ihrer Heimath zurückzuweisen; im Wiederholungs-Fall aber dem Amte des Bezirks zu schärferer Bestrafung abzuliefern. Gewaltsam oder heimlich im Lande abgesetzte Bettler sind sogleich zurückzubringen, und ist in solchen Fällen Kosten-Schadens-Ersatz und Genugthuung nach Befinden zu fordern“ (ebenda).
23. Stadtarchiv Offenburg (StaO) 11/3324.
24. Rb. 28, 1835, S. 93 ff.
25. ebenda.
26. ebenda. Ein auf frischer Tat festgenommener Bettler konnte mit Gefängnis bis zu 48 Stunden bestraft werden. Gendarme und Ortspolizeidiener erhielten für jeden vorgeführten Bettler eine sog. „Fanggebühr“ von 15 Kreuzern. Ortspolizeibehörden waren verpflichtet, Fanggebühren aus der Gemeindekasse auszahlen.
27. StaO 5/33-1.
28. ebenda.
29. vgl. Gall, Wolfgang, Pfarrei Weingarten – ein neuer Bestand des Stadtarchivs Offenburg, in: Die Ortenau, 69, 1989, S. 19.
30. Rb. 49-51, 1809.
31. Die Kapitalien durften weder für bloße Staatszwecke noch für Bedürfnisse anderer Religionen verwendet werden.
32. Rb. 44, 1807.
33. Rb. 28, 1833, S. 97 ff.
34. Lag eine Stiftung über 3000 Gulden, so mußte die Genehmigung des Staatsministeriums eingeholt werden.
35. Der Pfarrer nahm dabei den Vorsitz ein.

36. Verordnung „Die Verwaltung der örtlichen milden Stiftungen betreffend“ vom Mai 1817 (Rb. 13, 1817, S. 49 f.).
37. Die entscheidende Wende brachte die anfangs zitierte Verordnung von 1810.
38. Der Tageslohn für Grabarbeiten lag in den dreißiger und vierziger Jahren zwischen 30 und 36 Kreuzern (aus: StaO 11/3396; 11/3420; 11/3426).
39. In der Armenfondsrechnung 1842/45 werden folgende Beträge angegeben: 534 Gulden Einnahmen, 438 Gulden Ausgaben, 54 Gulden Unterstützungsleistungen; vgl. auch: Bayer, Joseph, Der Armenfonds in Hofweier, in: Die Ortenau, 68, 1988, S. 175 ff.
40. Pfarrarchiv Hl. Kreuz, I. Armenwesen a. Unterstützungen an Ortsangehörige aus Lokalfonds, Der katholische Stiftungsvorstand der Stadt Offenburg an deren Einwohnerschaft, Offenburg, den 15. Juni 1850, Wiedemer, Bürgermeister, W. Lumpp, Pfarrverweser (gedruckt).
41. ebenda.
42. Akten des St. Andreas-Hospitals StaO 2/557, Das Betteln der Schulkinder und Fremden im Spital und deren Abweisung betr., 8. 3. 1810.
43. StaO 2/692; bereits 1812 waren die Lebensmittelpreise für Arme unerschwinglich geworden. Die Gr. Polizeidirektion rief deshalb zu Lebensmittel- und Geldspenden auf (vgl. Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt v. 25. April 1812).
44. Wochenblatt Offenburg (W.OG.) 96, v. 30. 11. 1816.
45. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian, S. 238 f. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich mit der bürgerlichen Gesellschaft der Verein als eine soziale Organisationsform, die für die Struktur der Gesellschaft, des Gemeinwesens und des Lebens große Bedeutung erhielt. Gerade im Bereich der Privatwohltätigkeit bot die Vereinsform flexiblere Ausgestaltungsmöglichkeiten als die traditionellen vergleichsweise starren Formen.
46. Ca. 20 km südlich von Offenburg.
47. W.OG. 13, v. 2. 4. 1831; vgl. GaR X.1a.
48. W.OG. 38, v. 27. 9. 1831.
49. StaO 5/33–1.
50. Pfarrarchiv Hl. Kreuz, I. Armensachen a. Unterstützungen an Ortsangehörige aus Lokalfonds.
51. StaO 5/6970, Brief des Gr. Oberamtes Offenburg an die Gemeinden v. 11. 12. 1833; die Antwort des zuständigen Offenburger Polizeidiener war: „Trifft auf Offenburg nicht zu, alles werde zur Unterdrückung des Bettels aufgegeben“.
52. Rieger, J. K., Ueber die Versorgung der Armen, Irren, Taubstummen, Blinden und Gebrechlichen im Großherzogthum Baden durch Landes-, Bezirks- und Ortsanstalten, Offenburg 1832.
53. Rb. 3, 23. 1. 1847, S. 18 ff.
54. W.OG. 7, v. 12. 2. 1847.
55. W.OG. 10, v. 5. 3. 1847.
56. W.OG. 14, v. 7. 5. 1847; „Allerhöchste Verordnung. Den Verkauf von Getreide etc. betr.“.
57. StaO 5/6970. Bürgermeisteramt Offenburg v. 28. 2. 1847; (vgl. auch W.OG. 12, v. 19. 3. 1847).
58. Ortenauer Bote (O.B.) 9, 30. 1. 1852.
59. Joseph Belli, Die Rote Feldpost unterm Sozialistengesetz, Berlin/Bonn 1978, S. 23.
60. GaR Die Preisangabe stammt aus den Rechnungsunterlagen der Armenpolizei aus dem Jahr 1847.
61. Gemeindearchiv Rammersweier (GaR), Gemeinderatsprotokoll (GRP) 61. v. 8. 1. 1844.

62. GaR GRP v. 23. 2. 1847.
63. GaR GRP v. 28. 12. 1847.
64. GaR GRP v. 25. 12. 1849.
65. „Werden Kinder, welche nicht 14 Jahre alt sind, auf dem Bettel betreten, so werden sie von der Ortspolizeibehörde ihrer Heimathsgemeinde nach Maaßgabe der Verordnung vom 6. November 1832, Regierungsblatt Nr. LXII. bestraft. Zugleich verfährt diese Ortspolizeibehörde gegen die Eltern und Vormünder im Falle vernachlässigter Aufsicht oder den Kindern gegebener Anleitung zum Bettel gerade so, als ob die Eltern und Vormünder selbst auf dem Bettel betreten worden wären. In solchen Fällen kann nach Umständen von Bestrafung der Kinder Umgang genommen werden.“ (Rb. 28, 1835, S. 93 ff.).
66. StaO 5/6970, Oberamt Offenburg v. 27. 3. 1851.
67. vgl. O.B. 25, v. 28. 3. 1851.
68. StaO 5/6970, Bürgermeisteramt Offenburg in einem -Bericht vom 26. 5. 1855.
69. StaO 5/6970, Oberamt Offenburg vom 20. 4. 1857; ähnlicher Bericht auch vom 9. 12. 1856.
70. vgl. Karlsruher Zeitung v. 10. 2. 1853.
71. GaR X.
72. Freiburger Zeitung v. 29. 8. 1851.
73. Die Listen wurden aus den Armenrechnungen zusammengestellt.
74. Ihr Anteil betrug 1838 6,2 Prozent und 1851 2,4 Prozent.
75. Sechs Personen erhielten eine Unterstützung zwischen 4 und 5 Jahren und zwei Personen zwischen 2 und 3 Jahren.
76. Dabei handelte es sich um einmalige Leistungen, wie z. B. Beerdigungskosten.
77. Rieger, J. K., S. 3.
78. Generallandesarchiv (GLA) 236/10 343; Jahresberichte 1868–1870.
79. ebenda.
80. GuV, 32, 1870, S. 387 ff.

Der Letzte

Vitalis Balthas, Piarist, gestorben 1815

*Although our last, not least ...
Shakespeare, King Lear (I, 1)*

Johannes Werner

Immer ist einer der letzte. Vitalis Balthas war der letzte Rektor des Rastatter Piaristenkollegs, das von 1715 bis 1808 bestand, und zugleich der letzte Provinzial der reichsdeutschen Ordensprovinz; als er starb, ging eine ganze Epoche zu Ende.¹ Sein ehemaliger Schüler Joseph Loreye, der ihm im Amt des Schulleiters noch nachfolgte, widmete ihm einen gefühlvollen Nachruf: „Von vielen hoch würdigen Männern, die ich aus diesem Collegium habe kennen lernen, muß ich hier Einen nennen, einen unermüdeten verdienstvollen Lehrer, der bei kränklichem Körper (er litt von Jugend auf an einem chronischen Fußübel) und bei oft eingetretener wahrer Armuth (die Piaristen erhielten die ihnen karg zugemessene Besoldung oft sehr unregelmäßig) sein ganzes Leben dem Berufe als Lehrer mit unaussprechlicher Selbstverläugnung weihte, Vitalis Balthas, in unsrer Nachbarschaft, in Forchheim, einem Filiale von Mörsch, geboren. Seine Verdienste erhoben ihn zu allen Ehrenämtern seines Ordens. Er starb hier den 14. Mai 1815 als Provinzial in der Ruhe, die er nicht kannte; denn er lehrte bis an das Ende seines Lebens noch fort, und lehrte sterbend noch christlich sterben. Er ruht auf dem hiesigen alten Friedhofe. Ruhe sanft, verehrungswürdiger Mann, bis zum großen Tage! Gewiß ist dir die Erde leicht.“²

Das Porträt, das Loreye hier von seinem verehrten Lehrer und Amtsvorgänger zeichnete, scheint in allen seinen Zügen zuzutreffen. Jedenfalls paßt es zu den Fakten, die einer im Badischen Generallandesarchiv erhalten gebliebenen, aber bisher wohl noch nie benutzten oder auch nur berührten Akte zu entnehmen sind; sie stammt vom November 1818 und enthält das 'Inventarium über die Verlassenschaft des verstorbenen pensionierten Piaristenprovinzials Vital Balthas dahier'.³

Daß ein solches Inventarium überhaupt aufgestellt wurde, ist zunächst erstaunlich genug, denn zu erben war da nicht viel. Zwei Seiten reichten völlig aus, um die 'Effecten' des Verstorbenen zu verzeichnen: ein Habit, einen Mantel, einen Hut; oder „2 alte Leintücher, 6 paar Unterhosen, 8 alte Handttücher, 6 paar Strümpf, 11 Nastücher, 6 alte Hemdten“; oder einen silbernen Eßlöffel, zwei kleine Kaffeelöffelchen, ein Stückchen Alabaster und zwei Stückchen Marmor, zwei Papierscheren, eine Brille und sogar vier „diverse Geldbeutel“ (man fragt sich freilich, wozu Balthas sie

brauchte). Diese und einige weitere Kleinigkeiten wurden amtlicherseits auf einen Gesamtwert von rund 60 Fl., gleich Gulden, taxiert. Insgesamt belief sich der Nachlaß, einschließlich eines noch ausstehenden Pensionsabschlags von 448 Fl., auf 630 Fl.; doch dem standen Schulden von 1.195 Fl. gegenüber. – Nur zum Vergleich: als 1820, also nur fünf Jahre später, der letzte Abt von Schwarzach in Rastatt starb, hinterließ er ein Sach- und Barvermögen von rund 15 000 Fl., von dem nach Abzug der Schulden noch 7000 blieben.⁴ Es gab große Unterschiede, selbst zwischen ehemaligen Ordensoberen.

Es war also ein ärmlicher, kärglicher Haushalt, in dem Vitalis Balthas, zusammen mit dem Laienbruder Felix Hornung, seit der Aufhebung des Kollegs gelebt hatte.⁵ Es fehlte an allem – nur nicht an Büchern. Das besagte Inventar benötigte zwar zwei Seiten für das Praktische, aber deren zwölf für Literarisches: da gab es rund 150 Titel, davon mehrere mehrbändige, vor allem aus der Theologie, der Philosophie und Logik, der Pädagogik, der Trigonometrie, Geometrie und Algebra; dazu viele lateinische Texte sowie lateinische, französische und deutsche Lexika; und fast alles aktuell, nämlich aus den letzten Jahren des 18. oder den ersten des 19. Jahrhunderts. (Noch aus dem Todesjahr stammt die in den Akten erhaltene, unbezahlte Rechnung einer Mannheimer Buchhandlung.) Wobei diese Bücher ja nur, und ganz und gar, die private Bibliothek des Piaristen bildeten, die die des Kollegs gewissermaßen vorausgesetzt und ergänzt hatte.⁶ Daß er Bücher besaß und sonst fast nichts, daß also wohl sein Herz an ihnen hing, macht etwas von dem Menschen sichtbar, der er war.

Alle diese Bücher und alle die anderen Habseligkeiten kamen, auf amtliche Anordnung, im August 1815 unter den Hammer (und erscheinen in den Versteigerungsprotokollen somit zum zweiten Mal). Die Bücher gingen erst einzeln, dann korbweise an die Professoren und Studenten des Lyzeums, das die Nachfolge des Piaristenkollegs angetreten hatte; die Habseligkeiten fanden neue Besitzer unter den Bürgern der Stadt, während Bruder Felix die Ordenskleidung übernahm und zwei jüdische Händler⁷ den schäbigen Rest, die vier leeren Geldbeutel inbegriffen.

Die Versteigerung war aber angeordnet worden, weil der geringen Habe eine lange Reihe von Verbindlichkeiten gegenüberstand. Da war nicht nur, wie schon gesagt, der Mannheimer Buchhändler Tobias Loeffler, sondern auch noch dieser und jener Rastatter Händler, Apotheker oder Arzt. Da war auch wieder der Bruder Felix, „der den Verstorbenen seit der Aufhebung des Klosters bedient und alle Bestellungen besorgt hat“, so daß sogar das sonst so kritische Amt fand, seine Forderung sei „jeder Hinsicht sehr billig, und man muß daher auch solche der besonderen Rücksicht empfehlen“. Da



REGULIERTER GEISTLICHER.
Armer der Mutter Gottes, von den gottseligen Schulen.

Piarist. Kupferstich aus: Pierre Hélyot, Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderley Geschlecht. Leipzig 1753–56. Vorlage und Aufnahme: Historische Bibliothek der Stadt Rastatt

war der Pfarrer Betz in Bühl, der dem Pater immer dann Kost und Logis gewährt hatte, wenn dieser das Bad in der Hub gebrauchte; was dieser, von 1808 bis 1815, jährlich rund fünf Wochen lang tat. (Betz war ein Vetter des Verstorbenen und dessen nächster Verwandter; mit zittriger Hand schrieb er zwei Briefe an seinen Vertrauensmann, den Franziskaner Gregor Vihl, vielleicht um sich ein Erbe zu sichern, das es gar nicht gab.)

Und da war Margaretha, eine Dienstmagd des Wirtes zum Pflug, „wegen durch fünf Jahre und sechs Monate außerordentlich geleistete Dienste“ und „weil das Haus dem ich diene, weder schuldig war, diese Dienste auf sich zu nehmen, noch mich dafür zu belohnen“. Insbesondere hatte sie, wie sie durch ihren Rechtsbeistand vorbringen ließ, dem Pater die „kranken und fließende Füße durch mehrere Jahre verbunden und versorget; und die ekelhafte Wasche wieder gereinigt“; und sich verdient gemacht „wegen dem übeln Gehör, durch Einspritzen und Umschläge“ und „durch nächtliches Wachen, und viele außerordentliche Verpflegung“. Als sie allerdings meinte, sie hätte aus dem Pflug, wo sie um 28 Fl. diene, für 40 Fl. in die Krone überwechseln können, hätte dieses Angebot aber auf Bitten des Paters ausgeschlagen und daher einen Anspruch auf nachträglichen Ausgleich der Differenz – da machte das Amt nicht mehr mit. Vielleicht zu Recht; denn manch einer schien hier die Chance zu wittern, noch rasch irgendeine unbelegte und unbelegbare Forderung zu präsentieren, und um so mehr, als die Gutmütigkeit des Verstorbenen weithin bekannt gewesen war. Nicht ohne Grund hatte Bruder Felix das Oberamt in einer Eingabe gebeten, seine Pension ihm selber und nicht etwa dem Pater auszuhändigen, weil dieser ja so gut sei und leicht mit dem einen, eigenen Geld auch noch das fremde verschenken könne.⁸ Und nicht ohne Grund findet sich eine der wenigen Unterschriften, die die Akten von Balthas überliefern, in einer Spendenliste: unterm 24. 10. 1813 zeichnete er für die „Equipierung“ der Landwehr 25 Fl., die bei seinem Tod noch zu bezahlen waren.

Und natürlich war da die Beerdigung, die auch ihren Preis hatte; woraus er sich zusammensetzte, weisen die einzeln vorliegenden Rechnungen genau nach. Da steht dann, was der Stadtpfarrer für den Gottesdienst bekam und was der „Musicprofessor Lump wegen gemachter Trauermusic beim Leichenzug“, was der Schreiner für den Sarg, was der Wundarzt und der Totengräber; wieviel das Wachen („zweymal vierundzwanzig Stund“) und das Anziehen kostete, wieviel das „Blasbalkziehen“ und das Kerzenwachs. Beerdigt wurde Vitalis Balthas „an der Kirchenmauer“, also außen an St. Bernhard und damit in nächster Nähe des Klosters, in dem er gelebt, und der Schule, in der er gelehrt hatte.⁹

Unterm Strich blieb nichts – sogar weniger als nichts, nämlich die besag-

ten, unbeglichenen Schulden. Aber es blieb natürlich doch etwas, was sich nicht in Gulden angeben läßt und nicht im Nachlaßbericht steht.

Als Vitalis Balthas 1815 starb, war die Schule, der er als letzter seines Ordens vorgestanden hatte, ganz genau einhundert Jahre alt; als sie 1715 gestiftet worden war, hatten die Ordensbrüder sich verpflichtet, „mit einem Exemplarisch-Geistlichen Lebens-Wandel Vorzuleuchten“.¹⁰ An diese Verpflichtung hat sich Vitalis Balthas noch gehalten – er, der zwar nicht dem Rang, so doch der Reihenfolge nach der letzte war; so daß vielleicht auch er darauf vertrauen durfte, daß die Letzten die Ersten sein werden.

Zum Namen. Eine Nachbemerkung

Daß dieser zeitlebens kränkliche Mann, mit dem auch noch ein ganzer Zweig seines Ordens abstarb, ausgerechnet den Ordensnamen *Vitalis* trug, ist einer der schlechten Witze, die die Geschichte selber macht. Im römischen Zentralarchiv der Piaristen, und nur dort, erscheint er als *Vitalis a S. Carolo Baltass* (sic)¹¹; aber die zusätzlichen, auf einen Heiligen oder ein Heilsgeheimnis bezüglichen Ordensnamen scheinen, anders als bei den Karmelitern, bei den Piaristen allmählich außer Gebrauch gekommen zu sein. In ihnen lebte, wie sich an vielen Beispielen¹² zeigen ließe, schließlich oft nur noch der Taufname fort; also hieß der Pater, als er noch keiner war, wahrscheinlich Karl. Aber Baltass oder Balthas hieß er nicht: „So viel man hier Orts von der Anverwandtschaft des in Rastatt verstorbenen h. Pater Vitalis in Geschwindigkeit weiß“, hieß, wie der zuständige Vogt am 1. 6. 1815 aus Mörsch und Forchheim nach Rastatt schrieb, diese ganze Anverwandtschaft einfach *Baldes*.¹³ Gewiß wollte Vitalis, wenn er sich Balthas nannte, an Balthasar erinnern, und ein im Nachlaß erhaltenes Aktenstück nennt ihn auch wirklich so. Balthasar war, der Legende nach, einer der Heiligen Drei Könige, nämlich der, der Weihrauch schenkte; und „Weihrauch bedeutet Opfer“.¹⁴ Da paßte der Name dann wieder.

Anmerkungen

- 1 Über die Schwierigkeit, sich mit einem solchen Ende individuell abzufinden, vgl.: Johannes Werner, Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen. In: Erbe und Auftrag 5/1991, S. 352-357; bes. S. 356f.
- 2 Kurzgefaßte Chronik des Lyceums zu Rastatt vom Jahr 1808 bis auf gegenwärtige Zeit, als Einladung zu den öffentlichen Prüfungen und Feierlichkeiten am Großherzoglichen Lyceum zu Rastatt vom 1. bis 6. September 1837. Rastatt 1837, S. 6f. – Zur Geschichte des Kollegs (das nach 1808 als staatliche Schule weitergeführt wurde) vgl. außerdem: C. F. Lederle, Geschichte des Gymnasiums. In: Grossh. Gymnasium Rastatt. Fest-Schrift zur Jahrhundert-Feier 1808-1908. Rastatt 1908, S. V-VIII, 1-199;

- Max Weber, Geschichte des Gymnasiums (1. Teil). In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt 1958, S. 13-54; ders., Aus der Geschichte des Rastatter Piaristenkollegs 1715-1808. In: Humanitas 7/1965, S. 14-27.
- 3 GLA 220/1319.
 - 4 GLA 220/1328 (Verlassenschaft Hieronymus Krieg, 1820): eine überaus aufschlußreiche, aber ebenfalls ganz unbekannte Akte.
 - 5 Aus den Abrechnungen geht ziemlich deutlich hervor, daß die beiden bald nach jener Aufhebung im Gasthaus zum Pflug untergekommen waren.
 - 6 Zu dieser Bibliothek vgl. bes.: Hans Heid, Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Rastatt 1991; Wilfried Sühl-Strohmen-ger, Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Ihr Stellenwert unter den deutschen, insbesondere den baden-württembergischen Schulbibliotheken. Rastatt 1991.
 - 7 Es handelte sich offenbar um Josef Guggenheimer aus Diersburg und Loew Simson aus Jugenheim, die vor noch nicht allzulanger Zeit nach Rastatt zugezogen waren (vgl. GLA 220/566 bzw. 220/571).
 - 8 Lederle, a. a. O. S. 120; vgl. insges. S. 106-124.
 - 9 Der Eintrag im Rastatter Sterbebuch (GLA 390/4130) lautet: „Im Jahr 1815 den 14ten May Nachmittags um halb 6 Uhr mit dem Hl. Sakramente der letzten Oelung versehen, gestorben der Hochwürdige Herr Fitalis (sic) Baltas (sic) ehemaliger Provinzial im hiesigen Piaristenkloster. Alt 75 Jahr. Zeugen seines Todes waren der Hr. Pater Gregor Beichtvater bey den hiesigen Klosterfrauen und Elias Vogel Pflugwirth dahier. Er starb am Schlagfluß und wurde den 16ten dieses Nachmittags um 3 Uhr zur Erde bestattet.“ Ansonsten kündigt von Balthas nur noch der umfangreiche Fragebogen, den ihm die großherzogliche Generalstudienkommission im April des Jahres 1808 vorlegen ließ und den er ganz genau beantwortete, wobei er übrigens bezeugte, seine eigenen Studien in Rastatt absolviert zu haben (GLA 220/1143). – Schließlich berichtet Johann Peter Hebel 1803 von einem Gottesdienst in Karlsruhe und dabei auch von dem „Röcheln des Piaristen Provinzials“ (Briefe der Jahre 1784-1809 [Gesamtausgabe Bd. 1]. Hrsg. von Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1957, S. 165) – also wohl von Vitalis Balthas, der dieses Amt seit 1794/95 innehatte.
 - 10 Zit. n.: August Großkinsky, Das Rastatter Piaristenkolleg als Vorläufer des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. In: Fundatio Rastadiensis. Festschrift. Rastatt 1967, S. 9-21; hier S. 15.
 - 11 Vgl. Karl A. F. Fischer, Verzeichnis der Piaristen der deutschen und böhmischen Ordensprovinz. Catalogus generalis provinciae Germanicae et Bohemicae ordinis scholarum piarum (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 47). München 1985, S. 24.
 - 12 Vgl. Johannes Werner, Mobilität. Zur Personalpolitik der Piaristen, zum Beispiel in Rastatt. In: Badische Heimat 1/1993, S. 117-125.
 - 13 An sie erinnert heute freilich nichts und niemand mehr (frdl. Mitteilung von Frau Anna Baldes, Forchheim, 29. 4. 93).
 - 14 Johannes von Hildesheim, Die Legende von den Heiligen Drei Königen. Köln 1960, S. 50.

Die Entstehung der katholischen Pfarrei in Diersburg

Josef Bayer

Diersburg war in seinen Ursprüngen immer ein Bestandteil der Markgenossenschaft „Scopfheim“ und blieb auch nach der Trennung von Ober- und Niederschopfheim Jahrhunderte hindurch Bestandteil der Gemarkung und des Kirchspiels Oberschopfheim. Die gemeinsame Kirche mit Friedhof war die „Leutkirche“ westlich von Oberschopfheim im freien Feld. Für die Diersburger bedeutet das einen sehr weiten Kirchweg von fast 2 Stunden, wobei man bedenken muß, daß das alte Diersburg im hinteren Teil des Tales um die Burg herum lag, erst nach dem Dreißigjährigen Krieg siedelte es im vorderen Tal. Das bedeutete bei schlechtem Wetter und im Winter: der Kirchgang war fast unmöglich, die religiöse Betreuung von Oberschopfheim aus war schwierig.

Diese Umstände bewogen Andreas und Egenolf Roeder bald, nachdem sie Herren von Diersburg geworden waren (1463), bei Bischof Ruppert in Straßburg 1471 um die Erlaubnis anzugehen, im Schloß Diersburg eine Schloßkapelle einrichten und einen Schloßkaplan halten zu dürfen, der sich auch der Bevölkerung Diersburgs annehmen sollte. Mit Rücksicht auf die mißliche Lage der Diersburger wurde beides genehmigt. Damit wurde aber die Einbindung in das gemeinsame Kirchspiel Oberschopfheim nicht aufgehoben.

Zu Beginn der Reformation war Egenolf II. Roeder Stettmeister in Straßburg und führte dort 1523 die Reformation ein, in seiner Herrschaft Diersburg 1529 und in den Patronatspfarreien Hofweir, Oberweier und Schutterwald in den dreißiger Jahren. Als 1630 Oberschopfheim wieder einen katholischen Pfarrer erhielt, kehrten die Diersburger allmählich wieder bis zur Hälfte zum katholischen Glauben zurück. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden die Protestanten Diersburgs zunächst von Friesenheim, später von Mahlberg aus religiös versorgt. Ihre Kirche blieb die im Krieg stark zerstörte Leutkirche mit dem Friedhof, während die Katholiken die 1715 bis 1720 erbaute neue Kirche in Oberschopfheim benutzten.

Daß diese religiöse Lage der Protestanten immer stärker den Wunsch wachsen ließ, am Ort selber einen Pfarrer und eine eigene Kirche zu haben, ist mehr als verständlich. Die Verwirklichung scheiterte zunächst immer an den katholischen Markgrafen in Baden-Baden, die die Lehensherren der Roeder waren, also die eigentlichen Ortsherren. Schließlich erhielten sie 1768 in Johann Friedrich Pfäfflin, bisher Kaplan in Mahlberg und für Diersburg zuständig, einen eigenen Pfarrer und 1790 eine eigene Kirche.¹

Hier nun setzten auch die Bemühungen der Katholiken in Diersburg um die pfarrliche Unabhängigkeit ein. Bis vor wenigen Jahren herrschte in dieser Frage noch völlige Unkenntnis, bis am 25. 10. 1985 Hugo Schneider² mich darauf aufmerksam machte, daß im Inventarverzeichnis des Archivs der Stadt Achern sich eine Anzahl von Akten befänden, die sich auf Diersburg beziehen. Ich wandte mich an die Stadtverwaltung Achern und bat um Aufklärung. Die Antwort bestätigte die Angaben Schneiders. Achern übergab die Akten dankenswerterweise der Gemeinde Hohberg, und nun lagern sie im Archiv des Gemeindeteils Diersburg. Die Auswertung dieser Akten ließ nun erkennen, daß die Katholiken in Diersburg etwa gleichzeitig mit den Protestanten schon an die pfarrliche Selbständigkeit dachten.

Ein Aktenstück von 1782 enthält den allerersten Versuch der Diersburger Katholiken. Das Schreiben (nicht unterschrieben, aber wahrscheinlich stammt es vom damaligen Senior Roeder) vom 29. 1. 1782 nimmt Bezug auf eine Besprechung im vorausgegangenen Sommer mit dem Mahlberger Oberamtmann von Blittersdorf, wo dieser geäußert haben soll: Es wäre günstig, den Katholiken in Diersburg einen Gottesdienst am Ort zu ermöglichen. Er sei der Meinung gewesen, daß Oberschopfheim als Ersatz für das bisher von Diersburg Geleistete – teils für den Verzicht auf die Kirche und teils als Ausgleich der Leistungen – „ein Erkleckliches zur Erbauung einer Kirche in Diersburg beitragen müßte“. Der Markgraf von Baden sei geneigt, dafür zu sorgen, daß ein katholischer Pfarrer besoldet würde, wenn die Gemeinde Diersburg ihm Wohnung gäbe und – da er auch die Schule halten müsse – , zu seinem Unterhalt soviel beitrage , als sie bisher nach Oberschopfheim geleistet hätten. Es folgt dann eine Schilderung der Verhältnisse Evangelische/Katholische zu Oberschopfheim und dann der Antrag (wohl vom Senior): „ ... es dürfte Herrn Markgrafen nicht schwer fallen, das Gotteshaus zu Schuttern als Lehensherren in beiden Bännen und Besitzer der Gefälle der Leutkirche dahin zu vermögen, daß dasselbe statt eines zwei Geistliche in Oberschopfheim halte, wovon der eine an allen Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in Diersburg halte und im übrigen die hiesigen Katholischen wie bisher von dem Pfarrer in Oberschopfheim versehen werden. Wir müssen diesen Vorschlag tun, weil wir nicht sehen, wie es möglich ist, daß unsere Gemeinde einem katholischen Pfarrer eine geziemende Wohnung verschaffe, wogegen dem Gotteshaus Schuttern keine merkliche Last zugehet, wenn dasselbe statt eines zwei seiner Geistlichen in dem ohnehin geräumigen Pfarrhaus in Oberschopfheim unterhalten muß“.

Im Zusammenhang damit liegt eine weitere Stellungnahme vor, wahrscheinlich wiederum vom Senior, die folgende Vorschläge macht:

1. Oberschopfheim soll als Ersatz für die bisherige Leistung und für den Verzicht der Diersburger Katholiken auf die Kirche in Oberschopfheim 2000 fl. bezahlen.
2. Der Markgraf übernimmt eine hinlängliche Besoldung des Pfarrers und die erforderliche Ausstattung der Kirche mit Geräten – „ohne zu thun der Diersburger“!!
3. Reserviere sich der Markgraf das Präsentationsrecht.
4. Da der Pfarrer auch die Schule halten müsse, müßte man alle Leistungen nach Oberschopfheim zurückbehalten und dem Pfarrer zukommen lassen.

In denselben Akten liegt auch ein Abkommen zwischen den Protestanten und Katholiken in Diersburg vom 25. 4. 1792 vor mit folgenden Punkten:

1. Was die Evangelischen zur Erbauung ihrer Kirche selbst beigetragen haben (843 fl), solle aus dem „gemeinsamen Beutel durch den Bürgermeister ersetzt werden.
2. Soll der Gottesacker der Evangelischen auf Kosten der ganzen Gemeinde gekauft und mit einer Mauer versehen werden.
3. Was die Besoldung des Pfarrers in Oberschopfheim und Diersburg betrifft: für Diersburg vom Allmendgenuß 1 1/2 Tauen Matte, 8 Klafter Holz mit den dazugehörenden Wellen und 8 fl Diäten, die für die Evangelischen aus dem gemeinen Säckel bezahlt werden sollen. Was die innere Verschönerung der Kirche betrifft: jede Gemeinde solle für ihre Kirche aufkommen.
4. Die Evangelischen versprechen für sich und ihre Nachkommen: Sie hätten ihre 6. Teil an der Oberschopfheimer Kirche verkaufen können und dafür mehr erlöst als die von Oberschopfheim gegebenen 900 fl, aber sie hätten darauf verzichtet, um den Katholiken nun den 4. Platz in der Kirche zu garantieren. Die Evangelischen erheben keinen Anspruch mehr auf die Oberschopfheimer Kirche. Sie verpflichten sich sogar, soviel zur Erhaltung der dortigen Kirche beizutragen als nötig, um den Katholiken den 4. Platz zu sichern.
5. Die Katholiken versprechen dagegen, für sich und ihre Nachkommen, nie einen Anspruch auf die evangelische Kirche zu erheben und den Evangelischen das alleinige Verfügungsrecht zuzugestehen, aber gemeinschaftlich zur Erhaltung beizutragen.
6. Die innere Verschönerung der beiderseitigen Kirchen soll gemeinschaftlich bestritten werden in der Weise, daß, was die eine Seite investiert, der anderen Seite von der Gemeinde erstattet wird.

Unterschrieben von allen 92 Bürgern Diersburgs und approbiert von Christian Ernst Roeder und Ferdinand August Roeder.

Danach schweigen die Akten. Die Katholiken Diersburgs unternahmen anscheinend nichts mehr in der Angelegenheit eigener Kirche und Pfarrer.

Erst 1826 lebten die Bemühungen wieder auf, wahrscheinlich angeregt durch den Vorstoß des Direktoriums des Kinzigtalkreises vom 8. 9. 1826. Unterm 21. 9. 1826 richteten sie eine Bittschrift an das Oberamt Offen-

burg, eine eigene Pfarrei bilden zu dürfen. Man wies darauf hin, daß das Pfarreinkommen in Oberschopfheim ca. 1800 fl betrage, das reiche doch für 2 Pfarrer (allerdings wurde es nur auf 1040 fl veranschlagt); der Pfarrer von Oberschopfheim sei gestorben, darum sei der Augenblick günstig; die Seelenzahl der Katholiken betrage 380, was die Selbständigkeit rechtfertige; Oberschopfheim müsse die Kirche erweitern, was durch den Wegfall Diersburg entfalle. Unterschrieben war das Gesuch von Michael Feißt, Benedikt Kempf, Georg Feißt, Georg Heitzmann, Johannes Kempf, Leodegar Spitzmüller, Johannes Sahr.

Die Antwort des Direktoriums des Kinzigtalkreises in Offenburg vom 28. 9. 1826 lautete: Die mißliche Lage wird anerkannt (1¹/₂ Stunden Weges, schlechte Wege, Kranke unversorgt, Verwahrlosung der Jugend, Kirchenbesuch im Winter und bei schlechtem Wetter gleich null). Aber es müßten zunächst alle Katholiken gehört und die Details geklärt werden.

Am 26. 10. 1826 wird daraufhin eine Versammlung der Katholiken Diersburgs im Beisein von Amtmann Orff durchgeführt, in welcher folgende Punkte herausgestellt wurden:

1. für eine eigene Pfarrei in Diersburg sei es noch zu früh, man wolle sich mit einem Kaplan begnügen.
2. Für einen Kaplan in Oberschopfheim sei das Pfründeinkommen groß genug, außerdem hoffe man auch auf die Unterstützung vonseiten gnädiger Herrschaft.
3. Der Diersburger Anteil an der Oberschopfheimer Kirche (¹/₄) solle dortseits abgelöst werden und damit in Diersburg eine Kirche gebaut werden.
4. Der Kaplan solle jeden Sonn- und Feiertag in Diersburg Gottesdienst halten, dazu 2 mal werktags (Mittwoch und Freitag), dazu die Taufen, Trauungen, Beerdigungen, ebenso die Krankenbesuche. Für Kirche und Friedhof seien geeignete Plätze vorhanden.
5. Transport des Kaplans: Der Pfarrer von Oberschopfheim müsse ohnedies ein Pferd halten, aber man sei auch bereit, mit dem Pfarrer ein Abkommen zu treffen.
6. Einrichtung des Gottesdienstes: ¹/₄ der Gerätschaften in Oberschopfheim gehöre den Diersburgern, das übrige solle durch die Ablösung und freiwillige Spenden beschafft werden.
7. Mesner: Dem jetzigen Oberschopfheimer Mesner könne man den Diersburger Anteil der Besoldung nicht nehmen, aber bei einer Neubesetzung der dortigen Stelle fällt der entsprechende Anteil nach Diersburg: 10 fl, 2 Viertel Halbweizen von jedem katholischen Bürger (wer keine Garbe gibt, bezahlt 2 Kreuzer), in der Zwischenzeit wolle man alles in eigenen Kosten tragen.
8. Ihr Anteil am Oberschopfheimer Heiligenfonds solle entweder vom dortigen Fonds abgetrennt werden oder durch laufende Zahlungen vergütet werden; bei der mit Oberschopfheim zu treffenden Abfindung wäre zu berücksichtigen,

daß bei der Teilung 1786³ die Matte und einige Stücke Feld des Mesnergenusses in Gemeindegut gekommen seien, diese müsse daher auch beitragen.

Zu diesem Vorhaben stellte Vitus Burg, Pfarrer in Kappel und bischöflicher Kommissar für die rechtsrheinischen Gebiete der ehemaligen Diözese Straßburg⁴, folgende Fragen: Wo sind die nötigen Finanzen? für Kirchenbau, Unterhaltung, Besoldung, des Kirchenfonds? Daraufhin forderte am 4. 11. 1826 das Amt Lahr die Gemeindeverwaltung Oberschopfheim auf, eine Verhandlungskommission zu wählen. Am 22. 11. 1826 findet dann in Oberschopfheim eine Gemeindeversammlung statt, auf der folgende Stellungnahme erfolgt:

1. Die von Diersburg behauptete Erweiterung der Kirche ist nicht geplant, die Kirche ist groß genug.
2. Auch Oberschopfheim sei für eine Trennung, aber auf die Art einer eigenen Pfarrei in Diersburg, was aber am Priestermangel scheitern wird.
3. Es sei unmöglich, dem Oberschopfheimer Pfarrer einen Kaplan zuzumuten!!
4. Eine Trennung: ja, aber jetzt noch nicht. Erst müsse die Dotation gesichert sein. Man solle nach Oberschopfheim einen Pfarrverweser anweisen, durch die Ersparnis am Pfründeinkommen könne eine Kapitalansammlung geschehen, das sich in 10 Jahren auf 7031 fl ansammeln würde⁵, dazu dann der Zuschuß von Oberschopfheim, dazu einen laufenden Abschlag vom Oberschopfheimer Pfarrgehalt von 150 fl – das ergäbe ein Diersburger Pfarrgehalt von 526 fl, was vorläufig genügen würde.
5. Die Gemeinde Oberschopfheim sei nur für das Langhaus der Kirche baupflichtig, also könne Diersburg nur $\frac{1}{4}$ davon als Ablösung erwarten. Außerdem müßte in Oberschopfheim der Dachstuhl der Kirche erneuert werden. Der Bau einer Kirche und das Anlegen eines Friedhofes berühre Oberschopfheim nicht. Die Mesnervergütung dürfe nicht geschmälert werden.

Unterm 30. 12. 1826 erfolgte die Antwort Diersburgs, in der alle Oberschopfheimer Einwendungen zurückgewiesen werden. Aber am 28. 2. 1827 wurde in Oberschopfheim eine gemeinsame Sitzung im Beisein von Amtmann Orff (Offenburg) und Lang (Lahr) durchgeführt. Pfarrverweser Haiß hatte einen Vorentwurf gefertigt, wo nur noch die Oberschopfheimer Entschädigungssumme eingetragen werden mußte. Diese Summe wurde dann mit 2500 fl einstimmig festgesetzt, dafür forderte Oberschopfheim die Befreiung von allen Vertragslasten. Die Genehmigung des vorgelegten Vertragsentwurfes wurde beiderseits einstimmig beantragt, wobei die bisherigen Leistungen Diersburgs zur Mesnerbesoldung zu Lebzeiten des jetzigen Mesners genehmigt wurden. Die Ansprüche Diersburgs an den Heiligenfonds wurden dabei ausgeschlossen, sie bleiben bis zur Klärung bestehen. Diersburg verzichtet mit den 2500 fl auf alle Gemeinschaft mit Oberschopfheim, nicht nur an der Kirche, sondern auch an der Innenausstattung und Gerätschaften, Kirchhof, Mesnergut (wobei der Diersburger Beitrag

mit dem jetzigen Stelleninhaber aufhört). Die Leutkirche gehört ganz zu Oberschopfheim, ebenso der dortige Friedhof. Die Gemeinde Diersburg bleibt im Mitgenuß aller bisherigen Gerechtsame, bis die dortseitige Kirche und Pfarrei konstituiert sind, höchstens aber 7 Jahre. Solange hat die Gemeinde Diersburg die Lasten mitzutragen. Die Bezahlung der 2500 fl erfolgt folgendermaßen: nach der Ratifikation die erste Hälfte, die andere unverzinslich nach der Errichtung der Pfarrei.

Auf seiten der Katholiken taucht in diesem Vertragsentwurf erstmals der Gedanke eines Simultaneums auf, ebenso bittet man umgehend um eine eigene Kirche:

1. Turm und Chor wären Aufgabe der Landesregierung, denn a) Schuttern hatte als Zehndherr die Baupflicht in Oberschopfheim, Schuttern war auch Zehndherr in Diersburg; b) nunmehr ist der Landesherr Zehndherr.
2. In der Kirchenordnung von Großherzog Friedrich heiße es, die Regierung übernehme die den Klöstern obgelegenen Leistungen rücksichtlich Pastoration und Bauleistungen.
3. Die Zahl der Katholiken in Diersburg rechtfertige den Antrag.

Der Gedanke des Simultaneums nahm bald Gestalt an und konkretisierte sich in einem Vertragsentwurf zwischen beiden Konfessionen in Diersburg am 17. 12. 1928, der besagt:

Die Evangelischen räumen den Katholiken in der evangelischen Kirche das Recht des Gottesdienstes ein unter folgenden Bedingungen:

1. Die Katholiken überlassen den Evangelischen die von Oberschopfheim bereits ausbezahlten 1500 fl als unaufkündbares Eigentum. Die politische Gemeinde übernimmt diese Summe als unaufkündbares Kapital, verzinst es mit 5% so lange, bis mit der Summe die von den Evangelischen zu leistende Fruchtbeholdung der evangelischen Pfarrei abgelöst ist. Das Kapital bleibt immer Eigentum der evangelischen Gemeinde.
2. Drei Monate nach Genehmigung des Simultaneums muß die katholische Gemeinde die 1500 fl ausbezahlen.
2. Nach Genehmigung des Simultaneums wird die Kirche mit Zubehör, wie Orgel und Glocken usw. von beiden Konfessionen benutzt.
4. An Sonn- und Feiertagen halten die Katholiken zuerst den Gottesdienst, aber so, daß die Kirche sommers um $1/2$ 10 Uhr und winters um 10 Uhr geräumt ist – an Kommuniontagen $1/2$ Stunde früher. Nachmittags halten die Evangelischen zuerst ihre Andacht und müssen bis 2 Uhr fertig sein. An Werktagen muß den Evangelischen die Kirche zur festgesetzten Zeit zur Verfügung stehen. Vor Kommuniontagen am Tag zuvor von 1-3 Uhr, am letzten Tag des Jahres ab 3 Uhr.
5. Der Hauptaltar darf nur eine möglichst einfache Einrahmung erhalten, so daß er von beiden Seiten benutzt werden kann.

6. Außer einem Tableau (?) am Hauptaltar dürfen keine Bilder oder sonstige Verzierungen angebracht werden, die beständige Einrichtungen sein könnten; Gerätschaften, die der katholische Kult benötigt, werden vor Beginn des evangelischen Gottesdienstes in die katholische Sakristei gebracht.
7. Die Bestreitung der Gottesdienstkosten und Unterhaltung der Kirche: beiden gemeinsame Gottesdienstkosten werden von der Gemeindegasse bestritten (Bau und Reparation des Gebäudes, Anschaffung und Reparation der Orgel, Kanzel, Altar – ohne Verzierung –, Glocken, Kirchenstühle u. ä.); Kosten, die jeder Konfession eigentümlich sind, werden aus eigenen Mitteln bestritten (bei den Evangelischen z. B. die Gefäße zu Taufe und Abendmahl, Altartücher usw.; bei den Katholiken: Ausschmückung der Kirche durch Bilder, Statuen, Fahnen, Kreuze, Monstranz, Meßgewänder, Beichtstühle, Öl, Wachs u. ä.).
8. Mesnerdienst: die Gottesdienstverrichtungen werden vom jeweiligen Mesner ausgeführt, die übrigen Geschäfte wie bisher vom evangelischen Mesner nach bisheriger Vergütung; der katholische Mesner wird von den Katholiken vergütet.
9. Der Platz für den Friedhof muß von den Katholiken aus eigenen Mitteln beschafft werden; Einfassung und Unterhaltung geht auf Gemeindegasse.
10. Die politische Gemeinde übernimmt nur den Anbau einer Sakristei für die Katholiken. In der Kirche selbst dürfen keine Veränderungen vorgenommen werden, durch die die Evangelischen an Platz verlieren würden.

Von evangelischer Seite wurde die Vereinbarung unterschrieben von Pfarrer Riehm, Vogt Rauch, Altvogt Bader, Jerg Koller, Mathis Wöhrle. Von katholischer Seite unterschrieben Johannes Sahr, Egidi Storz, Georg Heitzmann, Johannes Kempf – Michael Feißt verweigerte die Unterschrift. Beigefügt war die evangelische und katholische Bürgerliste (65 bzw. 59 Namen) Vitus Burg lehnte das Simultaneum strikte ab. Was sich für die Zukunft als gut erwies.

Am 1. 2. 1829 wurden in einer gemeinsamen Sitzung der ganzen Bürgerschaft im Beisein von Amtmann Orff (Offenburg) noch einige Punkte präzisiert:

Was sind Kommuniontage? Karfreitag und Christtag, dazu 3-4 weitere Tage, die der Pfarrer festlegt. Den Katholiken soll es nicht verwehrt sein, ein Muttergottesbild und das Bild eines Apostels dauernd in der Kirche anzubringen, Mit Oberschopfheim sei ja bereits eine Einigung erzielt worden, daß der Diersburger Beitrag und der der Gemeindegasse zur Mesnerbesoldung aufhört mit Abgang des jetzigen Mesners. Bis dahin soll jeder katholische Bürger zum Mesnerdienst jährlich 18 Kreuzer entrichten. Will der katholische Schullehrer den Dienst um diese Vergütung nicht übernehmen, kann jeder geeignete Bürger dazu bestellt werden. Die katholische Gemeinde verzichtet, solange kein eigener Pfarrer in Diersburg ist, auf das Kompetenzholz und das Futter von der Allmend. Der Beichtstuhl soll in die katholische Sakristei kommen. Die Katholiken verpflichten sich, den Geistlichen

in Oberschopfheim in Frohn abzuholen, aber nur zu den allgemeinen Gottesdiensten. Wer ihn sonst braucht (z. B. Beerdigung, Taufe, Versehgang usw.), muß ihn selber fahren.

Da Vitus Burg das Simultaneum abgelehnt hat, fiel dieser Gedanke unter den Tisch. Daher stellten die Katholiken an die politische Gemeinde den Antrag am 1. 10. 1829 zum Bau einer eigenen katholischen Kirche. 1830 wurde der Bauauftrag erteilt, 1831 war die katholische Kirche fertig, allerdings war sie nur halb so groß wie heute.

Von 1831 bis 1864 war die Kirche in Diersburg Filialkirche von Oberschopfheim und wurde von einem Vikar betreut. Eigene Pfarrei konnte Diersburg erst werden, wenn das Kapital zu einem eigenen Kirchenfonds vorhanden war. Um das zu erreichen, ging der damalige Senior der Roederschen Familie einen eigenartigen Weg.

1827 starb der damalige Pfarrer in Hofweier, Dr. Philipp Josef Brunner, der gleichzeitig Ministerialrat in der Kirchensektion in Karlsruhe war. Diese Gelegenheit benutzte der Senior der Roeder und frug in Karlsruhe an, ob es möglich sei, den Pfarrer in Hofweier mit einer jährlichen Abgabe zu belasten zugunsten der Katholiken in Diersburg – die Roeder waren ja die Patronatsherren in Hofweier. Man einigte sich darauf, daß der Pfarrer in Hofweier jährlich 150 fl nach Diersburg zu opfern habe. Diese Auflage blieb bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts bestehen und damit wurde der nötige Kirchenfonds in Diersburg angesammelt. 1863 war damit ein Kapital von 9016 fl geschaffen.

So war die Zeit gekommen, daß man in Diersburg eine eigene Pfarrei schaffen konnte. 1864 war mit der Errichtung der Pfarrei Diersburg jede Verbindung mit Oberschopfheim abgebrochen. Das alte Kirchspiel hatte ausgespielt.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. hierzu: Dr. Josef und Michael Bayer, Diersburg im Wandel der Geschichte, Offenburg 1984, S. 40-42.
- 2 Der frühere Redakteur der „Ortenau“.
- 3 Durch den Vertrag vom 20. 4. 1786 zwischen den beiden Gemeinden wurde die gemeinschaftliche Verwaltung der Güter aufgehoben. Die den Gemeinden teils durch gütliche Einigung, teils durch das Los zugefallenen Güter wurden dem Gemeindeeigentum der jeweiligen Gemeinde zugeführt. Siehe „Diersburg im Wandel der Geschichte“ S. 81.
- 4 Vitus Burg, geb. 27. 8. 1786 in Offenburg, 1809 Pfarrer in Kappel a. Rh., bischöflicher Kommissar im Auftrag Wessenbergs für die ehemals rechtsrheinischen Gebiete des

Bistums Straßburg, 1827 Domdekan und Weihbischof in Freiburg, 1829 Bischof von Mainz, gest. 22. 5. 1833. Entschiedener Vertreter des Febrionanismus und Josephinismus.

- 5 In der damaligen Zeit wurde dieses Vorgehen von Karlsruhe oft durchgeführt: sollte eine neue Kirche gebaut werden, besetzte man die Mutterkirche mit einem Pfarrverweser, mit dem ersparten Einkommen erbaute man die neue Kirche. Ich kenne das für Ottenhöfen: Kappelrodeck und Waldulm wurden eine Reihe von Jahren von einem Pfarrverweser verwaltet. Ebenso Lauf und Sasbach.

Franz Josef Himmelsbach (1816-1889)

Bauernsohn vom Schönberg

Holzhändler in Oberweier

Stammvater einer Unternehmerdynastie

Renate Liessem-Breinlinger

In zweierlei Hinsicht imponierte Josef Himmelsbach dem Schriftsteller und Pfarrer Heinrich Hansjakob: Vom Schwarzwälder Bauernsohn hatte er es zu einem der größten Holzhändler des Deutschen Reiches gebracht, und er war ein Katholik zum Vorzeigen, selbstbewußt und immun gegen die Zeitströmung des Kulturkampfes. In dem Buch „Dürre Blätter“ notiert Hansjakob einige Kernsätze, die Josef Himmelsbach 1877 während einer Reise auf der Schwarzwaldbahn geäußert hatte: daß es keines Studiums bedürfe, um in Handel und Wandel richtig zu spekulieren oder daß in politisch unruhigen Zeiten wie im Krieg ruhig denkende Menschen ihren Geschäftsgeist am besten könnten walten lassen. Damit seine Leser Josef Himmelsbach nicht als „Profitmacher und eine Art Gründer“ einstufen, charakterisiert ihn Hansjakob als kreuzbraven Mann mit naturwüchsigem Menschenverstand in der Tracht des wohlhabigen einfachen Bürgers. Genau so wollte die Himmelsbachdynastie auch Generationen später gesehen werden: solid, bodenständig und wohlhabend.

Josef Himmelsbach stammt vom Hageseppenhof am Schönberg bei Lahr, wo er 1816 als Sohn des Vogtes Georg Thaddaeus Himmelsbach und dessen Frau Elisabeth Volk geboren wurde. Eigentlich war er als Hoferbe vorgesehen. Er widersetzte sich jedoch den elterlichen Heiratsplänen und verzichtete auf seinen Anspruch. 1841 ging er die Ehe mit der nicht sehr vermögenden Katharina Winter, einer Tochter des Blumenwirts in Prinzbach, ein. Diese wird als schön, gesund, intelligent, selbstsicher und tüchtig beschrieben. Nach drei Jahren in deren Elternhaus ließ sich die junge Familie mit Sohn Benjamin in Oberweier bei Lahr nieder, wo Josef Himmelsbach mit einem Kapital von 1500 Gulden aus dem väterlichen Vermögen 1844 ein landwirtschaftliches Anwesen gekauft hatte. 1846 nahm er einen Holzhandel auf, denn er kannte sich als Sohn eines Waldbesitzers auf diesem Gebiet aus. Der Eisenbahnbau zwischen Offenburg und Basel in der Mitte des 19. Jahrhunderts bot ihm die entscheidende Chance, die er ohne Zögern nutzte. Er beschaffte sich große Mengen Rohmaterial, sortierte nach Säg- und Schwellenholz und ließ fremde Sägewerke für sich im Lohnschnitt arbeiten. Als chemische Verfahren zur Holzkonservierung aus England bekannt wurden, stieg er sogleich ein, erst durch Pacht der Kyanisier-

werke Radolfzell und Heidelberg, ab 1872 dann durch Gründung eigener Imprägnierwerke in Hagenau im Elsaß, Rauenheim in Rheinhessen, Freiburg und Singen a. H. Hier wurde nach dem Verfahren des englischen Chemikers Kyan das Holz mit Quecksilbersublimat getränkt. Später wurde Chlorzink verwendet, dann Teeröl.

Ein Charakteristikum der Familie Himmelsbach in Oberweier war der ausgeprägte Familiensinn, ein weiteres die Verbundenheit mit der katholischen Kirche und damit auch der Zentrumspartei. Durch bedeutende Stiftungen ermöglichte Josef Himmelsbach in den 1870er Jahren einen Kirchenneubau in Oberweier. Schließlich stiftete er einen Jahrtag und ein Kapital zum Unterhalt einer Familiengruft, in der 1875 seine Frau bestattet wurde. Der Firmengründer selbst starb 1889 an einem Schlaganfall. Die Leitung des Holzunternehmens hatte er schon einige Jahre zuvor den Söhnen Benjamin, Georg und Hermann übergeben, die später als „Gebrüder Himmelsbach“ die Geschäftszentrale nach Freiburg verlegten. Die Verbindung nach Oberweier blieb durch den Schwiegersohn Julius Otto und den Familienzweig des Benjamin lebendig. Beide leiteten die von Josef Himmelsbach 1871 gegründete Tabakwarenfabrik am Ort. Benjamins Sohn Josef, der in der Familie Josef II. genannt wurde und seine aktive Zeit als Direktor des Werkes Gaulsheim bei Bingen verbrachte, behielt hier einen Wohnsitz. „Bingemer Sepp“ nannten ihn die Leute in Oberweier. Seine Frau Else, geb. Rothweiler, wurde 1961 als letzte in der Familiengruft bestattet.

Im Heimatmuseum in Oberweier wird das Andenken an die Himmelsbachdynastie und speziell an den Stammvater gepflegt. Dort sind Möbel und Bilder aus dem Nachlaß, darunter ölgemalte Portraits des Josef Himmelsbach und seiner Frau Katharina, zu sehen. Diese Hinweise verdanke ich dem Vorsitzenden des Geschichtsvereins Friesenheim, Ekkehard Klem. Mündliche Auskünfte zur Familiengeschichte gab Frau Dr. Hildegard Malcherek, eine Urenkelin des Josef Himmelsbach.

Literatur:

Heinrich Hansjakob: Dürre Blätter. Heidelberg 1889, S. 155-158. Das Vogtgeschlecht der Michelbronner Himmelsbach. In: Geroldseckerland 6, 1963/64. 100 Jahre Pfarrkirche Oberweier 1877-1977, S. 14 u. 18. Ortssippenbuch Oberweier, S. 44. Joseph Oechsler: Ein reicherfülltes Leben im Dienste der Familie. Mathilde Otto und ihr Werk mit 16 Bildern. Freiburg 1963. Hans-Josef Wollasch: Mathilde Otto (1875-1933), „Armenfürsorgerin“. Eine (fast) vergessene Frau der Caritas. In: Caritas '89. Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes. Freiburg 1988. Ders.: Mathilde Otto. In Badische Biographien NF III. Heinrich Hertzner: Gebr. Himmelsbach AG Freiburg im Breisgau 1846-1921. Ein Rückblick über 75 Jahre. Freiburg 1922.

Emil Glockners Straßburger Zeit (1870–1872)

Hansmartin Schwarzmaier

Vorbemerkung

Emil Glockner, der Verfasser der hier abgedruckten Erzählung über seine Beamtenzeit in Straßburg, wurde am 24. 10. 1837 in Karlsruhe als Sohn eines badischen Finanzrats geboren; in Karlsruhe ist er auch aufgewachsen und in die Schule gegangen. Von 1856–1860 hat er in Heidelberg, München und Berlin die Kameralwissenschaften studiert und hat nach seinem Staatsexamen, wie dies in Baden üblich war, in vielen Staatsstellen in Tiengen, Säckingen, Kehl und Karlsruhe, insbesondere in der Steuerverwaltung, gearbeitet. Die Jahre 1870–1872 verbrachte er in Straßburg als Dezernent der deutschen Steuerverwaltung in Elsaß-Lothringen, die darauffolgenden Jahre als Ministerialrat im Badischen Finanzministerium, wo er seit 1882 die Leitung der Steuerverwaltung innehatte. Von 1879–1910 war Glockner Stadtverordneter in Karlsruhe, ab 1905 Mitglied der I. Badischen Kammer. Eine Berufung zum Finanzminister des Landes, die ihm im Jahre 1893 angetragen wurde, hat er abgelehnt, doch im Frühjahr 1909 wurde er zum Präsidenten der Badischen Oberrechnungskammer ernannt, ein Spitzenamt der Verwaltung, das verdienten Beamten am Ende ihrer Karriere zukam. Glockners Lebenswerk war insbesondere die Steuergesetzgebung und Steuerreform in Baden ab 1872. Im Jahre 1912 trat er in den Ruhestand, am 7. 7. 1921 ist er in Bad Griesbach gestorben.

In den Jahren 1910 und 1911 hat Glockner seine Lebenserinnerungen geschrieben, fünf handschriftliche Hefte, die jetzt im Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt werden (65/20033). Er gab ihnen den Titel „50 Jahre im badischen Staatsdienst und mein Familienleben während dieser Zeit“. Mit großer Genauigkeit erzählt er von seiner Jugend, seinen Studentenjahren und seiner Berufstätigkeit. Heft 1 berichtet von seiner Jugend in Karlsruhe, wobei auch ein Licht auf die Revolutionsjahre 1848/49 in Karlsruhe fällt; Heft 2 behandelt die Studentenzeit in Heidelberg, München und Berlin. Heft 3 erzählt von der Arbeit des jungen Beamten zwischen 1860 und 1870, und Heft 4 berichtet aus seiner Straßburger Zeit und schildert aus seiner Sicht den Beginn der deutschen Steuerverwaltung im besetzten Frankreich und in Elsaß-Lothringen. Aus diesem 80 Manuskriptseiten starken Abschnitt wurde der vorliegende Beitrag ausgewählt, in dem jedoch die Familiennachrichten ausgelassen sind. Heft 5 behandelt die reifere Zeit Glockners und schließt mit seiner Pensionierung und einem Rückblick auf sein Beamtenleben.

Glockner war ein überaus tüchtiger Beamter und Finanzfachmann, aber er war kein großer Stilist. Seine Art zu schreiben ist etwas trocken und pedantisch; lange Sätze enthalten eine Überfülle von Informationen. Gerade dies macht seine Darstellung zu einer hochinteressanten Quelle. Glockners Gedächtnis funktioniert ausgezeichnet, seine Situationsschilderungen sind plastisch und seine Beurteilung von Personen, insbesondere seiner Kollegen, zeugen von scharfer Beobachtungsgabe. Seine Kompetenz in allen Fachfragen ist freilich von großer Bescheidenheit begleitet, die schließlich auch dazu führte, daß er das ihm angebotene höchste Amt des Finanzministers ausgeschlagen hat. Was er zu berichten hat, ist zuverlässig, wenn auch aus der Sicht des reifen Mannes, dem seine Jugendzeit in verklärtem Licht erscheint.

Aus dem vorliegenden Abschnitt wurden, wie gesagt, einige sein Privatleben und seine Familiengeschichte betreffenden Dinge gestrichen. Die Orthographie des Textes sowie die Zeichensetzung wurden normalisiert, wogegen keine Eingriffe in den Stil vorgenommen wurden, um die Dialektform, das badische Idiom des Erzählers, beibehalten zu können. So erkennen wir auch im vorliegenden Text einen lebenswürdigen und treuherzigen alten Herrn, der über seine Kindheit und Jugend plaudert. Für die Mentalität eines bürgerlichen Beamten zu Beginn der „liberalen Ära“ Badens erhalten wir in seinem Bericht eine ausgezeichnete Quelle. Von ganz besonderem Wert ist jedoch der vorliegende Bericht über die Belagerung von Straßburg im Jahr 1870 und die Tätigkeit Glockners im besetzten Elsaß. Wenn hier der Hauptabschnitt über die Einrichtung der deutschen Steuergesetzgebung im bisher französischen Elsaß-Lothringen aus Platzgründen nicht abgedruckt wird, dann, weil diese stark fachbezogene Erörterung Glockners für die meisten Leser dieser Zeitschrift wenig interessant wäre. Doch ist zu hoffen, daß das ganze Werk einmal publiziert werden kann, auf das auch mit diesem Beitrag hingewiesen werden soll. 1991 erschien ein Abschnitt „Heidelberger Studentenleben“, also der Auszug aus Glockners Erinnerungen für die Jahre 1856–1860, in der Heidelberger Universitätszeitschrift „Ruperto-Carola“ Heft 43 S. 141–157. Abschrift und Bearbeitung des Manuskriptes verdanke ich Frau Lydia Filaus.

I.

Am politischen Horizonte ballte sich anfangs Juli 1870 ein schweres Gewitter zusammen: Die Befürchtung eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich. Schwere Sorge lastete auf den Gemütern, namentlich in Süddeutschland, das dem französischen Nachbarn so nahe lag, und auch hier wieder ganz besonders in Baden, lagen wir doch gleichsam unter den

Kanonen Straßburgs, die in der Tat bis über Kehl hinaus reichten, und war doch die Besetzung allein von Straßburg stets so stark, wie beinahe die ganze badische Division. Ein sofortiger Einbruch in das badische Land von Straßburg aus war daher bei einem Kriegsausbruche mit Bestimmtheit zu gewärtigen. Namentlich war auch ein rascher Vorstoß durch das Renchoder Kinzigtal über den Kniebis hinüber, die gewohnte Einfallsrouten der französischen Heere in früherer Zeit, zu befürchten, mit der Absicht, durch dieses rasche Vordringen die süddeutschen Staaten vielleicht noch in letzter Stunde zur Neutralität in dem Kampfe zu zwingen, der sich nach dem Kriegsanlaß (Erwählung eines Hohenzollernprinzen für den spanischen Thron) nach französischer Auffassung zunächst nur als ein Krieg zwischen Frankreich und „Preußen“ charakterisierte. Kein Wunder, daß sich meine Schwiegermutter, die sich mit ihrer jüngsten Tochter Anna in jenen Tagen in dem friedlichen Kniebisbade Antogast aufhielt¹, sehr um den weiteren Gang der Dinge sorgte. Sie schrieb mir, ob sie nicht besser heimkehren solle, denn bei einem Kriegsausbruche würden sie in dem entlegenen Winkel von aller Welt abgeschnitten sein und außerdem vielleicht aus dem eben entwickelten Grunde den ersten Vorstoß der Franzosen durchzumachen haben, was sich auf dem Lande selbstverständlich viel schlimmer abspiele als in der Stadt. Ich suchte sie zu beruhigen, riet ihr in Antogast zu bleiben, da ich überzeugt sei, daß es den diplomatischen Verhandlungen und Bemühungen wohl gelingen werde, den Kriegsausbruch zu verhindern, wie dies ja auch drei Jahre vorher, im Jahre 1867, bei dem Luxemburger Handel der Fall war. Diese Überzeugung war auch ganz allgemein vorhanden. Der Laie in politicis, der nicht hinter die Kulissen sah und dem der tiefere Grund des zur Notwendigkeit gewordenen Waffenganges zwischen Frankreich und Deutschland verborgen blieb, vermochte es nicht zu fassen, daß der äußerliche, uns so ferne liegende und gleichgültige Anlaß zu der kriegerischen Verwicklung (die spanische Thronfolge) in der Tat zum Kriege zwischen Frankreich und Deutschland führen könnte und würde. Das Verständnis für die Bismarck'sche Politik fehlte noch gänzlich. Nur eines stand sicher und wurde als unumstößliche Gewißheit empfunden, daß, *wenn* es zum Kriege kommen sollte, derselbe unbedingt die süddeutschen Staaten, vor allem Baden, an der Seite Preußens finden müßte.

Das Ungewitter schien sich auch in der Tat verziehen zu wollen. Der Fürst von Hohenzollern verzichtete auf den spanischen Thron. Damit schien der Anlaß zum Kriege beseitigt, Frankreich befriedigt. Man atmete auf. In Antogast feierten sie den gesicherten Frieden mit Sekt! Da platzte am 14. Juli die Emser Depesche wie eine Bombe ins Haus, und es gab keinen Zweifel mehr. Das war der Krieg! Ich ging abends noch in meine Herrengesellschaft, die „Bäregesellschaft“, in der man stets das Allerneueste durch den Redakteur der Karlsruher Zeitung, Dr. Krönlein, vernahm². Auch hier

war niemand mehr zweifelhaft. Der Krieg galt so gut wie sicher. Die Mobilmachungsordre wurde für den anderen Tag erwartet. Ich ging nach Hause und fuhr noch in der Nacht nach Renchen und von da mit dem grauen Morgen mit der Morgenpost nach Oppenau (die von Appenweier abgehende Renchtalbahn war damals noch nicht gebaut). In Oppenau und schon unterwegs waren bereits die Brückenübergänge von kleinen Militärabteilungen besetzt. In Oberkirch hielten sogar einige mit dem roten Kreuz geschmückte Ambulanzwagen. Woher diese Trupps kamen, ist mir heute noch nicht klar; vermutlich von Rastatt, denn in Offenburg lag damals kein Militär. Offenbar war mit diesen Piquetstellungen beabsichtigt, den Eindruck zu erwecken, daß die Schwarzwaldtäler militärisch besetzt seien, um die Franzosen von einem Vorstoß abzuhalten. In noch stärkerem Maße suchte in den nächstfolgenden 14 Tagen ein württembergisches Detachement unter einem Oberst Seubert diesen Schein aufrecht zu erhalten, was ihm auch gelungen sein soll³.

In Oppenau gelang es mir, mit vieler Mühe einen Einspänner aufzutreiben, der sich verpflichtete, nicht bloß nach Antogast und zurück nach Oppenau zu fahren (dazu waren sie alle bereit), sondern auch von Oppenau nach Appenweier oder Renchen hinaus zur Bahn; denn sie fürchteten alle, die Militärverwaltung könnte das Pferd zurückbehalten. Erst als ich geltend machte, daß die Militärverwaltung andern Tags sowieso alle tauglichen Pferde requirieren werde, vermochte ich endlich einen Müller zu bewegen, um teures Geld seinen alten Schimmel, der keinen militärtauglichen Eindruck machte, zu riskieren. Etwa um 11 Uhr kam ich in Antogast an, von den Meinigen freudig, aber erstaunt begrüßt. Sie standen noch unter dem Eindruck der mit Sekt begossenen Friedensaussichten der vergangenen Tage. Die Emser Depesche und die Bismark'sche „Fanfare“ war noch nicht zu ihnen gedrungen. Sie sahen aber sofort ein, daß hier kein Zaudern mehr am Platze war, packten rasch zusammen, beglichen ihre Rechnung und fuhren mit mir mit dem Schimmelfuhrwerk baldigst davon, beneidet von den anderen Kurgästen, darunter eine Anzahl Elsässer, die sehr besorgt waren, ob es ihnen gelingen werde, die Heimat zu erreichen.

Wir fuhren, da in Renchen nur wenige Züge halten, bis Appenweier. Unterwegs, zwischen Oppenau und Oberkirch, hatte uns ein Professor aus Königsberg, der aus einem Seitental heruntergestiegen kam, angefleht, ihn um Gotteswillen aufsitzen zu lassen und ihn nach Appenweier zu befördern, damit er noch den Schnellzug nach Frankfurt und von da weiter, Tag und Nacht reisend, die Heimat erreichen könne. Er sei Reserveoffizier und habe erst heute erfahren, daß mobil gemacht werde. Er *müsse* rechtzeitig heimkommen; seine Ehre stehe auf dem Spiele. Wir nahmen ihn natürlich in den Wagen herein oder vielmehr auf den Bock, obwohl unser Einspän-

ner sowieso schon schwer beladen war mit uns drei Personen und dem Kutscher und den Koffern. Der Professor, von echt deutschem blonden Typus, war von dem Gedanken hoch begeistert, abermals fürs Vaterland kämpfen zu dürfen; er hatte bereits den 1866er-Feldzug gegen Österreich mitgemacht. Er bedauerte nur sein altes Mütterchen, das nun wieder wie 1866 sich die wenigen Bissen vom Munde absparen werde, um die armen Landwehrfrauen zu unterstützen. Seine Begeisterung war echt, ohne Phrasen und ohne Redensarten, und bildete einen starken Kontrast zu dem sehr wenig kriegerischen Gehabe eines Karlsruher Fabrikanten namens Emil Schmitt (später Inhaber eines angesehenen Installateurgeschäftes), der morgens mit mir in der Post von Renchen nach Oppenau fuhr, um gleichfalls seine Verwandten in Antogast abzuholen, und der als Reservemann noch militärpflichtig war. Der hätte sich, wenn es nur möglich gewesen wäre, am liebsten gedrückt. Einen schönen blonden Bart hatte er zwar auch, aber keinen Funken von Vaterlandsliebe oder Begeisterung.

In Appenweier langten auch von den anderen Renchbädern (Peterstal, Griesbach, Freyersbach) ein Fuhrwerk nach dem andern mit flüchtenden Kurgästen an, meist Straßburgern und sonstigen Elsässern. Sie gebärdeten sich wie verzweifelt, als sie hörten, daß kein Zug mehr nach Straßburg fahre. Die Bahn sei unterbrochen. Sie mußten auf weitem Umweg über Basel und dann linksrheinisch fahren. Vom Bahnpersonal und den Stationsbeamten wurden sie ziemlich feindselig behandelt und ihnen vorgeworfen, daß Frankreich es sei, das den Krieg heraufbeschworen habe; sie sollten nun nur die eingebrockte Suppe ausessen. Sie erwiderten, die Frauen und Kinder weinend und schluchzend: „Wir went kai Krieg nit. Der verfluchte Napoleon ischt an allem schuld, der Kaib.“

Spät abends, nach langem Aufenthalt in Rastatt, wo wir schon glaubten, nicht mehr weiter zu kommen, langten wir endlich todmüde in Karlsruhe an. Am Bahnhof erwartete mich mein alter Direktor, Steuereinsamler Kühlental⁴, der bald darauf sich pensionieren ließ und durch Regenauer ersetzt wurde, und machte mir Vorwürfe, daß ich mich ohne Urlaub entfernt habe, das gehe in diesen Zeiten unbedingt nicht. Ich müßte am nächsten Tag in aller Frühe nach Rastatt fahren und dort die Obereinnehmerei (Finanzamt) samt den Beamten, der Kasse und den Akten aus der Festung herausbringen und nach Baden überführen. Er gab mir schriftliche Ordres in dieser Richtung. Ziemlich geknickt über die erhaltene, wie ich anerkennen mußte, wohlverdiente Nase und wenig erbaut von dem mir für den anderen Tag gegebenen Auftrag, kam ich zu Hause an.

II.

Morgens früh heraus und mit Frühzug nach Rastatt! Dort großes Leben und Treiben. Jeder einlaufende Zug bringt bereits Reservisten. Ich treffe auf der Straße verschiedene Bekannte, Offiziere vom Jägerbataillon, das von Karlsruhe sofort nach Rastatt abgerückt war, und den Oberleutnant Steinwarz, den ich vom „Bären“ her gut kannte, ein sehr lebenslustiger Offizier. Ich dachte nicht, als ich ihm die Hand schüttelte, daß ich ihn nicht mehr sehen würde. Er fiel beim Vormarsch der Badener nach der Einnahme von Straßburg über die Vogesen bei Raon l'Etappe⁵.

Den Finanzamtsvorstand (es war dies ein schon recht bejahrter Beamter namens Bauer, der späterhin wegen Kasseneingriffs und Bücherfälschung zu Zuchthaus verurteilt wurde und sich im Gefängnis erhängte) traf ich mit seiner Gattin ahnungslos beim Frühstück sitzend. Beide erschraaken höchlichst über meinen Auftrag. Sie hielten es für unmöglich, denselben noch am gleichen Tag durchzuführen. Erst als ich ihnen klarmachte, daß vermutlich am anderen Tag die Festung gesperrt würde, während ich ihnen für heute voraussichtlich noch militärisches Fuhrwerk zur Übersiedlung nach Baden zur Verfügung stellen könne, machten sie sich schleunigst an die Arbeit, sie ans Packen von Weißzeug, Bettzeug, Kleidung, er an das Zusammenpacken der Kasse und der Bücher samt Akten. Ich begab mich mittlerweile auf die Festungskommandantur und bekam dort bereitwilligst die Zusicherung, daß binnen einer Stunde zwei große Leiterwagen, bespannt und mit militärischen Fuhrleuten und mit einiger Mannschaft zum Aufladen vor dem Finanzamt stehen würden, und dem war denn auch so. Während des Verladegeschäftes fuhr ich per Bahn nach Baden voraus, um dort Quartier für die Ankömmlinge zu machen. Es gelang mir auch nach nicht ganz einfachen Verhandlungen, die erforderlichen Büroräume im Domänenverwaltungsgebäude freizubekommen und in einem Gasthause Zimmer für den Obereinnehmer und seine Frau zu belegen. Die Eisenbahnfahrt von Rastatt nach Baden war allerdings mit Hindernissen verknüpft gewesen, denn auf dem Rastatter Bahnhof (es war dies noch der alte, provisorische, ziemlich weit von der Stadt entfernte Bahnhof) traf gerade ein preußisches Infanterieregiment, aus Mainz kommend, zur Verstärkung der Garnison ein. Es wurde mit ungeheurem Jubel empfangen. Es war dasselbe Regiment, das früher lange, zusammen mit dem österreichischen Infanterieregiment Benedek, die Rastatter Garnison gebildet hatte und vor Ausbruch des 1866er Krieges nach Mainz zurückgezogen worden war. Die Ausladung des Regiments erforderte längere Zeit. Erst dann ging der Zug nach Oos und Baden ab.

In Baden traf ich, als ich im Petersburger Hof zu Mittag speiste, den mir ebenfalls vom „Bären“ her gut bekannten Hofkupferstecher Willmann, ei-

nen Mann von bedeutendem künstlerischen Können; der weitverbreitete und bekannte herrliche Stich „das Heidelberger Schloß“ nebst zahlreichen anderen trefflichen Landschaften stammen von ihm her⁶. Willmann pflegte den Winter jeweils in Paris zuzubringen und war mit den französischen Verhältnissen sehr vertraut. Er beklagte den Kriegsausbruch sehr, war aber felsenfest von einem für Deutschland glücklichen Ausgang überzeugt. Bei aller Tüchtigkeit der französischen Truppen, deren Mannschaften den unsrigen an Beweglichkeit, Anstelligkeit und Lebhaftigkeit entschieden überlegen seien, stünden doch die höheren Truppenführer weit hinter den unsrigen zurück. Auch seien Kaiser und Kaiserin äußerst verhaßt, und die erste bedeutendere Niederlage werde den Sturz des Kaisertums zur Folge haben. Alles dies traf ja dann ein. Am späten Nachmittag trafen die Rastatter Wagen ein, und ich konnte abends mit dem beruhigten Gefühle nach Hause fahren, daß mir die Durchführung meines Auftrags geglückt war.

III.

Tags darauf wurde die feste Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Kehl von den badischen Pionieren gesprengt⁷. Damit war das Band zwischen Frankreich und Baden auch äußerlich zerrissen. Die Kriegserklärung an Frankreich folgte auf dem Fuße. Man hat späterhin diese Sprengung der Kehler Brücke als voreilig und überflüssig bezeichnet. Allein die Möglichkeit, daß sie benützt werden konnte, um ein französisches Korps herüberzuwerfen, lag sehr nahe. Allerdings lagen rechts und links der Brücke zwar kleine badische Forts, von welchen aus Leitungsdrähte zu den Sprengkammern führten, die in die Steinpfeiler der Brücke eingebaut waren. Man hätte also immerhin noch zuwarten können, bis sich die Franzosen der Brücke wirklich bemächtigt hatten und erst dann sie sprengen können. Allein diese Forts waren dem Feuer der Straßburger Geschütze ausgesetzt und konnten in wenigen Stunden in Trümmer geschossen werden, wie es auch wirklich während der Belagerung Straßburgs geschah. Auch war der moralische Eindruck, den dieses entschiedene und sofortige Vorgehen Badens machte, ein sehr bedeutender und war geeignet, die stille Hoffnung Frankreichs, Baden samt den übrigen süddeutschen Staaten beim Kriegsausbruch zu einer neutralen Haltung oder doch zögernden Politik zu bestimmen, gründlichst zu zerstören.

An die Sprengung der Kehler Brücke knüpft sich für mich eine andere, recht wehmütige Erinnerung. Ich war im Jahr 1862 sechs Monate lang als junger Praktikant beim damaligen Hauptzollamt in Kehl, damals unser bedeutendstes Zollamt, beschäftigt.

Gleichzeitig war auch ein badischer Pionieroberleutnant namens Kirchgeßner dort stationiert, dem der Bau der eben erwähnten beiden Brückenforts übertragen war⁸. Ich lernte ihn kennen und wir befreundeten uns, da es uns sehr an anderweitigem Umgang mit Gleichgestellten gebrach. Die übrigen Zollbeamten, mit Ausnahme der oberen Beamten, waren nicht akademisch gebildete Beamte, mit denen ich zwar ganz freundlich, aber nicht freundschaftlich verkehrte. Auch Familienverkehr gab es nicht, mit Ausnahme der mit drei jungen und recht hübschen, noch ledigen Töchtern gesegneten Familie des in Kehl als Stationskontrolleur bestellten preußischen Steuerates Katsch, der in seinen Musestunden schriftstellerisch tätig war und später im Pensionsstande hochbetagt in Oppenau lebte und daselbst verstarb. Kirchgeßner hatte noch weniger Anschluß und war überhaupt, trotz seines liebenswürdigen Wesens, eine etwas einsiedlerische Natur, der das Leben etwas schwer nahm. Als wir vertrauter geworden waren, teilte er mir unter dem Sigel der Verschwiegenheit, die ich auch treu bewahrte, mit, daß er seine freie Zeit während seiner etwa 2jährigen Stationierung in Kehl dazu benutzt habe, einen ganz genauen Plan der Festung Straßburg in großem Maßstabe auszuarbeiten. In Zivilkleidung sei er häufigst nach Straßburg gegangen und habe nach und nach alle Wälle, Bastionen, Lünetten, Gräben, Brücken etc. teils durch Abschreiten, teils nach dem Augenmaß abgemessen und, nach Kehl heimgekehrt, nach und nach stückweise in seinen Plan eingetragen und diesen durch stetes Nachmessen und Vergleichen vervollkommnet. Auch das sehr coupierte Terrain um die Festung herum habe er genau aufgenommen. Er zeigte mir den Plan. Er machte in der Tat einen vorzüglichen Eindruck. Kirchgeßner bemerkte, daß er von dem Gedanken erfüllt sei, über kurz oder lang müsse doch einmal die Zeit kommen, wo das geeinigte Deutschland mit den Waffen in der Hand Straßburg und das deutsche Elsaß zurückfordern und zurückerobern werde. Dieser Gedanke hatte damals (1862) allerdings sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung. Denn gerade damals stand Frankreich und sein Herrscher nach dem glücklichen 1859er Kriege gegen Österreich im Zenit seines Ruhmes, Deutschland aber von einer Einigung entfernter denn je. Und doch sollte Kirchgeßners Traum in Erfüllung gehen. Die Einigung der deutschen Stämme wurde zur Wahrheit. Straßburg wurde belagert und erobert und Elsaß dem deutschen Reiche einverleibt. Die Belagerung Straßburgs erlebte der inzwischen zum Hauptmann Avancierte noch und hatte die Genugtuung, daß sein im Jahr 1862 gefertigter Plan bei der Belagerung vorzüglichste Dienste leistete. Aber die Übergabe der Feste mitzuerleben war ihm nicht vergönnt. Wenige Tage vor der Kapitulation ereilte ihn in den Laufgräben eine französische Wallkugel und setzte dem Leben dieses tüchtigen Offiziers ein Ende. Wenige Tage zuvor hatte er noch seiner Schwester, Frau Ministerialrat Gerwig in Karlsruhe, einen Brief voller Todesahnung und schwerer Melancholie geschrieben. Die Verwirklichung

seiner lang genährten Hoffnung und Sehnsucht, die Eroberung Straßburgs, stehe nun vor der Tür. Er ahne aber, daß er sie nicht mehr erleben werde und wünsche dies auch gar nicht mehr. Seit er dem Kriege mit all seinen Schrecknissen und seinem entsetzlichen Elende ins Auge geschaut habe, könne er sich seines Berufs nicht mehr freuen. Friedlich und sonnenbeglänzt lägen an dem wunderschönen Sommerabende, an dem er diesen Brief schreibe, die badische wie die elsässische Rheinebene bis zu den schönen Schwarzwaldbergen und bis zu den Vogesen vor ihm mit all ihren Dörfern und Städtchen, und in diesen Gottesfrieden trage nun der eroberrungssüchtige Mensch Mord und Brand hinein. Es erfülle ihn dies mit tiefem Weh. Er sehne sich nach Frieden und Ruhe. Nun, beides wurde ihm kurz darauf zuteil.

IV.

Doch ich kehre zurück zu den Erlebnissen der zweiten Hälfte des Monats Juli 1870. Es waren bange, erwartungsvolle Tage. Man war stets auf einen Einbruch der Franzosen gefaßt. Zweimal entstand auch ein blinder Lärm, sie stünden schon bei Maxau. Einige bayerische Chevauxlegers mit ihren breiten roten Tuchstreifen an den grünen Hosen wurden für Franzosen gehalten. Auf der „Schießwiese“ in Karlsruhe, dem Platz vor der jetzigen Festhalle, die damals noch nicht existierte, waren etwa acht Tage lang Tag und Nacht hunderte von Bauernwagen mit Pferden und requirierten Lenkern versammelt, bereit, das hiesige Grenadierregiment wenn nötig wegzufahren auf einen gesicherteren Platz. In diese Zeit fiel auch der bekannte Rekognoszionsritt, den der jetzt so berühmte Graf Zeppelin, damals württembergischer Kavallerieoberleutnant, mit zwei anderen Offizieren, darunter der badische Dragonerleutnant Villiez, der dabei in französische Gefangenschaft geriet, nach dem Oberelsaß unternahm⁹. Auch an Einquartierung fehlte es nicht. Wir hatten zwei Reservemänner des Leibgrenadierregiments ca. 14 Tage im Quartier, schöne, kräftige Männer, aber keineswegs von kriegerischem Mute beseelt. Ich mußte ihnen förmlich Mut zusprechen; sie kehrten übrigens s. Zt. ganz wohlbehalten zurück, besuchten uns und erzählten viel von ihren Taten.

Am 30. Juli marschierte die ganze badische Division, welche bis dahin zusammengezogen worden war, hier durch und dem Rheine zu, den sie bei Maxau überschritt¹⁰. Es war eine stattliche, wohlausgerüstete Truppe. Es war ein stolzer, erhebender Anblick, diese Tausende, Regiment um Regiment mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, völlig kriegsmäßig ausgerüstet und mit vollem Train und allem Zubehör vorüberziehen zu sehen. Natürlich drängte sich dabei auch der Gedanke auf: Wie viele von

diesen jugendlichen und doch männlichen Gestalten werden die Heimat nicht wiedersehen? Aber diese Gedanken traten zurück hinter den siegesvollen Hoffnungen, die alle Herzen schwellten. Denn in diesen 14 Tagen der Kriegsvorbereitungen war die Hoffnung auf Sieg der deutschen Waffen gewaltig gestiegen. Daß nicht bloß Baden, sondern auch Württemberg und namentlich Bayern bundestreu zu Preußen und dem übrigen Deutschland standen, ohne jedes Zaudern, und ihre Truppen mit kaum geahnter Raschheit mobilisierten und über den Rhein in die bayerische Pfalz warfen, hob sehr das Vertrauen auf einen guten Ausgang. Tag und Nacht gingen ununterbrochen die Eisenbahnmilitärzüge hier, in Heidelberg und in Mannheim durch. An den Bahnhöfen, so auf dem hiesigen Hauptbahnhof, waren Verpflegungs- und Erfrischungsstationen errichtet, die Tag und Nacht in abwechselnder Schicht besetzt waren und die Durchzügler – oft nur zu sehr – erquickten. Ein Teil des württembergischen Korps brachte, ehe es den Rhein überschritt, einen Tag in den Rheinorten zu, teils in den Dörfern selbst, teils im Biwak. An diesem Tage kam unsere aus Neureut (sprich „Nerat“) stammende Milchfrau heulend zu uns und sagte, als wir sie teilnehmend frugen, was denn los sei: „Ach Gott, ach Gott! Als wir heute früh aufwachten, war alles schwarz voll Württemberger!“ Wir trösteten sie damit, daß dies das größte Unglück nicht sei und freuten uns, daß die Truppen des Nachbarstaates auch schon da seien.

V.

Da kam der 4. August heran. Ich war friedlich auf mein Büro gegangen. Plötzlich hörte man im Laufe des Vormittags heftigen und anhaltenden Kanonendonner. Er schien so nahe, daß wir glaubten, es müsse bei Maxau sein. Es war das so blutige Kämpfen bei Weißenburg. Abends traf die Siegesdepesche ein. Der erste deutsche Sieg! mit der Nachricht von mehreren hunderten gefangenen Franzosen. Später abends kam dann die weitere Depesche: „Betten für 1000 Verwundete bereithalten.“ Das schlug doch sehr in die Glieder und dämpfte etwas die Freude. Die Verwundeten kamen aber erst am anderen Tag; auch waren es keine 1000, sondern nur einige hundert, darunter sehr viele Zuaven und Turkos. Bis in die Nacht hinein dauerte der traurige Zug der Tragbahnen, vom Mühlburgertorbahnhof die Stefaniestraße entlang in die Lazarette, die in dem gerade erst fertig gewordenen Gymnasiumsgebäude und im Schullehrerseminar und der Turnhalle errichtet waren¹¹. Später trat dann noch ein großes Lazarett am Güterbahnhof hinzu, sowie eine Anzahl Baracken, die auf dem sog. „Engländerplätzle“ errichtet wurden, dem jetzigen Fußballspielplatz an der Moltkestraße.

Vier Tage später kam dann die so hochbedeutsame Nachricht von der Schlacht bei Wörth! Der Jubel war unbeschreiblich! Man hatte den Tag über nichts gehört, daß eine Schlacht im Gange sei. Kanonendonner hörte man nicht. Erst ca. 8 Uhr abends im Bären traf die Nachricht ein. Wir stürzten aus dem Lokal¹² auf die Straße und verteilten uns gruppenweise, um in den einzelnen Bierwirtschaften der Stadt die Siegesbotschaft zu verkünden mit dem Beisatz: auf zum Schloß. Auf dem Schloßplatz sammelte sich denn auch etwa um 9 Uhr eine nach tausend zählende Menschenmenge unter Absingen der „Wacht am Rhein“. Der Großherzog erschien auf dem Balkon und verlas die amtlichen Depeschen mit lauter Stimme und eine kurze patriotische Ansprache. Endloser Jubel war die Antwort. Der Freudentaumel spottet jeder Beschreibung. Die wildfremdesten Menschen umarmten sich und vergossen Freudentränen. Man hatte das richtige Gefühl, daß mit dieser siegreichen Schlacht und dem Zurückwerfen der Armee Mac Mahons die Gefahr eines Eindringens der Franzosen bei uns und in Deutschland überhaupt vorbei und der Kriegsschauplatz endgültig nach Frankreich verlegt war, zumal als tags darauf dann auch noch die Telegramme von den siegreichen Kämpfen bei Spichern einliefen.

VI.

Schon nach dem Gefecht bei Weißenburg waren die ersten französischen Gefangenen hier durchgekommen. Sie kamen von Maxau her über Mühlburg zu Fuß und wurden von einer tausendköpfigen Menge, die sich aber durchaus anständig und ruhig verhielt, an der Mühlburger Allee (jetzt Kaiserallee) und am Mühlburger Tor erwartet und empfangen. Sie marschierten nach dem Hauptbahnhof durch. Nach der Schlacht bei Wörth kamen dann große Mengen Gefangener hier durch, aber durchweg mit der Bahn. Man konnte sie deshalb nur sehen, wenn man am Hauptbahnhof auf sie wartete, wo sie auszusteigen pflegten und Erfrischungen erhielten. Der Bahnhof war den ganzen Tag und bis spät in die Nacht hinein von neugierigen Menschen belagert, darunter nicht wenige junge Damen, die in ihrem Eifer, die Gefangenen zu erquicken und mit ihnen französisch zu parlieren, häufig zu weit gingen und die wünschenswerte Reserve dem Feinde gegenüber vermissen ließen. Die gleiche Erscheinung trat übrigens an anderen Orten, so namentlich in Heidelberg, Frankfurt und selbst in Berlin in noch viel stärkerem Maße zu Tage. Auf der anderen Seite leisteten die Karlsruher Frauen und Mädchen auf dem Gebiete der Verwundetenpflege sehr Anerkennenswertes. Die Krankenschwestern hätten ohne diese freiwillige Beihilfe nicht ausgereicht. Auch die männliche Einwohnerschaft suchte allerorts zu helfen. Der Verpflegungsstation auf dem Bahnhof habe ich bereits gedacht. Viele hunderte von jungen Männern zogen aber mit Er-

frischungsmitteln und Verbandzeug nach den Schlachtfeldern und leisteten Ersprößliches, wenn sie auch späterhin unter der Bezeichnung „Schlachtenbummler“ manchen Spott erleiden mußten. Um mich in irgend einer Weise nützlich zu machen, trat ich dem Auskunftsbüro für die Verwundeten und Kranken bei, das sich hier nach der Schlacht bei Wörth konstituierte. Es hatte den Zweck, genau festzustellen, welche Verwundete und Kranke (nach Namen, Heimat, Regiment etc.) hier lagen, neu zuzugingen und durch Tod oder Evakuierung in andere Städte abgingen. Dadurch war es möglich, ihnen die für sie bestimmten Briefe und Pakete zuzuleiten. Der Post war es unmöglich, diese Aufgabe zu erfüllen, da es ihr ohne Dazwischentreten dieses Büros nicht möglich gewesen wäre festzustellen, ob die Adressaten der Briefe und Poststücke sich in einem der hiesigen Spitäler befanden und in welchem. Der Ab- und Zugang in diesen war ein sehr starker. Die Vorsteher hatten gerade genug zu tun mit der Krankenpflege. So half unser Institut einem wirklichen Bedürfnis ab und war für die Verwundeten und Kranken, die sich so sehr nach Nachrichten aus der Heimat sehnten oder dahin schreiben wollten, eine große Wohltat. Denn auch das Schreiben von Briefen besorgten wir, teils nach förmlichem Diktat, teils nach bloß allgemeinen Angaben. Manche herzerreißende Korrespondenz ging durch unsere Hände. Namentlich die Todeskandidaten wollten noch so vieles bestellen und ordnen. So schrieb ich tagtäglich eine erkleckliche Anzahl von Briefen an Eltern und Bräute, was neben der Aufnahme des täglichen Krankenstandes und peinlich genauer Führung der Listen kein kleines Arbeitspensum neben der Bewältigung der Berufsarbeiten, die keineswegs ruhten, darstellte. Es waren mir die Lazarette in der Turnhalle, im Lehrerseminar und im Gymnasium zugeteilt, im weiteren Verlaufe nur noch die beiden ersteren. Unser Büro hatten wir im kleinen Rondellsaal des Ständehauses. Vorstand des Büros war ein pensionierter Oberamtsmann von Hunolstein, der aber nur den Namen dazu hergab und später eine Ordensdekoration einheimste. Er war total arbeitsunfähig und hemmte bloß. Die Seele des Ganzen war merkwürdigerweise der damalige Opern- und Kammersänger Stolzenberg, der so lange Jahre dem Karlsruher Theater als lyrischer Tenor angehörte¹³. Er bemächtigte sich der Sache nicht bloß mit größter Lebhaftigkeit und Eifer – das lag in seinem Temperament –, sondern auch mit großem Geschick und einer unglaublichen Pünktlichkeit. Der eingefleischteste Bürokrat und Revisor hätte nicht akkurater und korrekter arbeiten können. Auch an einem ehemaligen Pionierunteroffizier hatten wir eine gute Stütze.

VII.

So flossen die Tage in rastloser Tätigkeit hin, ab und zu unterbrochen durch die Telegramme vom Kriegsschauplatz, so namentlich durch die Siegesdepesche über die gewaltigen, leider aber so blutigen Kämpfe vom 14., 15. und 16. August (Metz, Mars-la-Tour, Vionville). Mit fieberhafter Spannung verfolgte man den weiteren Vormarsch der Unsrigen und mit ängstlicher Sorge den zunächst unerklärlichen Rechtsabmarsch mit der Schwenkung nach Norden, bis endlich die fast unglaubliche Siegesnachricht von Sedan die Spannung löste und unendlichen Jubel auslöste. Die jetzige Generation kann sich keinen Begriff davon machen, *wie* diese Nachricht zündete und bis ins Mark hinein ergriff! Die *ganze* feindliche Armee, soweit sie nicht in Metz und Straßburg eingeschlossen war, samt dem Kaiser, gefangen! Ein Ereignis, wie es die Weltgeschichte noch niemals aufgewiesen hat. Die Siegesfreude wurde noch verdoppelt und verdreifacht durch die allgemein geteilte Überzeugung, daß damit der Krieg zu Ende sei. Daher Jubel und Freude ohne Ende! Meine Verwundeten in den Lazaretten, denen ich die Nachricht spornstreichs mitteilte, wollten sie, soweit es Deutsche waren, gar nicht glauben. Ein preußischer Wachtmeister, der bereits wieder soweit hergestellt war, daß er sich, auf einer Bank vor der Turnhalle sitzend, sonnen konnte, sagte, „liebes Männeken, det globe ich nun und nimmer. Eine Armee von 150 000 Mann läßt sich nicht gefangennehmen. Det is unmöglich.“ Die französischen Verwundeten glaubten an die Nachricht schon eher und erklärten das Ganze einfach für eine Verräterei (trahison) Napoleons, den sie haßten, und seiner Generale. Auch alle ihre sonstigen Niederlagen führten sie einfach auf „Verrat“ zurück, und das ist ja auch noch heute die allgemeine Legende in Frankreich.

VIII.

Die Meinung, daß mit dem Siege von Sedan der Krieg zu Ende sei, erwies sich allerdings als irrig. Die Republik trat in Frankreich an Stelle des kaiserlichen Regimes und organisierte mit aner kennenswerter Tatkraft den Widerstand bis aufs Äußerste. Gambetta stampfte neue Truppen gleichsam aus der Erde, und diese in aller Hast einexerzierten Männer, vielfach sogar nur halbreife Jünglinge, leisteten Erstaunliches. Die Erhebung Deutschlands in den Freiheitskriegen 1813/15 fand in dieser begeisterten Erhebung Frankreichs ihr würdiges Seitenstück. Es wurde bald klar, daß Paris nur durch eine strenge Zernierung und regelmäßige Belagerung langwieriger Art einzunehmen sei, und daß, solange diese Einnahme nicht gelungen sei, an Friedensschluß nicht gedacht werden könne. Daneben zog sich die Belagerung von Metz und Straßburg überraschend lange hin und absorbierte beträchtliche Teile der deutschen Armee. Von Metz erschien dies begreif-

lich, als von einer gewaltigen Feste neuester Konstruktion. Aber die Eroberung des altmodisch befestigten Straßburg hatte man sich leichter gedacht. Der Widerstand war weit zäher, als man erwartet hatte. Das wiederholte heftige Bombardement der Stadt blieb resultatlos. Man mußte auch hier zu einer ganz methodischen, langsam fortschreitenden Belagerung mittelst Aushebung von Laufgräben und Brescheschießen greifen.

IX.

Endlich, nach langen und bangen Wochen, flatterte am 28. September die schon lang ersehnte weiße Fahne von den Wällen und dem Münsterturme Straßburgs herab. Ein Gefühl der Erlösung durchzog die Brust der Belagerten wie der Belagerer, denn auch diese hatten keineswegs mit frohem Herzen ihre Granaten und Brandkugeln in die unglückliche Stadt geschleudert und hatten in den regennassen Laufgräben bei dem schlechten Wetter der letzten Wochen viele Unbilden erdulden müssen¹⁴.

Als bald nach der Kapitulation und in den darauffolgenden Tagen strömten Tausende der Umwohner wie auch die weiter Entfernten in die jetzt wieder geöffnete Feste, die meisten aus Neugierde, viele auch zum Besuch von Verwandten und Bekannten, in den allerersten Tagen auch zum Zweck der Beifuhr von Nahrungsmitteln. Auch ich machte in den ersten Oktobertagen einen Tagesausflug dahin, um mir den ungewohnten Anblick einer zerstörten Stadt und Festung zu verschaffen. Es war ein erschütterndes Bild. Namentlich die Zerstörung in der Steinstraße und in den angrenzenden Quartieren sowie in der Zitadelle überstiegen weit die Vorstellungen, die man sich von den Wirkungen eines Bombardements zu machen pflegt. Man denkt dabei an von Kugeln durchlöchernten Wände, zerstörte Dächer, gegen den Himmel starrende, rauchgeschwärzte, einsturzdrohende Mauern etc., überhaupt an das Bild einer großen Brandstätte. So stellten sich auch in der Tat die *einzelnen*, von Bombardement und Feuersbrunst betroffenen, meist öffentlichen Gebäude der inneren Stadt dar (Bibliothek, Theater, Präfektur, Armeekommando, Kasernen etc.). Die Gebäude dagegen, die früher die Steinstraße bildeten oder in der Zitadelle standen, existierten einfach nicht mehr; sie waren gänzlich *verschwunden* und bildeten nur noch *ein* den ganzen Komplex umfassendes, unentwirrbares Trümmermeer, das die Bedeutung der Redewendung „kein Stein blieb auf dem anderen“ in beredter Weise vor Augen führte. Ähnlich präsentierte sich auch das Steintor und die Bresche in den Wällen daselbst.

Hochinteressant war es, von dieser Stelle aus die weitausholenden Schanzarbeiten der Belagerer, die Anlage der ersten, zweiten und dritten Parallele der Laufgräben und schließlich die sogenannte Krönung des Glacis zu be-

trachten. Zahlreiche Sprengstücke von Granaten sowie Wallbüchsenkugeln lagen noch umher, die als Andenken gesammelt und als Briefbeschwerer etc. mit der Aufschrift „Souvenir de Strasbourg“ verarbeitet wurden.

Die Bevölkerung zeigte durchweg ernste, gedrückte Mienen, die sich häufig geradezu zu einem apathischen Ausdruck steigerten und den unverkennbaren Stempel überstandener Leiden und Entbehrungen trugen. Die Leiden der Einwohner während der Belagerung waren in der Tat groß gewesen: Mangel an Nahrungsmitteln, namentlich an Milch und Fleisch (Pferdefleisch ausgenommen, sowie Hundebraten) machte sich sehr bald empfindlich geltend. Der Mangel an Milch hatte eine große Sterblichkeit der kleinen Kinder zur Folge; lange Reihen von Kindergräbern auf den Friedhöfen gaben davon Zeugnis. Die Bewohner der zerstörten Stadtteile konnten nur ein äußerst mangelhaftes Unterkommen finden. Wegen der einschlagenden Geschosse nächtigten die meisten Einwohner in den Kellern und brachten vielfach auch den Tag darin zu, so namentlich in der ersten Zeit der Beschießung. Später gewöhnte man sich einigermaßen an die Gefahr und wurde gleichgültiger, vielfach fast stumpfsinnig, vielfach aber auch mutig und energisch. So kann das mutige Verhalten der bürgerlichen Feuerwehr (sappeur-pompier), die im Innern der Stadt bei jedem Brande, trotz der einschlagenden Granaten, sofort zur Stelle war und das Weitergreifen des Feuers unterdrückte, nicht genug gelobt werden. Manche dieser Braven büßten ihren Mut mit Tod oder Verstümmelung. Auch von der übrigen Zivilbevölkerung fiel gar mancher den Geschossen der Belagerer zum Opfer, und noch lange Zeit nachher bot die große Zahl von Krüppeln, die man in Straßburg erblickte, namentlich auch von Kindern mit nur einem Bein oder nur einem Arm, einen schmerzlichen und ernsten Anblick dar, und man kann es verstehen, daß ein großer Teil der Einwohnerschaft noch bis zur heutigen Stunde an die Belagerung mit Erbitterung und feindseligen Gefühlen gegen die Eroberer denkt.

Auch in Kehl hatte der Geschützeschlag, der sich französischerseits über diese im Schußbereich der Feste Straßburg und namentlich deren Zitadelle gelegenen Stadt ergossen hatte, gewaltige Spuren hinterlassen. Etwa die Hälfte des im wesentlichen nur eine breite Straße bildenden Ortes war vollständig zerstört. Doch machten sich hier die Schrecknisse des Bombardements weniger fühlbar, da den Einwohnern die Flucht in das badische Hinterland (Appenweier, Kork, Offenburg etc.) offen stand und sie fast durchweg ihre Habseligkeiten rechtzeitig retten konnten, so daß nur die Gebäude zum Opfer fielen.

Mit sehr gemischten Gefühlen kehrte ich vom Schauplatze so vielen Elendes heim: Das stolze Gefühl der Freude über das wiedergewonnene Straßburg ward durch die erschütternden Eindrücke erheblich beeinträchtigt.

X.

Beim Verlassen Straßburgs hatte ich nicht gedacht, daß ich binnen kürzester Frist zu langem, mehr denn eineinhalbjährigem Aufenthalt dahin zurückkehren würde! Und doch war dem so.

Etwa 14 Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich ganz überraschend den Auftrag, den damaligen Steuereinsammler Regenauer, der mit der Einrichtung und Leitung des Steuer- und Zollwesens in Elsaß-Lothringen berufen worden war, in der Eigenschaft eines Deputierten als Adlatus zu begleiten. Regenauer war kurz zuvor an die Stelle des alten Geh. Rates Kühnental getreten¹⁵ und dadurch bereits in Karlsruhe mein unmittelbarer Vorgesetzter geworden, indem ich im April 1870 – nach rund 5jährigem Sekretariatsdienste bei der Steuereinsammlung – zum Kollegialmitglied bei dieser Stelle, mit dem damals für die jüngeren Mitglieder einer Kollegialstelle üblichen Titel „Assessor“, ernannt worden war. In späteren Jahren wurde Regenauer, ein Sohn des früheren sehr verdienten badischen Finanzministers Regenauer, Präsident der Generalintendantur der Großherzoglichen Zivilliste mit dem Range eines Wirklichen Geheimen Rates – Exzellenz – und noch später in den erblichen Adelsstand erhoben.

In den letzten Tagen des Monats Oktober fuhr ich nach Straßburg zum Antritt meines neuen Dienstes ab. Tags zuvor hatte der Donner der Kanonen in ganz Deutschland und in Straßburg selbst die so lange ersehnte Kapitulation der Feste Metz mit der 170 000 Mann zählenden Armee Bazaines (27. Oktober) verkündet, ein hoch bedeutsames Ereignis, das sich den vorausgegangenen glänzenden Siegen und Erfolgen würdig anreihete und die Hoffnung auf baldigen Friedensschluß aufs neue aufleben ließ, eine Hoffnung, deren Erfüllung sich doch noch recht lange hinzog.

Das so interessante und ehrenvolle Straßburger Commistorium war mir in gewisser Beziehung wenig erwünscht¹⁶. Auf der andern Seite eröffnete die Berufung die Aussicht auf eine sehr anregende, alle Anspannung der Kräfte erfordernde Tätigkeit, die geeignet war, das beste Heilmittel für meine gedrückte Stimmung zu bilden. Diese Aussicht verwirklichte sich auch in der Tat. Ich wurde aufgerüttelt und zu tatkräftigem Handeln gezwungen. Dazu trat der belebende Umgang mit tüchtigen und interessanten Männern aus den verschiedensten Gauen Deutschlands. Ich kehrte an Körper und Geist neu gestärkt nach Beendigung meiner Tätigkeit zurück.

Immerhin fiel mir die Trennung vom Kinde und von den Meinigen recht schwer. Ich suchte sie zwar dadurch zu mildern, daß ich am Ende fast jeder Woche, längstens aber doch alle 14 Tage (Samstagabends) nach Karlsruhe

reiste, dort den Sonntag zubrachte und Montagvormittag nach Straßburg zurückkehrte. Aber trotzdem war die Trennung ein schweres Opfer für mich, das durch die anregende Tätigkeit und die glänzende Bezahlung, die mir während des Commistoriums zuteil wurde, wohl einigermaßen, aber keineswegs vollständig aufgewogen wurde. Ich erhielt neben Fortbezug meines – damals allerdings noch recht bescheidenen – Gehaltes ein Tagesgeld von 20 Franken = 16 Mark und vermochte so bei dem im allgemeinen sehr mäßigen Aufwand, den wir in Straßburg machten, im ganzen die stattliche Summe von 10 000 Franken = 8000 Mark zu erübrigen, was eine recht erhebliche bleibende Aufbesserung meiner Vermögensverhältnisse bedeutete. Wir ließen uns dabei in Straßburg nichts abgehen, erlaubten uns im Gegenteil, namentlich in den Anfangszeiten, in denen die Wogen patriotischer Begeisterung noch hochgingen, nicht selten eine Flasche echt französischen Champagners (die Bezeichnung „Sekt“ bürgerte sich erst später ein) oder gleich vorzüglichen Rotweins; beides bekam man damals noch aus vorhandenen früheren Beständen zu mäßigen Preisen in bester Qualität. Allein im ganzen nötigte die viele Arbeit, die zu leisten war, zur Mäßigkeit. Gelegenheit zum Besuch von Theater und Konzerten gab es auch viel. Der Aufbau des während der Belagerung abgebrannten Theaters erfolgte erst später, und die Leistungen einer deutschen Truppe, die im Winter 1871/72 im Saale eines Gasthofs Vorstellungen gab, waren so mittelmäßig, daß wir uns nur selten zum Besuche dieser Vorstellungen aufschwangen. Doch ich greife damit den Ereignissen vor.

XI.

Bei meiner Ankunft in Straßburg stieg ich für die ersten Tage im „roten Hause“ ab, einem alten, renommierten guten Gasthof zweiten Ranges, der seitdem bedeutend verbessert und verschönert wurde. Der Gasthof war von Offizieren und Militärbeamten stark besetzt. Es war kaum mehr ein Zimmer zu erhalten, und auch dieses nur in bescheidenster Form. Ich war daher sehr froh, als ich nach wenigen Tagen durch Vermittlung Regenauers, der samt dem Büro der Steuer- und Zolldirektion bei einem Notar auf dem Guttenberg-Platz in recht annehmbaren Räumen untergebracht war, von der Militärbehörde gleichfalls ein Quartierbillet auf das gleiche Haus lautend zugestellt erhielt. Dem Herrn Notar und seiner aus Frau und Tochter bestehenden Familie war damit allerdings recht viel zugemutet. Er und die Seinigen fanden sich aber mit guter Miene in die Sache und war froh, zwei friedliche Zivilbeamte als Einquartierung zu erhalten, statt der zunächst noch sehr gefürchteten Offiziere, „denn dann“, meinte er, „hätt's Margritt (die Tochter) ja nit do blibe könne, sondern zu unsere Verwandte nach Offenburg g' mißt.“ Die Notarsfamilie lieferte uns auch, und zwar trotz un-

serer lebhaften Einwendungen, unentgeltlich das Frühstück, das Regenauer und ich gemeinsam im Bürozimmer einzunehmen pflegten, da wir in der Regel schon vor der Frühstücksstunde mit unserer Arbeit begannen. Denn Regenauer war ein äußerst gewissenhafter und fleißiger Beamter, der ganz in seiner Geschäftsaufgabe aufging. Er war ein ruhig überlegender, gut geschulter Arbeiter, aber von etwas langsamer Fassungskraft, so daß er zu allem ziemlich viel Zeit brauchte und deshalb mit der Arbeit nicht früh genug beginnen und nicht spät genug aufhören konnte. Solange wir in der geschilderten engen Weise zusammenwohnten und zusammenhausten, mußte ich mich hinsichtlich der Arbeitszeit nolens volens seinen Gewohnheiten anpassen. Später erlaubte ich mir, meinen Lebenswandel etwas freier und unabhängiger zu gestalten.

In heiterer Erinnerung wird mir stets die Art und Weise bleiben, wie wir bei der Notarsfamilie das Frühstück serviert erhielten: Riesige Tassen mit zwei Henkeln (Ohren) wie kleine Suppenschüsseln und keine Kaffee- oder Teelöffel, sondern Suppenlöffel! Als Frühstücksbrot große Wasserwecke. Butter gab es nicht. Die norddeutsche Sitte der Butterzutat beim Frühstücksbrot hatte sich damals noch nicht eingebürgert und ist ja auch jetzt noch in den meisten *bürgerlichen* Familien in Süddeutschland unbekannt. Regenauer, an feine Formen ungewöhnt, kam aus dem Lachen über die großen Schüsseln und Löffel nicht heraus und erinnerte mich in späteren Jahren noch gerne scherzend daran.

Unseren Quartiergebern machten wir gleich in den ersten Tagen einen feierlichen Besuch, durch den sie sich offenbar sehr geehrt fühlten. Es war eine biedere elsässische, wohlhabende Familie. Die Tochter erzählte mir, daß sie die ersten Tage des Bombardements auch im Keller zugebracht hätten und namentlich auch die Nächte; dann aber seien sie ruhiger geworden und seien ihren Geschäften in gewohnter Weise nachgegangen, ohne sich sehr um die ab und zu auf dem Guttenbergplatz platzenden Granaten zu kümmern. Sogar Markt (sogenannter Wochenmarkt) sei abgehalten worden, und die Dienstboten hätten ihre Gänge in die Stadt gemacht wie sonst, allerdings vorsichtig an den Häusern entlang gehend und an diese sich anschmiegend.

Sehr lange fielen wir übrigens dem Herrn Notar und seiner Familie nicht zur Last. Denn nach ungefähr 14 Tagen von unserer Ankunft in Straßburg an war das durch Brand beschädigte, aber in seinen Grund- und Umfassungsmauern noch intakte ehemalige französische Hauptzollamtsgebäude am Bahnhof soweit wieder in bewohnbaren Stand gesetzt, daß wir mit den Büros dahin übersiedeln und im zweiten Stockwerk Wohnungen, in je einem Schlaf- und in einem Wohnzimmer für jeden von uns beiden beste-

hend, beziehen konnten. Allerdings mußten wir die Wohnungen auf unsere Kosten möblieren, was auch mit Hilfe eines Möbelverleihers, an den wir dafür einen entsprechenden monatlichen Mietzins zahlten, gelang. Die Einrichtung war sogar recht hübsch und elegant, nur fehlten leider in den Betten auch die damals in Straßburg sehr heimischen Wanzen nicht, die wir erst mit vieler Mühe nach und nach vertrieben. Unsere Bedienung samt Frühstücksversorgung lag in den Händen eines von uns inzwischen als Bürodienner eingestellten badischen Grenzaufsehers namens Kerner und seiner Frau und war ganz zufriedenstellend. Auch dienstlich war Kerner recht brauchbar und gewandt, nur zeichnete er sich durch eine bis zur Feigheit gesteigerte Ängstlichkeit aus, die in einem merkwürdigen Kontraste zu seinem martialischen Schnurrbarte und seinen militärischen Allüren stand.

XII.

Im übrigen bestand unser Büropersonal in den ersten Monaten, bis Mitte Januar 1871, nur aus einem badischen Finanzassistenten namens Throm, der als Registrator und Expeditor funktionierte und recht tüchtig war, und einem als Schreiber funktionierenden badischen Grenzaufseher. Als Dezerent war uns noch Sekretär Kirsch von der badischen Zolldirektion beigegeben¹⁷. Er war akademisch gebildeter Kameralist aus meinem 1860er Staatsexamen und leistete, namentlich als Personalreferent, sehr gute Dienste. Denn gerade die Beschaffung des erforderlichen Personals für die Bezirksverwaltung war eine schwierige Aufgabe. Solange der Krieg dauerte, der alle militärpflichtigen Leute bei der Fahne festhielt, war nur aus Baden geschultes Personal zu erlangen, da mit der Besetzung Elsaß-Lothringens die Zolllinie an der badisch-elsässischen Grenze zwar noch (bis 1. Januar 1872) fortbestand, aber doch die Einfuhr über diese Zollgrenze sehr an Bedeutung verloren hatte, zumal auch eine Reihe von Zollerleichterungen für die Einfuhren über die fragliche Grenzlinie dazu kamen, so daß eine Anzahl badischer Zollbeamter entbehrlich wurde und nach Elsaß abgegeben werden konnte. Wir bezogen daher in den ersten Monaten und bis zum Friedensschluß nahezu unser gesamtes Personal aus Baden. Doch wurde auch eine Anzahl aus Frankreich vertriebener Kaufleute, die brotlos geworden waren, verwendet, selbstverständlich mit tunlichst sorgfältiger Auswahl. Von den französischen Zoll- und Steuerbeamten war nicht ein einziger auf seinem Posten geblieben; sie waren samt und sonders, auch soweit sie aus dem Elsaß gebürtig waren, mit ihren Kassen, Steuerregistern und allen Akten nach Frankreich entflohen. Wir standen in dieser Beziehung vollständig vis-à-vis du rien.

Es war dies um so mißlicher, als uns die Aufgabe gestellt war, durchweg nach den *französischen* Gesetzen, die zunächst als noch fortbestehend gal-

ten, die Steuern zu erheben und die französischen Vorschriften und Anordnungen zu beachten. Bei der eigenen Unkenntnis der betreffenden Gesetze und Vorschriften und dem völligen Mangel an mit diesen vertrautem Personal, verbunden mit der mangelnden Kenntnis der lokalen Verhältnisse in dem zu verwaltenden Lande, war dies eine recht schwere Aufgabe, deren Lösung nicht auf einen Schlag, sondern nur Schritt vor Schritt möglich war. Im Oberelsaß war Breisach und Belfort noch in Feindes Hand und nur mangelhaft zerniert, desgleichen im Unterelsaß Pfalzburg und Bitsch¹⁸. Pfalzburg war glücklicherweise so unbedeutend, daß es die Linie Zabern-Saarburg, an der es lag, nicht zu sperren vermochte. Dagegen sperrte das in Felsen gehauene, stark befestigte Bitsch die Linie nach Lothringen vollständig ab. Wir mußten uns deshalb zunächst darauf beschränken, nur in dem Landesteile nördlich von Straßburg bis Weißenburg (einschließlich) und nordwestlich bis Bitsch (ausschließlich) unsere Steuerstellen zu errichten. Es geschah dies in allen in diesem Gebiete liegenden Orten, in denen sich auch zur französischen Zeit Steuerreinemereien befunden hatten. Jedem Steuereinnehmer wurde für den sogenannten ambulanten Dienst ein Steueraufseher beigegeben, in größeren Orten auch mehrere. Die Steuereinemereien stellten nicht wie bei uns in Baden bloß eine Lokalbehörde (eine örtliche Steuerhebestelle) vor, sondern hatten zugleich einen gewissen entsprechenden Bezirk zu verwalten, ähnlich wie bei uns in Baden die Obereinemereien (Finanzämter). Doch waren die Steuereinemereienbezirke erheblich kleiner als unsere badischen Finanzamtsbezirke. Diese Steuereinemereien, denen als Vorstand ein Steuereinnehmer vorgesetzt war, hatten die Steuergelder zu erheben, zu verrechnen und an die Straßburger Hauptkasse, die wir in Angliederung an die Straßburger Steuereinemereie errichtet hatten, abzuliefern, entweder mit der Post, soweit Postanstalten schon funktionierten, oder persönlich.

Die Ausstellung der nach französischem Gesetz gerade wie bei uns in Baden für jeden Weintransport erforderlichen steuerlichen Begleiturkunde geschah durch besondere Unterbeamte (die sogenannten Buralisten), welche zu französischer Zeit in jedem Orte, in welchem das Bedürfnis hierzu vorlag, aufgestellt waren, aus der Zahl der Ortseinwohner entnommen wurden und durch die Gebühren entlohnt waren, die die Steuerpflichtigen für die Erhebung der Scheine zu entrichten hatten. Dieses Institut erhielten wir aufrecht, und es fanden sich auch zur Übernahme dieses allerdings recht unbedeutenden Amtes überall elsässische Ortseingesessene (meist Krämer etc.) gerne bereit. Es ergaben sich dabei keine Schwierigkeiten.

Überhaupt stießen wir bei Einsetzung unserer Beamten, der Einrichtung der Büros und auch bei der Erhebung und Betreibung der Steuern selbst fast nirgends auf Hindernisse. Viel trug dazu bei, daß es die altgewohnten Steuern waren, die die Leute zu entrichten hatten, und keine neuen unge-

wohnten. Auch war die Bevölkerung unter dem französischen Regime sehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt. Endlich waren sich auch die Einwohner darüber klar, daß, solange die militärische Obergewalt im Lande waltete, jede Widersetzlichkeit ihnen teuer zu stehen kommen würde. Zweifellos war aber auch für das gute Verhältnis, in dem unsere Beamten fast durchweg zur Bevölkerung standen, der Umstand ganz wesentlich förderlich, daß die Beamten fast durchweg Badener waren, die sich rasch in den von den heimatlichen nicht so sehr verschiedenen Verhältnissen zurechtfinden und schon durch die Sprache und das ganze Gehabe dem Elsässer sympathischer waren als die später hereingezogenen preußischen Beamten, die sich sehr schwer in die Bevölkerung und in die Verhältnisse einlebten. Ich bin überhaupt überzeugt, daß, wenn es durchführbar gewesen wäre, in allen Zweigen der Verwaltung in Elsaß-Lothringen die Beamtenstellen ausschließlich mit Süddeutschen zu besetzen, die Verschmelzung der neuen Provinzen sich viel rascher vollzogen hätte.

*

An dieser Stelle kann ein Einschnitt gemacht werden. Es folgen in Kapitel XIII ein detaillierter Tätigkeitsbericht der „Direktion der indirekten Steuern und Zölle“ und in Kapitel XIV Erörterungen über die Umstellung des französischen in das deutsche Steuersystem. Es folgen Kapitel XV Berichte (stark personenbezogen) über die Einrichtungen der bundesstaatlichen (preußischen) Militär- und Zivilverwaltung im Elsaß, über Ziviljustiz, Eisenbahn, Post- und Telegraphenwesen, Wasserbau, Tabakmanufaktur, Salinen, Presse, Kassen- und Rechnungswesen. Mit Kapitel XV fährt die mehr chronologische Erzählung fort mit den Ereignissen zur Jahreswende 1870/71, die Glockner in Straßburg erlebte, ehe er in langen Reisen seine Tätigkeit in das Oberelsaß ausdehnte und auch nach Lothringen beordert wurde. Diese Dienstreisen (Belfort, Metz) beschäftigten sich vornehmlich mit Steuerproblemen im Zusammenhang mit Tabakmanufaktur und Salinen, immer vor dem Hintergrund der militärischen Operationen dieser Monate. Die Tage der Reichsgründung erlebte Glockner wiederum in Straßburg, ebenso die Heimkehr des badischen Korps. Das letzte Kapitel dieses Abschnittes (XVI) endet mit der Rückversetzung Glockners nach Karlsruhe am 31. 5. 1871 und einem Rückblick auf 19 Monate Straßburger Tätigkeit.

Anmerkungen

- 1 Auf die Familienverhältnisse Glockners bezügliche Angaben wurden im Text weggelassen.
- 2 Krönlein, Dr. Joseph Hermann, Redakteur in Karlsruhe, Dichter und Komponist (1814–1874).
- 3 Seubert, Adolf Friedrich, Württ. Oberst (1819–1890), Dichter, Schriftsteller, Militärschriftsteller; vgl. ADB 34 (1892), S. 50 f.
- 4 Kühenthal, Gustav, Steuereinsamler, Geh. Legationsrat (1803–1878), pensioniert 1870.
- 5 Steinwarz, nicht nachweisbar. Die Verlustliste bei der Besetzung von Raon l'Etape am 5. 10. 1870 (zwischen S. Dié und Nancy) erwähnt ihn nicht. Ob eine Verwechslung vorliegt mit Major Georg Steinwachs, der bei diesen Gefechten dabei war, ohne jedoch verwundet worden zu sein, bleibt offen; vgl. Goll (wie Anm. 10) S. 162 ff. Zum „Bären“ vgl. Anm. 12.
- 6 Willmann, Eduard, Kupferstecher, Karlsruhe (1820–1877), Bad. Biogr. 3 (1881), S. 200–202.
- 7 Aus Kehler Sicht: (M. Bauer), Vom badischen Kriegsschauplatze im Jahr 1870/71 (Freiburg 1896), S. 5 ff.
- 8 Kirchgeßner, Otto, Hauptmann (1832–1870), geb. 25. 12. 1832 in Ettlingen; gef. 19. 9. 1870 vor Straßburg. Seine Personalliste gibt folgende Daten (GLA 59/627 Bl. 45): Vater großherzogl. Domänenverwalter in Kork, lebt seit 1860 in Offenburg; Hauptmann 1866 (Feldzug gegen Preußen), 1867 zur Geniedirection der Festung Rastatt befehligt, 1868 als Ingenieur-Offizier in Rastatt aus dem Generalstab ausgetreten. Den 19. Sept. 1870 am Couronnement vor Straßburg einen Schuß in die Leber; den 19. September 1870 in Folge der an diesem Tage vor Straßburg erhaltenen Verwundung auf dem Transport gestorben.
- 9 v. Villiez, Philipp, geb. 30. 10. 1842, Leutnant, am 24. 7. 1870 bei Niederbronn in franz. Gefangenschaft, 1894 als Oberstleutnant aus dem Dienst ausgeschieden, gest. 1917. Vgl. K. Schnell, Zeppelins Fernpatrouille mit badischen Dragonern in das untere Elsaß (Mannheim 1984), S. 132 u. ö.
- 10 Zur Mobilmachung aus Karlsruher Sicht: H. Goll, Aus den Kriegstagen 1870–71. Im Auftrag der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe (o. J.), S. 22 ff.
- 11 Heutige Bismarckstraße in Karlsruhe mit Lyceum (heute Bismarck-Gymnasium), Lehrer-Seminar (heute päd. Hochschule) und Turnhalle.
- 12 In Klammern: damals im Weißen Bären in der Karl-Friedrich-Straße (28), jetzt Friedrichshof. Mit dem „Bären“ ist die gesellige Vereinigung „Zum Bärenzwinger“, auch „Bären-Gesellschaft“ in Karlsruhe gemeint, die in der Tat im „Weißen Bären“ tagte.
- 13 Stolzenburg, Benno, Kammersänger in Karlsruhe (1827–1906). Bad. Biogr. 6 (1935), S. 656–658.
- 14 Aus der Fülle der Literatur: Gustav Fischbach, Der Krieg von 1870. Die Belagerung von Straßburg (Straßburg 1897); auch in franz. Sprache. Vgl. Rodolphe Reuss, Le siège de Strasbourg en 1870. Conférence (1902) et Chronique Strasbourgeoise 1870, publ. par J. Rott (Strasbourg 1971). Zusammenfassend: F. Livet–F. Rapp, Histoire de Strasbourg des origines à nos jours Bd. 4 (Strasbourg 1982), S. 173–179, Lit. S. 193.
- 15 v. Regenauer, Eugen, Steuereinsamler (1824–1897), Sohn des Finanzministers Franz Anton v. Regenauer (1797–1864), Bad. Biogr. 5 (1906), S. 649–653.
- 16 Hier gestrichen: Tod der Ehefrau bei der Geburt eines Sohnes Karl.
- 17 Throm, unbek., blieb nach Glockner als Bürovorsteher im elsäß-lothringischen Dienst; Kirsch, Ludwig, später geh. Finanzrat (1837–1890).

Heinrich Hansjakob als Historiker

Eine Revision*

War's nicht für Deutschland das größte Unheil, daß seine Gelehrten so lange und vorherrschend nur auf Dasjenige, was ihnen die Bücher boten, einen Wert gelegt, das lebendige Wissen und Können aber, den nächsten Wissensstoff im Land' und Volke – blind übergangen oder dünkelfhaft verachtet haben?

Josef Bader, Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande (1856)

Johannes Werner

Heinrich Hansjakob ist zwar nicht als Historiker bekannt und berühmt geworden, hat aber einst einmal als solcher seine literarische Laufbahn begonnen. Seine diesbezüglichen Anfänge fallen in die Zeit, die er als junger Lehramtspraktikant von 1864 an in Donaueschingen verbrachte; denn sie brachte ihn in enge Verbindung sowohl mit Karl August Barack, dem Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothekar und späteren Direktor der Universitätsbibliothek in Straßburg, als auch vor allem mit Karl Heinrich Roth von Schreckenstein, dem Vorstand des Fürstlichen Fürstenbergischen Archivs und späteren Direktor des Generallandesarchivs in Karlsruhe.¹

Unter ihrem Einfluß wagte sich Hansjakob an eine historische Arbeit, mit der er promovieren wollte, und wählte sich als Thema 'Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt bis zum Tode Eginos III.' Dem jungen Theologen, der auch ein philologisches Staatsexamen abgelegt, jedoch keine historischen Studien absolviert hatte, halfen die Freunde aus, so gut sie konnten; und vor allem rieten sie ihm, sich nicht zu überfordern und nicht zu übereilen.²

Hansjakob war freilich nicht zu bremsen. Er brachte seine Arbeit rasch voran und reichte sie, als die zunächst ins Auge gefaßte Freiburger Universität sich seinem Drängen ein wenig widersetzte, in Tübingen ein und wurde dort schon am 15. März 1865 promoviert. Aber der renommierte Historiker Reinhold Pauli wies in seinem Gutachten auch auf die Schwächen der Dissertation hin, deren Autor „auf Lesbarkeit keinen Anspruch macht und überhaupt von Stil keinen Begriff zu haben scheint“.³ Dies war ein durchaus berechtigter Tadel, und Hansjakob sollte ihn noch lange, eigentlich sein ganzes Leben lang, hören müssen.

Unbeirrt, ja durch den Erfolg erst recht bestärkt, blieb der frischgebackene Doktor der historischen Disziplin vorläufig treu. Er erweiterte seine Dissertation, indem er „den ganzen Kampf bis zum Verkauf und Übergang der Herrschaft an das Haus Oesterreich“⁴ behandelte, und ließ sie, nachdem er

sie weder in Freiburg noch in Wien hatte anbringen können, 1867 in Zürich erscheinen.⁵ Und noch im selben Jahr erschien seine Abhandlung über 'Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Secte auf dem südöstlichen Schwarzwald'. Und ihr folgte, aus gegebenem Anlaß, schon im folgenden Jahr 'Der Waldshuter Krieg vom Jahre 1486'.⁶

Diese Arbeiten stellen, ungeachtet aller ihrer Mängel, eine erstaunliche Leistung dar, zumal sie ja einem durch kirchliche und schulische Verpflichtungen weitgehend ausgefüllten Alltag abgetrotzt werden mußten. Ihre Anlässe lagen in der unmittelbaren Umwelt des Autors, waren aufs engste verknüpft mit den Orten, an denen er selber gelebt hatte und lebte. Doch hinter diesen lokalen Motiven verbargen sich soziale, also wieder solche, die ihn sein ganzes Leben lang leiten sollten.

In seiner ersten Arbeit beschrieb Hansjakob, nach eigener Einschätzung, wie „altadelige Herrschaft und demokratisches Selbstbewußtsein“⁷ miteinander kämpften, und es war klar, welcher Partei seine ganze Sympathie gehörte. Mit der zweiten Arbeit wollte er „die vielverpönten Salpeterer in ihrer religiösen Auflehnung entschuldigen“,⁸ die ihnen sogar „zur Ehre angerechnet werden“⁹ müsse. Und in der dritten Arbeit führte er den Waldshuter Krieg, dem sie galt, auf die „Gährung zwischen zwei entgegengesetzten Elementen, zwischen Demokratie und Aristokratie“¹⁰ zurück: wieder konnten die „altadeligen Herren (...) es nicht über sich gewinnen, daß in den Städten das demokratische Selbstbewußtsein ihnen ihre alte privilegierte Herrschaft streitig machte“.¹¹

Wirklich war es wohl diese Sympathie mit der jeweils protestierenden, rebellierenden Partei, die Hansjakob zu seinen sonst so verschiedenen Untersuchungen motivierte; und sie war es wohl auch, die das Mißfallen der höheren Behörden erregte (wobei ein Zeitschriftenaufsatz, in dem er für die Kinzigtäler Bergarbeiter und gegen deren Ausbeuter focht, das Faß zum Überlaufen brachte).¹² Sie rügten zu Recht den Stil, meinten aber eher die Tendenz und wollten den Verfasser, der seit 1865 als Vorstand der Höheren Bürgerschule in Waldshut amtierte, an deren unterste Stelle setzen, so daß er den Schuldienst lieber quittierte: er wurde, im Jahre 1869, Pfarrer von Hagnau am Bodensee.

Der Historie blieb er jedoch noch treu, was sich in einer Reihe von Schriften niederschlug. Sie galten Hermann von Vicari, dem 1868 verstorbenen Erzbischof von Freiburg (1873); Hermann dem Lahmen von der Reichenau (1875); dem ehemaligen Kloster und der Pfarrei St. Martin in Freiburg, nachdem der Autor dort als Pfarrer aufgezogen war (1890); dem mit diesem Kloster verbundenen Berthold Schwarz, dem angeblichen Erfinder

des Schießpulvers (1891); der Sautier-Reibelt-Merianschen Stiftung, als deren Direktor der Autor fungierte (1902). Daneben gab es noch einige kleinere Arbeiten, auch solche, die verloren sind oder unvollendet blieben.¹³ Immer noch ging Hansjakob von lokalen Anlässen aus; aber daß diese sich zu einem regelrechten Werk auswuchsen, geschah immer seltener.

Hansjakob hörte auf, Geschichte zu schreiben – und fing an, seine eigene Geschichte aufzuschreiben. Dabei waren die Erinnerungen an seine französischen und italienischen Reisen oder an seine Erlebnisse im Gefängnis und im Landtag, die immer noch allerhand historisches Bildungsgut mit sich führen, nur Vorstufen zu dem Buch, mit dem er unübersehbar vom historiographischen zum autobiographischen Genre überwechselte: ‘Aus meiner Jugendzeit’ (1880).

Doch änderte der Wechsel nichts an der Parteilichkeit des Autors; sie wurde eher noch sichtbarer, und zugleich zeigte sich, woher sie kam: aus seiner eigenen Herkunft, aus dem väterlichen Gasthaus ‘Zur Sonne’ zu Haslach im Kinzigtal, das ihm „eine wahre Schule des Lebens“¹⁴ gewesen war. Denn: „Welche Fülle von Charakteren, von Individualitäten, von Witz, Humor, Treuherzigkeit, Freude und Seligkeit, und welche Menge von Urtheilen aus dem Volk über das Volk! Welche Erfahrungen über Leben und Treiben des gemeinen Mannes habe ich in jenen Tagen in mein passiv in sich aufnehmendes, mit Heißhunger lauschendes Knabenherz strömen lassen!“¹⁵ (Es ist kein Zufall, daß so viele Schriftsteller aus Gasthäusern stammten; von den – vor allem sozialen – Erfahrungen, die sie dort machten, zehrten sie ihr Leben lang.¹⁶)

Aber nicht nur im Gasthaus, sondern auch sonst wurde Hansjakob mit den kleinbürgerlichen Schichten vertraut, verbrachte er ganze Tage in ihnen. Uhrmacher, Hutmacher, Schuhmacher, Strumpfwirker, Schneider, Färber, Hafner, Wagner, Schmied – sie alle erscheinen in seinen Erinnerungen nacheinander mit ihren typischen Eigenschaften und Eigenheiten; jeder erweist sich als unnachahmliches, unübertreffliches Original.

Aber es zog Hansjakob noch tiefer hinab, zu den unter- und außerbürgerlichen Schichten hin. Hierher gehörte etwa der sogenannte ‘Gänsejockele’, „ein zwergartiges, steinaltes Männlein“,¹⁷ „ein häßlicher, tiefäugiger Mensch“.¹⁸ Daneben gab es noch den ‘Läuferjock’, „ein ebenso armes, von den Menschen und der Welt verlassenes Geschöpf“,¹⁹ einen „alten, verachteten, durch herbes Geschick heimgesuchten Tagelöhner“,²⁰ den halbnärrischen ‘Gottlüttsepp’; die Dienstboten, besonders Hugo, den „schmutzigen Bauern-Knecht“,²¹ die Hausknechte und Kutscher; die

„‘Hefe’ des Haslacher Volkes“;²² die im verlassenen Kapuzinerkloster angesiedelt war; dazu gehörten auch noch der durchziehende Schweinehändler und „jeder Orgelspieler und Jahrmarkts-Comödiant, Feuerfresser, Schlangenbändiger, Zauberkünstler etc.“.²³ Kurzum, es waren „Menschen inferiorster Art, ja vielleicht zweideutigen Charakters“;²⁴ denen Hansjakobs Zuneigung, ja seine ganze Liebe galt. (Selbst in Freiburg, wo er vorübergehend zur Schule ging, zogen ihn vor allem der Türmer und der Schinder an; sie gehörten ursprünglich zu den unehrlichen, d. h. gesellschaftlich geächteten und entrechteten Leuten.²⁵)

Dem frühen Zug nach unten, den auch Hansjakob historische Schriften nicht verleugnen können, entspricht eine ebenso starke Anziehung durch die Überlieferungen, die dort unten noch eben zu finden waren: die mündlichen. Ihnen begegnete er bei der alten, an frommen Geschichten reichen ‘Lenebas’; bei den Haslacher Handwerkern; beim städtischen ‘Gänsejockele’, um den sich, während er hütete, die Kinder scharten „wie die Türken um einen Erzähler im Kaffeehause“;²⁶ und der im Kreise seiner Zuhörer dann etwa die lokalen Sagen vortrug. Und erneut begegnete ihm dieselbe Tradition, wenn sich an langen Winterabenden bei der Großmutter die alten Frauen zum Spinnen trafen und dabei auch Gespenstergeschichten zu Gehör brachten, oder wenn sich an langen Sommerabenden auf der Bank vor dem Haus der Großmutter deren Nachbarn niederließen, „lauter betagte Leute. Da ward dann erzählt von der bösen und guten alten Zeit, von längst verstorbenen Freunden und Verwandten. Und an dem Schooß der Großmutter stehend, lauschte ich den greisen Erzählern und Erzählerinnen, und ich hätte die ganze Nacht ‘zuhorchen’ können, so schön und gescheidt kam mir das vor, was diese alten Menschen unter sich erzählten.“²⁷ Später, in Rastatt, in der sogenannten Studentenkaserne am Leopoldsplatz, schloß Hansjakob sich dem Knecht Alois an, der ihm „‘schöne Geschichten’ aus seiner Heimath“²⁸ erzählte. In Ötigheim, auf einer seiner berüchtigten Bierreisen, hielt er sich an einen alten Bauern, der ihm „von seinen Kindserlebnissen aus der Franzosenzeit erzählte“.²⁹ Und noch in Freiburg suchte er gern den alten Bibliotheksdiener Wagner auf, der die Zeugnisse ausgab – „weil der Alte immer etwas zu erzählen wußte von vergangenen Zeiten“.³⁰

Der autobiographische Stoff mußte sich einmal erschöpfen; das eigene Erleben hielt mit dem Erzählen nicht mehr Schritt, fiel zurück. (Eine fatale Lage für einen Schriftsteller, der, nach seinem eigenen Eingeständnis, nur „Ichbücher“³¹ schreiben konnte.) Um so deutlicher traten in dem, was er schrieb, wieder die frühesten Züge hervor: die Sympathie für die unteren Schichten und das Interesse an den dort erlebten, dort von Mund zu Mund fortlebenden Geschichten.

Immer deutlicher trat Hansjakob als ein Autor hervor, der selber nichts Erzählenswertes mehr erlebte, sich dafür aber um so lieber erzählen ließ, was andere, geringere Menschen erlebt hatten, um es dann an ihrer Stelle wieder weiterzuerzählen; der den anderen nicht nur zuhörte, sondern sie auch aushorchte und ausfragte, um dann alles auch noch aufzuschreiben. Die späten Bücher, die im Grunde Tagebücher sind, enthalten (von oft unverdauten Lesefrüchten und dergleichen abgesehen) hauptsächlich solche Erzählungen aus zweiter Hand oder eher zweitem Mund; sie handeln vor allem vom Hörensagen.

Nicht mehr zu halten war Hansjakob, nachdem er, nunmehr Pfarrer von St. Martin in Freiburg, in der vor der Stadt gelegenen Karthaus eine Zweitwohnung gefunden hatte; denn das ehemalige Kloster diente nun als Altersheim und füllte sich allmählich mit alten und armen Mitbürgern, die in ihrem Leben oft heftig umgetrieben und herumgestoßen worden waren. Jeder von ihnen war für Hansjakob, sozusagen, ein gefundenes Fressen. „Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer und erforschte sein Leben.“³² Oder: „Das genügte mir, um den Mann alsbald mit auf mein Zimmer zu nehmen und ihn sein Leben im Detail erzählen zu lassen.“³³ Oder: „Er erzählte mir, was ich immer gerne höre, aus seinem Leben.“³⁴ Oder: „Dann holte ich noch einiges aus seinem Leben heraus, was ich noch nicht wußte.“³⁵ Oder: „Auch ich erhob mich und ging zurück in meine Klausur, befriedigt, auf so kurzem Gang wieder ein Stück Menschenleben kennen gelernt zu haben.“³⁶ Solche Wendungen ließen sich endlos aneinanderreihen; sie sind gleichsam nur die Rahmen, in denen der Sammler seine Funde präsentiert, oder auch das Gerüst, das sie notdürftig strukturiert.

Sogar in seinen Reisebüchern, in denen sich oft Zufälliges an Beiläufiges reiht und von langen Zitaten aus historischen oder kunsthistorischen Werken noch in die Länge gezogen wird, kann plötzlich ein fremdes, buntes Lebensbild aufleuchten: „Im Gasthof unterhielt ich mich noch einige Zeit mit dem Portier, einem richtigen Württemberger aus Mergentheim. Ich mache mich mit derlei deutschen Landsleuten schwäbischer Zunge auf Reisen gerne bekannt und lasse mir erzählen, wie sie in ‘die Fremde’ gekommen. Ich bin dabei neugierig wie ein altes Weibsbild. So saß ich denn auch bis gegen Mitternacht bei dem Schwaben in seiner Kabine und erfuhr seinen Lebenslauf als Schneiderssohn, Kellner, Oberkellner, Hotelbesitzer in Berlin und Portier in Brüssel.“³⁷

Solche Gelegenheiten führte Hansjakob mit Bedacht herbei; und sei es nur dadurch, daß er, der auf altmodische Art mit eigener Kutsche fuhr, unterwegs irgendwelche Fußgänger mitnahm, um sie dann förmlich auszunehmen. „Aus Andelfingen nahm ich unweit seines Dorfes einen Bauersmann

mit, der hinüber ins Donauried und Schilf anschauen wollte, das ihm als Streu in seinen Stall angeboten worden war. Ich fragte ihn auch nach dem ökonomischen und sozialen Unterschied zwischen den preußisch-schwäbischen und den württembergisch-schwäbischen Bauern, die hier so nahe beisammen wohnen.“³⁸ Oder: „Ich nahm ein junges Mädchen in den Wagen, das von Tiefental nach Hochdorf unterwegs war und recht müde dahinwankte.“³⁹ Oder: „Ein Mägdlein mit Sonnenschirm ging unterhalb des Dorfes einsam landeinwärts. Die Abendsonne brannte glühend heiß. Ich nahm es mit.“⁴⁰ Was hier – wie immer nur beispielsweise – zitiert wurde, zeigt nur, wie Hansjakob sich seiner Gewährsleute bemächtigte; im Buch folgt jeweils, oft seitenlang, eine getreue Wiedergabe der Erlebnisse, die sie ihm berichteten und, als Gegenleistung für die Mitnahme, wohl auch berichten mußten. Ein Glas Bier oder Wein oder eine Handvoll Tabak mochte manchmal dieselbe Wirkung tun.

Gezeigt wurde bis hierher zwar nur, wie Hansjakob seine Gewährsleute fand und festhielt, aber nicht, was er von ihnen erfuhr. Dazu nun einmal ein beliebiges Beispiel aus einem nicht minder beliebigen Buch, nämlich aus dem, in dem Hansjakob seinen Aufenthalt in der Heilanstalt Illenau bei Achern beschrieb; der Eintrag trägt das Datum vom 17. Februar 1894. (Also ein Bericht aus der Ortenau, von vor genau 100 Jahren.)

Beispiel

„Da ich diesen Morgen gen Sasbach wanderte, traf ich einen alten Bauersmann, mit dem ich mich, da er des gleichen Weges ging, in ein Gespräch einließ. Er kam von Achern, war aus dem Affenthal und diesen Morgen von Bühl mit dem Zug heraufgefahren, um ein Geschäft zu besorgen. Den Rückweg wollte er zu Fuß machen, um unterwegs in ‘Maria-Linden’, der Wallfahrtskapelle bei Ottersweier, einem Gelübde gerecht zu werden.

Er hatte einen Prozeß und versprochen, wenn er ihn gewinne, eine Wallfahrt nach Maria Linden zu machen. Der Prozeß wurde gewonnen, und jetzt will der alte Affenthäler Wort halten.

Des Weiteren erzählte er mir, daß sein Vater ein geschickter Koch gewesen sei, in Straßburg seine Kunst gelernt, im Winter im Affenthal gewohnt und im Sommer in den Bädern des Renchthales gekocht habe.

Später sei er Leibkoch des Bischofs Burg von Mainz, eines geborenen Ofenburgers, geworden und nach dessen Tod 1833 wieder heimgekehrt zur alten Arbeit. Nur wenn die Erzbischöfe Boll und Demeter in der Gegend von Bühl gefirmt hätten, habe er in allen Pfarrhäusern kochen müssen.

Das Rebgütchen des Vaters hat nach dessen Tod er, der Sohn, übernommen, es aber längst auch einem seiner Kinder abgetreten. Ein Sohn von ihm wurde im Krieg schwer verwundet und befindet sich in der Pflegeanstalt Emmendingen mit 63 Mark monatlicher Pension, er selbst aber, der Alte, hat jährlich 70 Mark aus der 'Invaliditäts-Anstalt', die er deßhalb sehr lobt.

Sein einziger Kummer ist, daß er den Affenthaler nicht mehr so gut verträgt, wie früher. Wenn er jetzt nur ein Krügel trinkt, spürt er ihn. Früher habe er am Morgen in der Frühe zwei trinken können und nichts gespürt. Übrigens gibt er dem weißen Affenthaler den Vorzug vor dem berühmten Rothen.

Unter dieser Rede waren wir nach Sasbach gekommen. Ich fragte ihn, ob er jetzt nicht einen Schoppen trinken wolle, ich würde ihm in der Linde einen bezahlen. 'Uf'm Wallfahrtsweg,' meinte er dankend, 'werd nichts getrunke, wenn i heim komm', trink i mei Krügel.'

'Respekt davor,' sprach ich, schüttelte dem Alten zum Abschied die Hand und schaute ihm noch mit Hochachtung nach, wie er strammen Schrittes und nüchtern davon ging, der Wallfahrt zu.⁴¹

Was also erfuhr Hansjakob, sobald er seinen Zeugen die Zunge gelöst hatte? Das Alleralltäglichsste. Daß einer eine Wallfahrt machte, warum und wohin und wie; was einer für einen Beruf gelernt und wie er ihn ausgeübt hatte; wovon einer lebte, und wieviel er bekam; was einer trank, und wieviel; und so weiter.

Unzählige Menschen, von denen vorher keiner etwas wissen wollte, haben Hansjakob auf diese Weise Rede und Antwort stehen müssen. Ein Posthalter, ein Tagelöhner, ein Hirtenbub, der Maulwurfsfänger von Meersburg und der Totengräber von Bermersbach;⁴² der Zimmermann aus Wasenweiler, der Handlanger und Tagelöhner aus dem Freiamt, der Schneider aus Köndringen, der frühere Schäfer und nunmehrige Wirt der Karthause, der Mainzer Uhrmacher, der Tagelöhner aus Gengenbach, die Magd aus dem 'Prächt', der 'Welsche vom Kaiserstuhl';⁴³ der Gärtner Georg Huber aus Freiburg, der philosophische Schuster Johannes Menzel aus Binningen, der Schneider Paul Jung, eine Landfahrerin aus Welschneureut, der 'Lorenzle' aus Lauf, eine deutschamerikanische Schneidersfrau, der Kutscher Gottlieb Götz aus Triberg, der in allen Sätteln gerechte Wilhelm Kramer aus Rottweil, der Bäcker Josef Allgaier aus Freiburg (dessen eigenhändig geschriebener Lebenslauf in voller Länge, über 25 Druckseiten hinweg, ins Buch übernommen wird); ferner der Maurer 'Mathesle' aus dem hohenzoller-

schen Steinhofen, ein Bettler und Landstreicher aus der Freiburger Gegend, der Bäckermeister Otto Späth aus Rastatt, zwei Landstreicher aus Zürich und St. Gallen, der Weber Gordian Dieterle aus Freiburg, eine Färberstochter aus Wehr, ein Fabrikschuhmacher aus Tuttlingen, zwei Handwerksburschen aus Nußbach bei Triberg und Tübingen, ein Tagelöhner aus Freiburg, ein Schiffer aus Wyhl, ein Fabrikarbeiter;⁴⁴ und viele andere. Sie alle wurden unversehens zum Objekt des Interesses, ja der unverhüllten Neugier eines ihnen oft unbekanntem geistlichen Herrn, der erst dann von ihnen wich, wenn er alles aus ihnen herausgeholt hatte. Freilich wird ihnen, für die sich sonst niemand interessierte, dieses Interesse auch gutgetan und geschmeichelt und die Zunge gelöst haben.⁴⁵

„Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes, und wenn ich mit einem Tagelöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimath, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermeßlichen Gebiete der Menschheit.“⁴⁶ So heißt es einmal, und ein andermal so: „Ich habe schon oft gesagt, daß das Leben des einfachsten Menschen interessant sei, interessanter als das manches im Fürstenschloß und im Glanze der Welt Geborenen.“⁴⁷ Schon im Vorwort zu seinen Kindheitserinnerungen hat Hansjakob die Ansicht vertreten, „daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiene, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden. Auch der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein werthvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.“⁴⁸

Gezeigt wurde bis hierher zwar nun, wie Hansjakob forschte und wonach; aber nicht, warum seine Methoden und die durch sie gewonnenen Materialien von Bedeutung sind. Warum also? Weil sie zwar typisch für Hansjakob sind, aber durchaus untypisch für seine Zeit; weil Hansjakob etwas schrieb, was vor ihm nie geschrieben worden war und erst lange nach ihm geschrieben werden sollte; weil er das schrieb, was neuerdings 'Alltagsgeschichte' genannt wird, ja als solche überhaupt erst erkannt wird. „Auf fast geräuschlose, gänzlich unspektakuläre Weise hat sich in der bundesdeutschen Geschichtsforschung ein Perspektivenwechsel vollzogen: Weg aus der dünnen Luft der Kanzleien und Salons, der Haupt- und Staatsaktionen, weg auch von der Analyse globaler gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse – hin zu den kleinen Lebenswelten, den Grauzonen und Nischen des alltäglichen Lebens. Weitgehend unerforschte Territorien geraten bei dieser Entdeckungsreise in den historischen Alltag ins Blickfeld: Wie wohnten die Menschen früher? Wie kleideten und ernährten sie sich? Wie feierten

sie ihre Feste und wie gingen sie mit Geburt, Krankheiten und Tod um? Scheinbar banale Fragen, die die Historiker lange Zeit nicht gestellt haben. Jetzt scheuen sie nicht mehr davor zurück, in die Niederungen alltäglicher Verrichtungen hinabzusteigen. Betriebe und Werkstätten, Schnapskasinos und Mietskasernen, Stadtteil und Straße, Provinz und Dorf – das sind Orte, vor denen die historische Neugier nicht länger Halt macht. ‘Geschichte von unten’ lautet das neue Zauberwort.⁴⁹

Für den, der Hansjakob kennt, ist dieses Zauberwort durchaus nicht neu. Immer hat Hansjakob die Geschichte von unten gesehen und geschrieben, also aus der Perspektive derer, die sie nicht machten, sondern mitmachen, miterleben und miterleiden mußten. Wie ein Archäologe hat er die Spuren der Geschichte in den unteren Schichten, in der Unterschicht, gleichsam ergraben, geborgen und gesichert.

Aber es gibt in der Geschichtswissenschaft noch ein neueres Zauberwort, das mit der ‘Geschichte von unten’ eng zusammenhängt: es lautet ‘oral history’. Gemeint ist damit eine Forschungstechnik, die zuerst in den USA und England Verbreitung gefunden und sich dort schnell zu einem wichtigen Zweig der zeitgeschichtlichen Forschung entwickelt hat. Sie bedient sich des Erinnerungsinterviews, um in Bezirke der Sozialkultur und Alltagswirklichkeit hineinzuleuchten, die mit den herkömmlichen archivalischen Quellen nicht erfaßt werden können. In der Bundesrepublik ist die ‘oral history’-Methode erst in den letzten Jahren mit dem Aufkommen der Alltagsgeschichte populär geworden, und sie beginnt auch in den Universitätsseminaren allmählich Fuß zu fassen.⁵⁰

Auch dies war, wie zur Genüge gezeigt wurde, für Hansjakob schon selbstverständlich. Er wußte, daß da unten nichts aufgeschrieben, aber alles immer wieder besprochen wird, und daß man die da unten zum Sprechen bringen, aushorchen und ausfragen muß; und daß man das, was sie dann sagen, protokollieren und dokumentieren muß. Und wenn einmal einer nicht so recht mit der Sprache herausrücken wollte, ließ ihn Hansjakob von einem Gewährsmann, einem „ganz vortrefflichen Reporter“ regelrecht „interviewen“⁵¹ – auch diese Begriffe kannte er bereits. Und wenn einer, wie etwa der Seifensieder Theodor Armbruster in Wolfach, nicht persönlich befragt werden konnte, überschüttete ihn Hansjakob postalisch mit Fragen und langen Fragebögen. Da wollte er dann ganz genau wissen, wie man Flöße einband, wie man Gesellen freisprach, wie es in Familie und Schule zuging, wie man einander nannte und warum, was man einander zur Hochzeit schenkte; und er mußte dem Theodor ordentlich schmeicheln, um ihn gefügig zu machen.⁵²

Hansjakob war also ein Pionier, und zwar gleich in doppelter Beziehung: in Bezug auf das, was er ans Licht brachte, und darauf, wie er es ans Licht brachte. Er war, ob auch unbewußt und ungewollt, ein Vorläufer der modernen Historiographie. Er, der einmal als Historiker im üblichen Sinn begonnen und aktenmäßige Abhandlungen über die Grafen von Freiburg, die Salpeterer und den Waldshuter Krieg geschrieben hatte, kehrte auf einem weiten Umweg zu seiner alten Zunft zurück, um sich insgeheim an ihre Spitze zu setzen. Er stand quer zu einer Zeit, die die großen Taten und die Taten der Großen bewunderte, während sie das alltägliche Leben und Leiden der Allgemeinheit nicht beachtete, vielmehr verachtete; auch weil sich dieses Leben und Leiden nicht in Schriftstücken dokumentierte und daher für den Historiker der alten Schule auch nicht richtig existierte. Hansjakob hat als erster und vorerst als einziger die Alltagsgeschichte der kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Schichten ins Auge gefaßt und in ungezählten Gesprächen ein Material erhoben, das ohne ihn verloren wäre. Darin, und nicht in seinen eigentlich fachlichen Arbeiten, liegt Hansjakobs Bedeutung als Historiker, ja vielleicht seine Bedeutung überhaupt.

Anmerkungen

- * Dieser Aufsatz geht zum Teil zurück auf die Hansjakob-Ausstellung in Rastatt, an der und an deren Katalog der Autor mitgearbeitet hat (Heinrich Hansjakob [1837-1916], Schriftsteller, Politiker, Seelsorger. Rastatt 1993); vor allem aber auf die Rede, die er zu ihrer Eröffnung gehalten hat (Johannes Werner, Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche [Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium 6]. Rastatt 1993). Dennoch will er als eine durchaus selbständige Arbeit verstanden werden.
- 1 Vgl. Heinrich Finke, Heinrich Hansjakob und seine Anfänge als Historiker. Ein Vortrag. Freiburg 1938.
 - 2 Vgl. Hans-Josef Wollasch, Hansjakobs 'Lehrjahre'. Eine Quellenveröffentlichung. In: FDA 107 (1987), S. 237-252; bes. S. 244f.
 - 3 Zit. n.: Finke, a. a. O. S. 14.
 - 4 Heinrich Hansjakob, Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt oder: Wie kam die Stadt Freiburg i. B. an das Haus Oesterreich. Eine historische Abhandlung. Zürich 1867, S. III.
 - 5 Die Verbindung zu den Donaueschinger Freunden und Förderern hatte Hansjakob inzwischen gelockert, wenn nicht gelöst.
 - 6 Dazu: „Hansjakobs Darstellung, obwohl immer und immer wieder zitiert, ist nichts weniger als wissenschaftlich. Der Schwarzwälder Pfarrherr Hansjakob soll als lebenswürdiger Volksschriftsteller geachtet bleiben, aber sein 'Waldshuter Krieg' ist bei näherer Prüfung unbrauchbar. Nicht nur arbeitete Hansjakob mit ganz unzulänglichen Quellen, seine Darstellung ist auch ungenau, manchmal geradezu leichtfertig. Er verweilt sich oft bei Nebensächlichem, während Wesentliches überhaupt keine Beachtung findet“ (Max Meier, Der Waldshuterkrieg von 1468. Eine Gesamtdarstellung. Diss. phil. Basel 1937, S. XVI). – Dies sei exemplarisch zitiert, obwohl oder gerade weil es

hier ausdrücklich nicht darum geht, Hansjakobs historische Schriften zu werten, sondern um den Nachweis, daß sein einschlägiges Verdienst ganz außerhalb ihrer liegt.

- 7 Hansjakob, a. a. O. S. 40.
- 8 Heinrich Hansjakob, Die Salpeterer. Eine politisch-religiöse Sekte auf dem Schwarzwald. Untersucht und dargestellt. Waldshut 1867, S. 34.
- 9 Ebd.
- 10 Heinrich Hansjakob, Der Waldshuter Krieg vom Jahre 1468. Zur vierhundertjährigen Erinnerung untersucht und dargestellt. 2. Aufl. Waldshut 1901, S. 20.
- 11 Ebd.
- 12 Heinrich Hansjakob, Aus den Ferien. In: Unterhaltungsblatt des 'Trompeters von Säckingen' 2/1869, S. 1ff.
- 13 So etwa: Heinrich Hansjakob, Das Kapuziner-Kloster zu Haslach im Kinzigthale. In: FDA 4 (1869), S. 135-146.
- 14 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 2. Auflage. Heidelberg 1890, S. 18.
- 15 Ebd. S. 19. – Vgl. dazu: Johannes Werner, Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung. Heinrich Hansjakob im Lichte seiner Kindheit. In: Badische Heimat 1/1987, S. 33-40.
- 16 Vgl. Johannes Werner, Lehrjahre im Gasthaus. Zur Herkunft einiger südwestdeutscher Dichter. In: Badische Heimat 3/1983, S. 613-622; ders., 'Gastwirtsöhne sind im Vorteil'. Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur. In: German Life and Letters XL/4 (1987), S. 337-348; ders., 'Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!'. Berufsbilder in der deutschen Literatur. München 1990, S. 121-137.
- 17 Hansjakob, Jugendzeit S. 67.
- 18 Ebd. S. 69
- 19 Ebd.
- 20 Ebd. S. 70.
- 21 Ebd. S. 20.
- 22 Ebd. S. 23.
- 23 Ebd. S. 142.
- 24 Ebd. S. 80.
- 25 Vgl. Werner, 'Du Müller ... ' S. 67-72.
- 26 Hansjakob, Jugendzeit S. 68.
- 27 Ebd. S. 42.
- 28 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 6. Aufl. Stuttgart 1913, S. 172.
- 29 Ebd. S. 308.
- 30 Ebd. S. 375.
- 31 Heinrich Hansjakob, Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen. Stuttgart 1905, S. 152 (und öfter).
- 32 Heinrich Hansjakob, In der Karthause. Tagebuchblätter. 4. Aufl. Stuttgart 1903, S. 315; vgl. auch S. 41.
- 33 Heinrich Hansjakob, Stille Stunden. Tagebuchblätter. 3. Aufl. Stuttgart 1904, S. 111.
- 34 Ebd. S. 11.
- 35 Heinrich Hansjakob, Feierabend. Tagebuchblätter. Stuttgart 1918, S. 99.
- 36 Hansjakob, Karthause S. 280. – Vgl. etwa auch: Heinrich Hansjakob, Abendläuten. Tagebuchblätter. 3. Aufl. Stuttgart 1900, S. 67, 96, 138; Hansjakob, Alpenrosen S. 234, 274.

- 37 Heinrich Hansjakob, In Belgien. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1879. Stuttgart 1915, S. 144.
- 38 Heinrich Hansjakob, Sonnige Tage. Reiseerinnerungen. 2. u. 3. Aufl. Stuttgart 1906, S. 55.
- 39 Ebd. S. 204.
- 40 Ebd. S. 232. – Vgl. z. B. auch Hansjakob, Alpenrosen S. 109f. u. 306.
- 41 Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Heidelberg 1895, S. 136-138.
- 42 Vgl. Heinrich Hansjakob, Dürre Blätter. Bd. 1. 3. Aufl. Heidelberg 1895, S. 40f., 72, 128ff.; Bd. 2. 4. Aufl. Ohlau 1905, S. 21-24, 214-221.
- 43 Vgl. Hansjakob, Karthause S. 41-44, 226-231, 259-261, 267-268, 274-280, 314-320, 376-379.
- 44 Vgl. Heinrich Hansjakob, Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter. Stuttgart 1913, S. 21-29, 54-63, 67f., 136-141, 149-161, 172-175, 191-194, 199-218, 252-279, 281-288, 297-300, 306f., 311-315, 339-353, 368-372, 372-374, 387-389, 389-394. (Diese Lebensberichte nehmen, nachgerechnet, ein Drittel des Buches ein.)
- 45 Eine Zeichnung von Curt Liebich zeigt Hansjakob im Gespräch mit seinen Zulieferern – und zugleich den sozialen Abstand, der ihn von ihnen trennt (Stille Stunden S. 2).
- 46 Heinrich Hansjakob, Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 2. Aufl. Heidelberg 1896, S. 177f.
- 47 Hansjakob, Allerlei Leute S. 200.
- 48 Hansjakob, Jugendzeit o. S. (Vorw.). – Zu dieser Ansicht fühlte sich Hansjakob wohl auch aus religiösen Gründen gedrängt; denn unbeirrbar hielt er daran fest, „daß das Christentum in erster Linie die Religion (...) der Armen, der Enterbten, der Unterdrückten, der Mühseligen und der Beladenen ist“ (Hansjakob, Karthause S. 368).
- 49 Volker Ullrich, Entdeckungsreise in den historischen Alltag. Versuch einer Annäherung an die 'neue Geschichtsbewegung'. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 6/1985, S. 403-414; hier S. 403.
- 50 Ebd. S. 407. – Dazu auch: Johannes Werner, Für eine Sozialgeschichte des Alltags. In: Badische Heimat 4/1980, S. 141-144.
- 51 Heinrich Hansjakob, Schneeballen vom Bodensee. 5. Aufl. Ohlau 1906, S. 244.
- 52 Vgl. Otto Göller, In der Werkstätte des Schriftstellers Hansjakob. In: Ekkhart 19 (1938), S. 73-76. – Vgl. auch: Dieter Kauß, Heinrich Hansjakob und die bäuerliche Welt im Kinzig- und Wolfstal des endenden 19. Jahrhunderts. In: Manfred Hildenbrand/Werner Scheurer (Hrsg.), Heinrich Hansjakob (1837-1916). Festschrift zum 150. Geburtstag. Haslach 1987, S. 118-141.

Der vergessene Dichter Heinrich Vierordt

Reiner Haehling von Lanzener

In den letzten Jahrzehnten des vergangenen wie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war sein Name in vieler Munde. Vor allem im südwestdeutschen Raum fand man seine kleinformatischen Gedichtbände weit verbreitet. Heute aber kennt kaum noch jemand den Dichternamen, niemand liest mehr die Werke. Fünfzig Jahre sind verstrichen, seit Heinrich Vierordt verstorben ist. Ein Datum, das einen Rückblick rechtfertigt.



*Dr. Heinrich Vierordt
(Repro: Verfasser)*

Die Familie stammt aus dem Fürstentum Waldeck. Um 1700 siedelt ein Diakon Vierordt von Korbach nach Lahr in Baden über, dessen Nachkommen trifft man bald in Karlsruhe an. Zu ihnen gehört namentlich der Kaufmann und Bankier Heinrich Vierordt (1797–1867), der es zu beträchtlichem Reichtum bringt, in seinem Testament das 1872/73 errichtete Vierordtbad stiftet. Dessen Sohn Heinrich (1826–1892) wird Offizier, dient in verschiedenen badischen Garnisonen, heiratet Pauline Emilie Schmidt (1830–1883). Aus dieser Ehe gehen vier Söhne hervor¹. Heinrich, der älteste, wird am 1. 10. 1855 in der badischen Landeshauptstadt im Hause Waldstraße 48 geboren. Im Jahre 1861, der Vater tut jetzt in der Bundesfestung Rastatt Dienst, kommt der kleine Heinrich auf die Volksschule. Bald wird der Vater nach Karlsruhe, dann zur Garnison Konstanz versetzt, wo Heinrich die höhere Schule besucht. Da verwundern ihn die verbummelten Zustände, denn der Professor schmaucht während des Unterrichts geruhsam seine Zigarre². Doch bald nimmt der Vater seinen Abschied vom Militär, man zieht zurück nach Karlsruhe ins eigene Haus Ritterstraße 92. Im Alter von 15 Jahren muß Heinrich umziehen zu einer Pflegefamilie in Wertheim, denn das dortige Lyzeum verspricht bessere Förderung seiner schwachen schulischen Leistungen. Das mittelalterliche Flair des beschaulichen Städtleins zwischen Tauber und Main beflügelt den Schüler zu einem frühen Gedicht auf Wertheim. Vier Jahre später muß er den liebgewonnenen Ort verlassen, um letzte Schuljahre in Karlsruhe durchzustehen. Nach mehrfachem Sitzenbleiben legt er schließlich 1877 die Reifeprüfung ab, zur Belohnung spendieren die Eltern eine Reise durch England und

Schottland. Es folgt die Einberufung zum Leibgrenadier-Regiment 109, im Karlsruher Hardwald muß der Einjährig-Freiwillige schweißgebadet exerzieren. Nach einem Jahr Soldatenzeit beginnt das Studium der Germanistik an der Universität Heidelberg, wird fortgesetzt in Leipzig und Berlin. In den Semesterferien geht es auf Fahrt, vorweg durch das benachbarte Frankreich. Zurück in Heidelberg bringt der Student 1881 seinen ersten Gedichtband heraus, im darauffolgenden Jahre schließt er in der Neckarstadt sein Studium mit der Promotion zum Doktor der Philosophie ab.

Der ungebundene Vierordt denkt nicht daran, einen gutbürgerlichen Beruf zu ergreifen. Das großväterliche Erbe gestattet ihm ein unabhängiges Reiseleben, verbunden mit seinen schriftstellerischen Neigungen. So fährt er durch Skandinavien bis zum Nordkap, dann kreuz und quer durch Italien. 1888 erscheinen die Akanthusblätter – Dichtungen aus Italien und Griechenland, 1890 die Vaterlandsgesänge. Auf langen Wanderungen erschließt er sich die deutschen Lande, vor allem die Täler und Berge seiner engeren Heimat, die er in liebevollen Reimen preist³:

Du heller Gottesgarten,
Du blinkst im Blütenschnee
Von deines Schwarzwalds Warten,
Von deinem Bodensee
Bis wo auf gründer Halde,
Vom Schlehenhag gekrönt,
Im stillen Odenwalde
Des Hirten Flöte tönt.
Weit schweift' ich auf und nieder,
Sah Nord und Südens Pracht;
Heim zog mich's immer wieder
Zu Deiner Tannen Nacht ...

Im Jahre 1895 heiratet er die sangesbegabte Karlsruherin Anna Helbing (geb. 24. 09. 1868), die ihm die Tochter Helmtraut schenkt. Vierordt hat später gerne den tatkräftigen Sinn und das künstlerische Verständnis seiner Ehefrau gelobt. Und sein Dichterkollege, der Freiburger Pfarrherr Heinrich Hansjakob, bedeutet ihm einmal: „Ihr' Frau hat mir gut g'falle; sie isch gar net affektiert, wie die meischte Weiber von heutzutag“⁴. Heinrich Vierordt pflegt mit vielen Poeten und Künstlern geselligen Umgang. Durch den Bodensee schwimmend, gelangt er eines Tages zu dem Gut Mettnau, um wassertriefend Victor von Scheffel zu begrüßen, den damals hochberühmten Dichter des Säckinger Trompeterliedes. Auch in Karlsruhe sucht Vierordt diesen einstigen Schulkameraden seines Vaters immer wieder in der Stephaniensstraße auf. So verdanken wir Vierordt eine ganze Reihe von Beob-

achtungen aus dem persönlichen Bereich Scheffels, über seine Schrullen und Fehler, aber auch zu seiner gutmütigen, menschlichen Wesensart⁵. Freundschaft verbindet Vierordt mit dem Lyriker Emanuel Geibel in Lübeck, mit dem Basler Kulturhistoriker Jacob Burckhardt, mit dem provenzalischen Volksdichter und Dialektforscher Frédéric Mistral oder dem Berliner Historienmaler Anton von Werner⁶. Sie alle betrachten den Karlsruher Dichter als ihresgleichen. So verleiht denn der badische Großherzog Friedrich I. dem angesehenen Schriftsteller Vierordt an seinem 50. Geburtstage den Titel eines Hofrats. Mit dem Ersten Weltkrieg enden die unbeschwer-ten Jahre für die Vierordtsche Familie. Während der Inflation geht das gesamte Vermögen verloren, still und zurückgezogen lebt der Dichter fortan in seiner Karlsruher Wohnung im Hause Westendstraße 44 (heute Reinhold-Frank-Straße). Seine Lebensweisheit machen jene Zeilen transparent, die er am 19. Oktober 1936 an den Schriftstellerfreund Albert Herzog in Baden-Baden richtet⁷: „... daß Sie mich mit vollem Recht darin einmal den ‘Friedfertigen’ genannt haben, hat mich ergötzt. Meine tatsächliche Friedfertigkeit entsprang nicht immer einer christlichen Tugendhaftigkeit, sondern es war stets ein gut Stück Weltgleichgültigkeit dabei. In dem kurzen Leben mochte ich mir niemals die Tage unnötig versauern und verbittern.“

Heinrich Vierordt hat neben Einzelbeiträgen in Zeitungen und Zeitschriften ein Dutzend Gedichtbände sowie als Prosaschriften das Büchlein der Träume, seine Lebenserinnerungen und deren anekdotenhafte Fortsetzung „Aus dem Schattenspiel meines Lebens“ herausgebracht⁸. Die Lyrik der Anfangsjahre ist noch getragen von blumig-überschwenglichen Formulierungen der Spätromantik, wofür einige Zeilen aus dem Gedicht „Kunst“ stehen mögen:

Wie abendlich um Alpenfirnen
Verklärend atmet Rosenpracht,
Und wie der Mond von den Gestirnen
Am holdsten blinkt zur Frühlingsnacht.
Wie Gottes Odem brusterquickend
Von Bergen weht in's grüne Tal,
So wandelt, sanften Auges blickend,
Die Kunst mit ihrem Weihestrahl ...

Späterhin gerät die Sprache kantiger, markiger. Der Dichter versucht sich in eigenwilligen Wortschöpfungen wie lügenverworfenene Höflingsrotte, Reiffrostsilberglut, Musikmodenfirlefanfz, Pestnotgeheul, Sprachbergwerk, weltalldürstend, flammenausfauchend, leidenschaftstrudelnd oder koboldgrinsend. Mit solcherlei Metaphern wurde neben anderen Klassikern auch der Dichter Heinrich Heine bedacht:



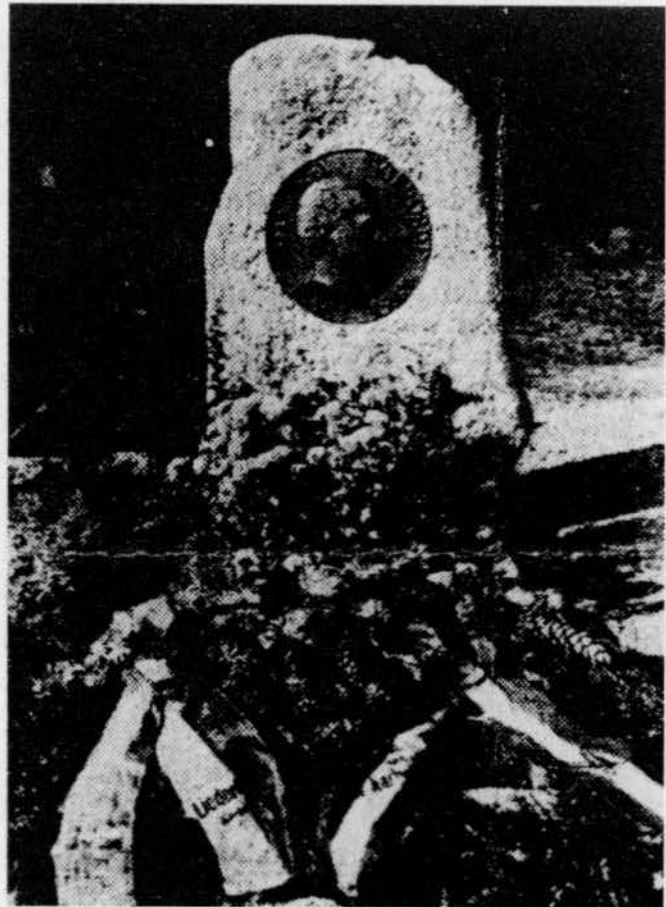
*Gedenktafel am
Geburtshaus*



*Das Geburts-
haus Wald-
straße 48 in
Karlsruhe
Zustand 1994
(Aufnahme:
Verfasser)*



Um 1945 (Stadtarchiv Karlsruhe)



1950 (Repro: Verfasser)

Als Sänger von Liedern götterkehlig
In Nordseerythmen jugendkraftselig,
Zum Apostel der Freiheit auswachsend allmählich,
Als Mensch spottlüstern, oft unausstehlich.

Anklänge an den aufkommenden Expressionismus werden jetzt hörbar, namentlich in dem phantastischen Nachtstück „Der Mond ist tot“⁹. Überzogen erscheint es hingegen, von bildhauerischer Sprachschöpfung zu reden¹⁰. Da offenbart sich vielmehr ein zuweilen holpriger, oft mittelmäßiger Stil, dem nur ab und an meisterliche Reime glücken. Vom Inhalt her sind Ereignisse, Persönlichkeitsbilder und Stimmungen thematisiert, die von der Antike bis in die neuere Geschichte reichen. Dabei kommt im Gefolge der allgemeinen vaterländischen Begeisterung der Gründerzeit- und Weltkriegsjahre viel Patriotisches zum Durchbruch. Mehr noch dürfte das 1925 veröffentlichte Heimatbüchlein mit seinen besinnlichen Versen über Badens Städte und Landschaften eine breite Leserschaft angesprochen haben. Der weitgereiste Dichter richtet gleichermaßen den Blick nach draußen, in seinen Liedern und Balladen greift er Stoffe auf wie die Geisterschlacht am Euphrat, Napoleons Schlachten und Verbannung, die Sage vom portugiesischen König Sebastian, den Spuk von Westminster, die Trauer um eine junge Griechin, den Mittagszauber in der Pußta. In all dem erfahren historisches Bildungswissen vereint mit weltläufiger Kenntnis fremder Länder ihre dichterische Ausformung.

Heinrich Vierordt hätte mithin an der Schwelle des Greisenalters auf ein schlichtes, aber regional anerkanntes Lebenswerk zurückblicken können. Leider hat er's hierbei nicht belassen. Im Umfeld der nationalsozialistischen Machtergreifung sympathisiert Vierordt mit den neuen Herren, verfaßt eine Reihe von Huldigungsversen. Nach dem sogenannten Anschluß Österreichs im Jahre 1938 besingt er Hitler: „Du bist mehr als König und Kaiser / Du bist des deutschen Volkes Festzusammenschweißer.“ Peinliches Pathos, ungewollt ins Groteske driftend. Kaum wird sich noch ergründen lassen, ob der Hochbetagte da im Vollbesitz seiner Geisteskräfte handelte oder ob gerontologischer Abbau ihm die Einsichtsfähigkeit trübte. Jedenfalls kann man Vierordt, gemessen an seinem übrigen zwar konservativen, aber in vielen Zügen weltoffenen Schrifttum, nicht den landläufigen braunen Barden gleichsetzen. Daß er als Mitläufer auftrat, läßt sich nicht bestreiten.

Schon bald sollte der Dichter am eigenen Leibe erfahren, wohin das Nazi-regime die Deutschen geführt hatte: Im Herbst 1942 wurde seine Wohnung in der Karlsruher Westendstraße bei einem Luftangriff völlig zerstört, mit seiner Frau mußte er im Hotel Post in Hornberg/Schwarzwald, Poststraße 9,

Zuflucht suchen¹. Seinem alten Freunde Albert Herzog, pensionierter Redakteur in Baden-Baden, schreibt er am 26. März 1943 aus dem Hornberger Hotel²: „Ich habe mich mit bald 88 (!) Jahren so gut in die neuen Vagabundenverhältnisse eingewöhnt, daß ich mich ganz leicht und beschwingt ohne Möbel fühle, und es mir ein schrecklicher Gedanke ist, mir später wieder neue kaufen zu sollen. Nun, ich werde ja wohl das Ende dieses Weltringens kaum erleben ...“ Der Krieg rückt näher. Am 8. und 9. Februar 1945 bombardieren französische Bomber Hornberg, 14 Menschen werden getötet, viele verletzt. Mitsamt einem Großteil der Altstadt wird das Hotel Post zerstört³. Heinrich Vierordt erleidet eine leichtere Verletzung. Erneut obdachlos wird er mit seiner Frau nach Triberg verbracht, wo er ab 10. Februar 1945 im Parkhotel Wehrle Unterkunft findet und von Frau Mina Wehrle mütterlich betreut wird⁴. Am 22. und 28. Februar sowie am 13. März 1945 ist Triberg Ziel von Bombenabwürfen, bis dann am 24. April 1945 französische Truppen einmarschieren⁵. Heinrich Vierordts Zustand verschlimmert sich, er muß ins Krankenhaus Triberg eingeliefert werden. Dort verstirbt er am 17. Juni 1945 abends um 18.45 Uhr. Er wird auf dem Bergfriedhof von Triberg beigesetzt, wo anfänglich ein schlichtes Holzkreuz das Grab ziert. Freunde sammeln für einen würdigen Grabstein. Im Jahre 1950 kann ein Granitfindling aufgestellt werden, in den eine von dem Karlsruher Künstler August Meyerhuber geschaffene Bronzeplatte mit dem Porträt des verstorbenen Dichters eingelassen ist. In Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten aus Karlsruhe und Triberg findet am Grabe eine Einweihungsfeier statt⁶. Vor einigen Jahren ist die Grabstätte abgeräumt und eingeebnet worden. Gleichermaßen hat man am Erbgrafenhause in Wertheim bei einem kürzlichen Umbau die an Vierordts Schüleraufenthalt erinnernde Inschrift entfernt. So verbleibt lediglich die Gedenktafel am Geburtshaus in der Karlsruher Waldstraße – letzte Spur einer glücklosen Dichtergestalt, deren Umriss im Zeitenlauf verblasen.

Anmerkungen

- 1 Leopold und Heinrich Vierordt. Chronik der Familie Vierordt, masch.-schriftl. Manuskript, um 1900, LBibl. Karlsruhe O 70 B/82, S. 109, 118, 121.
- 2 Heinrich Vierordt, Das Buch meines Lebens, 2. Aufl. 1934, S. 56.
- 3 Heinrich Vierordt, Badisches Heimatbüchlein, 1925, S. 11.
- 4 Vierordt (Anm. 2), S. 328; vgl. a. Ludwig Vögely, BadH 1987, S. 24.
- 5 Vierordt (Anm. 2), S. 231; Heinrich Lilienfein, Scheffel-Jahrbuch 1907, S. 216; Reiner Haehling von Lanzener, Dichterjurist Scheffel, 1988, S. 46.
- 6 Hans Ewers, Karlsruhe Fächer 1961, Heft 17, S. 18.
- 7 Badische Landesbibliothek Karlsruher, Handschriftenabteilung, Vierordt K 3128,3.
- 8 Zur Bibliographie: Hans Bott, Mein Heimatland 1925, S. 146, Anm. 1; Gustav Faber in: Badische Biographien, NF III, 1987, S. 289.

- 9 Heinrich Lilienfein, Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters, 1905, S. 66.
- 10 Fritz Gräntz, Ekkhart, 15. Jg., 1934, S. 58.
- 11 Dort hat er sich am 4. 11. 1942 polizeilich angemeldet (Auskunft des Bürgermeisteramtes Hornberg vom 8. 4. 1994).
- 12 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Handschriftenabteilung, Vierordt K 3128,5.
- 13 Karlleopold Hitzfeld, Hornberg an der Schwarzwaldbahn, 1970, S. 234.
- 14 Auskunft der Stadtverwaltung Triberg v. 12. 4. 1994 – fe-at –.
- 15 Wilhelm Maier und Karl Lienhard, Geschichte der Stadt Triberg im Schwarzwald, 1964, S. 396.
- 16 Karlsruher Presse Nr. 33 vom 3. 10. 1950; Südkurier vom 8.10. 1955.

Die Ottenheimer Michaelskirche

Ein Streifzug durch die wechselvolle Geschichte
des ältesten Bauwerkes der Gemeinde

Martin Frenk

Wer heute auf die Ottenheimer evangelische Michaelskirche zugeht oder sich in ihr zu einem stillen Gebet zurückzieht, der ahnt nicht, welch wechselvolle Geschichte sich in- und außerhalb dieses Mauerwerkes in den zurückliegenden annähernd sieben Jahrhunderten zugetragen hat. Denn diese Kirche hat als das älteste Bauwerk der Gemeinde eine mehr als bewegte Vergangenheit hinter sich. Zahlreich waren die Kriege, die Händeleien und Streitereien, aber auch politische Wirren und Prozesse, die keineswegs spurlos an dem Gotteshaus vorübergegangen sind. Aber dennoch trotzte sie bis kurz vor dem Ende des 2. Weltkrieges allen Gefahren. Als jedoch am 12. Februar 1945 der 54 Meter hohe, nadelspitze Turmhelm der damaligen Simultankirche durch alliierte Granaten in Brand geschossen wurde und vier Stunden später als „hellodernde Fackel“ brennend in das Kirchenschiff stürzte, war damit nicht nur eine Kirche mit wertvollen barocken Fresken, sondern auch eines der markantesten Wahrzeichen im Ried zerstört.



Blick vom Friedhof auf das Dorf Ottenheim vor 1945

Nachdem das Bauwerk 1949 als evangelische Michaelskirche wieder geweiht werden konnte, präsentiert sie sich heute erneut als eine Chorturm-kirche¹ mit Langhaus, Chorturm, linkem und rechtem Anbau. Schon eine oberflächliche Betrachtung der in Ost-West-Richtung erbauten Kirche läßt die Hauptbauperioden erkennen. Danach entstammt der Turm der Gotik, während das Langhaus und die beiden Anbauten schon dem Zeitalter des Barock zuzurechnen sind. Dennoch wird heute der Eindruck erweckt, als sei das Bauwerk in einem Zug entstanden. Der heutige Bau besteht aus einem Saalschiff mit Satteldach und dem sich östlich anschließenden Chorturm mit einem gedrungenen Pyramidendach. Die Turmspitze besteht aus einem Ellipsoid mit Kreuz und Hahn. Während in den Turm an der Ost- und Südseite je ein gotisches Maßwerkfenster eingebaut ist, wird das Langhaus an der Nord- und Südseite durch jeweils vier lange, schmale, rundbogige Fenster gut erhellt. An der westlichen Stirnseite befinden sich in der oberen Hälfte der Mauer vier ovale geneigte Fenster in verschiedenen Größen. Hier ist auch der Eingang mit einem zweiflügligen Barockportal unter dem roten Sandsteinrundbogen mit der eingemeißelten Jahreszahl 1771 im Schlußstein. Rechts des Türrahmens in Brusthöhe, aber noch außerhalb vor dem Portal befindet sich ein in die Mauer eingearbeitetes Weihwasserbehältnis. Links nach dem Eingangsportal ist der Aufgang zur Empore, in die die Orgel integriert ist. Der Innenraum des rechteckigen Langhauses ist weiß verputzt und wird von einer Holzbalkendecke überspannt. Die hölzerne Empore wird von zwei Rundbögen getragen, die auf vier Sandsteinpfosten ruhen. Nach dem Kirchengestühl führt links vor dem Taufbecken eine Tür ins Freie. Das kelchförmige Taufbecken und die Kanzel – beide aus rotem Sandstein ohne Zierate und Zeichen – stehen auf einer um zwei Treppenstufen erhöhten Fläche. Rechts von der viereckig und einfach gearbeiteten Kanzel führt eine Tür in den als Sakristei genutzten Anbau. Über eine weitere Treppenstufe und durch einen großen einfachen rundbogigen „Triumphbogen“ gelangt man in den massiven quadratischen Turmchor. Dort steht der um eine weitere Stufe erhöhte Altar, der ebenfalls aus rotem Sandstein in der Form eines antiken Sandsteinkastens gehauen ist. Der Chor wird durch ein Netzgewölbe überspannt, dessen vier tragende Sandsteinrippen jeweils in einer Chorecke ansetzen. Sie verlaufen paarweise und kreuzen sich im Schlußstein, der mit einer stilisierten Blume verziert ist. Während auf der rechten, der südlichen Seite das ehemalige Sakramentshäuschen die Erinnerung an das Simultaneum wachhält, gelangt man auf der gegenüberliegenden Seite durch eine Tür in die frühere katholische Sakristei. Hier ist heute der Aufgang in den Turm. Auch hier wird die Decke von zwei Kreuzrippengewölben getragen.

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick

Da die Christianisierung bei uns hauptsächlich aus dem Elsaß erfolgte, zählt Ottenheim mit zu den frühesten Christengemeinden.² Zumindest wurden Allmannsweier, Nonnenweier und Meißenheim von Ottenheim aus betreut.³ Zu jenem Zeitpunkt stand die Ottenheimer Dorfkirche im heutigen nord-westlichen Dorfteil „Auf dem Leh“ im Bereich der Lehen- und Frankenstraße, wo sich damals wahrscheinlich die Dorfmitte befunden hat. Die Ersterwähnung dieser „Alten Ottenheimer Kirche“ finden wir 1136 im päpstlichen Schutzbrief für das Kloster Schuttern. Dort, wo erstmals der vollständige Klosterbesitz verzeichnet ist, wird unter anderem auch „Otenheim cum ecclesia“ genannt.⁴

Allerdings gab es in Ottenheim zwei Pfarrkirchen, über deren Gründung man nichts weiß, mit zwei Pfarreien und zwei Pfarrherren. Wahrscheinlich war es so, daß die Größe des Kirchspiels die Trennung und die Stiftung einer zweiten Pfarrei erforderte. Die erste Erwähnung der zweiten Kirche findet sich im Jahre 1326, als im Zusammenhang mit Feldstreitigkeiten von einem Acker „bi der nuwen Kirchen“ die Rede ist.⁵ Diese Kirche ist die heutige evangelische Michaelskirche. Es wird vermutet, daß ihr Turm um 1070 als Wehr- oder Wachturm benutzt wurde, als Luitfried, der letzte Gaugraf der Mortenau, in Ottenheim eine Volksversammlung abgehalten hat.⁶ So darf sich Ottenheim rühmen, mit dieser Kirche eines der ältesten Gotteshäuser der Region zu besitzen. 1422 ist bei der Ablösung einer Gült⁷ noch einmal von „der alten Kirchen in Ottenheim“ die Rede. 1419 erfahren wir von „Johans Bromber, Kirchherre zu Altenotenheim“, und 1452 sind noch genannt die „herren Thoman und herren Johannes kylichherren und Iutprierster der zweyer Pfarrkirchen zuo Ottenheim“.⁸

Die „neue“ Kirche wurde zunächst auch noch von den Allmannsweierer Christen als Gotteshaus benutzt, da der Ort als „Filiale“ in das Kirchspiel Ottenheim „eingepfarrt“ war.⁹ Ottenheim wurde 1506 und auch in den folgenden Jahren von schweren Rheinhochwassern heimgesucht, die zahlreiche Gebäude, darunter vermutlich auch die Kirche auf dem Lehen, hinweggeschwemmt haben.¹⁰ Deswegen übertrug Bischof Wilhelm von Straßburg im Jahre 1509 das Ottenheimer Pfarrecht von der „alten“ auf die „neue“ Ottenheimer Kirche. Bereits ein Jahr zuvor, am 01. August 1508, hatte er die Allmannsweierer Filiale mit Zustimmung des Markgrafen Christoph von Baden, Graf Jacobs von Mörsch und des Abtes Johann von Schuttern zur eigenständigen Pfarrei erhoben und das Pfarrecht von der neuen Ottenheimer Kirche nach Allmannsweier transferiert.¹¹ Nach diesem Rechtsakt hatte Ottenheim nur noch eine Pfarrkirche und eine Pfarrei. Zumindest ist ab diesem Zeitpunkt in den vorhandenen schriftlichen Überlie-

ferungen nur noch von einer Pfarrei die Rede, dessen Patronat dem Kloster Schuttern zustand. Das bedeutet, daß die Äbte von Schuttern nicht nur die Pfarrer stellen, sondern sie auch besolden mußten.

Das Patrozinium

Bereits in der frühchristlichen Zeit wurden die Kirchen nach einem Märtyrer benannt, später auch ihm geweiht, wenn sie über dessen Grabstätte errichtet worden waren oder Reliquien von ihm besaßen. 1692 wird erstmals mit „St. Johannes Bapt.“ ein Kirchenpatron genannt, unter dessen Schutzherrschaft die Ottenheimer Kirche gestellt war.¹² Daß die Kirche gerade Johannes dem Täufer geweiht war, hat eventuell seine Ursache darin, daß ihm, bedingt durch den Bericht von der Taufe im Jordan, das Patronat über das Wasser, besonders jedoch über Flüsse, zustand und damit auch über die Kirchen an denselben.¹³ 1699 ist dann „St. Dionys“¹⁴ als Patron der Pfarrkirche von Ottenheim erwähnt. Weshalb die Kirche innerhalb dieser kurzen Zeitspanne unter die Schutzherrschaft von verschiedenen Heiligen gestellt wurde, ist bislang unbekannt. Später im 18. Jahrhundert wird „St. Gallus“¹⁵ als Kirchenpatron genannt. Dieser blieb dann auch bis zur 1945 erfolgten Zerstörung der Kirche ihr Schutzpatron. Nachdem das Gotteshaus 1949 wieder aufgebaut war, wurde es als „Michaelskirche“ geweiht. Sie erhielt den Namen dieses Streiters Christi, weil die Einweihung in die Michaeliszeit fiel und die Gemeinde auf Grund ihrer Berufung und Geschichte allezeit an Wehr und Waffen des Glaubens erinnert sein soll.¹⁶

Cuius regio eius religio

„Wessen das Land, dessen die Religion“, so müssen die Religionsverhältnisse in den Zeiten von Reformation und Gegenreformation beschrieben werden, unter denen viele Generationen auch in Ottenheim zu leiden hatten. Denn schon sehr früh erfolgte in Ottenheim die Reformation. Bereits 1548 ist mit Johann Schertner der erste lutherische Pfarrer seelsorgerisch in Ottenheim tätig.¹⁷ Später unterdrückte Markgraf Ernst Friedrich von Baden die katholische Konfession, so daß Ottenheims Einwohner 1624 durchweg evangelisch wurden. 1629 kam das Dorf durch Losentscheid nach dem Teilungsvertrag zwischen Nassau und Baden zur Herrschaft der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden. Nach einem Bericht vom 19. März 1651 war in jener Zeit nur ein katholischer Einwohner in Ottenheim. Obwohl in den kommenden 33 Jahren die katholische Einwohnerschaft nur auf 6 Familien (gegenüber 70 evangelischen Familien) angestiegen war, gelang es dem 1678 eingesetzten markgräflichen Obervogtes Franz Ernst

Olisi¹⁸ am 31. Oktober 1684 unter der Regentschaft von Markgraf Ludwig Wilhelm I., für die seelsorgerischen Aufgaben dieser sechs Familien einen Kapuziner von Mahlberg einzusetzen und diesen aus Gemeindemitteln von jährlich 50 fl zu besolden. Bereits zwei Jahre später, im Jahre 1686, wurde ein katholischer Pfarrer im Dorf eingesetzt. Dann ließ Olisi den evangelischen Schullehrer entfernen und durch einen katholischen ersetzen. Schließlich besetzte er 1693 nach dem Tod des evangelischen Pfarrers Johann Wolfgang Schenck diese Pfarrstelle nicht mehr und übertrug deren Einkünfte an den katholischen Ortsgeistlichen. Auf Grund einer von den evangelischen Einwohnern eingereichten Bittschrift, gestattete Markgraf Ludwig Georg im Jahre 1747 den Ottenheimer evangelischen Gläubigen, „... alle drei Monate den Pfarrer des ritterschaftlichen Ortes Meissenheim, zur Austheilung des Abendmahles in ihre Kirche auf ihre Kosten zu rufen“.¹⁹ Erst 1765 erhielt die evangelische Kirchengemeinde wieder mit Johann Karl Deimling einen eigenen Pfarrer, so daß das 1747 verliehene Recht zur Mitbenutzung der Kirche auch tatsächlich ausgeübt werden konnte.

Die Schwierigkeiten, bis es zur Erweiterung der Kirche kam

Diese Kirche mit den zwei im Chor angebrachten gotischen Fenstern und einem alten Unterbau soll schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus Mitteln der Gemeinde erbaut worden sein. Sie bestand bis zu ihrer Erweiterung 1771 lediglich aus dem Turm, der als Glockenhaus benutzt wurde, und einem einfachen kapellenartigen Anbau. Dieser Anbau wird 1720 in einer Kostenaufstellung für die Reparatur des Daches mit der Länge von 68 Schuh und der Breite von 36 Schuh beschrieben.²⁰ Ob die 1934 bei den Ausschachtungsarbeiten für die damals einzubauende Heizung aufgefundenen etwa fünf bis sechs Meter von der Turmwand entfernt liegenden Fundamentreste von einer ehemaligen, an den Turm angebauten mittelalterlichen Kirche stammen, wurde damals leider nicht archäologisch untersucht.²¹ Erst nachdem 1688 nach den Wirren von Reformation und Gegenreformation wieder eine katholische Pfarrei in Ottenheim eingerichtet wurde, baute man an der hinteren Wand des Glockenhauses einen kleinen Hochaltar ein. Dieser Hochaltar war so aufgestellt, daß die evangelischen Christen nach wie vor die Glocken ungestört läuten konnten.²²

1719 hat die Gemeinde Ottenheim für die Renovierung des durch „einige darein geschehene Donnerstrieche“ beschädigten „Kirchen-Thurms“ und wohl auch des gesamten Kirchendaches mehr als 100 Reichsthaler bezahlt.²³ Nachdem am 29. August 1725 erneut ein „erschreckliches Don-

ner-Wetter“ in den Kirchturm eingeschlagen hat, muß sich die auffällige Kirche in einem mehr als desolaten Zustand befunden haben. Denn wie in den archivierten Unterlagen nachzulesen ist, gab es dabei nicht nur ein „großes Loch“ im Turmdach, sondern das „Kleine Glöckle“ samt dem „Glocken-Stuhl“ fielen auf den Friedhof. Damit Unwetter, aber auch der Winter keine weiteren Schäden verursachen, wollten die Ottenheimer das Dach natürlich so schnell wie möglich reparieren. Daher baten sie die markgräfliche Herrschaft, sich beim Kloster Schuttern und dem Junker Wetzel von Marsilien²⁴ als Kirch- bzw. Zehntherr dafür einzusetzen, daß diese sich an der vorzunehmenden Reparatur finanziell beteiligen mögen. Diese Bitte hatte jedoch nicht den nötigen Erfolg. Denn in einer weiteren Eingabe vom 03. April 1726, die von den Gerichtsmännern Daniel Fabrici, Jörg Häß, Johannes Glaser, Hanns Jörg Heimburger, Andreas Würtz unterzeichnet ist, bittet das Dorf nunmehr die markgräfliche Regierung, daß diese auf den Freiherrn Wetzel von Marsilien und das Kloster Schuttern Druck ausübe, damit diese ihrer Bauschuldigkeit an der Kirchturmreparatur nachkommen. In einem Antwortschreiben vom 30. April 1726 teilten der markgräfliche Hofrath und das Oberamt Mahlberg übereinstimmend mit, daß auch sie es für richtig erachten, daß das Kloster Schuttern sich an der Reparatur des Kirchturms zu Ottenheim beteiligt, da dieser an die Kirche angebaut sei.²⁵ Nur nützte dieser Schulterenschluß den Ottenheimer wenig. Denn sowohl das Kloster Schuttern als auch der Freiherr Wetzel von Marsilien weigerten sich, weiterhin die Forderung der Gemeinde als Decimatoren²⁶ zu bezahlen.

In einem Brief vom 02. Oktober 1737 an den Hofrat und Oberamtmann der Herrschaft Mahlberg, der von dem Schultheiß, dem Bürgermeister sowie Gerichtsmännern unterzeichnet war, wird erneut der desolate Zustand der Kirche zum Ausdruck gebracht. Dort heißt es: „... unser allhiesiger Kirchturm höchst nöthig wehr auss zu bessern welche zu einem grossen abgang ist, und an diesem Thurm Eichene Pfösten, wie auch Ziegell, und Düllen miessen Eingezogen werden, woch auch Schiffer und Blech Kosten werthen“.²⁷ Auch in einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1740 wurde darauf hingewiesen, daß der Turm zu reparieren sei.²⁸ Endlich 1741, nachdem die Gemeinde Ottenheim mit den Zimmermännern Joseph Kautz und Valentin Kindle am 25. August einen entsprechenden Vertrag vereinbart hatte, kann der Turm repariert werden. Dabei muß es sich bereits um den charakteristischen nadelspitzen Turmhelm gehandelt haben, der leider am 12. Februar 1945 zerstört wurde. Denn in einem Bericht an das Oberamt Mahlberg vom 15. September 1801 moniert Schultheiß Reitter, daß seit 41 Jahren an dem Kirchturm keine Verbesserung vorgenommen wurde.²⁹ Das bedeutet, daß bei der Erweiterung des Kirchenschiffes im Jahre 1771 der Turm bereits in dieser Form bestand.

Über diesen Erweiterungsbau des Kirchenschiffes auf die noch heute bestehende äußere Größe konnten in den verschiedenen Archiven keinerlei Urkunden, Unterlagen oder Baupläne „ausgegraben“ werden. Lediglich in Beschwerdebriefen und Schreiben an das Oberamt Mahlberg oder an den Oberstiftungsrat in Freiburg und das Dekanat in Mahlberg finden sich einzelne Hinweise auf diese Baumaßnahme. Dabei werden die Gründe, die zu dieser baulichen Veränderung des Gotteshauses geführt haben, von beiden Religionsgemeinschaften unterschiedlich interpretiert. Beispielsweise heißt es im „Rüegerichtsprotokoll“ von 1779: „Unnötiges Communebauwesen ist nicht vorhanden. Die Gemeinde baut die Kirche, beide Pfarrhäuser, zwei Schulhäuser und ein Wachthaus, doch der Turm und der Chor an der Kirche und das Katholische Pfarrhaus mit Widerspruch und Protestaktion gegen die Decimatoren“.³⁰ In einem Rechtsgutachten, das 1930 die Frage klären sollte, ob die evangelische Kirchengemeinde gegen Zahlung einer Abfindungssumme zur Auflösung des Simultanverhältnisses gezwungen werden kann, wird folgendes dargelegt: „... die Erweiterung des Langhauses geschah lediglich wegen der evangelischen Gemeinde, für die der Raum im alten Langhaus nicht ausreichte“.³¹ Interessant ist auch, daß in diesem Rechtsgutachten die gesamten Baukosten mit 4000 fl beziffert werden. Dagegen wird in dem „Gehorsamen Bericht des Bezirksamtes und Decanats Mahlberg“ vom 27. Oktober 1813 geschrieben:³²

„... 1771 als der damalige Erzpriester Sartori³³ durch Hülfe des katholischen Schultheisses Bass es einzuleiten wußte, daß mit Widerspruch des evangelischen Gerichts, und ohne vorher die höhere Erlaubnis dazu eingeholt zu haben, das Chor ausgebrochen, ein großes Fenster und eine Staffeley angebracht wurde. Der damalige Oberbeamte Graf Hemuin den man insgeheim stimmte, dekretierte die Unkosten davon auf die Gemeinds-Kasse und die Evangelischen liessen es aus Liebe zum Frieden bei ihrem ersten Widerspruch bewenden“.

Schließlich ist die in den archivierten Unterlagen im katholischen Pfarramt verwahrte Notiz zu erwähnen, wonach „Die Gallenkirche unter Pfarrer Sartori um 22 Fuß vergrößert wurde“.³⁴

Weitere Unterlagen und Pläne dieses Kirchenbaues konnten bisher nicht aufgefunden werden. Dies bestätigt auch Michael Hennig 1893 in seiner „Geschichte des Landkapitels Lahr“.

Wahrscheinlich war es das große Engagement von Pfarrer Sartori, das zur Renovierung und Erweiterung der Gebäulichkeiten geführt hat. Dies erklärt auch, daß die Innenaustattung zunächst nach rein katholischen Gesichtspunkten vorgenommen wurde. Denn durch die Verteilung der Bevölkerung auf zwei Glaubensgemeinschaften, und damit auf zwei Gottesdienste, war das Bedürfnis nach einer größeren Kirche, die die ganze Gemein-

de hätte fassen müssen, sicherlich nicht so vordringlich wie in anderen Orten. Vermutlich stießen diese Baumaßnahmen auf evangelischer Seite zunächst auf Widerstand. Als man aber feststellte, daß sie auch evangelische Bedürfnisse berücksichtigten, tolerierte man das Vorgehen und unterließ notwendige rechtliche Schritte, die zu einer Einstellung der Bauarbeiten hätten führen müssen.

Sicher steht jedoch fest, daß der namentlich nicht bekannte Baumeister es 1771 ausgezeichnet verstand, mit dieser großräumigen und lichten Kirche ein Baudenkmal zu schaffen, dessen Turm ein Wahrzeichen des Rieds war.

Das Kircheninnere

Wenn auch keinerlei schriftlichen Unterlagen über diesen Erweiterungsbau vorhanden sind, dürfte dennoch feststehen, daß ab 1770 an dem Gotteshaus gearbeitet wurde. Der kapellenartige Anbau wurde auf die heute noch bestehende Form mit den Rundfenstern und Pilastern erweitert. Der Übergang vom Chor zum Kirchenschiff wurde durch einen großen Chorbogen vermittelt, über dem die lateinische Inschrift zu lesen war: „B BERNHARDVS STIRPIS BADENSIS DECCOR SVE CENTIS IN GOELLIS



Das Kircheninnere vor 1945

PATRONVS“ (Seliger Bernhard von Baden, Zierde seines Volkes und himmlischer Schutzherr). Dieser Chorbogen stellte für die katholische Glaubenslehre als „Triumphbogen“ symbolhaft den Eingang in den Himmel dar und hatte aus diesem Grund natürlich eine beachtliche Bedeutung. Dennoch wirkt der Chorraum nicht wie ein Anhängsel an das wesentlich breitere und höhere Kirchenschiff. Da in jener Zeit auch in den ländlichen Kirchen eine größere Prachtentfaltung üblich war, war auch in Ottenheim ein großzügig bemessener Altarraum nötig, damit die beachtliche Dimension des einzubauenden Hochaltars realisiert werden konnte. Aus diesem Grund wurde in dem unteren Chorraum ein hohes spätgotisches ausgemal-



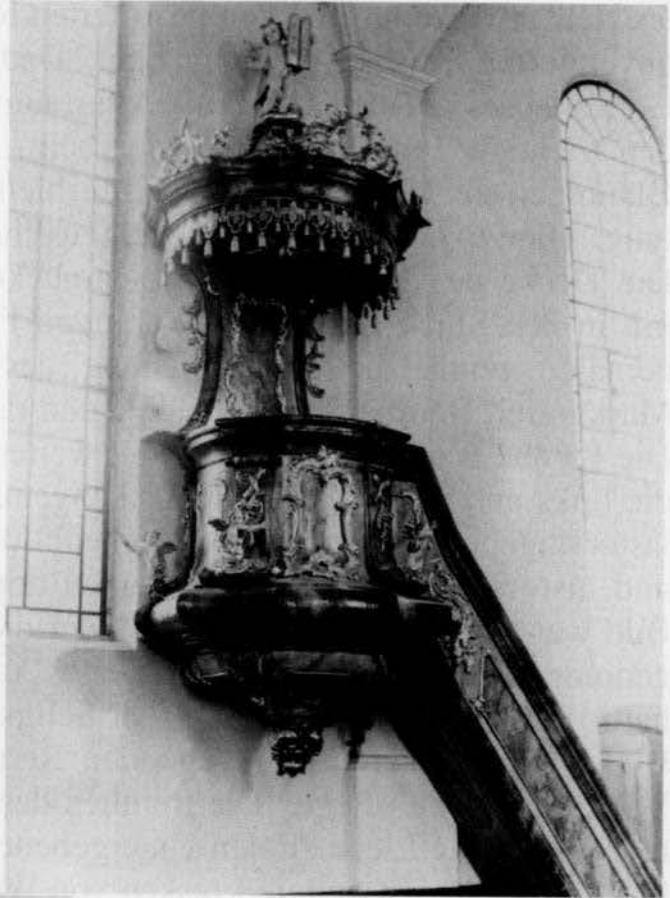
Das Deckengemälde in der Kirche vor der Zerstörung: Verherrlichung des „seeligen Bernhards von Baden“



Seitenaltar links



Seitenaltar rechts



Kanzel vor der Zerstörung



Altar im Turmgewölbe

tes Netzgewölbe mit trocken profilierten Rippen ohne Konsolen und einem unverzierten Schlußstein eingebaut. Dadurch zielte die Längsachse des Gotteshauses auf den Chor, als Altarraum für die katholischen Gläubigen der wichtige Teil der Kirche, der beim Gottesdienst im Blickpunkt der Gläubigen steht. Das Kirchenschiff erhielt eine schöne barocke Ausgestaltung. Hierzu gehörte ein Spiegelgewölbe mit einschneidenden Kappen. Die Decke des Kirchenschiffes schmückte Johann Anton Morath³⁵ 1771 mit in den Stuck gemalten dekorativen Fresken aus.³⁶ Das Hauptdeckengemälde zeigte die Verherrlichung des kurz zuvor seliggesprochenen Markgrafen Bernhard von Baden³⁷ und dessen Aufnahme in den Himmel. Die Kirche war darüber hinaus mit weiteren zehn Bildern ausgeschmückt, die links und rechts des Hauptdeckengemäldes in den Kopfstücken der Pilaster angebracht waren. Diese Nebenbilder hatten mit ihren symbolischen und historischen Darstellungen einen doppelten Charakter. Auf je einem Bild war Clemens XIV., der Papst, der die Seligsprechung Bernhards vorgenommen hatte, und Markgraf Georg August Felix, der Verwandte Bernhards und Landesvater zur Zeit der Seligsprechung, zu sehen. Vier weitere Bilder symbolisierten die Tugenden Bernhards, die er bis zu besonderer Vollkommenheit pflegte: Die Reinheit des Herzens, die unbestechliche Gerechtigkeit, die Liebe zu den Untergebenen und die Frömmigkeit. Schließlich kündeten vier weitere Fresken von Wundern, die nach dem Tode Bernhards von Baden bekannt geworden waren.³⁸ Ansonsten war das gesamte Kircheninnere mit einem weißen Verputz versehen, der in Kontrast zu dem dunklen Holz des Kirchengestühls und der Beichtstühle an der Südseite des Langhauses stand.

Der Taufstein, der mit Beschlägornamenten verziert war, wurde schon 1630 errichtet.³⁹ Der im Chor bereits vor der Erweiterung der Kirche vorhandene Hochaltar wurde 1765 eingebaut und von N. Tanisch aus Straßburg bemalt.⁴⁰ 1772 wurden die beiden Seitenaltäre von Peter Zech aus Schuttern geschnitzt, mit Gemälden von Johann Anton Morath versehen und am 21. Mai 1772 benediziert.⁴¹ Die Kanzel wurde an der Nordseite des Kirchenschiffes in dem damals üblichen Rocaillegeschmack angebaut. Alle drei Altäre, die Kanzel und die Orgel wurden 1777 neu gefaßt und von Johann Michael Schmadel vergoldet.⁴²

Die Sakristei

Während die katholischen Pfarrer an der nördlichen Seite des Gotteshauses eine eigene Sakristei besaßen, mußten die evangelischen „Kollegen“ mit einem Stuhl in der Kirche vorlieb nehmen. Daher forderte die evangelische Kirchengemeinde immer wieder, an der Südseite der Kirche eine eigene

Sakristei anzubauen. 1784 reichten die Ottenheimer beim Oberamt Mahlberg ein Gesuch zum Anbau einer Sakristei mit Planunterlagen ein. Die voraussichtlichen Kosten für diesen Anbau wurden mit 165 fl angegeben. Das Oberamt Mahlberg leitete diesen Wunsch befürwortend an den Hofrat in Karlsruhe weiter. Interessant hierbei ist das von Mahlberg aufgelistete Ottenheimer Gemeindevermögen. Wörtlich heißt es in der am 24. April 1784 formulierten Eingabe:⁴³

„Es ist die Gemeinde Ottenheim bey weitem die reichste unter den Gemeinden in der Herrschaft Mahlberg, indem sie zwischen 40 und 50 tausend Capitalien und für immer aus den Waldungen jährlich wenigstens 1100 fl Einkommen hat. Sie kann also gar wohl eine Sacristey für den Evangelischen Pfarrer bauen.“

Am 22. Mai 1784 wurde der Anbau der Sakristei an die südliche Seite der Kirche auf Kosten der Gemeinde durch Markgraf Carl-Friedrich gestattet. Als sich die Kosten nach Abschluß der Bauarbeiten um 15 fl auf insgesamt 180 fl erhöht hatten, wurde der Gemeinde Ottenheim am 19. Januar 1785 erlaubt, auch diese Kosten aus dem Gemeindevermögen zu begleichen.

Die Orgel

Auch die Ottenheimer Simultankirche bekam schon kurz nach ihrer Erweiterung im Jahre 1771 eine Orgel. Denn in einem evangelischen Visitationsprotokoll von 1771 wird folgendes berichtet:⁴⁴

„Orgeln sind überall außer in Wagenstadt und Ottenheim (wo eine neue gemacht wird) vorhanden, die Evangelischen dürfen sie aber nicht brauchen, trotz Geldersatz für die Anschaffung.“

Darüber hinaus schreibt Pfarrer Anton Sartori in einem Beschwerdebrief vom 15. April 1773 von der „nächstens aufzustellende Orgel“.⁴⁵ Die Existenz einer Orgel in der Kirche wird in einem Bericht der Gemeinde Ottenheim an das Oberamt Mahlberg vom 02. Juni 1784 bestätigt. Darin wird bemängelt, daß seit der Aufstellung der Orgel bereits 12 Jahre verflossen seien, ohne daß sie auch nur einmal einer gründlichen Reinigung oder Renovierung unterzogen wurde. Daher wollte die Gemeinde Ottenheim dem Orgelmacher von Westhofen im Elsaß den Auftrag zur Renovierung der Orgel erteilen. Das Oberamt genehmigte diesen Auftrag jedoch nicht, sondern befahl, einen deutschen Orgelbauer mit der Reparatur zu beauftragen. Daraufhin wurde der Rastatter Orgelbauer Stieffele mit der Reparatur beauftragt, nachdem Markgraf Carl-Friedrich am 25. September 1784 die Genehmigung hierzu erteilt hatte.⁴⁶ Es wurde vertraglich vereinbart, daß das gesamte Orgelwerk ausgehoben, vom Staub gesäubert, alle 13 Register frisch gestimmt und das Prinzipal frisch gesäubert wird. Da das Blasgebälk

von den Mäusen zerfressen war, wurde es frisch beledert und mit einem „Sarg“ eingefasst. Für diese Reparatur, die er innerhalb von zwei Monaten erledigen mußte, wurde dem Rastatter Orgelbauer sechs Louisdor versprochen. 1844 ist erneut von einer Orgelreparatur die Rede, nachdem der lizenzierte Orgelbauer Alois Jörger aus Zähringen (Freiburg) festgestellt hatte, daß die Orgel nicht richtig temporiert und das Pfeifenwerk keine „gehörige Aussprache“ hat. Für 50 Gulden wurde Jäger beauftragt, das gesamte Pfeifenwerk auszuheben, von Staub und Unrat zu reinigen sowie jedes Register besonders rein zu stimmen. Allerdings starb Jörger noch im selben Jahr, so daß dem Orgelbauer Merklin aus Freiburg diese Arbeit übertragen wurde.⁴⁷

1933 wurde anlässlich der durchgeführten Kirchenrenovierung der Zustand der Orgel wie folgt beschrieben: „Die Orgel befindet sich in einem ganz verwahten Zustand. Fast sämtliche Holzpfeifen und Holzteile sind durch Wurmfraß zerstört, so daß ein harmonisches und klangreines Orgelspiel unmöglich ist“.⁴⁸ Daher wurde die damals auf 150 bis 200 Jahre geschätzte Orgel einer erneuten und umfassenden Renovation unterzogen. So daß ihr wiederum eine „wertvolle künstlerische Intonation“ bestätigt werden konnte.⁴⁹

Die Glocken

Insgesamt vier Bronzeglocken, die alle in der Straßburger Glockengießerei von Matthäus Edel gegossen wurden, hingen einstmals als ehrwürdige Zeugen längst entschwundener Tage in der Glockenstube des nadelspitzen Kirchturms und begleiteten die Einwohner treu durch alle freudvollen und leidvollen Zeiten.

Die älteste Glocke ist die 1729 gegossene „Dionysius-Glocke“, die sich heute zusammen mit der „Susanna-Glocke“ und der 1988 erworbenen „Theresien-Glocken“ oben im katholischen Kirchturm befinden. Sie schlägt den Ton „C“ an, hat ein Gewicht von 320 kg und mißt beim größten Außendurchmesser 73 cm. Die Glockenkronen zieren vier bärtige Männergesichter, und im oberen Schriftkranz ist zu lesen: „Matthäus Edel zu Straßburg gos mich 1729“. Als Ornamente sind auf dem Glockenmantel eine Kreuzigungsgruppe, ein Ganzkörperbild des Heiligen Dionysius und der Name „Ottenheim“ mit dem „Feuerstahl“⁵⁰ dargestellt. Außerdem schmückt ein kreuzförmiger Blätterkranz die Aufschrift: „Franciscus Clemens Usterss, Theo Bace, Esed Et. APPR. PAROCHVS LOCI, Herr Matthias Reckardt – Schultheis –, Andreas Spirtz und Georg Häs, Beide des Gerichts“.

Die 1988 von der katholischen Kirchengemeinde restaurierte „Susanna-Glocke“ ist die zweitälteste Glocke, die bis 1942 in der Glockenstube der ehemaligen Simultankirche hing. Sie schlägt den Ton „A“ an, hat ein Gewicht von 565 kg und mißt beim größten unteren Außendurchmesser 90 cm. „Matthäus Edel zu Straßburg gos mich 1750“ steht auf dem oberen Glockenrand. Als Verzierungen hat die Glocke ein Blumenband, eine Kreuzigungsgruppe und die Darstellung der Susanna zum Zeitpunkt der Versuchung. Auch auf dem Glockenmantel der Susanna-Glocke sind alle maßgeblichen Stifter Ottenheims namentlich aufgeführt. Im einzelnen sind dies: „D. Antonivs Wezel Rector AC PAROCHVS LOCI, Andreas Bass, Schultheis, Mathias Wernet, Georg Glasser, Johannes Bühn, Johannes Haitz, Anton Bentz, Johannes Heimbürger, Alle des Gerichts, Davidt Mattheis, Bürgermeister und Joseph Mattheis, Gerichtsbott“.⁵¹

Am 13. Januar 1777 bittet die Gemeinde Ottenheim Markgraf Carl Friedrich um die Erlaubnis, eine große Glocke beim Straßburger Glockengießer Matthäus Edel in Auftrag geben zu dürfen. Dem wurde zugestimmt, so daß bereits am 14. Juli 1777 ein entsprechender Vertrag geschlossen werden konnte, der wiederum am 19. Juli durch den Markgrafen genehmigt wurde.⁵² Diese Glocke war nach dem Kirchenpatron, dem Heiligen St. Gallus, benannt. Sie war mit ihrem Gesamtgewicht von 17 Zentnern und dem unteren Außendurchmesser von 115 Zentimetern mit Abstand die größte Glocke, die im Kirchturm ihren Dienst verrichtete. Auch sie war wie die Susanna- und die Dionysius-Glocke reich verziert. Genau wie bei den beiden vorgenannten Glocken stand auch bei dieser Glocke auf dem oberen Rand, von einem Blumenfries eingerahmt, „Matthäus Edel zu Straßburg gos mich 1777“. Darunter verzierte den Glockenmantel eine Blumengirlande mit Quasten, eine Kreuzigungsgruppe und das Abbild des Heiligen St. Gallus. Unter dem Abbild des Kirchenpatrons war „St. Gallvs, PATR ECC“ zu lesen.⁵³

Von der kleinsten Glocke ist nur bekannt, daß die Gemeinde Ottenheim am 09. April 1791 dem Oberamt in Mahlberg mitteilte, daß die kleinste Glocke gespalten und die eine Hälfte heruntergefallen sei. Gleichzeitig bittet die Gemeinde, daß der Glockengießer Edel in Straßburg die defekte Glocke in eine etwas größere umgießen solle. Markgraf Carl Friedrich erlaubte mit Schreiben vom 05. Oktober 1791 dieses Vorhaben.⁵⁴ Diese Glocke, für deren Umgießen die Gemeinde 75 fl zahlen mußte, hatte ein Gewicht von 134 kg. Im 1. Weltkrieg mußte sie am 07. Juli 1917 gemeinsam mit ihren beiden 1729 und 1750 gegossenen Schwestern abgegeben werden.⁵⁵ Während die „Dionysius-“ und die „Susanna-Glocke“ nach Kriegsende und nach besonderen Bemühungen des damaligen katholischen Pfarrers Julius Emil Krug wieder in den Glockenstuhl der Ottenheimer

Kirchen zurückkehren konnten, wurde die Glocke von 1791 am 23. Juli 1917 zu Kriegszwecken eingeschmolzen.⁵⁶ Als Ersatz hierfür wurde im Mai 1934 von der Karlsruher Firma Bachert eine neu gegossene Glocke mit dem Ton „cis“ für 400 RM in den Glockenstuhl gehängt. Sie hatte ein Gewicht von 220 kg und einen Durchmesser von 74 cm. Die künstlerische Ausgestaltung, wie sie die drei anderen Bronzeglocken hatten, fehlte jedoch. Außer der Jahreszahl 1934 und dem Namen der Gießerei stand auf dem Glockenmantel lediglich „Geopfert in Deutschlands größter Not will ich künden ihr Morgenrot. Der Herr schafft Deinen Grenzen Frieden“.⁵⁷ Allerdings konnte sie infolge der klanglichen Disharmonie nie gemeinsam mit den anderen drei Glocken geläutet werden.⁵⁸

Am 07. Februar 1942 wurden die „Susanna-Glocke“, die große „Gallus-Glocke“ sowie die kleine von 1934 stammende Glocke vom Kirchturm heruntergeholt und sollten für Rüstungszwecke eingeschmolzen werden. Lediglich der „Dionysius-Glocke“ von 1729 blieb dieses Schicksal erspart. Denn als die älteste Glocke des Ottenheimer Kirchengeläutes war sie bereits damals unter dem Begriff „Altertumswert“ eingestuft. Während die kleinste Glocke von 1934 eingeschmolzen wurde, bekamen die Ottenheimer bereits kurz nach Kriegsende die beiden anderen Glocken von 1750 und 1777 wieder unbeschädigt zurück. Nach dem „Gemeinschafts-Aufhebungsvertrag“ vom März 1947 ging die „Dionysius-Glocke“ und die „Susanna-Glocke“ in das Eigentum der katholischen Kirchengemeinde über.

Die große „Gallus-Glocke“, die in den Besitz der evangelischen Kirchengemeinde überging, erhielt im Januar 1952 einen Riß. Da sie deswegen nicht mehr geläutet werden konnte, wurde sie im Juni 1952 an die Glockengießerei Bachert in Heilbronn verkauft. So beherbergt die Glockenstube der evangelischen Kirche seit September 1952 mit der „Christus-Glocke“, der „Michaelis-Glocke“ und der „Vaterunser-Glocke“ ein harmonisches Octavgeläute mit der Tondisposition „c“, „es“ und „f“.

Die Kirchturmuh

Seit dem 14. Jahrhundert sind Uhren in Kirchtürmen nachweisbar. Wann in Ottenheim die erste Uhr im Kirchturm angebracht wurde, ist nicht bekannt. Wie so oft in der Geschichte dieses Bauwerks taucht auch die Kirchturmuh im Zusammenhang mit einer eingereichten Beschwerde auf. Denn nachdem sich die Ottenheimer Protestanten darüber beschwerten, daß die Katholiken immer die Uhr „zurückdrehen“, so daß der evangelische Gottesdienst behindert werde, beauftragt die markgräfliche Regierung am

30. Juni 1776 das Oberamt Mahlberg mit der Untersuchung dieser Beschwerde. In einer Stellungnahme des katholischen Pfarrers und des evangelischen Schultheißen wird jedoch berichtet, daß die Uhr nie zurückgedreht worden sei, sondern daß das gesamte Uhrwerk einer gründlichen Reparatur bedürfe. Daraufhin wird der Mahlberger Uhrmacher Taddeus Winkler mit der Reparatur der Uhr beauftragt. Dieser teilt jedoch am 19. Juli 1776 mit, daß es nicht mehr möglich sei, die Kirchturmuhre zu reparieren. Gleichzeitig unterbreitete er das Angebot, für insgesamt 525 fl eine neue Uhr einzubauen. Weiterhin teilte er mit, daß er die alte Uhr, wenn möglich, „einem Anbieter überlassen“ möchte (!). Markgraf Carl Friedrich genehmigt am 19. Februar 1777 den Einbau einer neuen Uhr. Allerdings tauchten beim Einbau der über acht Zentner schweren Uhr wegen der ebenfalls im selben Jahr angeschafften „Gallus-Glocke“ nicht vorhergesehene Schwierigkeiten auf. Diese konnte jedoch durch die Verstärkung des Gestelles und der Uhr behoben werden.⁵⁹

Über viele Jahrzehnte leistete dieses eiserne Gebilde aus geschmiedeten Rädern, Holzritzeln, Achsen und schweren Antriebsgewichten auf dem Ottenheimer Kirchturm Präzisionsarbeit. Ob es allerdings noch dieses Uhrwerk war, das bei der Renovierung im Jahre 1934 mit einem elektrischen Gangwerk versehen wurde, ist nicht bekannt. Nach dem Wiederaufbau der Kirche nach der Zerstörung im Jahre 1945 erhielt der Turm erneut ein vollständiges Uhrwerk. Dieses bestimmt auch heute noch, gemeinsam mit den Glocken, den Lebensrhythmus im Dorf.

Händel und Streit auch zu Beginn unseres Jahrhunderts, bis die Kirche 1934 endlich renoviert werden konnte

Die Baupflicht an der Kirche oblag vermutlich seit 1509, dem Zeitpunkt, als der Straßburger Bischof Wilhelm das Pfarrecht von der „alten“ auf die „neue“ Kirche übertrug, bei der politischen Gemeinde. In der Urkunde Nr. 53 des katholischen Pfarrarchivs heißt es auch eindeutig: „Die Gemeinde muß sie bauen und reparieren“. Diese Baupflicht, die seit einer Entscheidung der Markgräflisch-badischen Regierung von 1776 auch formell bei der politischen Gemeinde lag, wurde nach den archivierten Unterlagen auch niemals bestritten. Auch nachdem 1888 die Ortskirchensteuergesetze eingeführt waren, hat die politische Gemeinde in den Jahren 1888 bis 1901 für kirchliche Ausgaben weiterhin insgesamt 8362,42 Mark bezahlt.⁶⁰ In dem notariellen Vertrag zur Auflösung des Simultaneums vom 24. März 1911 trat die politische Gemeinde das Eigentumsrecht an beide Kirchengemeinden ab und löste sich damit von jeglicher Bau- und Unterhaltungsverpflichtung. Vertraglich vereinbarten die Gemeinde Ottenheim, der

katholische Stiftungsrat und der evangelische Kirchengemeinderat, daß bis zum Ablauf von 10 Jahren die politische Gemeinde noch die notwendigen Unterhaltungs- und Ausbesserungsarbeiten an der Kirche übernimmt. Für die restlichen fünf Jahre bis zur Beendigung des Simultanverhältnisses sollte diese Verpflichtung auf beide Kirchengemeinden übergehen, die dann gemeinsam für die Erhaltung der Kirche sorgen sollten.

Da jedoch seit 1901 an der Kirche keinerlei Renovierungsarbeiten durchgeführt wurden, befand sich die Kirche in einem denkwürdig schlechten Zustand. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Offenburger Bezirksbauinspektion am 21. September 1912 über die Ottenheimer Kirche folgende Feststellung traf:

„Das Gestühl in der Kirche ist abgenutzt und entbehrt jeglicher Standsicherheit. Die Kniebänke sind stark beschädigt und sind zu schmal. An dem Deckenputz unter dem Unterzug ist ein Riß, Wände und Decke sind weiß getüncht mit wenig Malerei. Verputz und Anstrich sind in einem annehmbaren Zustand. Die in Barockform gehaltenen Altäre und Kanzel sind im Anstrich und der Vergoldung völlig verblaßt und bedürfen einer Renovierung. Der Dachbodenbelag des Langhauses ist an vielen Stellen wurmig und vermodert. Dasselbe gilt für das Dachgebälk. Während die Schiefereindeckung des Turmes an manchen Stellen schadhaf ist, ist das Holzwerk im Innern gut. Turmböden und Treppen sind ausgetreten. Der Glockenstuhl aus Eichenholz ist wurmstichig und veraltet. Der äußere Putz und der Anstrich sind mit Ausnahme weniger Stellen gut erhalten.“

Die Kosten für die Behebung dieser Schäden wurden dabei auf insgesamt 9000 Mark geschätzt.

Tatsächlich muß sich die Kirche jedoch noch in einem weitaus schlechteren Zustand befunden haben. Denn 1914 wird berichtet, daß die Decken und Wände des Chores und der Sakristei vielfach schadhaf seien. Die Sandsteinplatten in der Kirche sowie die im Chor und die Altarstufen wären ausgetreten und äußerst schadhaf. Darüberhinaus seien vom Bewerk der Altäre mit Schmuck und Ornamentik bereits Teile wie Schnitzereien, Rahmen, Füllungen, Voluten an Kapitellen und Strahlen abgefallen. Von einem ähnlich desolaten Zustand berichtet ein Schreiben des damaligen katholischen Ortsgeistlichen Pfarrer Krug vom 22. April 1914:

„Das Mauerwerk ist so schlecht, daß das Regenwasser einsickert. Der Boden in der Kirche weist derartige Löcher und Vertiefungen auf, daß eine Reinigung des Gotteshauses nicht mehr möglich ist. Unter der Kanzel und neben den Altären sind neue Löcher entstanden. Wahrscheinlich durch Mäuse und anderes Geziefer. Gestern aber hüpfen 5 Kröten in verschiedener Größe in der Kirche herum. Wir haben beobachtet, daß diesselben nicht von auswärts, sondern aus den Löchern der Altäre und Kanzel hervorkamen und sich dort auch wieder verschlupften.“

Daß die Kirche also einer dringenden Renovierung bedurfte, war klar. Allerdings entbrannte nunmehr zwischen der politischen Gemeinde und der katholischen Kirchengemeinde ein gewaltiger Streit, wer die Kosten für diese Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten übernehmen müsse. Denn die katholische Kirchengemeinde war natürlich darauf bedacht, den tatsächlichen Bauwert der Kirche zu erhalten, um im Jahre 1927 nicht eine Ruine zu übernehmen. Deswegen forderte sie die Gemeinde Ottenheim auf, die vereinbarten Vertragsbestimmungen einzuhalten. Der Gemeinderat Ottenheim lehnte am 17. Januar 1913 nunmehr unter Vorsitz von Bürgermeister Gustav Reitter die Übernahme der Kosten für die vom Bezirksbauamt Offenburg als dringend notwendig bezeichneten Unterhaltungs- und Ausbesserungsarbeiten an der Kirche ab. Als Begründung wurde angegeben, daß sich die Bauverpflichtung der politischen Gemeinde nur auf die Aufrechterhaltung des zwar nicht besonders guten, aber immerhin nicht baufälligen Zustands des Gebäudes beschränke.⁶¹ Gleichzeitig machte das Gremium deutlich, daß man es eher auf einen Rechtsstreit ankommen lassen werde, als für diese Arbeiten finanzielle Mittel bereitzustellen. Um die Verjährung zu verhindern, erhob die katholische Kirchengemeinde 1922 beim Badischen Landgericht in Offenburg Zivilklage gegen die Gemeinde Ottenheim. Diese wiederum erhob Widerklage. Da der evangelischen Kirchengemeinde auf Grund der damaligen wirtschaftlichen Lage nicht mehr an der Auflösung des Simultaneums gelegen war, erklärte sie 1923 ihren Beitritt zu diesem Rechtsstreit auf seiten der politischen Gemeinde. Dieser Rechtsstreit wurde erst 1931 beendet, nachdem die beiden Kirchengemeinden und die politische Gemeinde sich am 11. Mai 1931 vor dem Notariat in Lahr in einem vor Notar Geisser protokollierten Vergleich einigten. Hierin wurde festgehalten, daß beide Kirchengemeinden die Kosten für diese Unterhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten nach dem Verhältnis ihrer Steuerkapitalien übernehmen und die politische Gemeinde sich mit einem Geldbetrag von 15 000 RM hieran beteiligt.⁶²

Es ist leicht nachvollziehbar, daß bedingt durch diesen fast zwei Jahrzehnte dauernden Rechtsstreit der bauliche Zustand des Gotteshauses nicht mehr verbessert werden konnte. Der Dachstuhl des Kirchenschiffes war so verwurmt, daß „zur Verhütung von Unglücksfällen durch herabfallenden Deckenverputz im Inneren der Kirche in der mittleren Gangbreite bis dicht unter das Deckengemälde, soweit die starke Rißfuge sichtbar ist, ein Schutzgerüst mit Bohlenabdeckung aufzustellen ist“.⁶³

Bis dieses Schutzgerüst jedoch aufgestellt war, wurde das Langhaus 1922 baupolizeilich geschlossen und dessen Betreten verboten. Lediglich der katholischen Kirchengemeinde war es erlaubt, den Chorraum vor der Kommunionbank zu den gottesdienstlichen Handlungen zu benutzen.

Dagegen hielt die evangelische Kirchengemeinde ihren Gottesdienst im Bürgersaal des Rathauses ab.⁶⁴

Die Schadhaftheit des Gebäudes zeigte sich besonders an der Wetterseite, wo die Schalung am Dach morsch und faul war. Darüberhinaus hatten sich im Turmhelm Eulen eingestet, deren Exkremeute sich sowohl für die Glocken und den Glockenstuhl wie auch für die Uhr als überaus schädlich erwiesen. Daher wurden die Öffnungen des Turmes und des Langhauses mit Gittern notdürftig verschlossen. Insgesamt präsentierte sich das Gotteshaus in einem verwahrlosten und unwürdigen Zustand.

Obwohl der Turm bereits 1930 auf Grund allgemeingefährdender baulicher Mängel instandgesetzt wurde,⁶⁵ konnte mit der eigentlichen Renovierung erst 1933, nachdem sich alle Beteiligten im oben genannten Vergleich geeinigt hatten, begonnen werden. Dabei wurde zunächst die Kirchendecke in ihrer Holzkonstruktion verstrebt und der Dachstuhl in Ordnung gebracht. Gleichzeitig reinigte der Offenburger Kunstmaler Brischle nicht nur das große Deckengemälde sondern auch die zehn kleinen Zwickelbilder. Der Einbau einer Warmluftkirchenheizung, die im Zuge der Renovierungsarbeiten vorgenommen wurde, bedeutete für alle Kirchenbesucher eine große Annehmlichkeit. Der Boden wurde neu gelegt und das Gestühlspodium und dessen gesamter Unterbau im Schiff und auf der Empore instandgesetzt. Die Wände des Kirchenschiffs wurden ganz mit weißer Farbe gestrichen, so daß der Innenraum der Kirche mit den Deckengemälden und den alten schönen Barockaltären in neuem Glanz erstrahlen konnte. Damit die Orgel wiederum Zeugnis von der Leistungsfähigkeit ihrer Erbauer ablegen konnte, wurden ihre beiden Manualen und Pedale sowie die 17 Register instandgesetzt. Der aus Holz gebaute Glockenstuhl wurde durch einen eisernen ersetzt. Nach der Renovierung der gesamten elektrischen Anlage konnte am 11. Mai 1934 auch das elektrische Läutewerk in Betrieb genommen werden.

Jedenfalls präsentierte sich das Gotteshaus mit seiner gesamten barocken Ausgestaltung am 18. März 1934 im ersten Gottesdienst nach Beendigung der Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten im schönsten Glanz.

Im September 1940 erlitt die Kirche durch die Detonation einer Granate leichtere Schäden, die schnell behoben waren. Lediglich die Fenster zur Rathauseite wurden zerstört. Darunter hatte auch das farbig gestaltete südliche Chorfenster, das als Kriegerdenkmal „St. Sebastian“ darstellte, ein großes Loch erhalten. Letztmalig wurde das Gotteshaus mit Hochaltar, den beiden Seitenaltären und der Fensterverglasung im Jahre 1943 renoviert.⁶⁶

Das Simultaneum

Die Kirche war vor der Reformation natürlich katholisch, danach war sie wechselseitig im Besitz der evangelischen und der katholischen Kirchengemeinde. Erstmals als Simultankirche wird das Gotteshaus in einer Urkunde vom 14. Januar 1747 genannt. Darin erlaubte Markgraf Ludwig Georg von Baden der lutherischen Gemeinde zu Ottenheim die Abhaltung ihres Gottesdienstes in der katholischen Kirche. Dennoch dauerte es nochmals fast 20 Jahre bis den Ottenheimer Protestanten auch erlaubt wurde, einen eigenen Geistlichen zu haben.⁶⁷ Jedenfalls ergibt sich hieraus, daß die Kirche bereits im 18. Jahrhundert bis zu ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg als Simultankirche benutzt wurde.

Daß beide Konfessionen das Gotteshaus nutzten, löste im Laufe der Jahre immer wieder zum Teil sehr heftige Streitereien aus. Von einem brüderlichen Miteinander kann zu keinem Zeitpunkt die Rede gewesen sein.

Der erste Streit entbrannte bereits kurz nach dem Abschluß der Bauarbeiten im Jahre 1771. Denn Pfarrer Sartori sah den Chorraum mit dem integrierten und vergrößerten Hochaltar offensichtlich als das Eigentum der katholischen Kirchengemeinde an. Denn wie bereits ausgeführt, hat der Chorraum für die katholische Glaubenslehre eine ganz besondere Bedeutung. Aus diesem Grund ließ Sartori, da der Turm auch nach der Fertigstellung des Erweiterungsbaues seine Funktion als Glockenträger bewahrt hatte, die Glockenseile vom Chorraum in das Langhaus leiten und sonderte den gesamten Chorraum mit einem niedrigen Geländer vom Langhaus ab. Bedingt durch dieses Vorgehen entbrannte zwischen der evangelischen und der katholischen Kirchengemeinde ein langer Streit, der darin gipfelte, daß die „Protestanten“ am 10. Februar 1808 den Chorraum mit Erlaubnis des Oberamtes Mahlberg besetzten, um ihrer Gemeindejugend wenigstens einen ausreichenden Stehplatz im Gotteshaus anbieten zu können. Nachdem das bischöfliche Kommissariat gegen diese Form der Benutzung nichts einzuwenden hatte, „da es den Katholiken keinen Schaden bringt“, wurde diese Nutzung des Chorraumes nunmehr auch von den Ottenheimer Katholiken toleriert.⁶⁸

Dieser Streit war, wie bereits gesagt, kein Einzelfall. Zahlreiche kleinere Händeleien, ungezählte Sticheleien auf beiden Seiten lösten sich immer wieder ab. Ein großer Streit entbrannte auch, nachdem der Mahlberger Amtmann Franz Ernst Olisi ab 1682 allen evangelischen Kirchengemeinden in den Kirchen, in denen neben den katholischen auch noch evangelische Gottesdienste zugelassen waren, nur bewegliche hölzerne Altäre erlaubte, die darüberhinaus sofort nach dem Gebrauch wieder entfernt wer-

den mußten.⁶⁹ Verständlich, daß zwischen den beiden Konfessionsgemeinschaften sofort und erneut ein heftiger Streit begann, nachdem Olisy den in der Kirche stehenden steinernen evangelischen Altar mit Gewalt abbrechen und durch einen transportablen, hölzernen Altar ersetzen ließ. Nun war die evangelische Kirchengemeinde gezwungen, zu jedem Gottesdienst den kleinen Holzaltar, der mit Rollen versehen war, in die Kirche zu schieben.⁷⁰ Diese Streitigkeiten gingen soweit, daß die Katholiken in den Jahren 1865 bis 1868 einen Prozeß gegen ihre evangelischen Mitbürger wegen „Besitzstörung“ anstrebten. Diese Klage wurde jedoch in drei Instanzen abgewiesen, da die damaligen Richter zur Auffassung gelangten, daß die Kirche in Ottenheim eine Simultankirche sei und somit alle Gerätschaften als gemeinsamer Besitz anzusehen sind.⁷¹

Um weitere Streitigkeiten zu vermeiden, einigten sich 1891 der katholische Stiftungsrat und der evangelische Kirchengemeinderat das Simultaneum aufzulösen. Es war ausgemacht, daß für den protestantischen Anteil an der Kirche nicht mehr verlangt würde, als die Hälfte des Betrages, des vom Bauamt geschätzten Wertes. Dieser wurde auf 33 352 Mark geschätzt. Demnach sollte die evangelische Kirchengemeinde 16 676 Mark erhalten. Dennoch scheiterte dieser Versuch, das Simultaneum aufzulösen, an der Kostenfrage. Denn im Gegensatz zum Kirchengemeinderat verlangte die einberufene Kirchengemeindeversammlung eine Abfindungssumme von 30 000 Mark.⁷²

1910 schien es so, als könne das Simultaneum doch noch aufgelöst werden. Denn in jenem Jahr wurde am 23. Mai ein Übereinkommen geschlossen, in welchem die politische Gemeinde sowie die beiden Kirchengemeinden die Auflösung des Simultaneums vereinbarten. Allerdings war zu jenem Zeitpunkt im Lagerbuch noch die politische Gemeinde als Eigentümer des Kirchplatzes eingetragen. Da das Lagerbuch jedoch lediglich beschreibenden Charakter hatte und nicht den Zweck, dingliche Rechte an den Grundstücken offenkundig zu machen, hätte die Gemeinde einen Titel oder eine Urkunde vorlegen müssen, worauf sich ihr Eigentumsanspruch stützt. Nachdem dies nicht möglich war, wurde von Pfarrer Josef Anton Stephan als Vertreter der katholischen Kirchengemeinde und von Pfarrer Otto Kaufmann als Bevollmächtigter der evangelischen Kirchengemeinde sowie vom damaligen Ottenheimer Bürgermeister Carl Häß in einem Protokoll vom 10. November 1911 festgestellt, daß die Kirche samt dem Kirchplatz (früherer Friedhof) seit 1747 in unbestrittenem Besitz der beiden Kirchen steht. Nachdem beide Kirchengemeinden darüberhinaus glaubhaft darlegen konnten, daß sie auf Grund dreißigjährigen Besitzes Eigentümer des Grund und Bodens geworden seien, wurden sie am 23. Februar 1912 zu je $\frac{1}{2}$ Miteigentum im Grundbuch eingetragen.⁷³ Mit diesem

Verzicht auf ihr Eigentumsrecht wurde die politische Gemeinde nach Vollzug der Auflösung des Simultaneums von jeglicher Bauverpflichtung freigestellt. Bezüglich der Auflösung des Simultaneums sah der Vertrag vor, daß die katholische Kirchengemeinde das Gebäude zum 30. März 1927 für insgesamt 47 400 Mark übernehmen soll. Die evangelische Kirchengemeinde sollte bis zu diesem Zeitpunkt sich eine eigene Kirche errichten. Als Standort für diese Kirche war der Platz, auf welchem sich heute der evangelische Kindergarten befindet, vorgesehen.⁷⁴ Die Ablöse sah vor, daß die evangelische Kirchengemeinde 25 000 Mark aus dem Simultanfond und 23 7000 Mark aus den Kirchensteuerbeiträgen erhalten sollte.⁷⁵

Wohl auf Grund der damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse wurde bereits 1927 in einer weiteren Vereinbarung beschlossen, daß das Simultanverhältnis bis zum 30. Mai 1937 verlängert wird. Nach diesem Zeitpunkt tritt eine weitere Verlängerung bis zum 30. Mai 1947 ein, wenn der evangelische Teil nachweisen kann, daß ihm die Beschaffung einer eigenen Kirche nicht möglich ist. Bei diesem Zustand blieb es dann auch bis zur Zerstörung der Kirche am 12. Februar 1945.

Die Zerstörung der Kirche

Als mit der bedingungslosen Kapitulation der Zweite Weltkrieg am 8. Mai 1945 zu Ende war, hatte er auch in Ottenheim unauslöschbare Spuren hinterlassen. Menschen waren ums Leben gekommen, andere wiederum hatten ihr ganzes Hab und Gut verloren. Viele Gebäude waren durch Kriegseinwirkung schwer beschädigt oder zerstört worden. Vor allem durch die Verwüstungen, die am 12. Februar 1945 über Ottenheim hinweggingen. Denn an diesem Tag wurden die Pfarrkirche, das Rathaus, ein Wohnhaus und zwei Ökonomiegebäude ein Raub der Flammen. Mit der Kirche, die bis auf die Umfassungsmauern niederbrannte, wurde das Wahrzeichen des Dorfes und des Rieds für immer zerstört. Durch die handschriftlichen Aufzeichnungen des damaligen katholischen Ortsgeistlichen Pfarrer Rudolf Kunz⁷⁶ wurden diese Ereignisse detailliert festgehalten. Nach der Landung der Alliierten im November 1944 hatte sich die Front nach 1939/40 ein zweites Mal an den Rhein verlegt. Wie manche andere Kirche entlang des Rheins erhielt auch der Turm des Ottenheimer Gotteshauses einen Artilleriebeobachtungsposten. „Diese Männer waren ganz unauffällige Gäste, die den Kirchturm bestiegen, weil es eben von ihnen verlangt wurde“, berichtet der Pfarrer. Ende Januar 1945, als bereits täglich mit Granaten vom Elsaß herüberschossen wurde, kam die Ablösung. Diese Truppe zeigte sich im Gegensatz zu ihren Vorgängern nach wie vor siegesbewußt und unzugänglich für ein warnendes und bittendes Wort. An den Ausguck-



Die Kirche vor der Zerstörung

türmchen des Turmhelms wurden die Läden entfernt und sie stellten, freisichtbar nach Westen gerichtet, ein Scherenfernrohr auf. Die Antwort auf diese Provokation ließ natürlich nicht lange auf sich warten. Am 11. Februar erhielt der Turm, der bereits 1940 beschädigt worden war, durch die Alliierten erneut Treffer. Tags darauf wurde ab 16 Uhr wieder herübergeschossen. Die Granaten setzten zwei Anwesen südlich des Rathauses und schließlich das Rathaus selbst in Brand. Gegen 17.30 Uhr traf den Turmhelm etwa in der mittleren Höhe eine Brandgranate. Ein mäßiger Südwestwind förderte den Brand. Kurz darauf erfolgte fast an derselben Stelle ein neuer Einschuß. „Wir Zuschauer wußten, daß der Turm rettungslos verloren war und spürten, daß seine Vernichtung uns Erlösung bedeutet“, schildert Pfarrer Kunz die damalige Situation. Gegen 18 Uhr, der Anbruch der Dunkelheit war in den Rauchschwaden der brennenden Häuser nicht mehr festzustellen, stand der Turm als eine „hellodernde Fackel am Himmel“. Der Beschuß hörte danach auf. Minutiös hat Pfarrer Kunz auch die folgenden Stationen des Kirchenbrandes beschrieben:

„Drei Minuten nach halb sieben, zeigte meine Uhr, als die obere Hälfte des Turmhelms sich nach Südwesten neigte und in die Tiefe stürzte. Zehn Minuten vor sieben Uhr sank der Unterbau des Turmhelms in das Turmgemäuer ein. Ein Teil des Gebälks stürzte westwärts auf das Kirchendach in den Kirchenspeicher und durch die Decke in das Vorderteil des Kirchenschiffes, das nunmehr ebenfalls zu brennen anfang.“

Als das vordere Drittel der Kirche schon niedergebrannt war, rettet Pfarrer Kunz unter Einsatz seines Lebens die am Ostgiebel des Kircheninneren angebrachten drei Altarbilder. Einige Zeit später stürzte die Glocke mit- samt dem Glockenstuhl in die Tiefe. Jedoch war das Gewölbe über dem Chorraum so stark, daß es auch diesem Niedersturz standhielt. Außer dem Klöppel, der spurlos verschwunden war, wurde die Glocke später unver- sehrt wiederaufgefunden. Gegen 23 Uhr war der Brand der Ottenheimer Kirche zu Ende, und ein barockes Kleinod im Ried war zerstört.

Der Wiederaufbau

Ehe an den Wiederaufbau der Kirche zu denken war, mußten nunmehr zu- erst die Eigentumsverhältnisse dieser „Trümmerkirche“ geklärt werden. Die Verhandlungen, die zur Auflösung des Simultaneums geführt wurden, konnten dank des Entgegenkommens der katholischen Kirchengemeinde bereits am 19. März 1947 durch den beurkundeten „Gemeinschafts-Auf- hebungsvertrag“ notariell abgeschlossen werden. Damit ging die Kir- chenruine in das Alleineigentum der Ottenheimer evangelischen Kirchen- gemeinde über.⁷⁷

Nachdem diese rechtlichen Verhältnisse abgeklärt waren, ging die evange- lische Kirchengemeinde, allen voran Pfarrer Hermann Ernst,⁷⁸ unter der Bauleitung von Architekt Wilhelm Hauger (Nonnenweier) im Frühsommer 1947 daran, in der verwüsteten Dorfmitte die ehemalige Simultankirche wieder aufzubauen. Was sich heute so einfach liest, war in der damals fran- zösisch besetzten Zone für gegenwärtige Begriffe ein großes Abenteuer. Jedoch mit unvorstellbaren Opfern an Geld, Zeit, Einsatz und Natural- gaben wurde in mühseliger Arbeit diese Kirche wieder aufgebaut. Zunächst jedoch mußte der Schutt in der Ruine des Langhauses und des Turmes abgeräumt und weggefahren werden. Aus Witterungsgründen mußte die Arbeit immer wieder unterbrochen werden. Wie sich der dama- lige evangelische Ortspfarrer Hermann Ernst, der 1946 aus französischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, erinnert, war die Freilegung des wun- derschönen spätgotischen Chorraumes mit den beiden wertvollen goti- schen Maßwerkfenstern – in östlicher und südlicher Richtung – eine besondere Freude. Denn dieses Kleinod war durch die barocke Altarwand in der Zeit des Simultaneums nicht sichtbar.

Nachdem der Schutt der Kirchenruine abgefahren war, wurde das Lang- haus und der Turm mit mühsam organisierten Backsteinen „ausgeflickt“. Oftmals war die Weiterarbeit kaum noch möglich, da man Facharbeiter brauchte, die noch andere dringende Aufgaben zu erledigen hatten. Zusätz-



Richtfest an der 1945 zerstörten Kirche

lich war die völlige Geldentwertung ein Hemmnis. Nach erfolgter Währungsreform kam eine katastrophale Geldverknappung hinzu, so daß eine systematische Weiterführung der Bautätigkeit unmöglich schien. Jedoch spendeten die Gemeindeglieder von ihren kleinen und bescheidenen Mitteln, was ihnen möglich war. Darüberhinaus begannen mit der Zeit auch die örtlichen Einnahmen aus der Kirchensteuer zu fließen. Wie sich Pfarrer Ernst weiter erinnert, erschien es allen wie ein Wunder, als am 4. Oktober 1950 nicht weniger als 40 000 D-Mark von der Landeskirche, die damals selbst nur von Krediten lebte, bewilligt wurden. Später wurden durch Vermittlung des Oberkirchenrates der Ottenheimer evangelischen Kirchengemeinde weitere finanzielle Möglichkeiten mit Hilfe der „BaKo-La“ eröffnet.

Dennoch blieben alle Bauzuwendungen bis zum äußersten kontingiert. So war das Auftreiben von Baumaterial wie Holz, Backsteine, Zement oder Schiefer eine aufregende Angelegenheit. Lange Wartezeiten auf Material, komplizierte Tauschgeschäfte waren dazumals an der Tagesordnung. Das Holz für das Gerüst stellte hauptsächlich die evangelische Landeskirche aus ihrem Wald bei Reichenbach kostenlos zur Verfügung. Nach den Maurerarbeiten, die unter der Leitung von Wilhelm Trunkenbolz durchgeführt wurden, konnte mit den Zimmermannsarbeiten begonnen werden.

Unter der Regie von Ernst und Wilhelm Jundt sowie Adolf Trunkenbolz wurde ohne Kran nur mit Muskelkraft Balken für Balken sowohl für das Dachgestühl als auch für die breite Balkendecke über dem Kirchenschiff hochgehievt. Bereits im Februar 1948 konnte das Richtfest gefeiert werden. Die Elektroarbeiten hatte die Firma Schaaf aus Ichenheim übernommen. Der damalige Firmeninhaber war ein weitblickender Mann. Denn er hatte vor dem Krieg einen größeren Posten Elektroleitungen eingelagert. Diese Vorkriegsware kam nun der evangelischen Kirchengemeinde zugute. Die Wandleuchten und der große Kronleuchter kutschierte Hugo Bastian, ein Ottenheimer, der in Berlin wohnte, mit seinem Motorrad mit Beiwagen



Die heutige Ansicht der ev. Kirche von Ottenheim – die Kreuzigungsgruppe ist versetzt

von der ehemaligen Reichshauptstadt nach Ottenheim. Dies war in jener Zeit ohne Autobahnen und den damals bestehenden Besatzungszonen ein Abenteuer. Den Glockenstuhl erbaute die Firma Gustav Blümle, während die Gipserarbeiten an die Meißenheimer Firma Kern vergeben wurden. Das gesamte Kirchengestühl fertigte der damalige Kirchengemeinderat Schreinermeister Alfred Esslinger.

Leider konnte aufgrund fehlender finanzieller Mittel der Kirchturm mit dem charakteristischen Steilhelm in seiner ursprünglichen Höhe nicht wieder errichtet werden. Eine einfache Bedachung des Turmes mußte genügen, so daß das ehemalige Wahrzeichen im Ried verschwand.

Natürlich war es unter den gegebenen Umständen auch nicht möglich, sofort ein vollständiges Orgelwerk zu finanzieren. Nur das Rückpositiv wurde als Teil des kräftigen Orgelwerkes in die Emporbrüstung integriert. Dieses Orgel-Rückpositiv enthielt alle wichtigen Register für die Gesamtorgel und hat bis zur Fertigstellung des ganzen Werkes im Januar 1956 den Gemeindegesang geführt.



Das Kircheninnere nach dem Wiederaufbau

Das Glockengeläute konnte bereits 1952 als Stahlgeläute von der Firma Bochumer Verein gegossen und unter großen Opfern in den völlig neu konstruierten Glockenstuhl eingebaut werden.⁷⁹

So entstand durch die gelungene Verbindung von Gotik und Barock eine einfache, aber schöne Dorfkirche, denn für kostbare Zier und schmückendes Bildwerk war kein Geld vorhanden. Unwillkürlich wurde die Kirche dadurch so gestaltet, daß die Verkündigung der frohen Botschaft das zentrale Ereignis ist.

Im Weihegottesdienst am Sonntag, dem 16. Oktober 1949, in welchem der damalige Landesbischof Dr. Bender den Weiheakt vornahm, erhielt die Kirche den Namen „Michaelskirche“.⁸⁰ Dem Namen der Kirche entsprechend, ist im spätgotischen Chorfenster hinter dem Altar in moderner Glasmalerei „Michael im Kampf mit dem Drachen“ zu sehen. Das Fenster ist eine Stiftung des Lörracher Brauereibesitzers Friedrich Reitter und der Familie Reitter vom Ottenheimer „Reitterhof“. Zu fürbittendem Gedenken an die Gefallenen und Vermißten des Zweiten Weltkrieges ist die Glasmalerei im mittleren Fenster der Südseite im Kirchenschiff gestaltet worden. Das Fenster zeigt im oberen Feld den Engel, wie er die Seele des Sterbenden mit seinem Mantel umhüllt, und die vier apokalyptischen Reiter. Die Stifter dieses Fensters sind Frieda Häß und Lina Arndt. Der künstlerische Entwurf beider Fenster stammt vom Heidelberger Kirchenrestaurator und Glasmaler Harry Mc Lean.

Schlußbemerkungen

Mit dem Wiederaufbau der Kirche nach deren Zerstörung im Zweiten Weltkrieg endet nunmehr der aufgezeichnete Weg durch die 700jährige Ottenheimer Kirchengeschichte. Es bleibt zu hoffen, daß für den Leser nunmehr viele Dinge des Dorfes deutlicher und faßbarer geworden sind. Denn die Geschichte einer Kirche ist auch die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner. Aber wenn sich im Laufe der Jahrhunderte seit der ersten Erwähnung des Gotteshauses im Jahre 1326 gar vieles verändert hat, so rufen noch immer Sonntag für Sonntag die Glocken die Gläubigen zum Gottesdienst in die „einfache und bescheidene“ Michaelskirche, in der bis heute das Herz der Ottenheimer evangelischen Kirchengemeinde schlägt. Denn im Zuge des Wiederaufbaus nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg ist das Bauwerk erneut zu dem geworden, was seine Bestimmung auch sein soll: Ein lichtiges Gotteshaus für die Gemeinde und ein würdiger Raum zur Feier des Heiligen Abendmahls.

Benutzte Archive:

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Staatsarchiv Freiburg (STAF), Freiburger Erzbischöfliches Archiv (FEA), Landeskirchliches Archiv des evangelischen Oberkirchenrates in Karlsruhe (LOK), Evangelisches Pfarramtsarchiv Ottenheim (EPO), Katholisches Pfarramtsarchiv Ottenheim (KPO),

Benutzte Literatur:

- Johann Jakob Reinhard: „Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck“ und „Urkundenbuch zu der Geschichte des Hauses Geroldseck“, Frankfurt und Leipzig 1766.
- Karl Friedrich Vierodt: „Geschichte der evangelischen Kirchen in dem Großherzogthum Baden“. Karlsruhe 1856.
- Philipp Ruppert: „Geschichte der Mortenau“ I. Teil Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck. Achern 1882.
- Julius Kindler von Knobloch: „Das goldene Buch von Straßburg“. Wien 1886.
- Michael Hennig: „Geschichte des Landkapitels Lahr“. Lahr 1893.
- „Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden“. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Albert Krieger. Heidelberg 1905.
- Josef Schmitt: „Simultankirchenrecht (einschließlich des Altkatholikenrechts) unter der Herrschaft des bürgerlichen Gesetzbuches“. Karlsruhe 1913.
- Max Wingenroth: „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“.
- Adolf Hafner: „Ehrenchronik unserer Gemeinde im Weltkrieg 1914 – 1918“.
- In dieser Chronik, die bislang unveröffentlicht auf der Ottenheimer Ortsverwaltung verwahrt ist, sind außer diversen Aufsätzen auch die Ottenheimer Kriegsteilnehmer aus dem deutsch/französischen Krieg von 1870/71 sowie dem 1. Weltkrieg namentlich und im Bild verzeichnet.
- Wilhelm Rumpf: „Die Glocken der evang.-prot. Landeskirche Badens“. Hg. Landesverband der evangelischen Kirchenmusiker in Baden 1942.
- Christian Sütterlin: „Aus Ottenheims vergangenen Tagen“.
- Das in einem roten Einband gebundene maschinelle und handschriftliche Manuskript ist bislang unveröffentlicht im Gemeindearchiv Ottenheim verwahrt. Verfaßt 1951.
- „Der evangelische Kirchenbezirk Lahr im Schwarzwald in Vergangenheit und Gegenwart“.
- Hg. Evangelisches Dekanat in Lahr 1956.
- Wolfgang Müller: „Die Ortenau als Chorturmlandschaft“ Ein Beitrag zur Geschichte der älteren Dorfkirchen Bühl 1965.
- Dieter Kauss: „Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau“. Bühl 1970.
- Wolfgang Müller: Hg. „Die Klöster der Ortenau“ „Die Ortenau“. Bd. 58/1978
- Norbert Lorenz: „St. Laurentius Kürzell“. Festschrift zum Abschluß der Kirchenrenovation 1988 – 1991. Hg. Katholisches Pfarramt St. Laurentius in Kürzell 1991.

Für die Unterstützung sei recht herzlich gedankt:

Herrn Ortsvorsteher a. D. Hans Reitter (Ottenheim), Herrn Pfarrer a. D. Rolf Lauter (Ottenheim), Herrn Pfarrer a. D. Hermann Ernst (Freiburg), Herrn Pfarrer Norbert Lorenz von der katholischen Pfarrgemeinde Ottenheim, Herrn Pfarrer Hans-Alfred Schlobat von der evangelischen Kirchengemeinde Ottenheim, Frau Rita Schlenker vom Sekretariat des evangelischen Pfarramts Ottenheim, Frau Elisabeth Benz vom Sekretariat des katholischen Pfarramts Ottenheim, Herrn Michael Goldau (Ettenheim), Frau Brigitte Krämer, Herrn Kurt Baumann, Herrn Werner Benz, sowie den Eheleuten Ernst und Mathilde Siebert, alle wohnhaft in Ottenheim.

Anmerkungen:

- 1 Wolfgang Müller: „Die Ortenau als Chorturmlandschaft.“ Bühl 1965. S. 94, 98 und 99.
- 2 Dieter Kauss: „Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau“. Bühl 1970. S. 232 – 233.
- 3 Michael Hennig: „Geschichte des Landkapitels Lahr“. Lahr 1893. S. 52.
- 4 Gerhard Kaller: „Kloster Schuttern“. In: „Die Klöster der Ortenau“. S. 116 – 149.
- 5 Philipp Ruppert: „Geschichte der Mortenau“. Achern 1882. S. 403.
- 6 Albert Krieger: „Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden“. 1905 S. 451 unter Ottenheim.
- 7 Die „Gült“ war eine auf Grund und Boden haftende Abgabe.
- 8 Johann Jakob Reinhardt: „Urkundenbuch zu der Geschichte des Hauses Geroldseck“ aus der „Pragmatischen Geschichte des Hauses Geroldseck“ S. 174 und 176.
- 9 FEA Nr. 21 296.
- 10 s. Anm. 6.
- 11 GLA 29/261. Vgl. a. von Hermann Erbacher: „Die Kirche zu Allmannsweier und ihre beiden Vorgängerinnen“. In: Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 27/1985. S. 15 – 30.
- 12 s. Anm. 6.
- 13 s. Anm. 2, S. 119.
- 14 Max Wingenroth: „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“. 1908. S. 102.
- 15 s. Anm. 14.
- 16 „Der evangelische Kirchenbezirk Lahr im Schwarzwald in Vergangenheit und Gegenwart“. S. 88 – 90.
- 17 s. Anm. 16.
- 18 Franz Ernst Olisi wurde 1678 durch Markgraf Ludwig Wilhelm zum Amtmann von Mahlberg ernannt. Insgesamt 42 Jahre bis zu seinem Tod im Jahre 1720 verwaltete er die Herrschaft Mahlberg. Auf Grund der Empfehlung von reichen Prälaten aus der Nachbarschaft wurde er noch in den Adelsstand erhoben.
- 19 Karl Friedrich Vierodt: „Geschichte der evangelischen Kirche im dem Großherzogthum Baden“. Karlsruhe 1856. Bd. 2, S. 244.
- 20 GLA 229/81 750.
- 21 LOK Kirchenbaulichkeiten 61/2 Nr. 15 255
- 22 FEA Bestand Finanzkammer, Specialia Pfarreien Nr. 21 295 Simultankirchen- und Pfarrhausbau, Vol. I.
- 23 GLA 229/81 754 und 229/81 750.
- 24 Die „Wetzel von Marsilien“ sind eines der ältesten Ministerialen-Geschlechter der Bischöfe von Straßburg, deren Wappen sie unverändert führten, wie auch die „von Kagenneck“, mit denen sie zweifellos gleichen Ursprungs sind. Ob die Bezeichnung „Marsilius“ auf eine Herkunft von Marseille schließen läßt, ist ungewiß. Das Geschlecht hatte jedenfalls bedeutende Lehen vom Reich, den Bischöfen von Straßburg und war auch im Oberelsaß begütert.
Vgl. hierzu von Julius Kindler von Knobloch „Das goldene Buch von Straßburg“. Wien 1886. S. 415 – 418.
- 25 GLA 229/81 747.
- 26 Decimatoren = Zehntherren.
- 27 GLA 229/81 711.
- 28 Michael Hennig „Die Geschichte des Landkapitels Lahr“. Lahr 1893. S. 223.
- 29 GLA 229/81 711.
- 30 Christian Sütterlin „Aus Ottenheims vergangenen Tagen“. S. 82.

- 31 FEA Bestand Finanzkammer, Specialia Pfarreien Nr. 21 296 Simultankirchen- und Pfarrhausbau, Vol. 5.
- 32 FEA Bestand Finanzkammer, Specialia Pfarreien Nr. 21 295 Simultankirchen- und Pfarrhausbau Vol. 1.
- 33 Johann Anton Eduard Sartori wurde am 5. Juni 1735 in Ettenheim geboren und war bischöflicher Commissarius, Erzpriester und 42 Jahre lang katholischer Pfarrer in Ottenheim. Die Wahlen, in welchen er zum erzbischöflichen Dekan des Landkapitels Lahr gewählt wurde, fanden in Ichenheim unter der Leitung des Generalvikars statt. 1796, während der Abwesenheit des Bischofs, wurde Sartori zum bischöflichen Commissarius ernannt. Johann Anton Eduard Sartori starb am 14 Dezember 1807. Ein an der Nordaußenwand des Kirchenschiffs angebrachte Epitaph erinnert noch immer an das Wirken von Pfarrer Sartori. „Badische Heimat“. 46. Jahrgang, Heft 3/4 Dez. 1966, S. 241.
- 34 KPO Urkunde Nr. 81
- 35 Johann Anton Morath wurde 1718 in Staufen im Schwarzwald geboren und starb 1783 in St. Blasien. Von den ersten Spuren seiner künstlerischen Tätigkeit an zeigt sich eine enge Verbindung des Malers mit der Fürstabtei St. Blasien. Es ergibt sich jedoch kein Hinweis daß Morath jemals ein Angehöriger des dortigen Konvents gewesen war. Daher kann er nicht – wie bereits teilweise fälschlicherweise geschehen – als Malermönch bezeichnet werden. Seine zahlreichen Altarblätter, Fresken und ähnliche Werke sind in Kirchen teils über das gesamte Gebiet des Klosters St. Blasien, teils aber auch in der Schweiz und in Mittelbaden zu sehen. Die Werke von Johann Anton Morath sind zum Teil deswegen kaum bekannt, weil er nur seine ersten Bilder deutlich signierte. Bei allen späteren Bildern ist dies nur ganz selten der Fall und dies höchstens in Form eines kleinen, versteckten Monogramms aus den Anfangsbuchstaben seines Namens Johann Anton Morath. (Paul Booz: „Der Barockmaler Franz Joseph Spiegler und das ehemalige Kloster St. Blasien“. In: „Alemannisches Jahrbuch“ 1964/65.)
- 36 KPO Urkunde Nr. 81
- 37 Bernhard I., Markgraf von Baden, lebte um 1428 – 1458.
- 38 „Seliger Bernhard von Baden, Zierde seines Volkes und himmlischer Schutzherr“. In: „St. Konradsblatt“ Bistumsblatt der Erzdiözese Freiburg. 29/1957. S. 639.
- 39 s. Anm. 14.
- 40 KPO: Urkunde Nr. 75.
- 41 KPO: Urkunde Nr. 81 und 82.
- 42 KPO: Urkunde Nr. 75.
- 43 GLA 229/81 754.
- 44 Norbert Lorenz: „St. Laurentius Kürzell“. 1991. S. 156.
- 45 EPO Akten Kirchengebäude Allgemeines 61/0 Band I.
- 46 GLA 229/81 744.
- 47 Christian Sütterlin: „Aus Ottenheims vergangenen Tagen“. S. 51 – 53.
- 48 LOK Kirchenbaulichkeiten 61/2 15 255.
- 49 FEA 21 297.
- 50 Martin Frenk: „Das Ottenheimer Wappen“ – Versuch einer Rekonstruktion – .
- 51 „Eine Glocke kehrt heim“. In: „Geroldsecker-Land“ 31/1989. S. 196 – 197.
- 52 GLA 229/81 747.
- 53 EPO Akten Kirchenbaulichkeiten 61/2, B. 2.
- 54 GLA 229/81 747.
- 55 Adolf Hafner: „Die scheidenden Kirchenglocken“. In: „Ehrenchronik unserer Gemeinde im Weltkrieg 1914 – 1918“.

- 56 FEA 21 338.
- 57 KPO Akten Kirchenbaulichkeiten 63.
- 58 EPO Schreiben des damaligen Ortspfarrers Hermann Ernst vom 18. Mai 1948 an das Orgel- und Prüfungsamt beim Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe.
- 59 GLA 229/81 747.
- 60 StaF Landratsamt Lahr 3251.
- 61 FEA 21 338.
- 62 LOK Kirchenbaulichkeiten 61/2 Nr. 15 255.
- 63 StaF Landratsamt Lahr 3243
- 64 FEA 21 297.
- 65 LOK Kirchenbaulichkeiten 61/2 Nr. 15 255.
- 66 KPO Akten Kirchenbaulichkeiten 64.
- 67 Michael Hennig: „Geschichte des Landkapitels Lahr“. Lahr 1893. S. 210 und 211.
- 68 s. Anm. 19, Bd. 2, S. 243.
- 70 Über diesen Holzaltar vgl. „Der Kirchenbezirk Lahr im Schwarzwald in Vergangenheit und Gegenwart“. Lahr 1956. S. 88 – 90.
- 71 FEA 21 297.
- 72 StaF LRA Lahr II 3251.
- 73 StaF LRA Lahr II 1693.
- 74 Vgl. LOK Kirchenbaulichkeiten Nr. Sp. A. 9190.
- 75 FEA 21 297.
- 76 Pfarrer Rudolf Kunz wurde in Friesenheim am 21. April 1908 geboren. Wie Brigitte Krämer in der Ausgabe der Badischen Zeitung vom 9. Februar 1985 berichtet, war Rudolf Kunz in den Jahren während des Zweiten Weltkrieges und in der schweren Nachkriegszeit Pfarrer in Ottenheim. Dabei hat er vielen Ottenheimer Bürgern in der „Hitler-Zeit“ beigestanden und manchem das Leben gerettet. Denn ohne Ansehen der Person hatte er sich mutig den braunen Machthabern widersetzt. Witwen und Waisen stand er bei und scheute sich nicht, auf den männerlosen Bauernhöfen seine Arbeitskraft anzubieten. Sehr oft sah man den Pfarrer bei der Heuernte oder Getreideernte mitarbeiten. Als sich die französischen Truppen nach ihrem Einmarsch im Siegestaumel alles nehmen wollten, stellte sich der Pfarrer unter Todesgefahr schützend vor Frauen und Mädchen. Keller und Unterschlüpfe suchte er auf, um plündernde und zerstörende Truppen aufzuhalten.
- Nach seiner Zeit in Ottenheim war er Pfarrer in Steinbach bei Baden-Baden, wo er am 29. Mai 1967 im Alter von nur 59 Jahren verstorben ist.
- Am 14. Februar 1945 hatte Pfarrer Rudolf Kunz in einem handgeschriebenen Brief an Erzbischof Dr. Konrad Gröber, den Oberhirten des Erzbistums Freiburg, über die Zerstörung der Kirche berichtet, woraus auszugsweise zitiert wird.
- Über die Zerstörung der Kirche siehe auch:
 „Todeskampf dauerte vier Stunden“ und „Barocke Fresken für immer zerstört“ von Brigitte Krämer. In: Badische-Zeitung 9./10. Februar 1985 und „Ein Kirchturm im Granatfeuer“ vom Verfasser. In: „DER ALTVATER“, Beilage der Lahrer-Zeitung für Heimat- und Kulturgeschichte, 48. Jahrgang Nr. 3 vom 3. Februar 1990.
- 77 Die katholische Kirchengemeinde hatte bereits in den Jahren 1945/46 eine Notkirche erbaut, die an das alte Pfarrhaus angebaut wurde. Mit zusammengetragenem Steinmaterial unter der Leitung von Pfarrer Rudolf Kunz wurde ein schmuckes Kirchlein errichtet. Bei der Erstellung dieser Notkirche wurden die Ottenheimer katholischen Christen von der Gemeinde Schuttertal großzügig unterstützt, die sämtliches Bauholz spendete. Das Kloster „Erlenbad“ stiftete das Kirchengestühl. Und letztlich konnte

1951/52 ebenfalls durch großzügige Spenden ein kleiner Glockenturm errichtet werden.

- 78 Pfarrer Hermann Ernst war von Pfingsten 1938 bis Januar 1957 als Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde in Ottenheim tätig. Vgl. hierzu auch „Evangelische Michaelskirche vor 40 Jahren geweiht“. In: Lahrer-Zeitung vom 14. Oktober 1989, und „Eine Gemeinde erinnert sich“. In: „Aufbruch“, Evangelische Kirchenzeitung für Baden Nr. 43/89.
- 79 „Wir grüßen unser schön Geläute“. In: „DER ALTVATER“, Beilage der Lahrer-Zeitung für Heimat- und Kulturgeschichte, 50. Jahrgang, Nr. 10 vom 12. September 1992.
- 80 Bis es endlich soweit war, daß die zerstörte Kirche wieder geweiht werden konnte, fanden die Gottesdienste der evangelischen Kirchengemeinde in der als Notkirche umfunktionierten Turnhalle des Turn- und Sportvereins statt. Die evangelische Kirchengemeinde mußte für die Benutzung der Turnhalle 20 RM Miete an das Badische Landesamt für kontrolliertes Vermögen – Kreisstelle in Lahr – bezahlen. (LOK Akten Kirchenbaulichkeiten 61/2 Nr. 15 255).

Aufnahmen: Archiv kath. Kirchengemeinde (8 Bilder)

Archiv ev. Kirchengemeinde (3 Bilder)

Die „Marktfrage“ als „Machtfrage“ – Kontinuität und Wandel im ländlichen Raum: der Agrarsektor im Bezirk Bühl in den Jahren 1927–1937 (unter besonderer Berücksichtigung des Obstbaues)

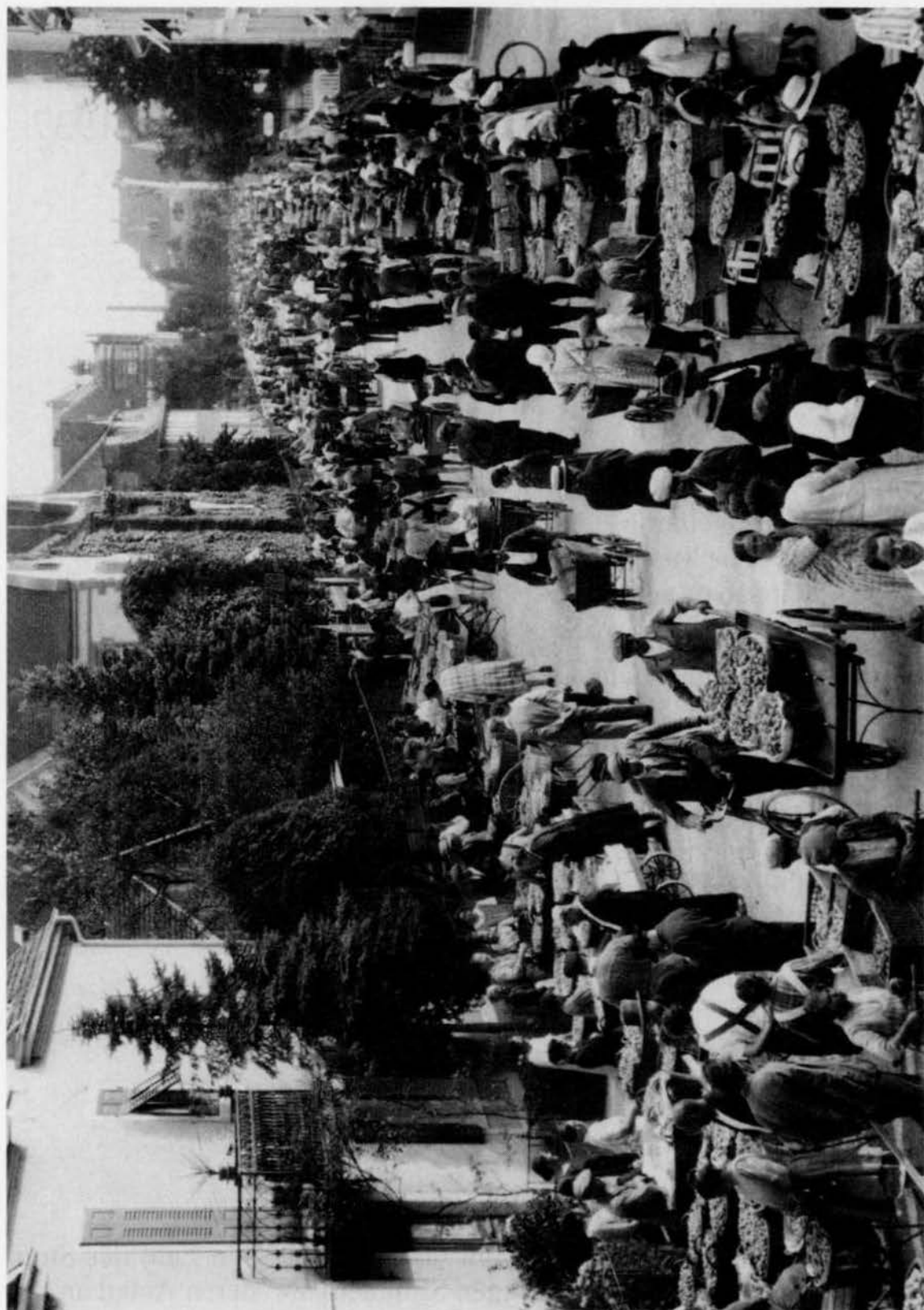
Harald Faißt

Inhaltsverzeichnis

- 1 Einleitung
- 2 Die Agrarstruktur
- 3 Krisenerscheinungen und Lösungsstrategien 1927–1933
 - 3.1 Der Versuch einer Neuorganisation des Absatzes
 - 3.2 Verschiedene Maßnahmen zur Obstbauförderung
 - 3.3 Landwirtschaft und NSDAP 1930 bis 1933
- 4 Der Obstbau im Dritten Reich
 - 4.1 Politische Abrechnung und Ende der Genossenschaften?
 - 4.2 Der Aufbau der Kreisbauernschaft
 - 4.3 Ideologische Aufrüstung
 - 4.4 Die Marktordnung im Bereich des Obstbaus
 - 4.4.1 Der Aufbau der Marktordnung
 - 4.4.2 Auswirkungen der Marktordnung
 - 4.4.3 Die praktische Arbeit
- 5 Schlußfolgerungen
- 6 Bibliographie
 - 6.1 Quellen
 - 6.2 Zeitgenössische Publikationen
 - 6.3 Literatur (nach 1945)
7. Anmerkungen

Tabellenverzeichnis

- 1 Die Wahlergebnisse im Bezirk Bühl (1921 bis 1933 in Zahl der Stimmen und in () Anteile an den gültigen Stimmen bzw. deren Anteil an den Wahlberechtigten in %)
- 2 Preise am Bühler Obstgroßmarkt (1913 bis 1938 in Rpf. pro Pfund)
- 3 a) Das Gewicht der Obsternte (1929 bis 1938 im Zentnern) und b) ihr Wert (1929 und 1937 in RM)
- 4 a) Die ertragfähigen und b) die absolute Zahl der Obstbäume (1925 bis 1937)



Zwetschenmarkt in der Friedrichstraße

Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

1 Einleitung

Dieser Beitrag¹ beabsichtigt, am Beispiel des ehemaligen badischen Bezirksamtes Bühl die Auswirkungen der um 1926/27 einsetzenden Agrarkrise im Bereich der Sonderkultur Obstbau zu untersuchen. Die regionale Beschränkung scheint m. E. dadurch gerechtfertigt, daß der größte Teil der Quellen (statistische Erhebungen, zeitgenössische Periodika, Akten verschiedener Verwaltungsstellen oder wirtschaftlicher Gliederungen)² der verwaltungstechnischen Einteilung folgt und sich nicht auf die wesentlich ausgedehntere landschaftliche Einheit Ortenau oder Mittelbaden bezieht. Aufgrund der wirtschaftlichen Bedeutung des Obstbaues für den Bezirk ist eine Reduzierung der Darstellung auf diesen landwirtschaftlichen Sonderbereich durchaus zulässig. Dennoch scheint es zweckmäßig, die allgemeine Agrarkrise knapp zu umreißen, um ein gültiges Bild der wirtschaftlichen Situation am Ende der Weimarer Republik zu zeichnen.³ Die Beschreibung der öffentlichen Diskussion um die Entwicklung geeigneter Problemlösungsstrategien im Bereich des Obstbaues stellt den Ausgangspunkt dieser Arbeit dar. In einem weiteren Schritt wird diese Fragestellung durch eine politische Komponente ergänzt, und zwar wird zu klären sein, welche Rolle die Landwirtschaft in der politischen Auseinandersetzung vor 1933 spielte. Eine Darstellung der Zielsetzungen, die die Nationalsozialisten nach der *Machtübernahme* propagierten, und deren Umsetzung, soll eventuelle Kontinuitäten oder Friktionen im Bereich der Obsterzeugung aufzeigen. Diese Vorgehensweise bietet die Möglichkeit, der Frage nachzugehen, inwieweit es gelang, die ländliche Bevölkerung durch wirtschaftliche Leistungen an das Regime zu binden.

1926/27 setzte die Landwirtschaftskrise ein, 1936/37 waren ihre direkten Folgen beseitigt und zugleich die Neuorganisation der Landwirtschaft durch die Nationalsozialisten, die ihren Ausdruck in der Vollendung der *Marktordnung* fand, vollzogen. Der behandelte Zeitraum wurde folglich nicht willkürlich gewählt, sondern besitzt Epochencharakter.⁴

M. E. waren diese Vorbemerkungen notwendig, um zu verdeutlichen, daß es sich hier um eine theoriebezogene Arbeit handelt, der es um „die Rekonstruktion gesamtgesellschaftlicher Entwicklung“ geht.⁵ Die Darstellung regionaler Gegebenheiten und Geschehnisse ist also nicht Selbstzweck, sondern Mittel einer auf Hypothesenbildung und -überprüfung angelegten kritischen Geschichtsschreibung.

2 Die Agrarstruktur

Die Aussage „Baden ist das typische Land des Klein- und Mittelbesitzes“ gilt für den sich von der Rheinniederung bis in die Höhenlagen des mittleren Schwarzwaldes erstreckenden Bezirk Bühl um so mehr, als im Jahre 1925 64,1% der insgesamt 10 695 landwirtschaftlichen Betriebe auf die Größenklasse unter 2 ha (Parzellenbetrieb) und 29,83% der Betriebe auf die Größenklasse von 2 bis unter 5 ha (Kleinbetrieb) entfielen. Die stattliche Zahl von 10 046 Betrieben, das sind 94% (!), waren Klein- und Kleinstbetriebe. Diese Betriebsgrößenstruktur wirkte sich nachhaltig auf die Anbaustruktur aus, denn der Inhaber eines Parzellenbetriebes war darauf bedacht, die ihm zur Verfügung stehende Fläche möglichst intensiv zu bewirtschaften. Deshalb wurde der Anbau ertragreicher Sonderkulturen, wie Tabak, Wein und Obst, forciert betrieben. Der Anbau von Kartoffeln, Brotgetreide und Futtermitteln diente ebenso wie die Haltung von Schweinen, Ziegen, Hühnern usw. zumeist der Selbstversorgung. Eine noch entscheidendere Stellung kam dem Anbau von Tabak, Obst und Wein in der zweiten Betriebsgrößenklasse, dem Kleinbetrieb, zu. Bei dieser geringen Betriebsgröße war an den Einsatz von Maschinen kaum zu denken. Die Wirtschaft des Parzellenbetriebes ruhte v. a. auf der Arbeitskraft der Frau und auch im Kleinbetrieb spielte die Arbeit der Familienangehörigen des Inhabers eine wichtige Rolle.⁶

Verantwortlich für die Vielzahl von Klein- und Kleinstbetrieben war die von den Mittellagen des Schwarzwaldes bis zum Rhein praktizierte Realteilung. Dies hatte auch zur Folge, daß die Betriebsflächen in eine ungeheure Zahl von Einzelgrundstücken zersplittert waren. So war beispielsweise die landwirtschaftlich genutzte Fläche der Gemeinde Eisental (363 ha) in 5088 Einzelgrundstücke aufgeteilt. Die Verschwendung von Zeit, Arbeit und Material, im kleinen Familienbetrieb nur beschränkt vorhanden, war die Folge.⁷

Die natürlichen Gegebenheiten verstärkten die von der Betriebsgröße vorgegebene Tendenz des Anbaus: Die 300 bis 400 Meter hohe Vorbergzone, die sich von Ottersweier bis Sinzheim erstreckt und im Süden durch fruchtbare, sanfte Lößhänge, im Norden durch eine Vielzahl von wind- und frostgeschützten Seitentälern gekennzeichnet ist, bietet noch heute die optimalen Voraussetzungen für einen umfangreichen Obst-(und Wein)bau.⁸ Über 500 000 Obstbäume prägten die Landschaft. Die Bühler Frühzwetschge stellte (1929) mit 279 265 Bäumen den größten Anteil dar. Daneben gab es zahlreiche Nuß-, Apfel-, Birn-, Kirsch- und Pfirsichbäume.⁹

Am Beispiel von sieben Kleinbetrieben im Bezirk Bühl, die Anfang der 30er Jahre untersucht wurden, läßt sich die besondere Stellung des Obst-

baues hinsichtlich seines Anteils am Ertrag und an der Fläche des Kleinbetriebes verdeutlichen: Im Durchschnitt stammten 49,5% der Einnahmen aus dem Obstbau, wobei dessen Anteil an der Betriebsfläche lediglich bei 20,2% lag.¹⁰

So verwundert es nicht, daß einzelne Gemeinden des Bezirks (ohne Ausnahme in der Vorbergzone gelegen), wie z. B. Obersasbach, Neuweiler, Bühl, Bühlertal und Kappelwindeck, mit die dichtesten Baumbestände des Landes hatten. In Bühlertal leisteten darüber hinaus umfangreiche Erdbeerplantagen einen weiteren Beitrag zum Einkommen der Landwirte.¹¹ Auffallend ist auch, daß in der Vorbergzone der Anteil der Kleinlandwirtschaften größer war als in der Rheinebene.¹² Der Obstbau ermöglichte die Existenz einer Vielzahl solcher Betriebe, die Betriebsgrößenstruktur wiederum begünstigte die Intensivkultur Obstbau; ein wechselseitiges Förderungsverhältnis. In einer Denkschrift der Stadt Bühl von 1931 heißt es zur Bedeutung des Obstbaues zusammenfassend: „Ohne Überhebung darf heute gesagt werden, dass [!] die hiesige Landwirtschaft auf Gedeih und Verderb mit dem Obstbau verbunden ist.“¹³

In der Rheinniederung dagegen standen der Futter- und v. a. der Tabakanbau im Vordergrund. Dies verband sich mit einer ausgedehnten Milchviehhaltung.¹⁴ Mit 22 736 Stück Rindvieh im Jahr 1925 wurde eine beachtlich über dem Landesdurchschnitt liegende Viehdichte von 95,6 Stück Rindvieh auf 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche erreicht.¹⁵

Der Kleinlandwirt mußte sich jedoch zur Sicherung seines Lebensunterhaltes nach weiteren Erwerbsmöglichkeiten umsehen, so daß sich (in ganz Mittelbaden) der „Typ des industriebeschäftigten Kleinbauern“ entwickelte. Die Industrie der mittleren und kleinen Landstädte wurde für diesen, so sie florierte, zu einer wichtigen Einkommensquelle.¹⁶ Im ganzen Bezirk Bühl gab es 1925 allerdings nur 48 Fabriken mit 20 und mehr Arbeitern, die hauptsächlich in Bühl, Bühlertal, Achern und Oberachern sowie in den Gemeinden des hinteren Achertals angesiedelt waren.¹⁷ Die Industrie war „eindeutig von lokalen Rohstoffen bestimmt“ (Steinbrüche, Glasherstellung, Holzverarbeitung, Papierherstellung sowie Tabakindustrie und Brennerien).¹⁸

Der Obstbau, d. h. der Verkauf der Erzeugnisse, bildete die Grundlage der Kaufkraft weiter Kreise der ländlichen Bevölkerung, so daß sich dessen Erfolg und auch Mißerfolg auf die gesamte Wirtschaft des Bezirks auswirkten. Zudem waren Teile des Gewerbes und des Handels direkt von diesem abhängig. Eine der größten Fabrikanlagen und damit Arbeitgeber in Bühl war die Spankorbfabrik. Auch in Achern, dem zweiten, im nörd-

lichen Teil des Amtsbezirks gelegenen kleinstädtischen Zentrum, war der Obstumschlag ein relevanter Wirtschaftsfaktor.¹⁹ Der Bühler Markt war der Hauptumschlagplatz für das (mittelbadische) Obst. In normalen Obstjahren wurden täglich 2000 bis 3000 und in guten Obstjahren sogar 6000 bis 7000 Zentner Frühzwetschen auf dem Markt umgesetzt. Der größere Teil dieses Obstes wurde mit der Reichsbahn auch in entfernteste Gebiete versandt.²⁰

Die Beschreibung der Agrar- und Industriestruktur wäre ohne einen Blick auf die Berufsstruktur der Bevölkerung im Bühler Bezirk unvollständig: Von den 68 777 Einwohnern des Bezirks wurden 1925 36 327 dem Bereich der Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht und Forstwirtschaft zugeordnet. Immerhin 52,8% der Bevölkerung, während der entsprechende Anteil des Primärsektors im Land Baden lediglich 28,2% betrug.²¹ Bis 1939 reduzierte sich der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf 38,6%.²² Dies läßt sich v. a. mit dem wirtschaftlichen Aufschwung bis zum II. Weltkrieg erklären, der gerade die Inhaber kleiner und kleinster landwirtschaftlicher Betriebe zur Betriebsaufgabe und Abwanderung in die Industrie bewog.²³ Diese Veränderungen bewirkten jedoch keine Schmälerung der Bedeutung des Obstbaues im hier behandelten Zeitraum. So heißt es im Jahresbericht der Bezirkssparkasse Bühl von 1938: „Die wirtschaftliche Entwicklung unseres engeren Heimatbezirks ist in erster Linie abhängig von dem Ausfall der Obsternte.“²⁴

Nach diesem allgemeinen Überblick über die Landwirtschaft im Bezirk Bühl sollen nun die Probleme und Vorgänge um den Obstbau in den 20er und 30er Jahren geschildert werden.

3 Krisenerscheinungen und Lösungsstrategien 1927–1933

3.1 Der Versuch einer Neuorganisation des Absatzes

Am 22. Juli 1927 tagte die Marktkommission der Stadt Bühl unter dem Vorsitz Bürgermeister Grüningers. Wichtige Entscheidungen standen auf der Tagesordnung. Immerhin ging es um den „nahezu 500 Jahre alten“ Obstmarkt der mittelbadischen Stadt. Die Sitzungsteilnehmer hatten sich u. a. mit den immer wieder auftretenden Verzögerungen und langen Wartezeiten beim Bahntransport sowie den andauernden Versuchen einiger Obstzeuger, zu früh geerntetes oder gar verdorbenes Obst zu verkaufen, auseinanderzusetzen. Beides wirkte sich negativ auf die Qualität der empfindlichen Ware aus. Im harten Konkurrenzkampf mit anderen Obstbaugebieten, wie beispielsweise der Pfalz, konnte dies einen beachtlichen finanziel-

len Verlust bedeuten.²⁵ Trotz stetiger Aufklärungsarbeit, brachten auch vier Jahre später noch einige Obsterzeuger „grüne und faule Waren“ auf den Markt.²⁶ Aber nicht nur einzelne Obsterzeuger versuchten, sich durch unsaubere Praktiken finanzielle Vorteile zu verschaffen. So gab es Händler, die Obst aufkauften, ohne mit dem Verkäufer einen Preis zu vereinbaren. Erst nach dem Weiterverkauf bezahlten sie den Obsterzeuger mehr oder weniger willkürlich. Obstbauinspektor Hopp geißelte bei einer Versammlung des Bezirks-Obstbauvereins dieses „Maklergeschäft“, das der „reelle Handel“ sicherlich nicht billige.²⁷ Nach Maurath wurde im I. Weltkrieg im Zuge der Zwangswirtschaft „ausschließlich das Aufkäuferssystem gegen Provisionsbasis“ betrieben. Der von Hopp kritisierte „wilde Handel“, ein Überbleibsel dieser Vermarktungsform, kaufte „große Obstmassen bei Vernachlässigung der Qualitätsprüfung [. . .], um möglichst hohe Provisionen herauszuschlagen“. Auch die Marktferne einzelner Gemeinden wurde zur Profitsteigerung ausgenutzt. Daneben traten Händler auf, die sich weniger risikobereit an der Nachfrage orientierten sowie die Obstabsatzgenossenschaften. Um 1933 gab es im Bezirk Bühl die (1919 gegründete) *Obstabsatzgenossenschaft e.G.m.b.H. Bühl* (OAG) sowie drei weitere Genossenschaften, die sich dem Obstabsatz widmeten. Da nur der geringste Teil des Obstes zum Eigenverbrauch oder zur Weiterverarbeitung in der Konservenindustrie bzw. zur Branntweinherstellung im Erzeugergebiet verblieb, hatte der Handel eine wichtige Stellung inne.²⁸

Obstbaurat Blaser von der Landwirtschaftskammer beschrieb anlässlich einer Versammlung der Obsterzeuger in Bühl die grundsätzlichen Probleme des badischen Obstbaues in der zweiten Hälfte der 20er Jahre und formulierte zugleich einen Lösungsansatz: „Wir leiden [. . .] an einer Absatzkrise, die durch die Einfuhr von ausländischem Obst bedingt ist.“ Als Ursachen hierfür benannte er die zu geringen Zölle, aber auch den Qualitätsvorteil der ausländischen Ware. „Die Einheitlichkeit der angelieferten Ware, die Aufmachung geben uns Fingerzeige, wie wir uns einstellen müssen, um unseren Markt zu behaupten. [. . .] Mit dem Kunterbunt der Sorten kann der Handel nichts anfangen. Wir müssen deshalb anfangen, die Sorten zu spezialisieren [. . .].“²⁹ Auch der Obstbauinspektor des Kreises sah im Fehlen einer solchen Qualitätsware die Ursache dafür, daß „ein großer Teil des heimischen Obstes unverkäuflich“ blieb und ausländischer Ware, die diese verbraucherfreundlichen Kriterien erfüllte, der Vorzug gegeben wurde.³⁰

Die öffentliche Diskussion, die ein knappes Jahr nach der eingangs erwähnten Sitzung der Marktkommission verstärkt geführt wurde, zeigt, daß man gewillt war, sowohl die o. g. konkreten Schwierigkeiten als auch die darüber hinausgehenden Absatzprobleme endgültig zu lösen, indem man

eine strukturelle Veränderung des Obstabsatzes in Angriff nahm. Die Errichtung einer Obstmarkthalle sollte nach Ansicht des Obstbauinspektors nur den äußeren Rahmen hierzu bieten. So konkretisierte der Obstbauinspektor in einem Beitrag zur regionalen Tageszeitung seine Vorstellungen zu einer künftigen Obstabsatzorganisation: „Die Obstversteigerung, das moderne Verkaufswesen“, war als Ersatz für die bisherigen Wochen- und Straßenmärkte vorgesehen. Für diese zeit- und kostensparende Abwicklung des Geschäftes galt eine „[s]aubere Sortierung, einheitliche Verpackung, gleichmäßige Gewichte, Standarts“, d. h. eine kurzfristig in größeren Mengen verfügbare und versandfertige Ware, als Voraussetzung.³¹

Der Bezirk und die Stadt Bühl waren nicht auf sich alleine gestellt. Bereits im Oktober 1928 hatte die Badische Landwirtschaftskammer der Stadt Bühl einen Zuschuß von 20 000 RM und ein zinsverbilligtes Darlehen von 137 000 RM aus Reichsmitteln³² für „den Erwerb eines Geländes am Verladebahnhof und die Erstellung geeigneter Hallen mit neuzeitlicher Markteinrichtung“ zugesichert.³³ Diese Zuteilung von Förderungsmitteln für eine umfassende Neuorganisation des Marktes besaß ihre prinzipielle Berechtigung in der bereits beschriebenen Bedeutung des Obstbaues als Wirtschaftsfaktor für den Bezirk. Durch die gesamtwirtschaftliche Entwicklung am Ende der 20er Jahre wurden die o. g. strukturellen Wettbewerbsprobleme des regionalen Obstmarktes enorm verstärkt. Anhaltende Preisrückgänge machten die Arbeit der Obsterzeuger zunichte. Bürgermeister Grüninger gab für 1929 einen „Bruttoverdienst“ von 3 bis 4 Rpf. für das Pfund Frühzwetschgen an.³⁴

Der Preissturz von 1929, dem Beginn der Weltwirtschaftskrise, betraf neben den Zwetschgen auch alle anderen Obstsorten. Dieses unglückliche Zusammentreffen der allgemeinen Krise mit einem Überangebot im Zeichen einer Rekordernte erklärt den Rückgang der Preise unter das Vorkriegsniveau.³⁵ Die Krise im Obstabsatz war so groß, daß der Bühler Bürgermeister selbst den Lufttransport des Obstes in Erwägung zog, um neue Absatzgebiete (Schweden, Polen usw.) für den heimischen Obstbau zu erschließen.³⁶ In den folgenden Jahren vermehrte der Kaufkraftrückgang breiter Bevölkerungsschichten die Absatzprobleme der Obsterzeuger stetig.³⁷

Ein aufmerksamer Beobachter, wie Landesökonomierat Kölmel, hatte schon früh gewarnt, daß der Obstbau „nicht übertrieben werden darf, sondern nur in Verbindung mit der Landwirtschaft erfolgen soll“³⁸. Wenn der Obstverkauf nicht für den Lebensunterhalt ausreichte, so sollte wenigstens eine Selbstversorgung mit den Grundnahrungsmitteln möglich sein. Eine

einseitige Orientierung der kleinen Betriebe auf den Obstanbau mußte sich bei einem Preisverfall entsprechend verheerend auswirken. Die schon Ende 1928 düstere Lage der Landwirtschaft im Allgemeinen hatte (so Tab. 4) zu einer Ausweitung des Obstanbaues geführt.³⁹ Der Wein und Tabak seien zum Teil unverkäuflich, der Milchpreis decke kaum die Gesteungskosten. Die Preise für Futtermittel und Dünger seien dagegen gestiegen, so klagte im November 1928 ein Landwirt aus dem Bühler Bezirk.⁴⁰ Der Verfall der Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse bei gleichzeitigem Preisanstieg für von der Landwirtschaft benötigte Industrieprodukte setzte sich auch in den nächsten Jahren fort und führte zu einer ungeheuren Verschuldung der Landwirtschaft.⁴¹

Zu diesen ungünstigen ökonomischen Umständen trat 1931 eine „Ernte-Katastrophe“. Infolge verheerender Unwetter war das Getreide am Halm verfault, auch das Obst, die Kartoffeln und das Heu waren bei anhaltender nasser Witterung schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Hagelstürme hatten Bäume und Weinstöcke in ganz Mittelbaden geschädigt.⁴² Schon das Jahr 1930 hatte eine „enorme Missernte“ [!] für die Obsterzeuger gebracht.⁴³ Die gesunkene Kaufkraft breiter Bevölkerungsschichten in der Weltwirtschaftskrise verhinderte trotz dieser Angebotsverknappung einen nennenswerten Preisanstieg beim Obst (vgl. Tab. 2). War das Marktgeschehen noch einigermaßen berechenbar, so blieb der Faktor Wetter eine unbekannte Größe in der Wirtschaftsplanung des Landwirtes.

Der in der Obstbauförderung engagierte Kreisvorsitzende⁴⁴, Bürgermeister Schneider aus Gaggenau, beklagte die für die Obsterzeuger widrigen ökonomischen Verhältnisse und wies daraufhin, daß durch eine Obstmarkthalle, verbunden mit Aufbewahrungslagern, über die die Marktauffuhr geregelt werden könnte, sich die Preise für die Erzeuger in Zukunft günstiger entwickelten.⁴⁵ Zwei Jahre lang hatte sich trotz des zur Verfügung stehenden Geldes in der Markthallenfrage nichts getan. Aber auch dieser Appell an die ökonomische Vernunft sollte wirkungslos bleiben. Reichsminister Dietrich zeigte sich zwar immer noch grundsätzlich bereit, „der Stadtgemeinde Bühl für die Schaffung einer den dortigen Verhältnissen entsprechenden Absatzeinrichtung[,] eine namhafte Unterstützung [...] zu gewähren“, aber angesichts der „bisher völlig nutzlos“ gebliebenen 20 000 RM forderte (und erhielt) er diese zurück.⁴⁶

Warum vertrat man in Bühl die sich hier bietende Gelegenheit, einen modernen Obstumschlagsplatz zu errichten, der sowohl den Erzeuger- als auch den Händler- und Verbraucherinteressen entsprochen hätte? In einer Stellungnahme der Badischen Landwirtschaftskammer heißt es: „Leider

sind die Arbeiten und Pläne an der Einstellung eines Teiles der Bühler Bevölkerung bzw. [!] der Gemeindevertretung gescheitert, die einer Verlegung des Marktes, weg von den Gassen und Strassen [!] der Stadt, an einen günstig zur Bahn gelegenen Zentralplatz nicht zustimmen zu können glaubt. Die Marktkommission der Stadt Bühl hat nach fast einjähriger Dauer der Verhandlungen über die Schaffung der Neueinrichtung eine Verlegung des Obstmarktes von seinem derzeitigen Platze einstimmig abgelehnt^{.47} Auch in einem zweiten Schreiben zu diesem Komplex wird die „Einstellung eines Teils der Bevölkerung und der Gemeindevertretung“ als Ursache für das Scheitern des Markthallenprojektes benannt.⁴⁸ Obstgroßhändler sprachen im Zusammenhang mit einer Änderung des Marktes von einem „Wagnis“, das man unter keinem Umstand eingehen solle.⁴⁹ Die verfügbaren Quellen lassen nur in Umrissen erkennen, welche Gründe das Markthallenprojekt scheitern ließen und wer die Gegner waren. Die Indizien legen m. E. die Vermutung nahe, daß ein Teil der Gegner aus dem Großhandel kam, der eine Senkung seiner Profitrate durch eine Neuorganisation befürchtete. Dies erscheint auch im Zusammenhang mit dem in der Folge dargestellten Kampf der Großhändler gegen einen genossenschaftlichen Obstabsatz als wahrscheinlich. Desweiteren mögen Gründe der Tradition eine Rolle gespielt haben.

1932 wurde unter der Leitung des Obstbauinspektors mit der *Obstgeno* eine Dachorganisation aller Obstabsatzgenossenschaften in Mittelbaden gegründet. Ihre Vertreter, die an den verschiedenen Großmärkten in den Konsumgebieten das Marktgeschehen beobachteten, gaben die so gewonnenen Informationen an die Einzelgenossenschaften weiter.⁵⁰ Dies hatte den Vorteil, daß das Obstaufkommen entsprechend der Nachfrage gelenkt werden konnte, um nicht durch die Überbeschickung einzelner Großmärkte weitere Preisstürze zu verursachen. Der Initiator dieses Unternehmens, der Kreisvorsitzende Schneider, geriet dabei in das Schußfeld einer Gruppe von Obstgroßhändlern aus Bühl. Bürgermeister Grüninger ließ sich zu deren Sprachrohr machen und warnte Schneider vor der aus der *Obstgeno* entstehenden „Gefahr für den altüberlieferten bewährten Frühobstmarkt in Bühl“.⁵¹ Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten sollten sich die Angriffe gegen Schneider und seine Tätigkeit im Bereich des Obstbaues verstärken.

Auch die schon seit Jahren schwelende Frage der Mißstände beim Bahntransport des Obstes konnte nicht gelöst werden. Eine Arbeitsgemeinschaft, die aus Vertretern der Obstabsatzgenossenschaften in Bühl und im benachbarten Altschweier, des Bezirksobstbauvereins sowie einzelner Gemeinden und des Obsthandels bestand, sollte als Interessengruppe gegenüber der Reichsbahn auftreten, um in dieser Angelegenheit endlich zu

einer Lösung zu kommen.⁵² Doch der Reichsbahn fehlten angesichts der Krise die hierzu nötigen Mittel.⁵³

Trotz der verschiedenen Widerstände gegen eine Modernisierung des Obstabsatzes rissen die Versuche, dieses Ziel zu erreichen, nicht ab. 1932 setzte sich auch im nördlichen Teil des Amtsbezirkes der Gedanke durch, daß man nur durch einen Zusammenschluß der einzelnen Obsterzeuger in Genossenschaften der Konkurrenz begegnen könnte. Anlässlich der Gründung der Obstabsatzgenossenschaft Achern, *Achag*, legte Schneider dar, daß ein Verkauf des heimischen Obstes über den begrenzten badischen Markt hinaus eine Erfassung großer Mengen voraussetzte. Denn nur so sei ein rentabler Transport zu erreichen und das Interesse der Obstgroßhändler, die von ausländischen Lieferanten derart versorgt würden, zu wecken. Durch die Satzung wurden der Achag Sanktionsmöglichkeiten gegeben, die Mitglieder, die ihre Erzeugnisse namentlich kennzeichnen mußten, zur Ablieferung nur einwandfreier und einheitlicher Ware anzuhalten. Um letzteres zu erreichen, – so der Vorsitzende des Obstbauvereins von Waldulm – sollten in den kommenden Jahren u. a. verstärkt Umpfropfungen durchgeführt werden. Im Gegensatz zu den anderen Genossenschaften im Bezirk bestand für die Mitglieder der Achag ein Ablieferungszwang.⁵⁴ Auf dem Höhepunkt der Krise hatte man sich dazu durchgerungen, die Genossenschaftsmitglieder einem strengeren Reglement zu unterwerfen, um den einzelnen Erzeuger enger an das solidarische Ganze zu binden.

3.2 Verschiedene Maßnahmen zur Obstbauförderung

Die beabsichtigte und zum Teil begonnene strukturelle Neuorganisation des Absatzes mit ihrer eher wirtschaftspolitisch ausgerichteten Zielsetzung verlangte begleitend, wie bereits angedeutet, eine Qualitätsanhebung durch Verbesserungen im Bereich der Erzeugung. So fanden ständig im Rahmen des Bezirksobstbauvereins Fortbildungsveranstaltungen für die Obsterzeuger statt. Unter dem Einsatz modernster Medien, wie dem Diavortrag oder dem Film, wurde versucht, auf eine fachgerechte Düngung und Pflege der Obstbäume hinzuwirken. Daneben gab es schon 1927 einen ausgedehnten Versuch zur Schädlingsbekämpfung mittels einer vom Kreis zur Verfügung gestellten Motorspritze. Die eigentlichen Obstbaukurse wurden durch gesonderte Verpackungskurse ergänzt.⁵⁵ Der Bezirksobstbauverein, der 1930 immerhin 2689 Mitglieder hatte, kaufte schon bald eigene Motor- und Karrenspritzen.⁵⁶ Besondere Bedeutung kam dabei der Tätigkeit des Kreisobstbauinspektors zu. Dieser hielt alleine 1932 98 Versammlungen, 33 Obstbaukurse, 11 Veredelungskurse sowie 5 Süßmostkurse ab.⁵⁷ In den einzelnen Gemeinden waren Baumwarte tätig, die interessierte Obsterzeuger in der Anlegung von Klebegürteln und anderen Maßnahmen zur Schädlingsbekämpfung unterwiesen.⁵⁸ Engagierte Bürgermeister förderten

durch eigene Veranstaltungen auf Gemeindeebene die Belange des Obstbaues.⁵⁹ Ergänzend stellten die Gemeinden aus Reichs- und Kreismitteln Gelder für die Ertragssteigerung durch Sortenverbesserung zur Verfügung. Für jeden umgepfropften Baum gab es 1930 13 Rpf.⁶⁰ Auch die Landwirtschaftliche Schule in Bühl, an der u. a. die Fächer Weinbau, Ackerbau, Wirtschaftslehre, Tierzucht sowie Obstbau – dieses Fach unterrichtete der Obstbauinspektor – gelehrt wurden, trug zur Hebung des landwirtschaftlichen Fachwissens im Bezirk Bühl bei.⁶¹ Organisatorisch eng mit dieser verbunden und von deren Vorstand, Landesökonomierat Kölmel geleitet, reihte sich der 1928 gegründete *bäuerliche Versuchsring Acher- und Bühl-otgau* in diese Anstrengungen zur Modernisierung und dadurch zur Rentabilitätssteigerung der Landwirtschaft im Bezirk ein. Hier unternahm man Versuche zur Sortenwahl, zur Düngung, zum Pflanzenschutz und erprobte die Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen.⁶²

3.3 Landwirtschaft und NSDAP 1930 bis 1933

Im Bühler Bezirk, der 1925 eine katholische Mehrheit von 94,4% der Bevölkerung besaß, dominierte bis zum Ende der Weimarer Republik die *Zentrumspartei*. Lediglich die Gemeinden Achern, Bühl und Ottersweier hatten mit 52,2, 15 und 11,9% der Bevölkerung einen nennenswerten Anteil an Protestanten. Die SPD, die als zweitstärkste Partei im Bezirk 1925 gerade 7,1% der abgegebenen Stimmen erhielt, rekrutierte den größeren Teil ihrer Wähler aus den Industriestandorten Achern, Bühl, Kappelrodeck und Oberachern.⁶³ Aufgrund der Themenstellung und dem Umstand, daß das Zentrum und die NSDAP zwischen 1919 und 1933 zusammen immer mehr als 65% der Wähler erreichten, scheint (auch in Tab. 1) eine Beschränkung auf diese Parteien gerechtfertigt. Im Jahr 1928 richtete sich der Wahlkampf des Zentrums v. a. gegen die neu gegründete *Christlich-nationale Bauern- und Landvolkpartei*. Die aus der Landwirtschaft stammenden Wähler sahen sich in der Folge im Mittelpunkt der Wahlwerbung.⁶⁴ Doch blieb die neue Partei mit 3,1% der Stimmen marginal. Insgesamt hatte das Zentrum nur 400 Stimmen weniger als 1925, doch der Anstieg der Wahlbeteiligung um ca. 2000 Stimmen, von der neben der NSDAP v. a. die SPD, die *Wirtschaftspartei* und die *Deutsche Volkspartei* profitierten, ließ dessen Anteil gegenüber der Wahl von 1925 um fast 10% sinken.⁶⁵

Im November 1928 setzte sich das Presseorgan des Zentrums, der „Acher- und Bühler Bote“, zum ersten Mal mit der NSDAP auseinander, der man „Bauernfängerei“ und eine weitere Zersplitterung der Landwirtschaft vorwarf.⁶⁶ Dies dürfte mit der in diesem Jahr verstärkten Ausrichtung der nationalsozialistischen Propaganda auf ländliche Wählerschichten zusammenhängen. Zu diesem Zwecke war eigens eine *Bauernnummer* des „Füh-

ers“ erschienen, die den Ortsgruppen, „deren Propaganda sich an bäuerliche Kreise wendet“, als „Waffe im Wahlkampf“ empfohlen wurde.⁶⁷ Im Vorfeld der Landtagswahl von 1929 stand die Agrarkrise und ihre Beseitigung im Mittelpunkt der Versammlungen des Zentrums.⁶⁸ Die Nationalsozialisten begannen v. a. die Auswirkungen der Krise im Kampf um Wählerstimmen zu benutzen. Am Beispiel zweier Auftritte von sog. *Reichsrednern* läßt sich zeigen, daß die Partei in dieser Phase zum Teil wenig auf wirtschaftspolitische Argumentationen setzte. Im Mittelpunkt der Rede eines Dr. Wacker aus Oldenburg über die Landwirtschaft standen antisemitische Ausführungen. Der „Acher- und Bühler Bote“ wertete diese an der Thematik vorbeigehende Rede als Mangel an Konzepten auf Seiten der NSDAP. Mit den Worten „Bauersmann! merk dir das Wohl! Wirtschaftlich hat der Nationalsozialismus [. . .] dir nichts zu bieten“ schloß der Artikel.⁶⁹ Robert Ley, der spätere Leiter der *Deutschen Arbeitsfront*, verstieg sich bei einer Versammlung in Bühl sogar zu der Behauptung, daß die

Tabelle 1: Die Wahlergebnisse im Bezirk Bühl (1921 bis 1933 in Zahl der Stimmen und in () Anteile an den gültigen Stimmen bzw. deren Anteil an den Wahlberechtigten in %)

Jahr	NSDAP	Zentrum	abgegebene (gültige) Stimmen
Nationalversammlung 1919	–	19 874 (76,2)	26 077 (79,8)
Reichstag 1920	–	17 290 (75,3)	22 940 (66,4)
Landtag 1921	–	15 934 (74,8)	21 286 (60,7)
Landtag 1925	877 (4,8*)	13 344 (73,5)	18 157 (44,8)
Reichstag 1928	479 (2,3)	12 952 (64,2)	20 174 (48,4)
Landtag 1929	1 520 (6,6)	16 345 (71,5)	22 862 (53,7)
Reichstag 1930	7 105 (23,6)	16 341 (54,3)	30 055 (69,6)
Reichstag Juli 1932	11 391 (37,4)	14 627 (48)	30 482 (69,5)
Reichstag November 1932	9 802 (35,4)	12 905 (44,1)	27 668 (63,2)
Reichstag 1933	17 679 (50,4)	13 558 (38,6)	35 084 (79,4)
Reichspräsident 1932**	Hitler: 13 377 (39,2)	Hindenburg: 19 392 (56,8)	34 116 (***)

Quelle: NV 1919, RT 1920 und LT 1921: Statistische Mitteilungen, Sondernummer, 11 (1921), S. 108–113; LT 1925: Gemeindestatistik 1927, S. 55; RT 1928: ABB, Nr. 117 vom 21. Mai 1928, S. 2; LT 1929: ABB, Nr. 250 vom 28. Oktober 1929, S. 3; RT 1930: ABB, Nr. 212 vom 15. September 1930, S. 3; RT I 1932, RT II 1932 und RT 1933: Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 434, Berlin 1935, S. 66, S. 133 und S. 237; RPräs. 1932: ABB, Nr. 83 vom 11. April 1932, S. 3. (*Badischer Rechtsblock, **Zweiter Wahlgang, ***Keine Angaben zur Wahl der Wahlberechtigten)

Gründung von Genossenschaften der „Anfang vom Ende des Grundeigentums der Landwirte“ sei.⁷⁰ Desweiteren nahmen die örtlichen Nationalsozialisten an Versammlungen des politischen Gegners teil, um diese zu stören oder das Wort zu ergreifen, um sich selbst darzustellen.⁷¹ 1930 wurde im „Acher- und Bühler Boten“ angekündigt, künftig bei Störungen die Polizei zu rufen.⁷² Die Agitation der NSDAP erreichte in der Landtagswahl von 1929 ihr Ziel. Mit 6,6% der Stimmen war sie zu einer bedeutenden Kraft im Bezirk geworden.

Binnen Jahresfrist konnte die NSDAP ihren Wähleranteil verdreifachen. Die Wahlergebnisse der NSDAP im Bezirk entsprachen im übrigen in den Wahlen 1928 bis 1932 dem Landestrend und weichen lediglich 1930 mit einem im Bezirk Bühl um 4,4%-Punkte höheren Stimmenanteil deutlich ab.⁷³ Entsprechend heftig waren im Jahr 1930 die Auseinandersetzungen mit der NSDAP. Diese hatte unter dem Titel „Frühjahrsoffensive! Trommelfeuer über Baden!“ allein für den März 1930 900 Versammlungen (davon 10 im Bühler Bezirk) angekündigt.⁷⁴ Die NSDAP „entfaltet zur Zeit auf dem flachen Land eine starke Agitation, um die unter der Wirtschaftskrise stark leidenden Bauern für sich einzufangen“, so die Klage des „Acher- und Bühler Boten“ im Monat vor der Reichstagswahl.⁷⁵ Immer wieder kamen hochrangige Funktionäre in den Bühler Bezirk, um für die NSDAP zu werben.⁷⁶ Die NSDAP-Redner appellierten mehr an die allgemeine Unzufriedenheit und hielten sich mit konkreten Abhilfeschlägen eher zurück. In einer Versammlung zum Thema „Landwirtschaft und Nationalsozialismus“ stellte der Redner der NSDAP bei einer Veranstaltung im Achertal seinem eigentlichen Gegenstand „zunächst eine endlose Kritik über die heutigen Verhältnisse“ voran.⁷⁷ Diese Taktik schien zu verfangen, wie aus der resignierenden Feststellung des „Acher- und Bühler Boten“, daß es einem Teil der Landwirte sehr viel leichter falle, „nationalsozialistische Schimpfereien anzuhören, als [sich] sachlich in die Fragen zu vertiefen“, hervorgeht.⁷⁸ Die Nationalsozialisten griffen aber auch aktuelle, regional akzentuierte Themen auf. Am Beispiel der Diskussion um das Anbauverbot der *Hybridreben*⁷⁹ zeigt sich die Vorgehensweise. In den hiervon betroffenen Gemeinden³⁰ des Bezirks hatten die Funktionäre der NSDAP „aus taktischen und politischen Gründen dem Bauer die Beibehaltung der Amerikanerreben in bestimmte Aussicht gestellt“.⁸¹ Damit entsprachen sie den Forderungen der heimischen Winzer, die schon 1927 in einer „Rebleute-Versammlung“ in Bühl „gegen das Gesetz, das den Anbau und Verkauf von [. . .] Hybriden-Wein verbieten soll“, Stellung genommen hatten. Für einige der Anwesenden stellte das mögliche Verbot den unausbleiblichen „Ruin der Weinbautreibenden“ dar.⁸² Trotz dieses Widerstandes sahen die 1929 und 1930 erlassenen Bestimmungen eine (allmähliche) Beseitigung der Hybridenbestände vor. Im übrigen änderten die National-

sozialisten nach 1933 ihre Haltung und sorgten (bis 1940) für eine gründliche Entfernung der „Amerikaner-Reben“. ⁸³ Die NSDAP machte sich auch zum Anwalt der Landwirte, die als „Schwarzbrenner“ die Bestimmungen des *Branntweinmonopolgesetzes* ⁸⁴ umgehen wollten. ⁸⁵ Auch hier hatte sich im Vorfeld der Bemühungen um eine gesetzliche Neuordnung eine opponierende Interessengruppe im Bezirk zu Wort gemeldet. Der *Klein- und Obstbrenner-Verband* des Bühler Bezirks, der 1927 1100 Mitglieder hatte, thematisierte die anstehende Neuregelung in seinen Versammlungen. ⁸⁶ Die Kleinbrenner forderten v. a. die Ablieferungsmöglichkeit anstelle einer Pflicht sowie eine Übernahme ihrer Erzeugnisse zu einem kostendeckenden Preis. ⁸⁷ Entsprechend unzufrieden war man dann mit dem 1929 erlassenen Gesetz, daß zwar die Ablieferung nicht zwingend vorschrieb, aber dafür beim Privat-Verkauf einen Steuersatz von bis zu 500 RM pro hl Branntwein vorsah. ⁸⁸ Dadurch wurde der Branntwein teurer und schwerer an die Verbraucher abzusetzen. Die von der Monopolverwaltung festgesetzten Übernahmepreise deckten dagegen nicht einmal die Produktionskosten, so die Klage der Betroffenen. ⁸⁹ Mitte 1932 beschrieb der „Acher- und Bühler Bote“ die Lage der Kleinbrenner mit den Worten „Steuern hoch, der Absatz und die Preise schlecht“. Die Mitgliederzahl des Bezirksverbandes war auf 115 gesunken. ⁹⁰ In diesem Zusammenhang warfen die Nationalsozialisten dem Zollamt „Terror“ gegenüber den „um ihre Lebensexistenz kämpfenden Kleinbauern und Kleinbrennern“ vor. „Mittelbadische Brenner, vergeßt nie, was euch [. . .] angetan wurde“, so schloß der Bericht des „Führers“ zu dieser Thematik. ⁹¹ Ein weiterer Angriffspunkt war der Finanzskandal um die Bank- und Verkaufsorganisationen des (zentrumnahen) *Bauernvereins* ⁹² am Ende der zwanziger Jahre. Die erlittenen Verluste konnten nur zum Teil durch Landesbürgschaften ausgeglichen werden. ⁹³ Mehr als die Hälfte der 2,4 Mio. RM Schulden mußten durch die Mitgliedsgenossenschaften aufgebracht werden. ⁹⁴ Für die Waldulmer Bezugs- und Absatzgenossenschaft bedeutete dies z. B., daß 2700 RM zu bezahlen waren. ⁹⁵ In der Folge wandten sich viele Landwirte vom Bauernverein ab. ⁹⁶

Im Frühjahr 1930 versuchte die Zentrumspartei durch eine Artikelfolge in ihrem Presseorgan, v. a. den Landwirten des Bezirks die Konsequenzen des in dieser Zeit erschienenen nationalsozialistischen Agrarprogramms, der *parteiamtlichen Kundgebung über die Stellung der NSDAP zum Landvolk und zur Landwirtschaft* ⁹⁷, darzulegen. Die Erklärung der Agrarkrise als Folge des „Steuerdrucks“ und des „ungenügenden Zollschatzes“ von Seiten der Nationalsozialisten wurde als monokausal verworfen. Den Landwirten wurden die bereits durchgeführten Steuersenkungen, Zollerhöhungen sowie die „[h]underte von Millionen Mark [. . .] für die Behebung der Absatzkrise“ in Erinnerung gerufen. ⁹⁸ Auch führte man den

Landwirten mit dem Hinweis, daß 80% der Kredite von Sparkassen und landwirtschaftlichen Fachbanken stammten, die Absurdität der Behauptung vor, daß v. a. das „jüdische Leihkapital“ die Landwirtschaft schädige. Die im „Gesamtwohl“-Konzept angelegte Möglichkeit des Eigentumsentzuges wurde ebenso aufgezeigt wie die Schwierigkeiten, den notwendigen Kredit bei einem grundsätzlichen Belastungsverbot für landwirtschaftliche Betriebe zu erhalten.⁹⁹ Schließlich wurden die Landwirte am Ende dieser Presseoffensive gewarnt: „Bauer paß auf, der Fuchs geht um! Du müßtest in erster Linie die Zeche bezahlen, wenn die Nationalsozialisten ihre Experimente durchführen wollen, mit Krieg, Bürgerkrieg, Inflation und Zwangswirtschaft.“¹⁰⁰ Eine zumindest partiell zutreffende Prognose.

Die Zollschutzfrage wurde nicht nur von den Vertretern der NSDAP aufgegriffen. In einer „Großen Bauernversammlung in Bühl“ traten neben den Vertretern der mit der Landwirtschaft befaßten Institutionen und Vereine, Landesökonomierat Kölmel, Obstbaurat Blaser u. a., auch Vertreter der Verwaltung, Landrat Villmaier, Kreisvorsitzender Schneider und verschiedene Bezirks- und Kreisräte sowie „die Bürgermeister zahlreicher Gemeinden“ an die Öffentlichkeit. Nachdem der Landesökonomierat in seiner Ansprache auf den nur kurzfristigen Nutzen von Steuerstundungen, Krediten und Zinssenkungen hingewiesen hatte, bemerkte er abschließend: „Schon mehr Aussicht bietet der Zollschutz; denn in der ausländischen Konkurrenz liegt die Hauptursache der Not.“¹⁰¹ Die von Kölmel formulierten Forderungen wurden so oder zumindest ähnlich bei einer Vielzahl von Versammlungen im Bezirk und ganzen Land Baden vorgebracht.¹⁰² Allerdings wurde auch immer wieder vor einer allzu radikalen Anwendung dieses Mittels gewarnt. Kölmel z. B. mahnte zur Rücksicht auf „andere Berufsgruppen“.¹⁰³ Damit sprach er den Umstand an, daß die Obstzölle in verschiedenen Handelsverträgen, „die der deutschen Industrie Vorteile bringen“, auf niederem Niveau gebunden waren.¹⁰⁴ Wollte man weiter Industriewaren nach Italien usw. exportieren, konnte man den Import der Agrarprodukte dieser Staaten nicht durch allzu hohe Agrarzölle behindern. Zwischen 1925 und 1933 wurden für alle wichtigen Nahrungsmittel Schutzzölle erlassen bzw. die bestehenden erhöht.¹⁰⁵ Lediglich die Getreidepreise stabilisierten sich, was von den Landwirten entsprechend begrüßt wurde.¹⁰⁶ „Die für die Erzeugnisse der Veredelungswirtschaft, für Obst und Gemüse eingeräumten Zölle“ waren zudem aufgrund der „Preisempfindlichkeit der Verbraucher“ nur begrenzt erhöhbar. Sie waren im Vergleich zu den Getreideprodukten relativ teuer und ihr Anteil an den Lebenshaltungskosten entsprechend hoch. In ihrem Schutz sollten lediglich die Qualitäts- und Absatznachteile der deutschen Landwirtschaft ausgeglichen werden.¹⁰⁷ Entsprechend wurde von den Landwirten immer wieder Bereitschaft zur „Selbsthilfe“ gefordert.¹⁰⁸ Damit waren in erster Linie die

bereits beschriebenen Bemühungen um strukturelle absatz- und produktionstechnische Verbesserungen angesprochen. Den Landwirten im Bezirk wurde aber auch nahegelegt, die Preisabfälle durch eine Steigerung des Mengenertrages auszugleichen. In diesem Zusammenhang wurde eine gesamtwirtschaftliche Verantwortung der Landwirte angemahnt. Die Erhöhung der Produktion sollte dazu beitragen, die „Einfuhr zu beschränken“, damit eine positive Handelsbilanz entstände. Diesen eher volkswirtschaftlich ausgerichteten Appell ergänzte die Warnung vor einer „Hungersnot“ im Kriegsfall.¹⁰⁹ Damit wurde schon lange vor 1933 für die Landwirte die Verbindung von wirtschaftlichen Eigeninteressen, Absatz der heimischen Produkte, mit staatlichen Interessen, Deviseneinsparung und *Autarkie* im Ernährungsbereich, zu einem vertrauten Argumentationsmuster.

Für das gute Abschneiden der NSDAP in der Septemberwahl von 1930 wurde vom Zentrum das „hitlerisch verhetzte Landvolk“ verantwortlich gemacht.¹¹⁰ Tab. 1 macht deutlich, daß die NSDAP weniger von den Verlusten des Zentrums, als vielmehr vom Anstieg der Wahlbeteiligung profitierte. Im Vergleich von 1929 und 1930 zeigt sich, daß die Zahl der Zentrumswähler stagnierte, während der Anstieg der für die NSDAP abgegebenen Stimmen mit einem parallelen Anstieg der Wahlbeteiligung zusammenfiel. Am Beispiel der Wahl von 1930 soll untersucht werden, ob sich die pauschale Aussage hinsichtlich des Wählerpotentials der NSDAP nicht differenzierter darstellt: Von den insgesamt 1520 Stimmen für die NSDAP in der Landtagswahl von 1929 stammten allein 964 aus Kappelwindeck, Kappelrodeck und Bühlertal.¹¹¹ In Kappelrodeck hatte Karl Maier, der spätere Kreisleiter, schon am 15. Dezember 1928 die erste Ortsgruppe des Bezirks gegründet. Von hier aus, wo auch die SA 1929 ihren Ursprung nahm, setzte eine rege Propagandatätigkeit im Achertal und Achern ein. Im Jahr 1923 hatte sich in Baden-Baden aus verschiedenen völkischen Parteien und Gruppierungen die regionale NSDAP gebildet, der auch der Bühler Bezirk angeschlossen war. „1929 war der Umfang der Geschäfte schon so gewachsen, daß eine Loslösung und selbständige Führung des Bezirks Bühl notwendig wurde.“ Die zweite Ortsgruppe entstand im April 1929 in Kappelwindeck. An deren Spitze stand der 1904 geborene Franz Höll, der sich schon seit 1924 im völkischen *Wiking-Bund* betätigte.¹¹² In Bühlertal, wo ebenfalls schon vor 1930 eine Ortsgruppe entstanden war, errang die NSDAP durch die Wahl ihres Mitgliedes Karl Fauth im Januar 1931 (!) zum Bürgermeister einen beachtlichen Erfolg.¹¹³ Im September 1932 gelangte Höll in Kappelwindeck in dieses Amt, ein weiterer tiefer Einschnitt in das politische Gefüge des Bezirks. Die 1930 erfolgten Ortsgruppengründungen in Altschweier, Eisental, Steinbach, Neuweier und Ottersweier wurden von Kappelwindeck aus initiiert. Die Steinbacher Ortsgruppe mit

ihren 30 Mitgliedern (1930) regte die Gründungen der Ortsgruppen in Sinzheim und Stollhofen an.¹¹⁴

Eine Betrachtung der Reichstagswahlergebnisse von 1930 in den einzelnen Gemeinden zeigt zunächst, daß es der NSDAP gelang, in Kappelwindeck, Kappelrodeck und Bühlertal ihren Stimmenanteil zu verdoppeln. Aber mit 5146 der 7105 Stimmen kam jetzt der größere Teil der NSDAP-Wähler aus anderen Gemeinden. Zu absoluten Hochburgen der NSDAP, mit einem Anteil von über 30% der Stimmen für die NSDAP, waren nun auch die Gemeinden Altschweier, Eisental, Mösbach, Sasbach, Sasbachried, Sasbachwalden, Steinbach, Schwarzach, Stollhofen und Varnhalt geworden. Deren landwirtschaftlicher Bevölkerungsanteil lag (1933) zum Teil unter, zum Teil über dem Bezirksdurchschnitt, so daß eine einfache Zuordnung von Wahlerfolg der NSDAP und agrarischer Prägung nicht gegeben ist.¹¹⁵ Im Oktober 1930 gab es 1647 Arbeitslose im Bezirk. Besonders die Gemeinden Bühlertal (299 Arbeitslose), Kappelrodeck (83) und Varnhalt (72) fallen durch einen hohen Anteil an Arbeitslosen auf. In Bühlertal kann deshalb ein Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und NSDAP-Wahl vermutet werden. Die gegen die NSDAP resistenten Stadtgemeinden Achern (174) und Bühl (101) sowie verschiedene Gemeinden, wie Sinzheim (165), Lauf (77) und Neusatz (79), waren von der Arbeitslosigkeit jedoch ebenfalls stark betroffen, so daß sich auch der Faktor Arbeitslosigkeit einer eindeutigen Zuordnung entzieht.¹¹⁶ Erst die natürliche Lage der Gemeinden erscheint als verbindendes Merkmal. Mit Ausnahme von Sasbachried, Schwarzach und Stollhofen liegen die o. g. Gemeinden in der Vorbergzone (das sind 10 von insgesamt 20 Gemeinden dieser Zone). Gerade hier war die Landwirtschaft durch eine über dem Bezirksdurchschnitt liegende Zahl kleinerer Betriebe mit Intensivkulturen gekennzeichnet. Umgekehrt hatten die drei Stadtgemeinden und 15 von 21 Gemeinden der Ebene einen unterdurchschnittlichen Stimmenanteil der NSDAP von 20 und weniger %.¹¹⁷ Die Ergebnisse können in der Aussage, daß der „typische NSDAP-Wähler“ im Amtsbezirk Bühl (1930) der Inhaber einer intensiv betriebenen Kleinstlandwirtschaft war, zusammengefaßt werden. Dieser war von einzelnen agrarpolitischen Tagesfragen (Hybridenverbot und Branntweingesetz) besonders betroffen. Aber nicht nur hier stellte sich die NSDAP auf die Seite der Landwirte. Gerade im Bereich des Obstbaues mußte die in ihrem Agrarprogramm angekündigte Erhöhung der Zölle geradezu verlockend gewesen sein. Die von den Agrarexperten im Bezirk propagierten Maßnahmen zur Produktions- und Absatzverbesserung waren dagegen aufwendig und erst langfristig wirksam. Der große Zuspruch, den die NSDAP gerade in der Vorbergzone erfuhr, ist auch auf die frühzeitige organisatorische Durchdringung dieses Gebietes zurückzuführen. Es bleibt anzumerken, daß letztendlich ein Geflecht von Ursachen eine Wahlent-

scheidung begründet. Die einzelnen Aspekte können aufgrund der Quellenlage jedoch nicht in eine detailliertere qualitative These überführt werden. Nach dem Erfolg von 1930 fuhren die Nationalsozialisten fort, um die Landwirte zu werben. Ihre Agitation beschränkte sich weiterhin auf die Schilderung der Krisenzustände und dem Versprechen, den Landwirten Schutzzölle, Einfuhrkontrollen und Zinssenkungen zu gewähren.¹¹⁸ So hatte auch Höll die „Handelsvertragspolitik des heutigen Systems“ als Hauptursache für die Not der Landwirtschaft benannt.¹¹⁹ Ein Polizeibericht, der über eine Versammlung der NSDAP im Bühler Bezirk abgefaßt wurde, bestätigt dieses sich aus den Zeitungsberichten ergebende Bild: „Er [= der Redner] sprach zunächst über das Programm der NSDAP, schilderte die derzeitige Lage der Landwirtschaft und gab sodann die Maßnahmen bekannt, die in einem nationalsozialistischen Staate zur Hebung der Not des Bauerntums getan würden. Insbesondere würde eine Sperrung der ausländischen Einfuhren von Lebensmitteln auf ein Mindestmaß [. . .] erfolgen. Ferner eine durchgreifende Stundung der Steuern und Unterstützung des Verbrauchs der einheimischen Erzeugnisse der Landwirtschaft.“¹²⁰

Den regierenden Parteien wurde sogar eine beabsichtigte „Verelendungs-politik“ unterstellt.¹²¹ Die in den zahlreichen Versammlungen der NSDAP im Bühler Bezirk ausgeübte verbale Gewalt fand in der Anwendung physischer Gewalt ihre Ergänzung.¹²² Zu nennen sind hier die Überfälle auf den katholischen *Arbeiterverein* in Bühlertal und auf eine Zentrumsversammlung in Steinbach, bei der es sogar zum Einsatz von Schußwaffen kam.¹²³ Die Pauschalität der Polemik sowie die Einfachheit der angebotenen Lösungen verfangen, trotz der augenscheinlichen Aggressivität der Nationalsozialisten, wie die weitere Zunahme der NSDAP-Stimmen zeigt.

Auch im Vorfeld der Reichstagswahl vom Juli 1932 wurde von seiten des Zentrums die „wirtschaftliche Not auf dem Lande infolge des schlechten Erntejahres und der bis aufs [!] tiefsten gesunkenen Preise für landwirtschaftliche Produkte“ für die „Hinwendung der Landbevölkerung zum politischen Radikalismus“ verantwortlich gemacht.¹²⁴ Die Richtigkeit dieser Analyse wurde durch den weiteren Stimmengewinn der NSDAP bestätigt. In der Juli-Wahl von 1932, bei welcher die NSDAP ihren größten Erfolg in freien Wahlen erzielte, gingen die Gewinne der NSDAP eindeutig zu Lasten des Zentrums. Im Gegensatz zur Wahl von 1930 hatten jetzt auch die Gemeinden der Ebene und die Stadtgemeinden verstärkt zum Wahlerfolg der NSDAP beigetragen.¹²⁵ Das Absinken der Wahlbeteiligung in der zweiten Wahl von 1932 ließ beide Parteien Stimmenanteile verlieren. Höll machte für den Rückgang der NSDAP-Stimmen v. a. die „Abwanderung deutschnationaler Postenjäger“ und die „Fahnenflucht der wetterwendischen Unzufriedenen“ zur KPD, die 631 Stimmen mehr als in der Vorwahl erhielt, verantwortlich.¹²⁶

4 Der Obstbau im Dritten Reich

4.1 Politische Abrechnung und Ende der Genossenschaften?

In der Zeit nach der Machtergreifung bis zur Konsolidierung des Regimes kam es zunächst (auch) im Bereich der Obstbauförderung und der Obstabsatzorganisation zu Irritationen. So führten einige Obsthändler ihren 1932 begonnenen Kampf gegen die ungeliebte Konkurrenz der Obstgeno fort, indem sie deren Initiator, den Kreisvorsitzenden Schneider, verstärkt bedrängten. Die Zuteilung öffentlicher Mittel an die Obstgeno schädige die Händler, so der Vorwurf.¹²⁷ Die Obstgeno wurde als „Familien-A.G.“ verunglimpft, da eine Tochter Schneiders hier angestellt war. Ihm selbst wurde verleumderisch vorgeworfen, daß er alles tue, um den Obstbau zu schädigen.¹²⁸ Auch Obstbauinspektor Hopp sah sich „unter scharfer Zurückweisung unberechtigter Beschwerden und persönlicher Anfeindungen“ in eine Verteidigungsposition gedrängt.¹²⁹ Er geriet zugleich in das Schußfeld einer Gruppe von Nationalsozialisten aus Kappelwindeck, die versuchte, den Obstbauinspektor politisch zu diskreditieren, indem sie ihn als „Nazifresser“ bezeichneten. Daneben warf man ihm und Kölmel eine Schädigung der Bühler Interessen durch falsche Auskünfte bezüglich des Umfanges des Obstaufkommens vor, weshalb die Reichsbahn den Bahnhof nicht erweitern wolle. So stand im „Führer“ zu lesen: „Haben diese Herren wirklich nicht den Verstand am richtigen Platze, oder ist es eine Gehässigkeit. Wir nehmen das letztere an.“¹³⁰ Kölmel erklärte daraufhin – schriftlich –, er habe „seinen Maßnahmen stets nur fachliche Erwägungen zu Grunde gelegt, was er auch fernerhin tun werde“.¹³¹ Später war Kölmel Mitglied des Führungsstabes der Kreisbauernschaft.¹³² Hopp fand die Unterstützung des neuen Kreisvorsitzenden, während dessen Amtsvorgänger Schneider, als „Marxist“ verunglimpft, aus dem Kreisrat ausscheiden mußte. Der nationalsozialistische Kreisvorsitzende Stier sprach sich in einer Versammlung des Kreises Baden vermittelnd (bzw. abwartend) sowohl für die traditionellen Märkte mit Händlern als auch die schon bestehenden Genossenschaften aus und unterstützte die Stellung der Obstgeno als Dachorganisation der Genossenschaften.¹³³ Hopp trat in der ersten Hälfte des Jahres 1933 der NSDAP bei.¹³⁴ Aber nicht nur in Bühl griffen die Obsthändler die Genossenschaften an. Der neu gegründete *Mittelbadische Obstgroßhändlerverband* versuchte in einer Sitzung im Rathaus der Stadt Achern, den NSDAP-Bürgermeister Krämer zu veranlassen, die Tätigkeit der Achag und der Landwirtschaftskammer einzuschränken, da dem Obsthandel „von staatswegen Konkurrenz gemacht werde.“ Die Obsterzeuger und Mitglieder der Achag sollten ausschließlich den Markt in Achern beliefern dürfen.¹³⁵ Der Interessenverband der Obsthändler beabsichtigte mit dieser Maßnahme, die Obsterzeuger zu zwingen, ihre Ware ausschließlich

an ansässige Händler zu verkaufen. Dies hätte unter Umständen ein Preisdiktat von seiten der Händler nach sich gezogen.

Die Obsterzeuger wurden auch durch das Gerücht verunsichert, es sei beabsichtigt, die Erzeuger einzelnen Märkten zuzuweisen. Die Dienststellen der Partei erklärten, keine derartigen Schritte vorzubereiten.¹³⁶ Die Frage, ob die örtlichen Entscheidungsträger von solchen zukünftigen Maßnahmen nichts wußten oder lediglich die Bevölkerung nicht brüskieren wollten, bleibt offen.

4.2 Der Aufbau der Kreisbauernschaft

Am Beispiel des Obstbauinspektors und des Landesökonomierates wurde die Anpassung der im Amt verbliebenen Fachleute an die neuen politischen Umstände vorgeführt. Sie stellten sich und ihr Können den neuen Machthabern zur Verfügung. Noch bevor das erste Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft um war, wurde es selbstverständlich, sich deren Umgangsformen und Sprache zu bedienen. Anlässlich der Auflösung des *Landwirtschaftlichen Bezirksvereins Bühl* schloß Landesökonomierat Kölmel z. B. die Versammlung „mit einem begeistert aufgenommenen ‚Sieg Heil‘ auf den Schirmherr der deutschen Bauernschaft, Herrn Reichskanzler Adolf Hitler“.¹³⁷

Ab September 1933 wurde die Landwirtschaft im Bezirksamt Bühl berufsständisch organisiert und die *Kreisbauernschaft Bühl* mit ihren Untergliederungen, den *Ortsbauernschaften*, ins Leben gerufen. Eine Anordnung der *Landesbauernschaft* verlangte die Gleichschaltung der landwirtschaftlichen Genossenschaften. Dabei sollten „in erster Linie alte Parteigenossen oder alte Mitglieder der NS.-Bauernschaft“ bei der Vorstandsbesetzung vorgezogen werden.¹³⁸ Nach diesen Vorgaben wurden auch im Bezirk Bühl die traditionellen landwirtschaftlichen Institutionen in die neue Organisation überführt.¹³⁹ Die verschiedenen Obstbauvereine blieben zwar bestehen, doch bildeten sich deren Vorstände nicht mehr demokratisch in Wahlen. Jetzt regelten die Ortsbauernführer deren Besetzung.¹⁴⁰ Auch kam es vor, daß der Kreisbauernführer selbst „Vorschläge“ zur Neuwahl machte, die dann ausgeführt wurden.¹⁴¹ Der *Reichsnährstand* umfaßte alle Organisationen und Personen, die mit der Landwirtschaft in einem direkten oder indirekten Zusammenhang standen. Die Gliederung der Reichsorganisation mit ihren vier (ab 1935: drei) *Hauptabteilungen* setzte sich bis in die Kreisbauernschaften fort. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang die Kreishauptabteilung III. Ihrer Aufsicht unterlag die Überwachung der Anordnungen der Marktverbände.¹⁴² An der Spitze der Kreisbauernschaft Bühl stand zunächst Franz Höll, bis Anfang 1935 der Kreis-

leiter der NSDAP, Karl Maier, auch dieses Amt übernahm.¹⁴³ Nicht nur mit den landwirtschaftlichen Fachleuten, die schon in der Weimarer Zeit im Dienst waren, auch innerhalb der neuen regionalen Elite gab es in der Konsolidierungsphase Auseinandersetzungen. So griff der Kreisleiter den Kreisbauernführer und die anderen Mitglieder der Kreisbauernschaft scharf an. Dieser Vorgang verdeutlicht den Stil der Auseinandersetzung innerhalb der NSDAP und läßt erahnen, wie man mit politischen Gegnern umsprang. Höll habe sich von der politischen Leitung der Partei entfernt und gebe sich „mit ehemaligen politischen Gegnern und Parteigenossen, für die die Revolution nicht nach ihrem Willen ausgegangen ist und heute in Opposition stehen“ ab. Gegen den Hauptabteilungsleiter I, „Pg. Bürgermeister Moser“, sei „schon etliche Monate ein Gaugerichtsverfahren anhängig“. Der Hauptabteilungsleiter II, Josef Garbrecht, sei „erstens kein Bauer und zweitens stand der Mann bis zur Machtübernahme im Zentrum-KPD-Lager“. Der Hauptabteilungsleiter IV habe „früher vom Betrug gelebt“. Weiter führte er aus, daß sich außer „diesem vierblättrigen Kleeblatt“ noch „ein aus der Partei ausgeschlossener versoffener Rechtsanwalt“ in der Kreisbauernschaft betätige. „Unter diesen Umständen sehe ich mich heute gezwungen [,] die Forderung zu stellen, dass [!] der gesamte Reichsnährstand des Kreises Bühl abtreten muss [!], denn ich könnte weiterhin nicht mehr die politische Verantwortung tragen.“¹⁴⁴

Der Kreisleiter hatte mit dieser Denunziation Erfolg, und drei Monate später wurde eine neue Führung der Kreisbauernschaft eingesetzt.¹⁴⁵ Aus der Vorschlagsliste der Kreisleitung geht hervor, daß fünf der sechs Mitglieder Landwirte waren. Auch der Hauptabteilungsleiter II war als Landwirtschaftslehrer in Bühl kein Fachfremder. Außer Maier selbst übten vier weitere Mitglieder der neuen Führungsriege ein politisches Amt, nämlich das des Bürgermeisters, aus.¹⁴⁶ Die Kreisbauernschaft war zwar nominell mit Landwirten besetzt, doch übten diese ein politisches Amt aus, das sie als aktive Parteigenossen kennzeichnet. Die Führung der Kreisbauernschaft durch Höll und Maier, beide aus der Reihe der „alten Kämpfer“, unterstreicht deren starke politische Funktion.

4.3 Ideologische Aufrüstung

Schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten begann eine Zeit der ideologischen Aufrüstung der Landbevölkerung. Eine Obstbauernkundgebung, bei der Hopp als Redner auftrat, demonstriert anschaulich, welch hoher Grad emotionalen Appells dabei an die Landwirte herangetragen wurde: „Deutsche Bauern! So darf man Sie ja jetzt wieder nennen. Die

Zeit liegt noch nicht allzuweit zurück, wo das Wort Bauer gewissermaßen ein Schimpfname war.“ Dann pries der Obstbauinspektor den Aufstieg des Obstbaues seit der Machtübernahme durch die NSDAP, um schließlich emphatisch seine Rede mit den Worten „[d]ie Morgenröte wurde ihm [= dem Obstbau] von Seiten des Führers geboten“ und Aufgabe des Obstbaues und Nährstandes sei es, diese „Morgenröte zu herrlichem Sonnenschein auszubauen“, zu beenden.¹⁴⁷ Es darf hinsichtlich der Wirkung auf die Landwirte sicher nicht unterschätzt werden, daß Fachleute, die schon seit vielen Jahren im Bezirk tätig (und bekannt) waren, nun unter dem neuen Regime einen grundlegenden Wandel zum Besseren erwarteten. An anderer Stelle erklärte der Obstbauinspektor, daß es die „Aufgabe des Obstbaues“ sei, das „Bestreben des Führers, uns in der Ernährung immer mehr frei vom Ausland zu machen, zu unterstützen.“¹⁴⁸ Vor 1933 hatte Hopp sich stetig um die Besserung der Absatzverhältnisse im Interesse der Obsterzeuger bemüht. Jetzt standen übergeordnete, politische Absichten im Mittelpunkt seiner Argumentation. Ob es sich hier um ein Indiz für eine grundlegende Verlagerung der Zielsetzung im Bereich der Obstbauförderung handelt, wird in der Darstellung der Marktordnung zu diskutieren sein. Diese Frage ist um so berechtigter, als es schon vor 1933 Verknüpfungen staatlicher mit privatwirtschaftlichen Interessen gab.

4.4 Die Marktordnung im Bereich des Obstbaus

4.4.1 Der Aufbau der Marktordnung

Im Jahr 1934 waren die Märkte aufgrund einer „Vollernte“ (besonders bei Frühzwetschgen) „stark überschwemmt“ worden.¹⁴⁹ In den Berichten der Landesbauernschaft war im August des Jahres von (landesweiten) „Absatzschwierigkeiten“ und „Preisstürzen“ die Rede.¹⁵⁰ Tab. 2 zeigt, daß diese Aussage, außer bei den Erdbeerpreisen, zutrif.¹⁵¹ Nun war die „kommende Marktregelung für den Obstabsatz“, durch die man sich eine grundlegende Besserung erhoffte, im Gespräch.¹⁵² Aber nicht nur der Preisverfall beschäftigte die zuständigen Fachleute, auch ein überdurchschnittlicher Preisanstieg sollte verhindert werden. Bei den im Bezirk Bühl hierfür zuständigen Entscheidungsträgern scheint dieser Aspekt im Vordergrund getanden zu haben. Obstbauinspektor Hopp klagte über den starken Preisanstieg bei Erdbeeren im Juni 1935. Die Ursache lag nach Hopp in einer geringen Ernte, die von ortsfremden Händlern aufgekauft wurde. Durch die Einführung einer Marktordnung sollten diese künftig ferngehalten werden.¹⁵³ Die hierfür zuständige Stelle erhielt am gleichen Tag einen Brief Ewalds, in welchem auch dieser auf eine möglichst rasche Errichtung einer Marktordnung drängte. Die hohen Preise für Obst seien zwar für die Erzeuger „sehr erfreulich“, für die Verbraucher und den Handel jedoch „nicht

tragbar“.¹⁵⁴ Tab. 2 zeigt einen Preisanstieg im Jahr 1935 gegenüber den Jahren 1933 und 1934, der aber zumeist hinter den Ergebnissen von 1928 zurückblieb. Im übrigen führten die nationalsozialistischen Experten die im ganzen Land stattfindende Verteuerung der Beerenfrüchte auf Ausfälle in der Folge von Frostschäden und einer zusätzlichen Verknappung durch eine zurückgedrängte Einfuhr im Zuge der Devisenbewirtschaftung zurück.¹⁵⁵

Tabelle 2: Preise am Bühler Obstgroßmarkt (1913 bis 1938 in Rpf. pro Pfund)

Jahr	Zwetsch- gen	Kirschen	Erd- beeren	Apfel	Birnen	Pfir- siche	Him- beeren
1913	23–25	20–36	30–32	13–20	18–26	40–43	
1925	9–28	9–36	27–105	10–19	11–24	25–50	
1926	10–35	14–33	29–110	10–23	13–35	30–65	
1927	10–28	11–33	32–110	11–25	12–28	32–75	
1928	14–45	10–36	32–110	15–30	20–45	28–65	
1929	7–16	11–36	27–120	8–25	6–30	27–70	
1930	10–35	12–45	25–80	12–38	12–35	22–90	
1931	12–30	10–30	11–85	3–35	4–25	15–20	
1932	6–25	10–25	11–80	6–25	6–26	10–40	
1933	6,5–7,5	18–25	16–25	8–16	8–20	18–22	
1934	5–23	10–18	28–50	4–20		5–25	25–30
1935	9–35	25–32	23–45	13–27	16–25	30–38	
(1936)	10–40	10–25	16–24	10–25		22–38	27–40
1937	12	23,8	25	12,8	21,1	24,5	27,3
(1938)	20–40	28–45	18–65	9–25		25–45	26–80

Quelle: 1913 bis 1932: Maurath, S. 20; 1933: ABB, Nr. 150 vom 4. Juli 1933, S. 7, ABB, Nr. 168 vom 25. Juli 1933, S. 7 und ABB, Nr. 193 vom 24. August 1933, S. 7; 1934, 1936 und 1938: nach den wöchentlichen Marktberichten des BBs der Monate Juli bis September der Jahre 1934, 1936 sowie 1938; 1935: ABB, Nr. 132 vom 11. Juni 1935, S. 7, ABB, Nr. 139 vom 19. Juni 1935, S. 9, ABB, Nr. 173 vom 29. Juli 1935, S. 7 und ABB, Nr. 199 vom 19. August 1935, S. 6; 1937: Bericht über die Prüfung der Bezirksabgabestelle Bühl/Baden, in: BArch R17I, Nr. 334, S. 37. (Die Angaben für 1936 und 1938 beziehen sich auf ganz Mittelbaden. Für 1937 sind Durchschnittspreise, ansonsten Höchst- und Niedrigstnotierungen angegeben.)

Wie sollte nun diese Marktordnung, von der man sich eine Preisstabilisierung versprach, aussehen? Im März 1935 hatte Bürgermeister Ewald in einer Versammlung der Ortsgruppe seiner Partei die Öffentlichkeit mit den Zielen und Absichten sowie den dazu nötigen Maßnahmen bekannt ge-

macht: Es gehe um die „Höchststeigerung der deutschen Produktion“ zur „Sicherung der Nahrungsfreiheit“ und die Drosselung der Obsteinfuhr, um Devisen einzusparen. Man wolle im Falle eines Krieges oder einer Blockade gerüstet sein. Fachleute würden dies regeln, örtliche Interessen könnten dabei nicht berücksichtigt werden. Zugleich wurde jede Hoffnung der Obsterzeuger auf eine Anhebung der Preise, wie sie aufgrund der bereits beschriebenen Angebotsverknappung (durch Minderung der Einfuhr) in diesem Jahr bereits eingetreten war, enttäuscht. Denn Ewald erklärte, daß der Erzeuger nicht in Versuchung kommen werde, „seine Macht auszunützen“. Für eine freie Preisgestaltung war in der Wirtschaftsordnung, die der Bürgermeister als „staatlich gesteuerte Planwirtschaft“ bezeichnete, kein Platz. Die Ankündigung umfangreicher Änderungen im Obstabsatz (Kontrollen, Belieferungspflicht, Zahlung durch Banküberweisungen, Errichtung eines Zentralmarktes usw.) wurde mit dem allgemeinen Hinweis versehen, daß es sich um eine „nationalsozialistische agrarpolitische Maßnahme“ handle, der man sich nicht entgegenstellen dürfe.¹⁵⁶ Im Vorfeld der Bemühungen um die Marktordnung zeigte sich der Ausschließlichkeitsanspruch des neuen Systems. Es wurden Entscheidungen gefällt, ohne zuvor in der Öffentlichkeit eine Diskussion zu führen. Erwartete man Widerstände, versah man die Information mit einem gewissen Maß an vorbeugender Drohung.

Tabelle 3: a) Das Gewicht der Obsternte (1929 bis 1938 in Zentnern) und b) ihr Wert (1929 und 1937 in RM)

Jahr	Gesamternte							
	davon:	Zwetschgen-und Pflaum.	Äpfel	Birnen	Kirschen	Pfirsiche	Erdbeeren	Himbeeren
	a)							
1929	362 135	231 336	55 202	41 519	33 409	669		
1936*	106 906	64 370	5 756	4 731	1 323	2 366	16 531	11 829
1937	300 559	227 744	28 502	2 084	1 181	2 339	18 000	20 709
1938	63 710							
	b)							
1929	2 738 103	1 749 736	330 121	215 520	427 327	15 399		
1937	4 259 334	2 769 003	305 602	49 179	28 055	57 603	466 211	583 681

Quelle: 1929 (Wert und Gewicht): Maurath, S. 17; 1936, 1937 und 1938 (Gewicht): Fü, F. 177 vom 30. Juni 1937, Sonderbeilage, S. 11, Fü, F. 138 vom 21. Mai 1938, Sonderbeilage, S. 10 und Fü, F. 41 vom 10. Februar 1939, S. 9; 1937 (Wert): Fü, F. 103 vom 14. April 1938, S. 10 und Fü, F. 146 vom 29. Mai 1938, S. 10. (* 1936: nur Obstmarkt Bühl.)

Trotz des Drängens durch den Bürgermeister bevorzugte der Gartenbauwirtschaftsverband jedoch einen langsamen Aufbau der Marktordnung, um die Erzeuger schrittweise an diese zu gewöhnen.¹⁵⁷ Im August 1935 begann mit der Erklärung der nördlichen Hälfte des Bezirksamtes Bühl zum *geschlossenen Anbaugebiet Bühl* die erste Phase der Marktordnung. Nie zuvor hatten die Obsterzeuger im Bühler Bezirk derartige Einschränkungen und Maßregelungen über sich ergehen lassen müssen. Die Schilderung des praktizierten Verfahrens macht die tiefgehende Neuerung im Obstverkauf deutlich: Der freie Verkauf von Obst wurde gänzlich verboten. Das gesamte Obstaufkommen mußte an die Sammelstellen in Sinzheim, Steinbach, Bühlerlertal und Ottersweier angeliefert werden, um dann von der OAG in Bühl zentral erfaßt zu werden. Die Händler wurden durch die Verpflichtung, einen *Aufkaufblock* zu führen, in den alle Verkäufe einzutragen waren, kontrolliert. Die Erzeuger mußten ihre Ware namentlich kennzeichnen, und das Obst wurde gegen eine Gebühr von 20 Rpf. pro Zentner gewogen. Dann erhielt der Erzeuger einen Wiegeschein, von dem nach erfolgtem Verkauf ein Kontrollabschnitt abgerissen wurde.¹⁵⁸ Auch sollte künftig „sämtliche unreife Ware“ rigoros beschlagnahmt werden.¹⁵⁹ In der südlichen Hälfte des Bezirksamtes wurde die Achag (mit den Außenstellen Kappelrodeck, Renchen und Sasbach) zur Zentralstelle des *geschlossenen Anbaugebietes Achern*. Die Bestimmungen waren dieselben.¹⁶⁰ Der Ort des (Bühler) Zentralmarktes war die am 11. August 1935 – nach nur dreimonatiger Bauzeit – im Rahmen einer Feier eröffnete Obstmarkthalle. In Anwesenheit des Landesbauernführers und des Kreisleiters konnte nun Ewald die langjährigen ergebnislosen Bemühungen der demokratischen Politiker um den Hallenbau verhöhnern.¹⁶¹ Das Regime hatte die Markthalle, deren Bau vor 1933 propagiert wurde, zum äußeren Zeichen seiner Wirtschaftsordnung gemacht. Erst die Zusammenfassung des Marktgeschehens unter dem Dach der Markthalle ermöglichte eine umfassende Kontrolle der Erzeuger. Im Mai 1937 kündigte sich nun der nächste, die Marktordnung vollendende, Schritt an. Der freie Verkauf an den Handel wurde nun ganz ausgeschaltet, indem die Achag und OAG zu *Bezirksabgabestellen* erklärt wurden.¹⁶² „[D]ie Ware wird künftig von der Bezirksabgabestelle als Käuferin abgesetzt.“ Diese hatte dabei zwei Ziele zu verfolgen, nämlich die „Belieferung der Verbraucherschaft und Sicherstellung der Ware für die Vorratswirtschaft.“¹⁶³ Damit war eine weitere Stufe der Wirtschaftsüberwachung erreicht. Die Abrechnung erfolgte von nun an – wie von Ewald zwei Jahre zuvor angekündigt – zentral über einzelne Banken in Bühl. Bei Anlieferung an eine der drei Sammelstellen bzw. an eine in jedem Ort eingerichtete Hilfssammelstelle wurde direkt bezahlt. Allerdings waren dann auch höhere Gebühren zu entrichten. So betrug die Gebühr für den Erzeuger bei einer Anlieferung an den Hauptmarkt 4% des Warenwertes, wurde die Ware bei den örtlichen Sammelstellen abgegeben,

waren 6% (zuzüglich der Transportkosten) zu bezahlen. Das Obst selbst (und auch das Gemüse) wurden im Rahmen eines *Groß- bzw. Kleinmarktes*, zu denen in der Hauptsache ortsansässige Händler zugelassen wurden, abgegeben.¹⁶⁴ An den Großmärkten sollte nicht mehr „gemarktet“ werden, sondern die Bezirksabgabestelle wies den Händlern einen Teil der Ware an, die diese so schnell als möglich in die Verbrauchergebiete zu bringen hatten. Über jeden Verkauf an einen *Verteiler*, so wurden nun die Händler genannt, wurde ein *Schlußschein* ausgestellt, mit dessen Hilfe der Weg der Ware bis zum Verbraucher kontrolliert werden konnte. Der Preis wurde nicht mehr durch Angebot- und Nachfrage bestimmt, sondern nach einheitlichen Sortierungs- und Qualitätsmerkmalen von den Bezirksabgabestellen vorgegeben. Um dieses System durchführen zu können, mußte auch die Einfuhr durch eine hierfür vorgesehene *Reichsstelle* geregelt werden. Zugleich sollten die Verbraucher im Sinne einer Bevorzugung heimischer Ware erzogen werden.¹⁶⁵

4.4.2 Auswirkungen der Marktordnung

Für die Obsterzeuger bedeutete die Marktordnung, daß durch die vollständige Erfassung des Obstes bei guten Ernten ein Preisverfall verhindert werden konnte.¹⁶⁶ Dies zeigt sich, wenn man die Ernteergebnisse 1929 und 1937 in Wert und Menge vergleicht. Nach Tab. 3 erbrachte die Ernte 1937, die mengenmäßig nur gering unter der von 1929 lag, ca. 1,5 Mio. RM mehr an Einnahmen. Bei schlechter ausfallenden Ernten hatten die Erzeuger dagegen Einkommenseinbußen zu erwarten. So hatten sie nach der auf den Frostwinter 1937/38 folgenden Mißernte einen Umsatzausfall von ca. 3 000 000 RM gegenüber dem Vorjahr, was für einzelne Gemeinden ein Verfall der Kaufkraft bedeutete. Wie in den Krisenjahren vor 1933 mußte sich dies auch auf die örtlichen Gewerbe negativ auswirken.¹⁶⁷ Der Mengenausfall konnte nicht, wie z. B. 1935, durch eine verstärkte Nachfrage preislich ausgeglichen werden. Tab. 3 und Tab. 2 zeigen, daß 1938, im Vergleich zum Vorjahr, die Menge des Obstes um ca. 80% zurückging. Die Preise zogen dagegen lediglich bei den Zwetschgen deutlich an. Wie Tab. 2 zeigt, hatten die schlechten Ernten von 1930 und 1931 auch nicht zu einem Preisanstieg geführt, was oben mit der gesunkenen Kaufkraft in der Wirtschaftskrise bereits erklärt wurde. Bis Ende 1936 war es gelungen, die Zahl der Arbeitslosen zu senken, die deutsche Industrie prosperierte.¹⁶⁸ Die Verbraucherkaufkraft war also angewachsen und hätte eine Preissteigerung bei Lebensmitteln grundsätzlich getragen. Wo lagen also die Gründe für den ausbleibenden Preisanstieg von 1938? Nach Plate war im Bereich des Obstes aufgrund der saisonalen Schwankungen und der geringen Lagerfähigkeit auf ein Festpreissystem, wie bei anderen landwirtschaftlichen Produkten üblich¹⁶⁹, verzichtet worden. Örtliche „Preisbildungsstel-

len“ konnten so die Preise den Gegebenheiten anpassen. Allerdings hatten sie sich dabei an der Preisentwicklung von 1937 zu orientieren. Für dieses Jahr galten das Angebot und die Nachfrage beim Obst (und Gemüse) als „weitgehend ausgeglichen“. ¹⁷⁰ Im Sinne einer Bedarfslenkung und einer Stabilisierung der Verbraucherpreise im Rahmen der Autarkiepolitik war das System (fast unabhängig vom Ernteumfang) also erfolgreich. Die Obstpreise konnten auch bei einer Verknappung der Ware, wie 1938, durch den *Gartenbauwirtschaftsverband* niedrig gehalten werden. Bei besonders ertragreichen Ernten, wie 1937, wurden die Überschußmengen in der Konservenindustrie untergebracht. Für die Verbraucher blieben die Preise annähernd konstant. ¹⁷¹ Die Erzeuger profitierten dagegen nur bei Rekordernten von diesem System. ¹⁷²

Die von den Funktionären des Regimes zur Schau getragene Freude an der Markthalle und der damit verbundenen Marktordnung schien nicht allgemein gewesen zu sein, wie aus einer Anmerkung des Landesbauernführers anlässlich der Festrede hervorgeht: „Es sind allerdings immer noch Nörgler am Werk, denen die Marktregelung nicht paßt.“ ¹⁷³ Auch Ewald hatte davon gesprochen, daß man auf dem Lande meckere und mit Streik drohe. ¹⁷⁴ Die hier angesprochene Kritik fiel in die erste – im Vergleich noch zahme – Phase der Marktordnung. Eine freie Presse und damit öffentliche Auseinandersetzung um agrarpolitische Maßnahmen gab es nicht mehr. Deshalb läßt sich das Ausmaß des Unmuts der Obsterzeuger über die Zwangsmaßnahmen nur erahnen. Die Erwähnung des Widerstandes in den Reden des Landesbauernführers und des Bühler Bürgermeisters lassen jedoch auf eine nicht unerhebliche Abneigung der Obsterzeuger gegenüber der Marktordnung schließen.

An dieser Stelle soll die vom Bühler Bürgermeister so drastisch dargestellte mit der Marktordnung verbundene Zielsetzung sowie die getroffenen Maßnahmen in Zusammenhang mit den agrarpolitischen Grundgedanken des Regimes gebracht werden. In der Forschung ist man sich heute weitgehend einig, daß eine Ausweitung und Intensivierung der deutschen Nahrungsmittelproduktion v. a. die Importabhängigkeit Deutschlands verringern sollte. Hierdurch wiederum konnten Devisen eingespart werden, die für den Kauf rüstungswichtiger Rohstoffe Verwendung fanden. Zugleich sollten die Landwirte über ein je nach Produkt stark differenziertes Preis- und Subventionssystem mit Absatzgarantien an den NS-Staat gebunden werden. Die Lebensmittelpreise wurden niedrig gehalten, um Lohn erhöhungen auszuschließen. So konnte sich die deutsche Industrie auf die Produktion von Rüstungsgütern konzentrieren und die Verbrauchsgüterproduktion vernachlässigen. Der Preisanstieg bei Konsumgütern band wiederum die in der Rüstungskonjunktur gestiegene Kaufkraft. ¹⁷⁵ „Die Ziele

der nationalsozialistischen Agrarmarktpolitik unterlagen von Beginn an dem Primat der Rüstungswirtschaft.“¹⁷⁶

4.4.3 Die praktische Arbeit

Auch in der praktischen Arbeit war man aufgrund der Möglichkeiten, die ein totalitäres Regime bot, fortgeschritten: Man brauchte sich nicht mehr mit dem Appell, an Lehrgängen und Kursen teilzunehmen, begnügen, sondern war dazu übergegangen, sog. „freiwillige Pflegekolonnen“ zu bilden. Unter der Anleitung eines Sachverständigen mußten die Obsterzeuger Arbeiten wie das Ausästen, das Verjüngen, das Reinigen, das Düngen der Bäume und die Schädlingsbekämpfung erledigen. Eine der wichtigsten Arbeiten war dabei die Umpfropfung, denn hierdurch konnten ertragsschwache Bäume in kürzester Zeit zu ertragsstarken veredelt werden. Das bad. Finanz- und Wirtschaftsministerium hatte auf dem Verordnungswege (Verordnung vom 24. Oktober 1934) die Obsterzeuger zu diesen Pflegemaßnahmen verpflichtet.¹⁷⁷ Es handelte sich um eine Fortsetzung der vor 1933 begonnenen Maßnahmen. Doch ging es jetzt nicht mehr darum, „Spitzenpreise“ zu erzielen, jetzt dienten die Bemühungen der Obsterzeuger „gemeinnützigen und nicht mehr kapitalistischen Zwecken“, so führte der „Badische Bauernstand“ den zeitgenössischen Lesern den grundlegenden Wandel in der Agrarpolitik vor Augen.¹⁷⁸

Zu Beginn des Jahres 1936 verkündete man die Absicht, im Gebiet der Kreisbauernschaft Bühl eine Steigerung der Obsterzeugung um ca. 30% in den „nächsten 2–3 Jahren“ mit Hilfe ertragssteigernder Maßnahmen zu erreichen.¹⁷⁹ Diese besondere Förderung der Qualitäts- und Ertragssteigerung durch intensive Pflege des Baumbestandes entsprang zum Teil der Ansicht, daß eine Ausdehnung der Obstbaumpflanzungen angesichts der kleinbetrieblichen Struktur die Ackerfläche für eine ausreichende Eigenversorgung der Landwirte zu sehr geschmälert hätte.¹⁸⁰ Auch brauchten Neupflanzungen viele Jahre, um Erträge abzuwerfen.¹⁸¹ Bei der Betrachtung der Tab. 4 fällt auf, daß sich der Bestand an tragfähigen Bäumen von 1929 bis 1937 um ca. 20 000 Bäume verminderte. Allein die Pflaumen- und Zwetschgenbäume fanden eine Abnahme von 30 000 Stück. Bei den anderen Obstsorten (Apfel-, Birnen-, Kirsch- und Nußbäumen) kam es nur zu geringfügigen Rückgängen. Die Zunahme um ca. 20 000 Pfirsichbäume zeigt eine Verlagerung in der Produktion.¹⁸² Die absolute Zahl der Bäume ist allerdings nicht unerheblich gestiegen und deutet auf umfassende Neuanpflanzungen hin, deren Auswirkungen sich erst nach dem hier behandelten Zeitraum gezeigt haben dürften. Doch schon die Erntemenge 1937 erreichte, trotz der verminderten Zahl tragfähiger Bäume, fast die Rekorde von 1929. Aus diesen Umständen läßt sich schließen, daß die

Umpfropfungsarbeiten zur Verbreitung ertragreicherer Sorten sowie die Intensivierung der Pflegemaßnahmen im Sinne der Autarkie-Bestrebungen erfolgreich waren. Flächenmäßig hatte sich der Obstanbau im Bühler Bezirk von 1927 bis 1936 um 528 ha ausgedehnt.¹⁸³ Folglich müssen die Kleinbetriebe im Durchschnitt den Anteil des Obstanbaues gegenüber 1927 ca. verdreifacht haben. Die Mißernte von 1938 dürfte aufgrund dieser Spezialisierung die Landwirte im Bezirk mindestens ebenso getroffen haben wie die Absatzkrise von 1929.

Tabelle 4: a) Die ertragfähigen und b) die absolute Zahl der Obstbäume (1925 bis 1937)

Jahr	Bäume					
	davon a)	Zwetsch- gen und Pflaumen	Apfel	Birnen	Kirschen	Pfirsische
1929	519 624	279 265	96 142	67 936	68 127	4977
1934	514 200	254 492	115 238	63 613	49 791	22 693
(1937)	499 156	249 082	105 256	61 866	49 181	22 305
	b)					
1925	676 000	*289 000	154 000	107 000	108 000	
1933	686 480	332 560	159 346	82 059	59 387	27 683
1934	779 961	380 202	181 611	90 444	78 579	36 362
(1938)	803 176	416 239	164 201	61 697	69 965	75 986

Quelle: 1925: Landwirtschaft 1925, S. 82; 1929 und 1933: Maurath, S. 12 und 13; 1934: Statistik, Bd 479, S. 440–449; Jahrbuch 1938, S. 98 und S. 99; 1938: Fü, F.41 vom 10. Februar 1939, S. 9 (1937 und 1938: nach der Verwaltungsreform von 1936; *nur Zwetschgen)

5 *Schlußfolgerungen*

Die Obsterzeuger und alle, deren Arbeitsplatz vom Obst direkt oder indirekt abhing, waren Ende der zwanziger Jahre in eine aussichtslos erscheinende ökonomische Lage geraten. Eine strukturelle Veränderung der Anbau- und Absatzverhältnisse, für die der Staat die Mittel zur Verfügung stellte, hätten die Chance geboten, in der Konkurrenz zu anderen Anbaugebieten zu bestehen und damit das Einkommen der Erzeuger zu erhöhen. Im demokratischen Entscheidungsfindungsprozeß konnten sich jedoch die

durchsetzen, die einer Neuerung ablehnend gegenüberstanden. Nicht zuletzt hierdurch dürfte sich die Krise noch verstärkt haben. Gerade in den obstbauenden Gemeinden der Vorbergzone erzielte die NSDAP erste Wahlerfolge. Die von der NSDAP angebotenen Lösungsvorschläge, Einfuhrbeschränkungen usw., standen im Gegensatz zu den Selbsthilfe-Appellen der Agrarexperten im Bezirk. Nach der Machtübernahme gelang es, wesentliche Vorstellungen derer, die zur Zeit der Weimarer Republik mit der Förderung des Obstbaues befaßt waren, in die Realität umzusetzen. Die errichtete Marktordnung bot den Erzeugern aber nur im Falle einer übergroßen Ernte Vorteile. Bei Mißernten dagegen profitierten in erster Linie die Verbraucher. Neben einer zum Teil im Detail, d. h. in den Maßnahmen, sachlichen Kontinuität gab es auch eine personelle. Die alten Eliten boten sich den neuen Machthabern an, die angesichts der Ermangelung eigener Fachleute (und Querelen in den eigenen Reihen) auf diese zurückgriffen. Der Obstbauinspektor, der schon vor 1933 um eine Besserung der Lage der Landwirte bemüht war, verfolgte nun die viel weitreichendere Zielsetzung der NS-Agrarpolitik.

In das Jahr 1933 fielen verstärkte Versuche des Obsthandels, die Konkurrenz der Genossenschaften auszuschalten. Dies scheiterte letztlich am Willen der Nationalsozialisten, die von ihnen nicht geschaffenen, sondern lediglich übernommenen Genossenschaften, für die eigenen, ökonomischen Ziele zu verwenden. Die Bemühungen und ersten Erfolge um eine effizientere Organisation des Obstabsatzes und die produktionstechnischen Verbesserungen hatten schon 1927/32 eingesetzt, so daß auch hier die Nationalsozialisten lediglich bereits Begonnenes (in ihrem Sinne) fortzuführen brauchten. Die Kontrolle der am Markt Beteiligten, der Ware selbst sowie der Preisbildung waren notwendig, um die Obstproduktion in eine langfristig angelegte Vorratswirtschaft einzugliedern. Hierfür wiederum war die Markthalle die Voraussetzung, denn nur durch sie war „im Obstbau eine genaue Erfassung und Kontrolle des Obstes“ möglich geworden, die zuvor „infolge des auf Straßen und freien Plätzen stattfindenden Marktes“ nicht durchführbar schien.¹⁸⁴

Neben einem nur beschränkten ökonomischen Nutzen brachte die Marktordnung eine Fülle von Vorschriften und Kontrollmaßnahmen für die Obsterzeuger. Die Entscheidungsträger brauchten diese auch nicht mehr, wie zu Zeiten der Demokratie, mühsam zu überzeugen, sie degradierten den Landwirt zum Befehlsempfänger: „Der Bauer ist auch Soldat des 3. Reiches“ – so Ewald.¹⁸⁵ Ob die NS-Agrarpolitik speziell im Bezirk Bühl in der Lage war, die ländliche Bevölkerung langfristig an das Regime zu binden, ist zweifelhaft. Die ökonomischen Ergebnisse und die (nur fragmentarisch überlieferten) Zeugnisse des Widerspruchs legen diese These nahe.

Die hier behandelte Region war kein Ausnahmefall. Die geschilderten Vorgänge verdeutlichen jedoch die Inhalte und die Art und Weise der Umsetzung von politischen Vorstellungen und Zielen. Lediglich auf der Ebene des Staates betrachtet, bleiben diese uns fremd und unzugänglich, während sie auf regionaler Ebene anschaulich und nachvollziehbar werden, und zwar um so mehr, je enger der eigene Lebenskreis berührt wird.

6 Bibliographie

6.1 Quellen

Unveröffentlichte Akten

Bundesarchiv Koblenz (BArch)

- Akten des Reichsnährstandes und des Reichsbauernführers: R16, I/920, 1705, 2131 und 2151.
- Akten der Hauptvereinigungen: R17/305 und 334.

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA)

- Akten des Badischen Innenministeriums, Abt. 236/26336, 26357, 26358, 26556 und 26557.
 - Akten des Badischen Finanz- und Wirtschaftsministeriums, Abt. 237/45528–45531 und 45553.
 - Akten des Bezirksamtes Bühl, Abt. 346/58–60, 73, 74, 2494, 2508–2517, 2689–2691, 2710 und 2711.
 - Akten der Landesbauernschaft Baden, Abt. 469/816, 817 und 1038.
- ##### Stadtarchiv Bühl (StaB)
- N632, N623, N624, N626a und N575.
 - A921, A1151 und A1172.

Zeitgenössische Periodika

- Badischer Bauer 42(1929)–46(1933).
- Badischer Bauernstand 1(1933)–4(1936).
- Acher- und Bühler Bote 61(1927)–69(1935).
- Mittelbadischer Bote 1(1936).
- Der Führer 1(1927)–19(1945).

6.2 Zeitgenössische Publikationen:

- Baade, Fritz: Neugestaltung der Branntweinwirtschaft, in: Berichte über Landwirtschaft 5 (1927), S. 161–232.
- Badische Gemeindestatistik, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1927.
- Badische Gemeindestatistik mit den wichtigsten statistischen Angaben für die Gemeinden des Landes Baden, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1943.

- Falk, Bernhard: Dorf und Wehr in großer Zeit, Bühl 1934.
- Harbrecht, Josef: Bühl und Bühlertal, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 231–243.
- Herrmann, Paul: Untersuchungen zur agraren Struktur Mittelbadens, Diss. Heidelberg [1939].
- Statistisches Jahrbuch für das Land Baden, 43 (1930), hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1930.
- Statistisches Jahrbuch für das Land Baden, 44 (1938), hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1938.
- Karg, Helmut: Der Einfluß der Industrie auf die Art der bäuerlichen Vererbung, die landwirtschaftliche Betriebsgröße und die Landflucht in Baden, Stuttgart 1932 (Diss. Hohenheim).
- Die Landwirtschaft in Baden im Jahr 1925, bearb. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1927.
- Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen, Bd. 1, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1932.
- Maurath, Max: Der mittelbadische Obst- und Weinbau, Bühl 1933.
- Statistische Mitteilungen über das Land Baden, I. Sondernummer, Die Wahlen zum Badischen Landtag am 30. Oktober 1921, Bd. XI (1922).
- Reischle, Hermann und Saure, Wilhelm: Der Reichsnährstand, 3. Aufl., Berlin 1940.
- Sauer, Otto: Die ländliche Arbeitsverfassung in Baden, Diss. Hohenheim 1940.
- Sering, Max: Die deutsche Landwirtschaft unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, Berlin 1932 (Berichte über Landwirtschaft, 50. Sonderheft).
- Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 374, Die Ergebnisse der Bodennutzungserhebung im Jahre 1927, bearb. im Statistischen Reichsamt, Berlin 1930.
- Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 434, Die Wahlen zum Reichstag am 31. Juli und 6. November 1932 und am 5. März 1933, bearb. im Statistischen Reichsamt, Berlin 1935.
- Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 456, Heft 32, Berufszählung, Die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung in den Ländern und Landesteilen, Süddeutschland und Hessen, hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1936.
- Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 479, Anbau- und Erntestatistik 1934 einschließlich Obstbaumzählung, hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1935.
- Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 500, Bodennutzung und Ernte 1936, hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1937.
- Zimmermann, Walter: Achern, Achertal und Hornisgrinde, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 244–256.

6.3 Literatur (nach 1945):

- Allgeier, Rudi: Grenzland in der Krise, Die badische Wirtschaft 1928–1933, in: Die Machtergreifung in Südwestdeutschland, hrsg. von Thomas Schnabel, Stuttgart usw. 1982, S. 150–183.
- Boberach, Heinz (Bearb.): Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates, Teil I, München usw. 1991.
- Boll, Bernd: Quellen für die badische Zeitgeschichte (1933–1948), Ein Überblick, in: Die Ortenau 70 (1990), S. 410–437.
- Boelcke, Willi A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989, Stuttgart usw. 1989.
- Bräunche, Ernst: Die NSDAP in Baden 1928–1933. Der Weg zur Macht, in: Die Machtergreifung in Südwestdeutschland, hrsg. von Thomas Schnabel, Stuttgart usw. 1982, S. 15–48.
- Fahle, Günter: Nazis und Bauern, Zur Agrarpolitik des deutschen Faschismus 1933 bis 1945, Köln 1986.
- Falter, Jürgen W.: Die Wähler der NSDAP 1928–1933: Sozialstruktur und parteipolitische Herkunft, in: Die nationalsozialistische Machtergreifung, hrsg. von Wolfgang Michalka, Paderborn 1985, S. 47–59.
- Frank, Claudia: Der Reichsnährstand und seine Ursprünge, Diss. Hamburg 1988.
- Gessner, Dieter: Agrardepression und Präsidialregierungen in Deutschland 1930 bis 1933, Düsseldorf 1977.
- Gies, Horst: Aufgaben und Probleme der nationalsozialistischen Ernährungswirtschaft 1933–1939, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 66 (1979), S. 466–499.
- Grill, Johnpeter Horst: The Nazi Movement in Baden 1920–1945, Chappell Hill 1983.
- Hanau, Arthur und Plate, Roderich: Die deutsche landwirtschaftliche Preis- und Marktpolitik im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1975 (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 28).
- Hildebrand, Klaus: Das Dritte Reich, 4. Aufl. München 1991 (Oldenbourg-Grundriß der Geschichte, Bd. 17).
- Kolb, Eberhard: Die Weimarer Republik, 2. Aufl. München 1988 (Oldenbourg-Grundriß der Geschichte, Bd. 16).
- Kutz, Martin: Kriegserfahrung und Kriegsvorbereitung, Die agrarwirtschaftliche Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges in Deutschland vor dem Hintergrund der Weltkrieg I-Erfahrung, Teil I, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 32/H1 (1984), S. 59–82 und Teil II, in: ebd., S. 135–164.
- Lovin, Clifford R. Die Erzeugungsschlacht 1934–1936, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 22 (1974), S. 209–220.
- Müller, Karl: Geschichte des badischen Weinbaus, 2. Aufl., Lahr 1953.

- Mulley, Klaus-Dieter: Orts- und Regionalgeschichte, Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation, in: Heimatforschung heute: Referate des Symposions ‚Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte‘ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn, hrsg. von Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl, Horn 1988, S. 43–52.
- Münkler, Daniela: Bauern und Nationalsozialismus, Bielefeld 1991 (Hannoversche Schriften zur Regional- und Lokalgeschichte, Bd. 2).
- Ott, Hugo: Baden, in: Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 4, hrsg. von Kurt G. A. Jesserich u. a., Stuttgart 1985, S. 577–586.
- Petzina, Dieter: Autarkiepolitik im Dritten Reich, Der nationalsozialistische Vierjahresplan, Stuttgart usw. 1968.
- Schappeler-Honnef, Erika: Eine Stadt im Wandel, Bühl 1981 (Beitrag zu einer Monographie XXII–XXV).
- Schanbacher, Eberhard: Das Wählervotum und die Machtergreifung im deutschen Südwesten, in: Die Machtergreifung in Südwestdeutschland, hrsg. von Thomas Schnabel, Stuttgart usw. 1982, S. 295–319.
- Schultz, Gudrun: Die nördliche Ortenau, Bevölkerung, Wirtschaft und Siedlung unter dem Einfluß der Industrialisierung in Baden, Heidelberg 1982.
- Tornow, Werner: Chronik der Agrarpolitik und Agrarwirtschaft des Deutschen Reiches von 1933–1945, Hamburg und Berlin 1972 (Berichte über Landwirtschaft, 188. Sonderheft).
- Winkel, Harald: Landwirtschaft und Forsten, in: Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 4, hrsg. von Kurt G. A. Jesserich u. a., Stuttgart 1985, S. 435–550 und S. 807–822.
- Zier, Hans-Georg: Die Wirtschaft der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Ortenau 40 (1960), S. 252–320.

Anmerkungen

- ¹ Es handelt sich hier um einen Auszug aus einer (für 1994 vorgesehenen) Examensarbeit an der Universität Freiburg mit regional- und agrargeschichtlicher Fragestellung. Außerdem werden die hier berührten Vorgänge um die Markthalle in Bühl im zweiten Band der „Geschichte Bühls“ dargestellt werden. Die Veröffentlichung dieser Stadtgeschichte durch das Stadtgeschichtliche Institut Bühl/Baden ist für Ende 1994 vorgesehen.
- 2 Die benutzten Archive und die Art der Quellen ergeben sich aus den Anmerkungen im Text. Die Erschließung des Archivmaterials wurde v. a. durch Heinz Boberach (Bearb.): Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates, Teil I, München usw. 1991 geleistet. Auch die Hinweise von Bernd Boll: Quellen für die badische Zeitgeschichte (1933–1949), Ein Überblick, in: Die Ortenau 70 (1990), S. 410–437 boten eine wertvolle Hilfe.
- 3 Zur allgemeinen Entwicklung des Agrarsektors in Baden: Rudi Allgeier: Grenzland in der Krise, Die badische Wirtschaft 1928–1933, in: Die Machtergreifung in Südwestdeutschland, hrsg. von Thomas Schnabel, Stuttgart usw. 1982, S. 150–183, besonders

- S. 152–163 sowie Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989, Stuttgart usw. 1989, S. 320–326. Zum Untersuchungsgebiet: Hans Georg Zier: Die Wirtschaft der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Ortenau 40 (1960), S. 252–320 und Gudrun Schultz: Die nördliche Ortenau, Bevölkerung, Wirtschaft und Siedlung unter dem Einfluß der Industrialisierung in Baden, Heidelberg 1982, S. 11–127.
- 4 In der Literatur wird v. a. auf die mit dem *Zweiten Vierjahresplan* im Jahre 1936 einsetzende Vorbereitung einer Kriegswirtschaft und die damit zusammenhängenden Änderungen der organisatorischen Verhältnisse hingewiesen. Vgl.: Dieter Petzina: Autarkiepolitik im Dritten Reich, Der nationalsozialistische Vierjahresplan, Stuttgart 1986, S. 92, und Werner Tornow: Chronik der Agrarpolitik und Agrarwirtschaft des Deutschen Reiches von 1933–1945, Hamburg und Berlin 1972 (Berichte über Landwirtschaft, 188. Sonderheft), S. 112. 1936 wurden im Zuge einer umfassenden Neuorganisation die Kreisbauernschaften Bühl, Rastatt und Kehl vereinigt, was neben einer Ausdehnung der Tätigkeit der Kreisbauernschaft auch eine Verlagerung der Produktionsschwerpunkte hin zu anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zur Folge hatte: Der Führer, F. 107 vom 15. April 1937, S. 10 (= FÜ).
 - 5 Klaus-Dieter Mulley: Orts- und Regionalgeschichte, Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation, in: Heimatforschung heute: Referate des Symposiums ‚Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte‘ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn, hrsg. von Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl, Horn 1988, S. 50. Mulley bietet einen Einstieg in die Diskussion um das Selbstverständnis der noch jungen Regionalgeschichte.
 - 6 Im Landesdurchschnitt entfielen auf die Größenklasse unter 2 ha 60% und auf die Größenklasse 2 bis unter 5 ha 23,8% der Betriebe: Die Landwirtschaft in Baden im Jahr 1925, bearb. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1927, S. 9, S. 16–21 und S. 38 und S. 39 (= Landwirtschaft 1925). Vgl. auch: Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen, Bd. 1, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1932, S. 240–242 (= Landwirtschaft im Allgemeinen).
 - 7 Paul Herrmann: Untersuchungen zur agraren Struktur Mittelbadens, Diss. Heidelberg [1939], S. 77. Zur Realteilung: Helmut Karg: Der Einfluß der Industrie auf die Art der bäuerlichen Vererbung, die landwirtschaftliche Betriebsgröße und die Landflucht in Baden, Stuttgart 1932 (Diss. Hohenheim), S. 23–27 sowie S. 83 und S. 84.
 - 8 Schultz, S. 10–16. Vgl. auch: Josef Harbrecht: Bühl und das Bühler Tal, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 231–234 und Landwirtschaft im Allgemeinen, S. 232–234.
 - 9 Der Bezirk Bühl besaß damit 13,2% des badischen Bestandes an Zwetschgen- und Pflaumenbäumen: Statistisches Jahrbuch für das Land Baden, 43. Jg., hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1930, S. 84 und S. 85 (= Jahrbuch 1930). Vgl. auch: Landwirtschaft im Allgemeinen, S. 231–279.
 - 10 Max Maurath: Der mittelbadische Obst- und Weinbau, Bühl 1933, S. 22.
 - 11 1929 gab es um Bühl ca. 150 ha Erdbeerkulturen (davon 50 ha in Bühlerlertal): Landwirtschaft im Allgemeinen, S. 243 und S. 244.
 - 12 Karg, S. 78.
 - 13 Denkschrift der Stadtgemeinde Bühl, des Obstbauvereins, der OAG usw. vom 8. April 1931, S. 1, in: Stadtarchiv Bühl, N623 (= StaB).
 - 14 Herrmann, S. 109 und S. 113. 1929 hatte der Bezirk Bühl mit 163 ha Tabak einen Anteil von 3,1% der Landestabakanbaufläche: Jahrbuch 1930, S. 86 und S. 87.
 - 15 Der Landesdurchschnitt betrug 77,6 Stück Rindvieh auf 100 ha: Landwirtschaft 1925, S. 94.

- 16 Ff, F. 81 vom 23. März 1934, S. 13.
- 17 Badische Gemeindestatistik, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1927, S. 136–139 (= Gemeindestatistik 1927).
- 18 Schultz, S. 117. Vgl.: Walther Zimmermann: Achern, Achertal und Hornisgrinde, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 250–253 und Landwirtschaft im Allgemeinen, S. 239.
- 19 Ff, F. 254 vom 14. September 1933, S. 27 und S. 28. Vgl. auch Zimmermann, S. 254.
- 20 Ff, F. 198 vom 21. Juli 1934, S. 5. Allein im Juni 1929 wurden 450 Waggons mit Kir-schen und Beeren (davon 220 nach Berlin) von Bühl in die Verbrauchergebiete abge-schickt: Acher- und Bühler Bote, Nr. 152 vom 4. Juli 1929, S. 4 (= ABB). Vgl. auch: Maurath, S. 23–35 und Harbrecht, S. 241.
- 21 Jahrbuch 1930, S. 16.
- 22 Badische Gemeindestatistik mit den wichtigsten statistischen Angaben für die Gemein-den des Landes Baden, hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1943, S. 76 und S. 77 (= Gemeindestatistik 1943).
- 23 Herrmann, S. 45–50 und Otto Sauer: Die ländliche Arbeitsverfassung in Baden, Diss. Hohenheim 1940, S. 47. Dabei kam es nicht zu einer stärkeren Industrialisierung im Bezirk selbst, sondern die Arbeiter aus dem Bezirk pendelten u. a. in die Industriezen-tren Gaggenau, Rastatt, Baden-Baden und sogar in das weit entfernte Karlsruhe: Herr-mann, S. 132–140.
- 24 Bezirkssparkasse Bühl: Geschäftsbericht 1938, S. 3, in: StaB N575.
- 25 ABB, Nr. 167 vom 23. Juli 1927, S. 8. Belege des mangelnden Qualitätsbewußtseins finden sich auch in: ABB, Nr. 171 vom 28. Juli 1927, S. 5 und ABB, Nr. 195 vom 27. August 1928, S. 3.
- 26 ABB, Nr. 174 vom 30. Juli 1932, S. 7.
- 27 ABB, Nr. 176 vom 3. August 1927, S. 2. Da im Text die einzelnen mit der Landwirt-schaft befaßten Institutionen in ihrer Funktion beschrieben werden, mag hier ein allge-meiner Hinweis zur Organisation der Landwirtschaft in Baden genügen: Die badische Agrarverwaltung lag ab 1918 bei der Landwirtschaftskammer, die in zehn Ausschüs-sen die Wirtschaftspolitik, das Genossenschaftswesen bis hin zu Fragen der Landarbei-ter regelte. Die Landesregierung hatte sich lediglich die Sonderbereiche Pferde- und Rindviehzucht sowie Weinbau vorbehalten. Seit 1921 ernannte das Innenministerium Landesökonomieräte, die als Vorstände der landwirtschaftlichen Schulen mit der Land-wirtschaftskammer zusammenarbeiteten. Die Bezirksämter waren lediglich unterge-ordnete Verwaltungseinheiten. Die Kreise, als Körperschaften des öffentlichen Rechts organisiert, waren mit überörtlichen Sonderaufgaben betraut, zu denen u. a. die Bestel-lung eines Obstbauinspektors gehörte. Die 40 badischen Bezirksämter waren 11 Krei-sen zugeordnet. Der Kreisvorsitzende wurde von der gewählten Kreisversammlung be-rufen: Harald Winkel: Landwirtschaft und Forsten, in: Deutsche Verwaltungsgeschich-te, Bd. 4, hrsg. von Kurt G. A. Jesserich u. a., Stuttgart 1985, S. 439–448 und Hugo Ott: Baden, in: ebd., S. 581–584.
- 28 Maurath, S. 22 (Zitat), S. 36 und S. 39.
- 29 ABB, Nr. 61 vom 18. März 1928, S. 3.
- 30 ABB, Nr. 279 vom 3. Dezember 1928, S. 4. Hopp war damit auf der Höhe der zeit-genössischen, agrarwissenschaftlichen Diskussion. Vgl. hierzu die Zusammenfassung von Fridolin Fischer (Jungbauernführer aus Furschenbach/Ottenhöfen) in: Badischer Bauer, Nr. 43 vom 23. Oktober 1929, S. 508 und S. 509 (= BB), (ab 1933: Badischer Bauernstand (= BBs)) und v. a. Max Sering: Die deutsche Landwirtschaft unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, Berlin 1932 (Berichte über Landwirtschaft, 50. Sonderheft), S. 646–653 und S. 557–594.

- 31 ABB, Nr. 279 vom 3. Dezember 1928, S. 4.
- 32 Insgesamt wurden Ende der 20er Jahre in einem *landwirtschaftlichen Notprogramm* 200 Mio. RM für solche Maßnahmen zur Verfügung gestellt: Sering, S. 628 und S. 629.
- 33 Schreiben der Badischen Landwirtschaftskammer an den Bürgermeister von Bühl (Grüninger) vom 10. Oktober 1928, in: GLA Abt. 236/26357. Der Inhalt dieses Schreibens wurde mittels einer Notiz in der Regionalzeitung ca. zwei Monate später einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt, und es kann angenommen werden, daß man mit der Nennung der Fördermittel auf eine günstige Beeinflussung der öffentlichen Meinung spekulierte: ABB, Nr. 282 vom 8. Dezember 1928, S. 5.
- 34 Schreiben des Bürgermeisters von Bühl (Grüninger) an den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft vom 20. September 1929, in: GLA Abt. 236/26357. Grüninger scheint hier um der Wirkung Willen ein Extrembeispiel genannt zu haben, denn im Durchschnitt ergeben sich etwas höhere Preise (vgl. Tab. 2).
- 35 Maurath, S. 20. Vgl. Tab. 2 und Tab. 3.
- 36 Schreiben des Bürgermeisters von Bühl (Grüninger) an den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft vom 20. September 1929, in: GLA Abt. 236/26357. Schon 1927 waren probeweise Erdbeeren vom Flughafen Oos nach Königsberg verschickt worden, wo sie nach ca. 25 Stunden ankamen: ABB, Nr. 138 vom 18. Juni 1927, S. 5 und S. 6.
- 37 ABB, Nr. 90 vom 19. April 1932, S. 4.
- 38 ABB, Nr. 274 vom 27. November 1928, S. 2.
- 39 Allein die Zwetschgenbäume haben von 1925 bis 1933 um 43 000 Stück zugenommen.
- 40 ABB, Nr. 298 vom 20. November 1928, S. 5.
- 41 ABB, Nr. 61 vom 14. März 1932, S. 6. Einen Überblick zu dieser Entwicklung geben die „Monatlichen Berichte zur Lage der Landwirtschaft“ der Badischen Landwirtschaftskammer (ab 1933 der Hauptabteilung II der Landesbauernschaft) an das Ministerium des Innern (ab 1933 an das Finanz- und Wirtschaftsministerium) von 1927 bis 1936, in: GLA Abt. 236/26556 und 26557.
- 42 ABB, Nr. 194 vom 26. August 1931, S. 4.
- 43 Denkschrift der Stadtgemeinde Bühl, des Obstbauvereins, der OAG usw. vom 8. April 1931, in: StaB N623.
- 44 Vgl. Anm. 27.
- 45 ABB, Nr. 16 vom 21. Januar 1930, S. 6.
- 46 Schreiben des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft an den bad. Minister des Innern vom 17. Oktober 1929, in: GLA Abt. 236/26357.
- 47 Schreiben der Badischen Landwirtschaftskammer an den bad. Minister des Innern vom 27. November 1929, in: GLA Abt. 236/26357. In anderen Gemeinden hatte man die staatliche Hilfe nicht zurückgewiesen. Im benachbarten Oberkirch baute man schon Mitte 1929 an einer Obstmarkthalle: ABB, Nr. 156 vom 9. Juli 1929, S. 4.
- 48 Schreiben des Präsidenten der Badischen Landwirtschaftskammer an den bad. Minister des Innern vom 15. August 1931, in: StaB A1172.
- 49 ABB, Nr. 270 vom 28. November 1928, S. 4; hier handelte es sich um eine bloße Verlegung des Marktes von der Hauptstraße in weniger befahrene Nebenstraßen.
- 50 Maurath, S. 39.
- 51 Schreiben des Bürgermeisters von Bühl (Grüninger) an den Bürgermeister von Gaggenau (Schneider) vom 10. Juni 1932, in: StaB A1172.
- 52 ABB, Nr. 122 vom 27. Mai 1930, S. 7.

- 53 Schreiben der Reichsbahndirektion an den bad. Minister des Innern vom 4. September 1931, in: StaB N1172.
- 54 ABB, Nr. 122 vom 30. Mai 1932, S. 5.
- 55 ABB, Nr. 99 vom 30. April 1927, S. 6, ABB, Nr. 119 vom 24. Mai 1927, S. 4, ABB, Nr. 138 vom 18. Juni 1927, S. 5.
- 56 1930 waren dies 88 Spritzen: ABB, Nr. 241 vom 18. Oktober 1930, S. 6.
- 57 ABB, Nr. 168 vom 25. Juli 1933, S. 5.
- 58 ABB, Nr. 119 vom 24. Mai 1927, S. 4.
- 59 ABB, Nr. 148 vom 1. Juli 1927, S. 2.
- 60 ABB, Nr. 26 vom 1. Februar 1930, S. 9.
- 61 ABB, Nr. 69 vom 24. März 1931, S. 6.
- 62 ABB, Nr. 37 vom 14. Februar 1928, S. 4.
- 63 Gemeindestatistik 1927, S. 52–55. Vgl. die Untersuchung von Schanbacher zur Wählerstruktur nach Beruf, Wohnort, sozialer Stellung und Konfession in den badi-schen Wahlbezirken. Die Konfession zeigte hierbei den deutlichsten Zusammenhang mit einem Erfolg der NSDAP. Amtsbezirke mit katholischer Mehrheit waren resistent-er als jene mit einer protestantischen Mehrheit: Eberhard Schanbacher: Das Wähler-votum und die Machtergreifung im deutschen Südwesten, in: Schnabel (Hg.), S. 306 und S. 307. Auch bei Jürgen W. Falter: Die Wähler der NSDAP 1928–1933: Sozial-struktur und parteipolitische Herkunft, in: Die nationalsozialistische Machtergreifung, hrsg. von Wolfgang Michalka, Paderborn 1985, S. 47–59 findet sich diese These (für das Deutsche Reich) bestätigt.
- 64 ABB, Nr. 46 vom 24. Februar 1928, S. 2 und ABB, Nr. 105 vom 5. Mai 1928, S. 5.
- 65 ABB, Nr. 117 vom 21. Mai 1928, S. 2.
- 66 ABB, Nr. 254 vom 3. November 1928, S. 1.
- 67 FÜ, F. 15 vom 21. April 1928, S. 4.
- 68 ABB, Nr. 222 vom 25. September 1929, S. 4, ABB, Nr. 227 vom 1. Oktober 1929, S. 4 und ABB, Nr. 232 vom 7. Oktober 1929, S. 1.
- 69 ABB, Nr. 239 vom 15. Oktober 1929, S. 3.
- 70 ABB, Nr. 240 vom 16. Oktober 1929, S. 4.
- 71 In Kappelwindeck wurde z. B. der Landtagspräsident in seinen Ausführungen nachhal-tig von ortsansässigen Nationalsozialisten gestört: ABB, Nr. 239 vom 15. Oktober 1929, S. 4. Weitere Belege für diese Taktik finden sich im ABB, Nr. 156 vom 9. Juli 1929, S. 5, ABB, Nr. 175 vom 31. Juli 1929, S. 4 und ABB, Nr. 245 vom 22. Oktober 1929, S. 6.
- 72 ABB, Nr. 195 vom 29. August 1930, S. 5.
- 73 Zu den Geamtwahlergebnissen in Baden: Schanbacher, S. 310 und S. 311. In der Sep-temberwahl von 1930 hatte die NSDAP im Deutschen Reich 18,3% (Eberhard Kolb: Die Weimarer Republik, 2. Aufl., München 1988 (Oldenbourg Grundriß der Geschich-te, Bd. 16), S. 259) und in Baden 19,2% der Stimmen (Schanbacher, S. 310) erreicht.
- 74 FÜ, F. 10 vom 8. März 1930, S. 5. Vgl. auch: ABB, Nr. 61 vom 14. März 1930, S. 6.
- 75 ABB, Nr. 182 vom 8. August 1930, S. 2.
- 76 So z. B. Roth (MdL): FÜ, F. 22 vom 31. Mai 1930, S. 5, Wagner (Gauleiter): FÜ, F. 22 vom 2. Juni 1928, S. 4, FÜ, F. 7 vom 15. Februar 1930, S. 5, Huber (zeitweiliger Lan-desbauernführer): FÜ, F. 17 vom 26. April 1930, S. 7 usw.
- 77 ABB, Nr. 61 vom 14. März 1930, S. 6.
- 78 ABB, Nr. 65 vom 19. März 1930, S. 4.
- 79 Da sich die Gallenreblaus auf den Hybridreben, den sog. *Amerikaner-Reben*, ent-wickelt, um dann die Edelreben zu befallen und zu zerstören, sollte deren Anbau ver-

- boten werden. Aufgrund der Schädlingsresistenz der Hybridreben hatte sich deren Anbau besonders während des 1. Weltkrieges ausgebreitet: Karl Müller: Geschichte des Badischen Weinbaus, 2. Aufl. Lahr 1953, S. 148.
- 80 In Lauf, Mösbach, Fautenbach, Neusatz, Önsbach, Sasbach, Sasbachried, Sinzheim und Waldmatt, wurden fast ausschließlich Hybridreben angebaut: ABB, Nr. 9 vom 13. Januar 1932, S. 5.
- 81 Schreiben der Kreisbauernschaft Bühl an den Reichsbauernführer vom 10. November 1934 in: StaB A1165 [!]. Auch im FÜ, F. 26 vom 28. Juni 1930, S. 9 wird gegen das Hybridrebenverbot Position bezogen.
- 82 ABB, Nr. 12 vom 17. Januar 1927, S. 5.
- 83 Müller, S. 148 und S. 149.
- 84 Mitte der 20er Jahre war die staatliche Monopolverwaltung, die verpflichtet war, den Branntwein den Erzeugern abzukaufen, nicht mehr in der Lage, die „Alkoholflut“ zu gewinnbringenden Preisen abzusetzen. Im Vorfeld einer umfassenden Neugestaltung der gesetzlichen Bestimmungen wurden 1926 und 1927 Kontingentierungsvorschriften erlassen, die eine Reduktion der Branntweinmenge um 30% zum Ziel hatten: Fritz Baade: Neugestaltung der Branntweinwirtschaft, in: Berichte über Landwirtschaft, 5 (1927), S. 162–175. Nach Sering, Landwirtschaft, S. 531 soll der Verwaltung des Branntweinmonopols ein jährlicher Verlust von 70 Mio. RM entstanden sein.
- 85 FÜ, F. 8 vom 9. Januar 1932, S. 4.
- 86 ABB, Nr. 24 vom 31. Januar 1927, S. 3.
- 87 ABB, Nr. 25 vom 1. Februar 1927, S. 5.
- 88 ABB, Nr. 256 vom 5. November 1929, S. 3 und BB, Nr. 43 vom 23. Oktober 1929, S. 508.
- 89 ABB, Nr. 87 vom 14. April 1930, S. 5.
- 90 ABB, Nr. 117 vom 23. Mai 1932, S. 6.
- 91 FÜ, F. 310 vom 30. November 1932, S. 9.
- 92 Der Badische Bauernverein (mit Sitz in Freiburg) war mit seinen Unterorganisationen, dem *Genossenschaftsverband des badischen Bauernvereins*, dem *Landesverband Jungbauernschaft Badens* und der *Badischen Bauernbank* eine äußerst wichtige Interessen- und Genossenschaftsorganisation in Baden. Daneben bestanden unter dem Dach des Bauernvereins noch Sonderorganisationen zu einzelnen Bereichen der Landwirtschaft, wie z. B. dem Weinbau und der Milchwirtschaft: Landwirtschaft 1925, S. 138.
- 93 FÜ, F. 5 vom 1. Februar 1930, S. 3. Noch zwei Jahre später wurde dieser Finanzskandal des Bauernvereins im politischen Kampf gegen das Zentrum benutzt: FÜ, F. 28 vom 29. Januar 1932, S. 5.
- 94 ABB, Nr. 27 vom 2. Februar 1930, S. 3.
- 95 ABB, Nr. 59 vom 12. März 1931, S. 5.
- 96 Genaue Zahlenangaben fehlen, doch finden sich (1930) immer wieder Warnungen vor bzw. Klagen über Austritte: ABB, Nr. 23 vom 29. Januar 1930, S. 5 und ABB, Nr. 70 vom 25. März 1930, S. 7.
- 97 Text in: FÜ, F. 17 vom 26. April 1930, S. 9.
- 98 ABB, Nr. 89 vom 16. April 1930, S. 1 und S. 2.
- 99 ABB, Nr. 95 vom 25. April 1930, S. 2 und ABB, Nr. 97 vom 28. April 1930, S. 2.
- 100 ABB, Nr. 99 vom 30. April 1930, S. 2.
- 101 ABB, Nr. 61 vom 13. März 1928, S. 3. Zur Zollschutz-Diskussion, die seit 1925 in ganz Deutschland stattfand, grundlegend: Dieter Gessner: Agrardepression und Präsidialregierungen in Deutschland 1930 bis 1933, Düsseldorf 1977, S. 36–69.

- 102 Beispiele zu der Diskussion der Zoll-Frage auf regionaler Ebene finden sich im: ABB, Nr. 280 vom 6. Dezember 1927, S. 4, ABB, Nr. 27 vom 2. Februar 1928, S. 3, ABB, Nr. 274 vom 27. November 1928, S. 2 und ABB, Nr. 268 vom 19. November 1929, S. 4. Für das Land Baden findet sich diese Aussage in einer Sammlung von Zeitungsberichten bestätigt, die im GLA, Abt. 236/26336 vorliegt.
- 103 ABB, Nr. 61 vom 13. März 1928, S. 3.
- 104 BB, Nr. 3 vom 22. Januar 1931, S. 29.
- 105 Sering, Anhang, Tab. 41, S. 57–59 gibt über deren Höhe und Geltungsdauer Auskunft.
- 106 So z. B. bei verschiedenen Tagungen bzw. Versammlungen des Bauernvereins: BB, Nr. 35 vom 3. September 1930, S. 394 und ABB, Nr. 24 vom 30. Januar 1931, S. 5.
- 107 Sering, Landwirtschaft, S. 902.
- 108 So z. B. Direktor Schwörer vom Bauernverein bei einer Versammlung in Bühl: ABB, Nr. 274 vom 27. November 1928, S. 2.
- 109 ABB, Nr. 280 vom 6. Dezember 1927, S. 4.
- 110 ABB, Nr. 229 vom 4. Oktober 1930, S. 5.
- 111 ABB, Nr. 250 vom 28. Oktober 1929, S. 3.
- 112 Fü, F. 106 vom 18. April 1937, S. 9. Laut ABB, Nr. 228 vom 3. Oktober 1932, S. 7 war Höll seit 1929 in der NSDAP aktiv und hatte hier seit 1930 die Funktion eines Redners.
- 113 Fü, F. 23 vom 28. Januar 1931, S. 5.
- 114 Fü, F. 106 vom 18. April 1937, S. 9. Vgl. zur Entstehung der NSDAP im Bezirk Bühl auch: Bernhard Falk: Dorf und Wehr in großer Zeit, Bühl 1934, S. 177–187. Die hier für den Bezirk Bühl geschilderten Vorgänge passen sich in das diesbezügliche Gesamtgeschehen in Baden am Ende der 20er Jahre bis 1933 ein: Ernst Otto Bräunche: Die NSDAP in Baden 1928–1933, Der Weg zur Macht, in: Schnabel (Hg.), S. 15–31 und S. 35–37 und Johnpeter Horst Grill: The Nazi Movement in Baden 1920–1945, Chappell Hill 1983, S. 136–178.
- 115 Die verschiedenen Angaben zur Wahl, zur Berufszugehörigkeit usw. wurden folgenden Veröffentlichungen entnommen: ABB, Nr. 212 vom 16. September 1930, S. 3, Gemeindestatistik 1927, S. 137 und S. 138 sowie Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 456, H. 32, Berufszählung, hrsg. vom Statistischen Reichsamte, Berlin 1936, S. 51.
- 116 ABB, Nr. 249 vom 28. Oktober 1930, S. 2.
- 117 Stimmenanteile der NSDAP berechnet nach den Angaben im ABB, Nr. 212 vom 16. September 1930, S. 3.
- 118 ABB, Nr. 66 vom 19. März 1932, S. 6 und Fü, F. 144 vom 10. Juni 1932, S. 7.
- 119 Fü, F. 60 vom 22./23. März 1931, S. 7.
- 120 Schreiben der Außenstelle des Landespolizeiamtes bei der Polizeidirektion Baden-Baden an das Bezirksamt Bühl vom 29. Januar 1932, in: GLA Abt. 346/58.
- 121 Fü, F. 85 vom 6. April 1932, S. 7.
- 122 Nach einer (handschriftlichen) Aufzeichnung in den Akten des Bezirksamts Bühl fanden in der Zeit vom 3. Januar 1932 bis zum 21. Juni 1932 116 Veranstaltungen der NSDAP im Bezirk statt, davon 12 unter einer rein landwirtschaftlichen Themenstellung, in: GLA Abt. 346/2691.
- 123 ABB, Nr. 71 vom 26. März 1932, S. 3, ABB, Nr. 157 vom 11. Juli 1932, S. 6 und ABB, Nr. 176 vom 2. August 1932, S. 5. Im Zusammenhang mit dem Überfall in Steinbach wurden 11 Nationalsozialisten zu Gefängnisstrafen zw. 3 und 7 Monaten verurteilt: ABB, Nr. 204 vom 5. September 1932, S. 4.
- 124 ABB, Nr. 87 vom 15. April 1932, S. 4.
- 125 ABB, Nr. 175 vom 1. August 1932, S. 3 und S. 4.

- 126 FÜ, F. 296 vom 16. November 1932, S. 9.
- 127 ABB, Nr. 160 vom 15. Juli 1933, S. 5.
- 128 Schreiben des Max Berger an den Bürgermeister von Bühl (Grüninger) vom 9. Februar 1933, in: StaB A1172.
- 129 ABB, Nr. 160 vom 15. Juli 1933, S. 5.
- 130 FÜ, F. 89 vom 8. Februar 1933, S. 10; Dieser Artikel erschien in der Beilage *Acher und Bühler Echo* des ABB, für welche Franz Höll, der spätere Kreisbauernführer, redaktionell verantwortlich war: FÜ, F. 268, vom 19. Oktober 1932, S. 10.
- 131 FÜ, F. 53 vom 22. Februar 1933, S. 10.
- 132 Er wurde zum Hauptabteilungsleiter II bestellt. Aus den vorliegenden Unterlagen geht lediglich hervor, daß er diese Funktion im Zeitraum Oktober 1933 bis Oktober 1934 inne hatte: Schreiben der Kreisleitung Achern-Bühl an den Landesbauernführer vom 22. Oktober 1934, in: GLA Abt. 469/1038.
- 133 ABB, Nr. 166 vom 22. Juli 1933, S. 6.
- 134 Dies geht aus einer Anzeige des „Führers“ hervor, in welcher er als „Pg. Hopp, Bühl“ bezeichnet wurde: FÜ, F. 208 vom 30. Juli 1933, S. 14.
- 135 ABB, Nr. 170 vom 27. Juli 1933, S. 5.
- 136 ABB, Nr. 189 vom 20. August 1933, S. 12.
- 137 ABB, Nr. 208 vom 11. September 1933, S. 6.
- 138 FÜ, F. 172 vom 24. Juni 1933, S. 9.
- 139 ABB, Nr. 208 vom 11. September 1933, S. 6, ABB, Nr. 269 vom 22. November 1933, S. 8.
- 140 ABB, Nr. 25 vom 31. Januar 1934, S. 7.
- 141 ABB, Nr. 95 vom 25. April 1934, S. 6.
- 142 Zum Reichsnährstand gehörten die landwirtschaftlichen Vereine und Verbände, die Landwirtschaftskammern, die Genossenschaften sowie alle Be- und Verarbeiter landwirtschaftlicher Produkte und nicht zuletzt die Erzeuger. Gliederung: Hauptabteilung I *Der Mensch* (mit politischer Funktion), Hauptabteilung II *Der Hof* (die Durchführung der Erzeugungsschlacht, d. h. die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion in Quantität und Qualität) und Hauptabteilung III *Der Markt*. In letztere waren auf Reichsebene die Hauptvereinigungen mit ihrem regionalen Untergliederungen, den Wirtschaftsverbänden, eingegliedert. Diese wiederum hatten alle Stufen des Marktes, d. h. vom Erzeuger bis zum Händler, zu kontrollieren, um eine kontinuierliche Marktversorgung zu gewährleisten: Hermann Reischle und Wilhelm Saure: *Der Reichsnährstand*, 3. Aufl., Berlin 1940, S. 43–88 und S. 110–177. Vgl. auch: Winkel, S. 807–822, Tornow, S. 31–37 und Claudia Frank: *Der Reichsnährstand und seine Ursprünge*, Diss. Hamburg 1988, S. 127–132.
- 143 Im Oktober 1933 wurde Höll in das Amt des Kreisbauernführers eingesetzt: BBs, F. 3 vom 13. Oktober 1933, S. 6.
- 144 Schreiben des Kreisleiters (Karl Maier) an den Landesbauernführer vom 17. Oktober 1934, in: GLA 469/1038.
- 145 Im Januar 1935: BBs, F. 2 vom 11. Januar 1935, S. 50.
- 146 Schreiben der NSDAP-Kreisleitung Achern-Bühl an die Landesbauernschaft Baden vom 22. Oktober 1934, in: GLA Abt. 469/1038. M. E. war es in dieser Auseinandersetzung nicht um inhaltliche Fragen der regionalen Agrarpolitik gegangen, sondern vielmehr um persönliche Rivalitäten der beiden Kontrahenten. Sowohl Höll als auch Maier gehörten zu den ersten Funktionären der NSDAP im Bezirk, doch hat es den Anschein, daß Maier einen besseren Zugang zu hohen Parteidienststellen hatte. Höll dagegen war dem Umkreis des abgesetzten Landesbauernführers Huber zuzurechnen. Wären Maiers Vorwürfe in diesem Umfange berechtigt gewesen, hätte Höll sicherlich nicht das Amt

- eines Redners der NSDAP behalten. Diese These ergibt sich aus einem Schreiben des Kreisbauernführers (Höll) an den Reichsbauernführer vom 13. Dezember 1934, in: Bundesarchiv Koblenz R16, I Nr. 2131 (= BArch).
- 147 ABB, Nr. 51 vom 2. März 1934, S. 6.
- 148 ABB, Nr. 25 vom 31. Januar 1934, S. 7.
- 149 FÜ, F. 272 vom 3. Oktober 1934, S. 5.
- 150 Monatlicher Bericht zur Lage der Landwirtschaft vom 5. September und 6. Oktober 1934 der Landesbauernschaft an das Finanz- und Wirtschaftsministerium, in: GLA Abt. 236/26557.
- 151 Die tatsächlichen Preise zur Zeit der Haupternte lagen oft weit darunter. Im August 1934 wurden z. B. lediglich 6 bis 9 Rpf. je Pfund Frühzwetschgen bezahlt: BBs, F. 34 vom 24. August 1934, S. 655.
- 152 ABB, Nr. 298 vom 31. Dezember 1934, S. 4.
- 153 Schreiben des Obstbauinspektors (Hopp) an den Gebietsbeauftragten für die Regelung des Absatzes von Gartenbauerzeugnissen vom 13. Juni 1935, in: StaB N624. Erdbeeren kosteten im Juni 1935 zw. 32 und 36 Rpf.: ABB, Nr. 132 vom 11. Juni 1935, S. 7 und ABB, Nr. 139 vom 19. Juni 1935, S. 9.
- 154 Schreiben des Bürgermeisters von Bühl (Ewald) an den Gebietsbeauftragten für die Regelung des Absatzes von Gartenbauerzeugnissen vom 13. Juni 1935, in: StaB N624.
- 155 FÜ, F. 205 vom 28. Juli 1935, S. 6.
- 156 ABB, Nr. 87 vom 13. April 1935, S. 6 und S. 7.
- 157 Bericht über die Prüfung der Bezirksabgabestelle Bühl/Baden S. 10, in: BArch R17, I Nr. 334.
- 158 ABB, Nr. 181 vom 8. August 1935, S. 6.
- 159 ABB, Nr. 185 vom 13. August 1935, S. 7.
- 160 ABB, Nr. 182 vom 9. August 1935, S. 6.
- 161 ABB, Nr. 184 vom 12. August 1935, S. 6.
- 162 FÜ, F. 127 vom 10. Mai 1937, S. 8 und FÜ, F. 131 vom 14. Mai 1937, S. 10.
- 163 FÜ, F. 129 vom 12. Mai 1937, S. 10.
- 164 FÜ, F. 130 vom 13. Mai 1937, S. 11.
- 165 FÜ, F. 177 vom 30. Juni 1937, S. 13 und S. 14.
- 166 FÜ, F. 96 vom 7. April 1938, S. 10.
- 167 FÜ, F. 41 vom 10. Februar 1939, S. 9.
- 168 Klaus Hildebrand: Das Dritte Reich, 4. Aufl. München 1991 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 17), S. 8 und S. 9.
- 169 Tornow, S. 72–111, beschreibt die für alle wichtigen Bereiche der Landwirtschaft, von der Eier- bis zur Fleischproduktion, errichteten Marktordnungen und deren Regelwerk.
- 170 Arthur Hanau und Roderich Plate: Die deutsche landwirtschaftliche Preis- und Marktpolitik im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1975 (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 28), S. 68.
- 171 FÜ, F. 170 vom 23. Juni 1937, S. 1.
- 172 Die Ausführungen von Frank, S. 188 und S. 189 verdeutlichen, daß bei landwirtschaftlichen Produkten, die einer Festpreisbildung unterworfen waren, die Ernteschwankungen noch nachhaltiger auf die Einkommenslage der Landwirte wirkten.
- 173 FÜ, F. 220/369 vom 12. August 1935, S. 4.
- 174 ABB, Nr. 87 vom 13. April 1935, S. 6. Albert Roth, ein Mitglied der Führungsmannschaft um Gauleiter Wagner, sprach in einer Versammlung in Bühl vom „Unverständnis der Landwirte“ für manche agrarpolitischen Maßnahmen: ABB, Nr. 200 vom 30. August 1935, S. 6.

- 175 Vgl. zu diesen Ausführungen: Horst Gies: Aufgaben und Probleme der nationalsozialistischen Ernährungswirtschaft 1933–1939, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 66 (1979), S. 468–470, Martin Kutz: Kriegserfahrung und Kriegsvorbereitung, Die agrarwirtschaftliche Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges in Deutschland vor dem Hintergrund der Weltkrieg I-Erfahrung, Teil I, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 32/H1 (1984), S. 73 und Teil II, in: ebd., S. 136, Clifford R. Lovin: Die Erzeugungsschlacht 1934–1936, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 22 (1974), S. 213 und S. 214, Daniela Münkler: Bauern und Nationalsozialismus, Bielefeld 1991 (Hannoversche Schriften zur Regional- und Lokalgeschichte, Bd. 2.), S. 65–67 sowie Frank, S. 180–186.
- 176 Günter Fahle: Nazis und Bauern, Zur Agrarpolitik des deutschen Faschismus 1933 bis 1945, Köln 1986, S. 87.
- 177 FÜ, F. 272 vom 3. Oktober 1934, S. 5, FÜ, F. 77 vom 15. Februar 1935, S. 5 und FÜ, F. 177 vom 30. Juni 1937, S. 15.
- 178 BBs, F. 5 vom 1. Februar 1935, S. 151.
- 179 FÜ, F. 7 vom 7. Januar 1936, S. 3.
- 180 So auch der Tenor eines Berichtes der Badischen Bauernkammer an den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft vom 5. Februar 1934, in: GLA Abt. 237/45553.
- 181 FÜ, F. 177 vom 30. Juni 1937, S. 14.
- 182 Daher die geringfügigere Abnahme der Gesamtbaumzahl im Vergleich zur Abnahme der Pflaumen- und Zwetschgenbestände. Einzelne Baumarten: Jahrbuch 1930, S. 84 und S. 85 und Jahrbuch 1938, S. 98 und S. 99.
- 183 1927 gab es 267 ha ausschließlich als Obstanlagen genutzte Flächen, 1936 waren es 795 ha: Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 374, bearb. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1930, S. 63 und Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 500, hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1937, S. 260.
- 184 BBs, F. 33 vom 16. August 1935, S. 1093.
- 185 ABB, Nr. 87 vom 13. April 1935, S. 7.

Bildstöcke und Wegkreuze auf der Gemarkung Haslach

Monika Kohde

Vorwort zur Entstehung des Beitrags

In „Die Ortenau“, 20. Heft 1933, erschien unter dem Titel „Bildstöcke im Amtsbezirk Wolfach (1. in und um Haslach)“ von Dr. Otto August Müller die letzte Bestandserhebung der Haslacher Bildstöcke. Diese Arbeit diente als Grundlage für eine Schülerarbeitsgemeinschaft im Schuljahr 1983/84 mit acht Schülern der Klassen 8b und 9a, die ich geleitet habe. Aus den mit den Schülern zusammengetragenen Einzelheiten konnte ich abschließend eine umfassende Darstellung anfertigen, die ich mit den Angaben über die im Haslacher Raum befindlichen Wegkreuze ergänzte. Überprüft und auf den neuesten Stand gebracht, dient diese Arbeit heute, zehn Jahre später, als Grundlage für den nachfolgenden Beitrag.

Zur Geschichte der Bildstöcke und Wegkreuze

Bildstöcke aufzustellen ist ein Brauch, der bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht. Aber den Ursprung der Bildstöcke darf man sicher noch weiter zurückdatieren. K. A. Oberle schreibt in seiner Abhandlung „Überreste germanischen Heidentums im Christentum“: „Der Baumkult ist so sehr das Fundament der religiösen Anschauung der Germanen, daß ohne ihn kein Gottesdienst denkbar war. Ohne Wald und Bäume konnten sich die Germanen überhaupt kein Fest denken. Dort brachten sie den Göttern ihre Opfer, Andacht und Gelübde. Im Walde, wo Altäre der Götter waren, hing man nun in der späteren christlichen Zeit heilige Bilder auf und zündete Lichtlein dabei an. Auf diese Weise sind die sogenannten Bildstöcke und die Kreuze an Wegen entstanden.“¹ Die Form mancher Bildstöcke, gerade in Haslach, läßt jedenfalls leicht an den alten Baumkult denken; darauf wird später noch hinzuweisen sein.

Den tiefsten Einschnitt in die religiösen Bräuche brachte die Reformation mit der ihr folgenden Gegenreformation, besser als „katholische Reform“ bezeichnet. Vor allem die Jesuiten hatten hier die Aufgabe, in den Gebieten, in denen die Herrscher die neue Lehre nicht angenommen hatten, die alte Lehre zu reformieren; und sie bedienten sich geschickterweise der Wiederbelebung der eher nebensächlichen Traditionen, um den Menschen den Weg zurück zum alten Glauben zu weisen. Wo die Landesherren aber den neuen Glauben angenommen hatten, fand diese Entwicklung nicht

statt, was gerade in unserem Raum an den beiden Herrschaftsgebieten Hornberg und Fürstenberg sehr deutlich wurde. Im Oberamt Hornberg, das in den Jahren 1534 bis 1538 reformiert wurde, verschwand das Interesse an der Erhaltung und Pflege von Bildstöcken ganz, so daß Hermann Fautz in seiner Beschreibung „Feldkreuze und Bildstöcke im oberen Kinzigtal“ auf die fürstenbergischen Gemeinden ausweichen mußte, „... in denen der Brauch der Errichtung solcher Kultdenkmale bis in die jüngste Zeit in Übung geblieben ist“².

Einen weiteren deutlichen Einschnitt in die religiösen Bräuche brachte die Aufklärung, die Ende des 18. Jahrhunderts von Frankreich ausging. Und ausgerechnet in Haslach zeigten sich die Ratsherren besonders „aufgeklärt“, wie eine Begebenheit zeigt, die Pfarrer Oechsler in seinem Artikel „Die Pfarrei Haslach im Kinzigtal“ nach Ratsprotokollen wiedergibt: „Namentlich die seichten religiösen Ideen der französischen Enzyklopädisten und der bureaukratische Geist der glaubensleeren josefinischen Aufklärung . . . waren den Haslacher Ratsherren zu Kopf gestiegen . . . Ein Haslacher Bürgersohn, Valentin Hansjakob, war als Färbermeister im niederbayrischen Ort Bogenberg ansässig geworden. In einer schweren Krankheit gelobte er, bei wiedererlangter Gesundheit seinem Namenspatron ein Bildstöckchen in seiner Heimat Haslach errichten zu lassen. Er schrieb deshalb an seinen früheren Pflegevater, einen gewissen F. Sandhaas, und trug ihm auf, mit Genehmigung des Magistrats dieses Bildstöcklein an der Mühlenstraße am Garten des Sandhaas aufstellen und die Kosten hierfür aus seinem noch in Haslach stehenden großmütterlichen Vermögen zu bestreiten. Der Rat beschloß nun unterm 27ten Nov. 1789, dem Herrn F. Sandhaas zu erkennen zu geben: ‚Daß diese Intention der jetzigen Aufklärung gar nicht entspreche und man jetzt vielmehr auf die Ab- als Aufstellung derlei unnützer, die Religion entehrender Denkmale bedacht sei‘.“³ Kaum irgendwo anders in unserer Nachbarschaft wurde so hart durchgegriffen. Aber in Haslach selbst fehlt tatsächlich für das ausgehende 18. und gesamte 19. Jahrhundert der Nachweis für die Errichtung eines einzigen Bildstocks.

In unserem Jahrhundert schließlich wurden Bildstöcke und Wegkreuze aufgestellt, wann immer das notwendige Geld vorhanden war und Überzeugung und Wille des Stifters stark genug waren. Als Folge der gerade modernen Nostalgie-Welle mag es betrachtet werden, daß vor allem während der letzten rund zwanzig Jahre wieder an die alte Tradition angeknüpft wird.

Bildstöcke und Wegkreuze sind religiöse Zeichen, die errichtet werden, um ein Gelöbnis zu erfüllen, an einen Verstorbenen, Verunglückten oder gar Ermordeten zu erinnern, oder einfach, um Gott zu danken. In jedem Fall

sind sie Zeugen des Volksglaubens und der Volkskunst und damit kleine Kulturdenkmale, deren Erhaltung lohnend ist. Sie bestimmten Stilrichtungen zuordnen zu wollen, ist meist müßig und unbefriedigend. Können und Kunstempfinden des jeweiligen „Steinhauers“, der sich nur mehr oder weniger an Vorlagen und Vorbilder hielt, oft auch noch die speziellen Wünsche des Auftraggebers zu berücksichtigen hatte, waren für das Endprodukt mehr verantwortlich als die großen Stilrichtungen der Zeit. Auffallend ist, daß sich in einzelnen Gemeinden über einen größeren Zeitraum bestimmte Formen durchgesetzt haben, was für Haslach in besonderem Maße zutrifft: für die im 18. Jahrhundert errichteten Bildstöcke sind die säulenartigen Rundstämme charakteristisch geworden. O. A. Müller vermutet, daß sich hier ein Steinmetzmeister möglicherweise an die Urform des Bildstocks, den Baumstamm, erinnerte, wie anfangs erwähnt, daran Gefallen fand und deshalb diese Form immer wieder anwandte. Seine Schüler mögen sich dann an die Vorgaben des Meisters gehalten haben, wie das durchaus üblich war. Beweisunterlagen sind allerdings nicht vorhanden. Nach Müller⁴ sind die Haslacher Rundstamm-Bildstöcke in drei Gruppen einzuteilen:

1. die mit zierlichen, gleichmäßig schlanken Säulen, die um 1720 entstanden,
2. die mit kräftigerem Stamm und leichter Ausbuchtung in der Mitte, die zwischen 1740 und 1750 entstanden,
3. die mit kürzerem, dickem Stamm, die um 1750 entstanden.

Vor der Übersicht, welche alten Bildstöcke welcher Gruppe zuzuordnen sind, sei noch dargestellt, welche wesentlichen Merkmale allen Bildstöcken, auch außerhalb dieser Gruppen, zu eigen sind:

In der Aufteilung folgen alle, mehr oder weniger ausgeprägt, dem gleichen Muster: Sockel, Schaft (Säule/Stamm), Bildhäuschen (Ädikula). Oft bilden Kapitelle, deren Ecken manchmal mit Voluten verziert sind, den Abschluß der Säule. Auf dem Kapitell steht das Bildhäuschen, in seltenen Fällen ist darauf noch ein Kreuz oder eine Figur aufgesetzt. In der Ädikula ist eine Nische, in die religiöse Gegenstände (Kreuze, Bildchen, Figuren usw.) gestellt werden. Normalerweise sind sie durch ein Gitter geschützt. Die Rückwand wurde überhaupt nur dann bearbeitet, wenn der Bildstock so stand, daß er von beiden Seiten gleichermaßen betrachtet werden konnte. Üblich war auch, an der Ädikula die Erinnerung an ein „Häuschen“ dadurch zu vervollständigen, daß man am Dach die Form der Ziegel herausmeißelte; andere Formen kamen erst später auf. Auch in Schmuck und Gestaltung lassen sich viele Parallelen finden: Auf der Vorderseite des Stammes wurden immer Inschrift und Jahreszahl eingehauen, während an den Seiten Jesus- und Marienmonogramm angebracht wurden. Das Jesusmonogramm IHS ist zu deuten als *Jesus, Homo, Sanctifikator* (Jesus, Mensch, Heilmacher) oder *In Hoc Signo* (in diesem Zeichen) oder, wie man im

Deutschen allgemein sagt: *Jesus, Heiland, Seligmacher*. Das Marienmonogramm ist stets in dem Zeichen erkennbar. Auf später übliche Schmuckzeichen wird von Fall zu Fall hingewiesen. In unserem Raum sind die meisten Bildstöcke aus rotem Sandstein, selten aus grauem oder gar aus einem anderen Material. Die genauen Maße der einzelnen Teile habe ich mit den Schülern vor zehn Jahren, soweit möglich, erfaßt und in der schriftlichen Fixierung wiedergegeben. Für diesen Beitrag halte ich es für ausreichend, auf besondere Auffälligkeiten in den Ausmaßen hinzuweisen, während allgemein gilt, daß die Bildstöcke etwa 150–250 cm hoch sind, wovon rund 50 cm auf die Ädikula entfallen. Die Wegkreuze sind etwa 2–3 m hoch.



In der folgenden Übersicht werden alle alten Bildstöcke genannt, die O. A. Müller in seinem Artikel erwähnt hat. Dabei wird die vorgenannte Gruppeneinteilung berücksichtigt: I = zierliche, gleichmäßig schlanke Säulen, II = kräftigere Säulen mit leichter Ausbuchtung in der Mitte, III = kürzere, dicke Säulen. Die mit X gekennzeichneten Bildstöcke sind noch vorhanden, die bei (I) zusammengefaßten Bildstöcke passen nur bedingt zur ersten Gruppe, da ihre Säulen achteckig sind, nicht rund.

- | | | | |
|--------|---|----|--|
| | X | 1. | zweiteiliger Bildstock am Sandhaasplatz, Haslach |
| | | 2. | reparierter Bildstock im Hasengäßle, Nähe Grüninger, Haslach (1717) |
| I | } | X | 3. Bildstock bei der Brauerei Vollmer, Haslach (1723) |
| | | | 4. Bildstock Ecke Mühlenbacher-Grafenstraße, Haslach (1723) |
| | | X | 5. Bildstock auf einem Mäuerchen in der Hofstetter Straße, Haslach (1725) |
| II | } | X | 6. größerer Bildstock an der Mühlenkapelle, Haslach (1751) |
| | | | 7. beschädigter, in eine Stützmauer eingefügter Bildstock an der Fischerbacher Straße, Fischerbach |
| | X | 8. | Bildstock in der Sägerstraße, beim Bahnübergang, Haslach (1736) |
| III | - | X | 9. kleinerer Bildstock an der Loreto-Kapelle, Haslach (1750) |
| (I) | } | X | 10. Bildstock oberhalb des Barbarast, Welschbollenbach (1713) |
| | | X | 11. Bildstock unterhalb des Heizenberghofs, Welschbollenbach (1722) |
| | | X | 12. Bildstock neben der alten Schule, Bollenbach (1722) |
| III | - | X | 13. Bildstock beim Dirlesberghof, Welschbollenbach (1742) |
| II+III | - | X | 14. Bildstock bei der ehemaligen Zündholzfabrik, Schnellingen (1742) |
| | | X | 15. größerer Bildstock an der Loreto-Kapelle, Haslach (1749) |
| | | | 16. kleinerer Bildstock an der ehemaligen Mühlenkapelle, Haslach (1747) |
| | | X | 17. Bildstock am Heiligen Brunnen, Haslach (1739) |
| | | | 18. Holzbildstock in der Mühlenbacher Straße, Haslach |

- 19. Bildstock unweit der Schnellinger Kapelle, Schnellingen (1833)
- X 20. Bildstock Straße Bollenbach-Steinach, Bollenbach (1854)
- X 21. Bildstock unterhalb des Weberhofes, Welschbollenbach (1839)

Die Liste zeigt, daß von den alten Bildstöcken sechs verschwunden sind; da aber etliche neue Bildstöcke dazugekommen sind, ergibt sich heute folgendes Bild:

Haslach – von 13 alten Bildstöcken (der Fischerbacher mitgerechnet) sind noch 8 erhalten, 5 kamen dazu.

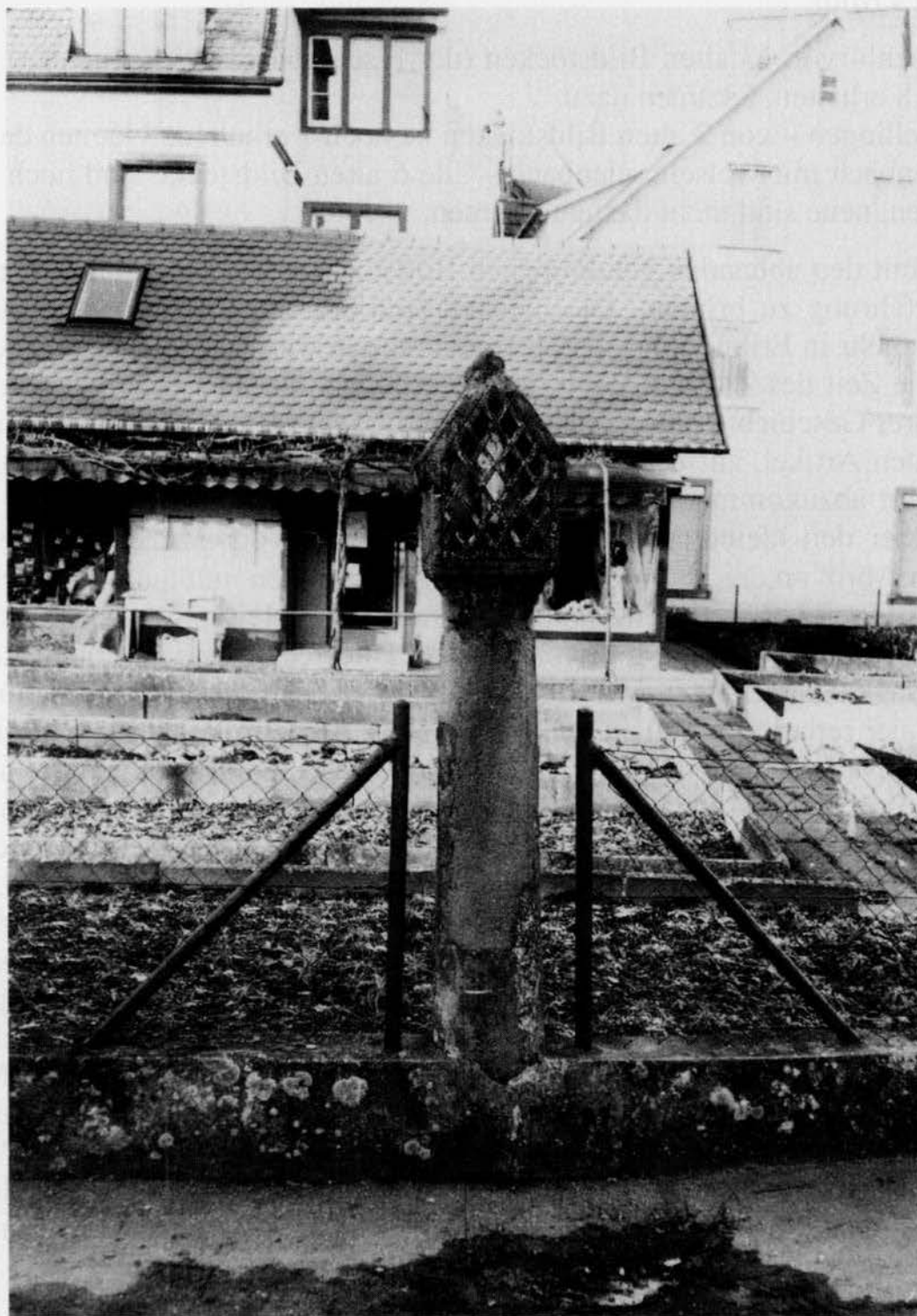
Schnellingen – von 2 alten Bildstöcken ist noch 1 erhalten, 3 kamen dazu.

Bollenbach mit Welschbollenbach – alle 6 alten Bildstöcke sind noch vorhanden, neue sind nicht dazugekommen.

Was mit den abhanden gekommenen Bildstöcken geschehen ist, war nicht in Erfahrung zu bringen. Die meisten sind auch den älteren Anwohnern nicht mehr in Erinnerung, so daß angenommen werden muß, daß sie schon um die Zeit des Zweiten Weltkrieges zerfallen sind oder beseitigt wurden. Zu ihrer Geschichte und ihrem Aussehen berichtet O. A. Müller in dem erwähnten Artikel, auf den ich verweise, um hier nicht zu weit von der Gegenwart abzukommen. Kurios für unsere Arbeitsgemeinschaft wurde, was wir über den kleineren der beiden Bildstöcke an der Mühlenkapelle vor ihrem Abriß an der alten Stelle in Erfahrung bringen mußten: Zum Gedenken an ihren verstorbenen Mann hatte Frau Herta Heiss, Steinacher Straße, diesen Bildstock käuflich erworben. Der Bildstock war von einem Langholzwagen zerschlagen worden, wurde in der Werkstatt von Steinmetz H. Maier repariert und dann am Fischweiher der Familie Heiss aufgestellt. In der Nacht von Dreikönig 1984 wurde dieser Bildstock genau an der alten Bruchstelle (zwischen Sockel und Schaft) abgesägt und entwendet. Leider erfuhren wir zu spät von diesem Ereignis, so daß dieser Bildstock in unserer im Frühjahr 1984 abgeschlossenen Fotoreihe nicht erfaßt ist. Da auch Frau Heiss kein Foto besitzt, bleibt die einzige mir bekannte Darstellung die von Architekt Heinz Moser gefertigte Zeichnung der Mühlenkapelle aus dem Jahre 1958, auf der dieser Bildstock links vom Eingang steht. Diese Zeichnung ist in einer Kalendersammlung für 1984 abgedruckt. Der Bildstock war aus dem Jahre 1747 und stand, so berichtet Müller, ursprünglich an der Landstraße vor den Toren der Stadt. Die auf einer Schrifttafel erkennbaren Buchstabenreste fügte Müller zu „Obrecht“ zusammen. Der Verlust ist heute an der wieder aufgebauten Kapelle dadurch wettgemacht, daß Steinmetz Heribert Maier einen neuen, dem alten nachempfundenen Bildstock gestiftet hat, worauf an anderer Stelle noch hingewiesen wird.

Einzelbeschreibung der Haslacher Bildstöcke

Nach O. A. Müller könnte der *Bildstock am Sandhaasplatz* der Stammvater aller Haslacher Rundstamm-Bildstöcke sein, weil sein geradliniger und unkomplizierter Stamm stark an die Baumform erinnert. Aber unter



Bildstock am Sandhaasplatz

Berücksichtigung aller Erkenntnisse muß zuletzt sogar bezweifelt werden, daß es sich im Ursprung überhaupt um einen Bildstock handelt. Deshalb wurde er auch keiner der drei Gruppen (s. o.) zugerechnet. Zum einen besteht er, heute auch in der Farbe noch deutlich erkennbar, aus zwei Teilen mit Bruchstelle unter der Ädikula. Müller schreibt den beiden Teilen sogar verschiedene Stilepochen zu – die Säule romanisch, das Häuschen Renaissance. Er mutmaßt weiter, daß die Säule, mit seiner Sebastiansfigur obendrauf, Teil einer früheren Sebastianssäule gewesen sein könnte; immerhin hieß der Platz früher Sebastiansplatz. Zum anderen ist die Datierung unbestimmt; während Müller an der rechten Seite der Ädikula noch die Zahlen 16 und 08 zu erkennen glaubt (heute ist davon nichts mehr zu tasten), sprechen die Buchstaben F. J. G. und M. C. H. vorn unter der Ädikula sehr für die Deutung, die O. Göller anbietet: Er „denkt an den Kupferschmied Franz Joseph Gröber, der 1766 Maria Catharina Haylin, die Witwe des Bürgermeisters Joseph Sandhaas, heiratete. Hatte doch Gröber am heutigen Sandhaasplatz einen Garten. Als er ihn 1769 gegen einen andern vertauschte, wird dabei erwähnt, daß der Besitzer verpflichtet ist, „an Corpori Christi tag bei der bildnuß S. Sebastian einen altar aufzumachen und zu ziehren . . .“⁵ Durch diesen Beleg kommt Müller auf den Gedanken mit der Sebastianssäule. Da weitere Beweise zur Entstehung dieses Bildstocks nicht vorhanden sind, möge er einfach als schöner Rundstamm-Bildstock betrachtet werden. Rechts und links der Ädikula sind heute noch die üblichen Zeichen zu erahnen: Marienmonogramm und JHS. Das Dach ist stark beschädigt, ganze Teilchen sind abgebrochen. Von hinten ist erkennbar, daß der Bildstock nicht auf dem Mäuerchen steht, wie es von vorn scheinen mag. Nach Aussagen der Gärtnerei-Besitzerin (Nerz) war früher eine breitere Mauer an Stelle der heutigen. Das schmalere Mäuerchen wurde dann um den Stamm herum angelegt. Der Stamm reicht also bis in den Boden.

Zur Gruppe I der Haslacher Rundstamm-Bildstöcke gehörten ursprünglich vier Bildstöcke, von denen nur noch zwei übrig sind: der an der Steinacher Straße auf dem Grundstück des Gasthauses „Kochlöffel“ und der in der Hofstetter Straße im Garten der Pizzeria „Oronzo“. Verloren gegangen ist leider der älteste von Haslach aus dem Jahre 1717, der nach Müllers Beschreibung neben der alten Friedhofskapelle gestanden haben muß, nachdem er in der Werkstatt Maier wiederhergestellt worden war. Sein erster Standort muß am sogenannten Hasengäßle gewesen sein. Die plastischen Verzierungen, Spitzweck und Brezel, und die Buchstaben MST lassen nach Müllers Vermutung als Stifter den Weißbeck Michel Stulz in Frage kommen, der um diese Zeit lebte. Der andere verschwundene Bildstock soll an der Ecke Mühlenbacher-/Grafenstraße gestanden haben, da wo der Rotkreuzweg abzweigt. Vermutlich aus dem Jahre 1723 stammend, soll er eine

Stiftung des Metzgers *Hans Conrad Kröpple* und dessen Ehefrau *Maria Ursula Ruprechtin* gewesen sein. Nicht uninteressant, alle Bildstöcke dieser Gruppe betreffend, ist ein Hinweis Müllers, der hier nicht vorenthalten bleiben soll: „Auffällig ist, daß diese vier gleichartigen Bildstöcke an den vier wichtigsten Straßen Haslachs, der Steinacher-, Hofstetter-, Mühlenbacher- und Hausacher Landstraße standen oder noch heute stehen, außerhalb des alten Stadtbezirks, halbbogenförmig angeordnet, in etwa gleichem Abstand vom Stadtmittelpunkt; auffällig ist, daß wohl zum mindesten zwei aus dem gleichen Jahre stammen . . . Daß als Standort der Bildstöcke gerade die vier wichtigsten Zufahrtsstraßen sich ergaben, mag Zufall sein. Zuerst glaubte ich, sie wegen dieser fast geometrischen Aufstellung als Prozessionsbildstöcke ansprechen zu müssen. Doch ist von einer Prozession um die Stadt herum nichts mehr bekannt. Wahrscheinlich haben die Stifter die Bildstöcke eben in ihren an diesen Straßen liegenden Gärten aufstellen lassen, weil sie ein ganz richtiges Empfinden dafür hatten, daß der Bildstock in die Landschaft gehört . . .“⁶

Zurück zu den beiden noch vorhandenen Bildstöcken. Sehr in Ehren gehalten, und heute schöner ins Blickfeld gerückt als vor zehn Jahren, ist der *Bildstock beim Gasthaus „Goldener Kochlöffel“*. Zu Müllers Zeiten war er gerade restauriert und neu aufgestellt worden, nachdem er umgefahren worden war. Damals wurde er mit dem schönen Gitter vor der Ädikula versehen, in die ein Kruzifix aus dem Haslacher Museum gestellt worden war; auch die Inschrift – JK AMR 1723 – wurde damals erneuert. Vor zehn Jahren war sie wieder kaum noch lesbar. Etwa 1976 ließ der jetzige Besitzer, Herr Matz, das Gitter erneuern und eine Marienfigur in die Nische stellen; über den Verbleib des Kruzifixes konnte er keine Angaben machen. Heute, am eigens für das Bildstöckchen angelegten Platz, ist auch die Inschrift wieder schön hervorgehoben, und sie bedeutet nach Müller: „Die Buchstaben bezeichnen den Rotgerber und späteren Rappenwirt *Johann Kleyle* und dessen Ehefrau *Anna Maria Rupp*. Als Tochter des Rappenwirts *Christoph Rupp* war diese eine Enkelin des durch *Hansjakobs* Erzählung berühmt gewordenen ‚Leutnant von Hasle‘ . . . Bei dem Bildstock könnte man auch an ein Gelöbnis in schwerer Krankheit denken, denn der Rappenwirt *Johann Kleyle* war um diese Zeit schon kränklich, lebte aber dann doch noch bis 1746.“⁷ Ergänzend sei angefügt, daß diese *Anna Maria Kleyle*, geb. *Rupp*, die Großmutter des Apostelmalers *Melchior Bernhard Eisenmann* war, der u. a. die Apostelfiguren für die Mühlenbacher Kirche malte.

Nach O. A. Müller ist der *Bildstock beim ehemaligen Cafe „Schänzle“* der zierlichste dieser Gruppe. Zu seiner Zeit muß er noch auf einem Mäuerchen neben einem Kruzifix in der Hofstetter Straße gestanden haben. Wo

genau das gewesen sein soll, war nicht zu ermitteln. Heute steht er geschützt hinter dem Gartenhag der Pizzeria „Bei Oronzo“, neuer Besitzer des Anwesens und des Bildstocks. Dieser versicherte mir, daß eine Restaurierung des Bildstocks schon in Auftrag gegeben sei, und danach solle er auch von den ihn überwuchernden Hecken befreit werden. Vielleicht bekommt die Ädikula dann auch ein neues Kreuzchen obendrauf, wie es vor zehn Jahren, 23 cm hoch, noch vorhanden war. Nach Müller ist nicht ganz klar, ob der Bildstock aus dem Jahre 1723 oder 1725 stammt. „Bemerkenswert an ihm sind die besonders stark ausgebildeten Übergangszapfen am Kapitell. Nach der Inschrift HAK – FAE zu schließen, scheint der Stock von zwei jungen Haslacher Bürgern, von *Hans Adam Kleyle*, dem Erbauer des schönen Fachwerkhauses in der Nähe des Rathauses, und *Franz Anton Engeller*, dem späteren Kreuzwirt, erstellt worden zu sein. Es ist zwar selten, daß zwei Männer eine solche Stiftung machen, doch kommt es vor, vor allem bei Männern ‚ledigen Standes‘. Hier handelt es sich wohl um zwei Freunde, die durch Heirat in ein gewisses Verwandtschaftsverhältnis gekommen waren. (Hans Adam Kleyle war verheiratet mit Maria Magdalena Beckhin, einer Schwester des Adlerwirts Hansjörg Beckh von Steinach. Dieser hatte den ‚Adler‘ . . . 1715 gebaut und 1716 Luidgardis Engellerin, die Tochter des Schultheißen und Kreuzwirts Franz Engeller in Haslach geheiratet. Franz Anton Engeller ist nun entweder ein Bruder oder Vetter der Luidgardis.)“⁸

Beiden Bildstöcken dieser Gruppe sind durch häufiges Umsetzen und Reparieren in der Gesamtlänge einige Zentimeter abhanden gekommen, wie wir vor zehn Jahren schon feststellen mußten; beim ersten sind das etwa 20 Zentimeter, beim letzten etwa 10 Zentimeter.

Von der zweiten Gruppe der Rundstamm-Bildstöcke sind noch zwei von den ursprünglich drei erhalten. Es sind die mit kräftigeren Säulen und leichter Ausbuchtung in der Mitte. Sie stehen heute vor der Mühlenkapelle und im Garten des Hauses Dr.-Kempf-Str. 1.

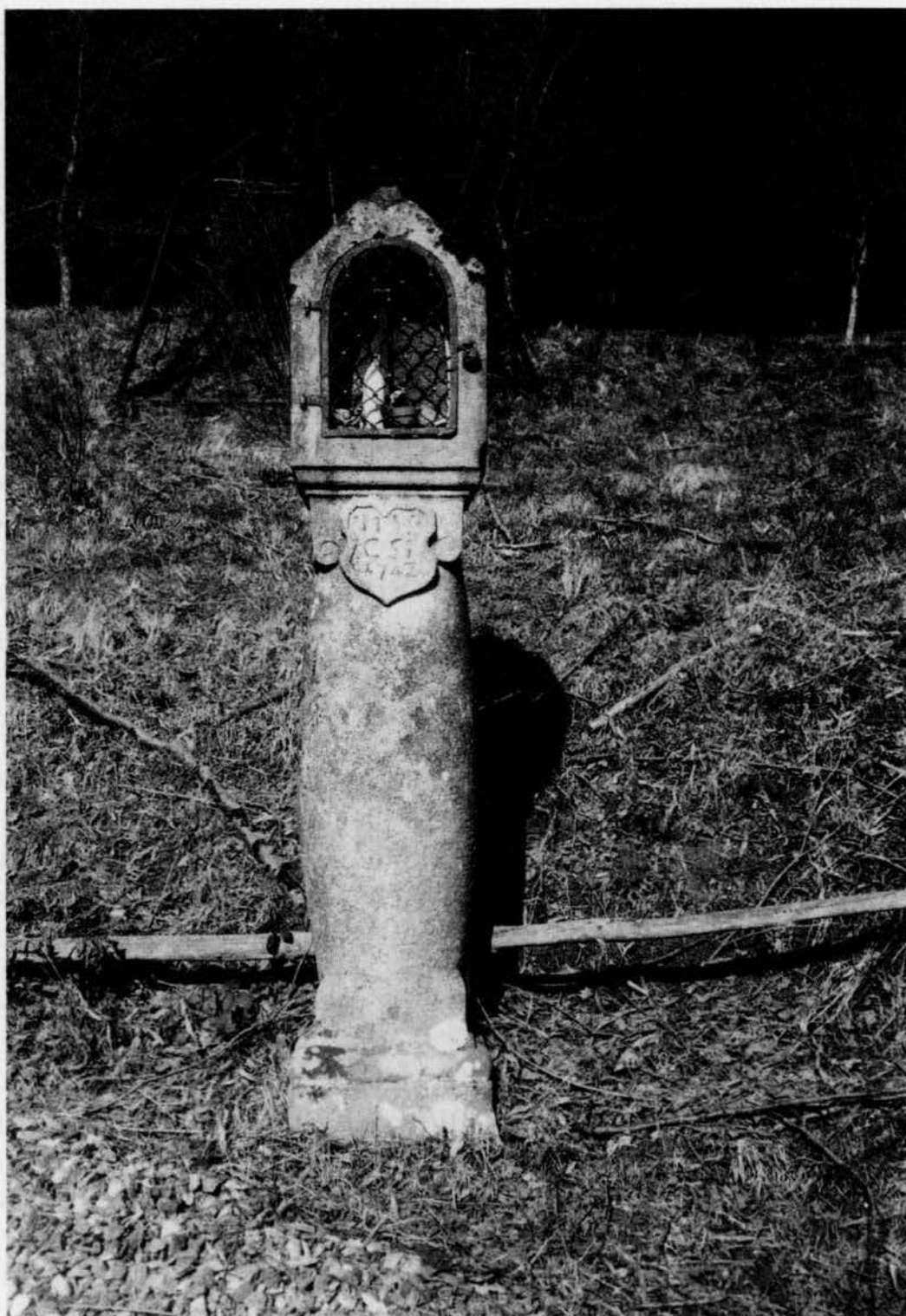
Der *Bildstock in der Dr.-Kempf-Straße* ist nach Müller der älteste seiner Art. Besitzerin ist Frau Armbruster, die den Bildstock 1975 erwarb und in ihrem Garten aufstellte. Früher stand er in der Sägerstraße am Schienenstrang beim Bahnübergang. Zu seiner Verbesserung hat die Besitzerin die Inschrift auf dem Schildchen unter der Ädikula besonders hervorheben lassen, ebenso das Marienmonogramm rechts und das IHS-Zeichen links am Häuschen. Auch das Gitter vor der Nische ist neu dazugekommen. Die Nische selbst ist angestrichen, ein emailliertes Kreuz steht darin, meistens ein Sträußchen davor. Der Stamm steht ohne Sockel in der Erde, und auch hier fehlen gegenüber Müllers Maßangaben rund 30 Zentimeter in der Gesamt-

höhe. Über die Inschrift FE 1736 konnte schon Müller nichts herausbringen. Ein mit Namen Franz Engeller vermuteter Schultheiß kommt für ihn nicht in Frage, da dieser schon 1729 starb. Der größere *Bildstock an der Mühlenkapelle* hat heute seinen vierten Standort. Zuerst, so Müller, stand er beim Elektrizitätswerk an der alten Hausacher Landstraße; dann kam er bis zu deren Abriß an die Mühlenkapelle und von dort auf den Platz vor der evangelischen Kirche. Als die Mühlenkapelle wieder aufgebaut war, nahm er wieder seinen alten Platz neben dem Eingang ein. Im Vergleich zum Bildstock in der Dr.-Kempf-Straße ist hier die Nische höher, Kapitell und Schild sind kräftiger ausgebildet, die Übergangszapfen an der Vorderseite fehlen allerdings. „Das Gerberzeichen und die Buchstaben I. E. machen als Stifter den Gerber *Joseph Eisenmann* wahrscheinlich.“⁹ Beide Bildstöcke dieser Gruppe zeigen auch in den Ausmaßen ihre Zusammengehörigkeit: Sie waren fast gleich hoch und haben beide an der dicksten Stelle der Säule 108 cm Umfang, die Häuschen sind 64 cm bzw. 67 cm hoch.

Zur dritten Gruppe der Rundstamm-Bildstöcke hat schon Müller nur ein typisches Exemplar aus dem Haslacher Stadtgebiet darstellen können: den kleineren der beiden Bildstöcke an der Loreto-Kapelle. Es muß dieser Gruppe aber unbedingt der Bildstock beim Dirlesberghof in Welschbollenbach zugerechnet werden, der in Form und Maßen dem an der Loreto-Kapelle sehr gleich kommt. Er wird deshalb nachfolgend dargestellt.

Vorab aber ein ergänzendes Wort zu den beiden Bildstöcken an der Kapelle. Eine Darstellung von 1840 zeigt die beiden Stöcke an ihrem ursprünglichen Standort vor und hinter dem Steg über den Klosterbach. Diese Darstellung erschien in einer Kalenderblattsammlung von 1983 von der Volksbank Haslach. Da schon zu Müllers Zeiten die Bildstöcke an der Kapellenwand standen, ist anzunehmen, daß sie dorthin gestellt wurden, als die neue Brücke über den Klosterbach fertig war und der Steg deshalb abgerissen wurde. Dies geschah in den zwanziger Jahren. Kräftige, kürzere Säulen sind charakteristisch für die Gruppe III. Müller nennt den Stock an der Loreto-Kapelle sogar gedrunken. Aber auf der alten Darstellung erkennt man, daß der Bildstock vor allem dadurch gedrunken wirkt, weil sein Sockel, vermutlich beim Umsetzen, abgeschlagen wurde, eine Bruchstelle am Fuß des Stammes ist erkennbar, ein Kreuzchen auf der Ädikula fehlt auch. Und daß gerade der fehlende Sockel in den Proportionen viel ausmacht, beweist der Vergleich mit dem Bildstock vom Dirlesberg, der seinen Sockel noch hat.

Der kleinere Bildstock an der Loreto-Kapelle hat auf den Seiten des Häuschens wie auf Tafeln plastisch herausgearbeitet die üblichen Zeichen, aber mit zuzsätzlichen Verzierungen, rechts das andersartige Marienzeichen und



Bildstock beim Dirlesberghof in Welschbollenbach

links das IHS mit einem Kreuz. Bemerkenswert auch der Übergang von der Säule zum Häuschen mit den je zwei Voluten und ebenso das abgerundete Schild mit der Inschrift. Dazu Müller: „Alles atmet Behäbigkeit, spiegelt bürgerlichen Wohlstand wieder. Und ein wohlhabendes bürgerliches Ehepaar hat ihn auch gestiftet, denn die Buchstaben F. A. S. sind sicher als

Franz Anton Sartory und Maria Magdalena M. M. K. Kröpplerin zu lesen. Der Metzger und Ochsenwirt und spätere Schultheiß Sartory, der aus Herbolzheim stammte, wird von Hansjakob in ‚Meine Madonna‘ als ‚Herrenwedler‘ gebrandmarkt. Vielleicht wollte er es der fürstenbergischen Herrschaft nachtun, da diese schon 1749 beim Kapuzinerkloster einen Bildstock erstellt hatten.¹⁰ Die Maße des Stockes zeigen seine Ähnlichkeit mit dem *Bildstock beim Dirlesberghof* in Welschbollenbach. Bei beiden ist die Säule 100 cm hoch und an der dicksten Stelle mißt der Haslacher 130 cm, der Dirlesberger 125 cm, die Ädikula ist beim Haslacher 70 cm hoch, beim Dirlesberger 60 cm. Aber auch in den Stilformen bestehen Ähnlichkeiten: die Voluten am Kapitell, das Wappenschild, Form und Öffnung der Ädikula. Nach Auskunft der Frau Himmelsbach vom Dirlesberghof ist der Stock versetzt worden, als der Weg neu angelegt wurde. Er stand früher in der Innenseite der heutigen Wegkurve, also dem Hof etwa zehn Meter näher. Vermutlich ist beim Umsetzen das kleine Metallkreuz auf der Ädikula abgebrochen. Das Porzellankreuz in der Öffnung der Ädikula ist vor etwa vierzig Jahren zu einem Holzkreuz dazugestellt worden, bis dieses ganz kaputt ging und entfernt wurde. „Als Stifter des Stockes sind nach der Inschrift M. V. nachzuweisen: Matthias Vollmer und Katharina Schuehlerin. C. S. I. Matthias Vollmer, der in erster Ehe mit Barbara Bonatin verheiratet war, heiratete am 1. Mai 1728 zum zweiten Male. Er stammte aus dem alten Geschlecht der Vollmer, die schon im 17. Jahrhundert nachweislich auf dem Dirlesberg sitzen, und deren Nachkommen, wenn auch als Himmelsbach – 1830 heiratet Theresia Vollmer einen Wendelin Himmelsbach – noch heute den Hof in Besitz haben.“¹¹ Wie auf dem Foto noch zu erkennen, stammt der Bildstock aus dem Jahre 1742. Man hat auch heute noch den Eindruck, daß der Bildstock weiterhin immer die notwendige Beachtung finden wird.

Als eine Mischung der Rundstamm-Bildstöcke der Gruppen II und III bezeichnet Müller den *Bildstock an der ehemaligen Zündholzfabrik* in Schnellingen. „Trotz mancher Ähnlichkeit mit vorgenanntem Bildstock von 1742 und dem an der Loreto-Kapelle in Haslach zeigt aber gerade dieser Stock in den Einzelheiten Beziehungen zu den verschiedensten andern Bildstöcken. Die Meister jener Zeit haben anscheinend zwar immer unter einem bestimmten Formenmaterial ausgewählt, aber jeweils neue Zusammenstellungen gesucht und gefunden. Grundform und Schildform weisen hier z. B. zur 3. Haslacher Gruppe. Die Übergangszapfen am Fuß der Säule könnten aber ebensogut für die zweite Gruppe kennzeichnend sein. Mit ihr hat unser Bildstock ja auch noch den kräftigen Abschlußwulst des Stammes gemeinsam. Doch erscheint dieser hier schon als ein Teil des Kapitells.“¹² Zu Müllers Zeiten muß sich der Bildstock in sehr schlechtem Zustand befunden haben. Er schreibt von einem schützenden Blechdach

über einem arg ramponierten Häuschen und einem zerbrochenen Stamm. Damals stand der Bildstock auch noch, mit der Front der Straße zugewandt, etwa fünf Meter westlicher und direkt am Straßenrand. Mit dem Feld, auf dem er stand, ging er in den Besitz der Stadt über. Sie ließ ihn vor ungefähr 13 Jahren bei Steinmetz Maier restaurieren und an seinen jetzigen, geschützteren Platz stellen. Bei dieser Aktion soll ein vielleicht zusätzlicher Sockel weggeworfen worden sein. Die Bruchstelle des Stammes ist heute nur noch von hinten durch zusammenhaltende Eisenstangen zu erkennen; das Häuschen ist wieder und immer noch in einwandfreiem Zustand. Heute steht auch wieder eine Figur in der Ädikula, womit Müllers Befürchtung, der Stock werde wohl nicht mehr lang Wind und Wetter standhalten, beseitigt ist. Die Inschrift M. V. – C. B. I. deutet Müller mit den Namen *Martin Vollmer* und dessen Ehefrau *Cleophe Bohlin*, Wirtin in Schnellingen. Martin Vollmer war der Sohn des Matthias Vollmer vom Dirlesberg. Buchstaben und Jahreszahl – 1742 – sind heute nicht mehr lesbar, vom Schild ist am unteren Rand ein Stückchen abgebrochen. Der Stock ist wie die beiden Haslacher Stöcke der Gruppe II (Mühlenkapelle und Dr.-Kempf-Straße) über zwei Meter hoch.

Mit dem Bildstock an der ehemaligen Zündholzfabrik ist die Reihe der Rundstamm-Bildstöcke abgeschlossen. Bemerkenswert ist aber, daß die ältesten Bildstöcke in Bollenbach/Welschbollenbach zu finden sind und keine Rundstämme haben. Diese Tatsache beweist, daß die Form der Rundstämme eher die Spezialität eines Haslacher Meisters war als die Folge einer geschichtlichen Entwicklung. Es war ja allgemein die Anfangszeit der Steinbildstöcke; davor errichtete man Holzbildstöcke und in unserem Raum fast noch lieber Wegkreuze. Es kann also durchaus sein, daß ein anderer Meister – Bollenbach war ja mehr nach Steinach orientiert – zur gleichen Zeit wie der in Haslach sich seine eigenen Vorstellungen zur Gestaltung von Steinbildstöcken machte. Beide mögen sich an die Urform des Baumstammes, an Vorlagen von Holzbildstöcken und an Stilformen ihrer eigenen Zeit gehalten haben – gewisse Ähnlichkeiten der drei alten Bildstöcke aus Bollenbach/Welschbollenbach mit denen der Gruppe I der Haslacher Rundstamm-Bildstöcke sind unverkennbar, wie auch schon Müller ganz klar hervorhebt: die hohen schlanken Säulen, die sich nach oben etwas verjüngen, die gar nicht oder nur leicht vorkragenden Häuschen und die wenig gegliederten Kapitelle. Bedauerlicherweise sind zwei Bildstöcke der Gruppe I ja nicht mehr vorhanden, so daß unsere Vergleichsmöglichkeiten sehr eingeschränkt bleiben. Der *Bildstock auf dem Barbarast* von 1713 ist der älteste Bildstock im Haslacher Raum überhaupt. Er steht oberhalb des Hofes an der Grenze zu Fischerbach, am Weg zu den Nillhöfen. Er ist aus grauem Sandstein und war vor zehn Jahren leicht windschief gestanden – inzwischen ist er wieder senkrecht gestellt



Bildstock auf dem Barbarast in Welschbollenbach

worden. Einerseits ist es ja schade, daß er an seinem versteckten Platz im Gebüsch wohl recht unbeachtet bleibt, andererseits kann man gerade deshalb hoffen, daß er weiterhin nicht abhanden kommt. Zur Geschichte des Bildstocks hat Müller sehr ausführlich recherchiert:

„Sein Sein verdankt der Stock wohl einer Stiftung unmittelbar nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges, der – wie überhaupt die Franzosenkriege – so viel Elend für das Kinzigtal brachte, so daß ein solcher Akt der Dankbarkeit am Ende dieser Notzeit nicht unwahrscheinlich wäre. Auf eine Familienstiftung könnten die Buchstaben C. H. S. H. F. H. unter der Bildnische, J. H. C. S. P. an der Vorderseite des Stammes, F. B. auf der Seite hinweisen. Waren es die damaligen ‚Barbaraster‘?“¹³ Im weiteren stellt Müller die Ergebnisse seiner Nachforschungen mit Hilfe der Steinacher Kirchenbücher dar, muß aber letztendlich die Frage nach den Gründern des Hofes am Barbarast schuldig bleiben. Erst in einem Artikel des Offenburger Tageblatts vom 30. Januar 1982 bringt Realschullehrer Werner Scheurer den schlüssigen Beweis, daß Michael Spanlin (Michaelis Spanle) und Eva Bühlerin Erbauer des Speichergebäudes und damit Gründer des Hofes am Barbarast sind. Er begründet auch, warum Müller nicht zu diesem Schluß kommen konnte: dieser hatte die Inschrift am Speicher falsch gedeutet mit JBEB, während sie richtigerweise M 1674 SBEB gelesen werden muß. Später tauchen folgende Namen für die Hofbesitzer auf: Hermann Schäller mit Anna Maria Spenerin, Christian Hilß mit Maria Eva Spürtzin, Tochter Veronica Hilßin mit Christian Schöner, Tochter Anna Maria Hilßlin mit Marcus Schöner, die wahrscheinlich 1722 den neuen Hof bauten. Die Mutter des heutigen Hofbauern war noch eine geborene Schöner.

„Aus den Buchstaben C. S. könnte man ein Christian Schöner herauslesen. Dieser war ja, wie gesagt, der Mann der ältesten Tochter der Familie Hilß. Es könnte aber auch z. B. ein Schmid dahinter stecken. Diese Familie ist schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Welschbollenbach nachzuweisen und sitzt heute auf dem ‚Vorderburehof‘. Und wer verbirgt sich hinter dem bescheiden seitlich am Stamm angebrachten F. B.? Ein auf dem Altenteil sitzender (oder eine) Bühler, Brosmer, Beckh oder ein Knecht, der sein Scherflein beitrug? Oder sollte sich einmal der Meister an seinem Werk ‚verewigt‘ haben? Selten ist dies zwar, und in Haslach, woher er doch wohl stammte, läßt sich ein Maurer oder Steinhauer, auf den die Buchstaben passen könnten, nicht feststellen.“¹⁴ Eine ganz klare Auskunft über die Folge der Buchstaben und deren Bedeutung konnte also schon Müller nicht geben. Die Vermutung bleibt, daß der Bildstock eine Stiftung der Familie Hilß war, von der ja nicht alle Mitglieder namentlich bekannt sind.

Die Buchstaben vorn am Häuschen und am Stamm waren schon vor zehn Jahren kaum mehr zu lesen, auch nicht die Zahlen 17 und 13 links und rechts über der Nische. Deutlich erkennbar war diesmal nur das F. B. an der Seite des Stammes. Dieser Bildstock ist aber nicht nur der älteste in unserem Gebiet, sondern auch der höchste mit 231 cm Gesamthöhe.



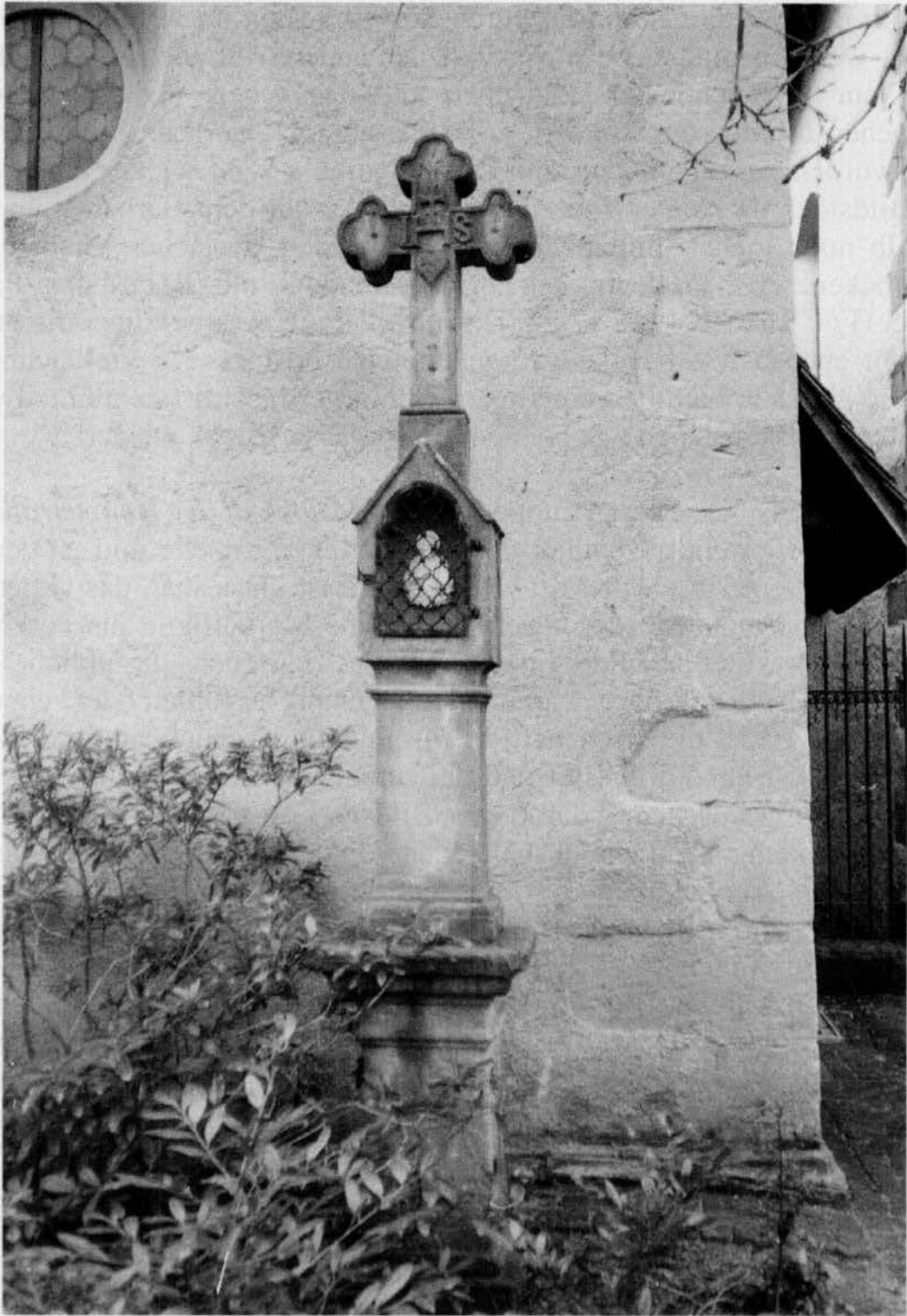
Bildstock in der Hauptstraße in Bollenbach

Mehr als einmal hatte ich bei meinen letzten Kontrollgängen das Gefühl, daß nach unserer Erfassung vor zehn Jahren manches Positive für die Bildstöcke und Wegkreuze getan wurde. Dies gilt in besonderem Maße für den *Bildstock unterhalb des Heizenberghofes* in Welschbollenbach. Da er

ohnehin den Waldarbeiten, die durch Sturmschäden notwendig geworden waren, weichen mußte, bekam er auf der anderen Straßenseite am Bach nicht nur ein schöneres Plätzchen mit Bänkchen und schützenden Bäumchen drumherum, sondern er wurde auch restauriert, die Schriftzeichen wurden hervorgehoben und in der Ädikula steht wieder eine Figur. Der Bildstock ist kleiner und zierlicher als der auf dem Barbarast und hat deshalb noch mehr Ähnlichkeit mit den ältesten Haslacher Rundstamm-Bildstöcken. Als Inschrift stehen untereinander die Buchstaben-Paare: I H / S H / C H / S H / M / 17/22. Dazu Müller: „Unklarheit über die Stifter herrscht ebenso wie bei dem vorgenannten Bildstock . . . Vielleicht sind aber die gleichen Familien beteiligt. Denn in der Inschrift kehren teilweise die gleichen Buchstaben wie bei dem ‚Barbaraster‘ Stock wieder.“¹⁵

Der letzte Bildstock dieser Gruppe ist der *Bildstock in der Hauptstraße 27, Bollenbach*. Er steht gegenüber der Bollenbacher Kapelle und ist der besterhaltene. Seine Inschrift MF – BB – 17/22 ist gut lesbar, das Gitter vor der Nische ist intakt, in der Nische steht eine Marienfigur aus Porzellan. Von vorn betrachtet ist an der linken Seite des Häuschens das übliche IHS-Zeichen mit Kreuz darüber, während rechts nichts zu fühlen oder sehen ist. Bemerkenswert ist die nischenartige Öffnung an der Rückwand mit Kreuz darüber. Sie ist nur 7,5 cm tief und hat keine Vorrichtungen für ein Gitter. Die Vermutung liegt nahe, daß dieser Bildstock in früheren Zeiten frei in der Wegkreuzung stand und deshalb auch von der rückwärtigen Seite einen ansehnlichen Anblick bieten sollte. Zur Deutung der Inschrift schreibt Müller: „Als Inschrift trägt er die Buchstaben MFBB. In Frage kommen von Männern Angehörige der Familien Fentsch, Flach oder Fix. Bei den Frauennamen wäre an Buehler, Baumann, Brosmer, Buochholz zu denken. Doch konnte ich Ehepaare, bei denen beide Namen zur Inschrift paßten, nicht finden. Wäre es aber nicht möglich, daß es sich um den Hofbauer Matthias Vollmer vom Dirlesberg und seine Ehefrau, die Barbara Bonatin, handelt, die seit 1703 mit Kindern im Taufbuch nachzuweisen sind? Vielleicht hatten sie in Bollenbach dort an der Straße einen Acker, den die Frau als Heiratsgut mitbrachte. Denn die Bonat sind eine Bollenbacher Familie. Die Schreibung M F braucht nicht gegen diese Annahme zu sprechen, besonders nicht in einer Zeit, wo der größte Teil der Bevölkerung, also oft auch die Handwerker, nicht schreiben konnte. Außerdem wird ja sogar im Taufbuch am 21. 10. 1696 ein Matthias Folmer als Pate genannt.“¹⁶ Wie bei allen Bildstöcken dieser Gruppe verjüngt sich auch bei diesem der Stamm nach oben um rund 20 cm.

Einzigartig unter den alten Bildstöcken ist in Form und Größe der *größere Bildstock an der Loreto-Kapelle* aus dem Jahre 1749. Er stand früher, wie die Darstellung von 1840 zeigt, am Steg über den Klosterbach, von wo er,



Bildstock an der Loretokapelle

sicher zur gleichen Zeit und aus demselben Grund, mit seinem Nachbarn an die Kapellenwand gestellt wurde. Das Wappen auf dem Sockel zeigt, daß es sich um eine Stiftung der Fürsten von Fürstenberg handelt, die sich vielleicht absichtlich mit dieser andersartigen Gestaltung hervorheben

wollten. Ob ihnen das im positiven Sinne gelungen ist, bezweifelt man leicht, wenn man an den geschlossenen Gesamteindruck herkömmlicher Bildstockformen gewöhnt ist. In der Tat scheint das hohe Steinkreuz auf der Ädikula den ganzen Bildstock zu erdrücken, besonders heute, wo der



Bildstock am Heiligen Brunnen

Sockel als gewichtiges Gegenstück durch den Pflanzenbewuchs kaum zur Wirkung gelangt.

Der zuletzt beschriebene Bildstock aus dem 18. Jahrhundert ist der *Bildstock am Heiligen Brunnen*. Er stammt zwar aus dem Jahre 1739, steht aber erst seit 1830 an seinem jetzigen Platz, so ermittelte schon Müller. Man tauschte ihn gegen einen schadhaft gewordenen, hölzernen Brunnenstock ein, weshalb auch heute noch Wasser aus dem Sockel des Bildstocks sprudelt. „Der Bildstock an und für sich wäre nicht besonders bemerkenswert. Er ist wie üblich aus Buntsandstein und zwar aus einem Stück geschaffen und ganz einfach gearbeitet. Im Gegensatz zu den meisten andern Stöcken hat er zwei Bildnischen. Die vordere ist mit einem Kruzifix geschmückt; in der andern steht ein 1919 gemaltes Bild, das den Überfall auf den Einsiedler darstellt. Auf dem Dachfirst der Ädikula steckt eine primitive, bemalte Engelsfigur aus Eisen . . . Nach den Zeichen zu schließen, waren die Stifter Jakob Stelker und Anne Maria Mühlin. Jakob Stelker, aus Prinzbach gebürtig, war um die Mitte des 18. Jahrhunderts Schultheiß in Haslach. Er war sehr beliebt bei der Bürgerschaft, vielleicht schon wegen seiner Wohltätigkeit. Außer dem gerade behandelten Bildstock hat er den Haslächern 1738 auch die Sebastiansfigur auf dem Marktbrunnen, dessen Errichtung er veranlaßte, gestiftet. Am Fuße der Figur findet sich das gleiche Zeichen wie am Bildstock von 1739, ebenso noch an der Marienstatue über dem Eingang des Hauses Kirchgasse 11 in Haslach, wo Schultheiß Stelker gewohnt hat. Er starb im Jahre 1771.“¹⁷ Die hier erwähnten Zeichen sind alle noch erkennbar, der Bildstock macht dennoch einen leicht verwahrlosten Eindruck. Die Engelsfigur ist weiter verrostet, die Seiten von Stamm und Ädikula sind durch zahlreiche Einritzungen verunziert, dafür ist die rückwärtige Nische wieder durch ein Gitter geschützt. Es muß natürlich bedacht werden, daß Wetter und zahlreiche Besucher pro Jahr ihre Spuren hinterlassen.

Das *Bildhäuschen Ecke Ringstraße/Steinacher Straße* ist das einzige Zeugnis in Haslach selbst für das ausgehende 19. oder beginnende 20. Jahrhundert. Müller erwähnt es nicht, weil es eben kein klassischer Bildstock ist, aber existent ist es mit Sicherheit schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Nach Aussagen der Frau Heiss, auf deren Grundstück es sich heute befindet, stand das Häuschen ursprünglich dem jetzigen Platz gegenüber, wo die Eltern der Frau Heiss auch noch ein Grundstück besaßen. Über Stifter und Baujahr ist allerdings nichts bekannt. Mutmaßungen, wonach das Häuschen zur Abwehr einer Seuchengefahr (1871 – Blattern; 1904 – Typhus) aufgestellt wurde, bleiben ohne Beweis. In der Ädikula stand früher ein gerahmtes Holzbild, das, als es kaputt ging, von den Eltern der Frau Heiss durch die noch vorhandene Figur ersetzt wurde. Das Häus-



Bildhäuschen Ecke Ringstraße/Steinacher Straße

chen wurde zum Schutz des Mauerwerks weiß gestrichen, wodurch es mit den Ziegeln und dem Dachfirst sehr an ein Schildhäuschen erinnert, eine in anderen Regionen immer wieder gern verwendete Form für Bildstöcke. Vielleicht wollten die Stifter einfach den strengen Grundsätzen der „aufgeklärten“ Haslacher Stadträte entgehen und wählten deshalb diese „Kom-



Bildstock beim Weberhof in Welschbollenbach

promiform“. Jedenfalls gibt es im Städtchen sonst keinen Bildstock aus dem 19. Jahrhundert; die drei aus dieser Zeit sind in Schnellingen bzw. Bollenbach zu finden. ber den in der Nähe der Schnellinger Kapelle war nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Müller schreibt über ihn: „Ein Bildstock aus dem Jahre 1833, der unweit der Kapelle in Schnellingen aufge-

stellt ist und die Inschrift Johann Hirt K. M. trägt, ist eine ziemlich getreue Kopie des Rundstammes an der Lorettokapelle in Haslach. Es handelt sich bei ihm wohl um eine Guttatstiftung.“¹⁸

Mehr läßt sich zu den beiden anderen Bildstöcken des 19. Jahrhunderts sagen, die beide in Bollenbach stehen. Der ältere ist der *Bildstock beim Weberhof* in Welschbollenbach. Dieser reich verzierte Bildstock soll an einen Unfall am 3. April 1839 erinnern, der sich nach Aussagen der Hofbäuerin folgendermaßen ereignete: Während einer Hochzeitsfeier ist der Bürgermeister aus dem Haus in die nebenan liegende Mühle gegangen, die gerade in Betrieb war; vielleicht nicht mehr ganz nüchtern, geriet er zu nahe ans Mahlwerk, Teile seiner Kleidung verfangen sich darin und zogen ihn zwischen die Räder, die ihn töteten. Auch die Inschrift, die heute kaum noch tastbar ist, erinnert an diesen Unfall. In der Einteilung und mit Hilfe der Deutung nach Müller lautet sie:

JAKOB
SCHILE
BURGER
MEIST
ER DAHIR
IST GEST
ORBEN IN
DER MUHL
DEN 3TEN
APRIL
1839

Vokalpünktchen wegzulassen und Wörter je nach Platz zu trennen war früher durchaus üblich. Die Schrift wurde auf eine herausragende, wie eine aufgesetzte Tafel wirkende Fläche eingemeißelt. Damit der Eindruck einer Schrifttafel noch verstärkt würde, sind an den vier Ecken nagelkopffartige Kreise hervorgehoben. Man hat sich also sehr viel Mühe gegeben mit diesem Bildstock. Das zeigen auch die Seiten von Stamm und Ädikula und der Sockel. Der Erbauer mag sich an barocke Vorlagen gehalten haben, denn Ranken und Blumen, wie sie hier rechts und links des Stammes und der Ädikula zu erkennen sind, waren typische Merkmale der Barockzeit. Der Sockel hat rechts das Marienzeichen, links das bekannte IHS mit einem Kreuz darüber; nach vorn ist die stilisierte Lebensblume erkennbar. Über der Öffnung der Ädikula ist ebenfalls ein Kreuz herausgearbeitet. Sogar die Kante der Plattform, auf der die Ädikula steht, ist nach drei Seiten mit einem Muster verziert. Vermutlich hatte der Bildstock von Anfang an kein Gitter vor der Nische, denn es sind keine entsprechenden Spuren zu sehen.



Bildstock an der Straße von Bollenbach nach Steinach

Viele Bildstöcke in Zell und Nordrach erinnern in Form und Gestaltung an unsere beiden Bildstöcke des 19. Jahrhunderts. Dort wurden gerade in dieser Zeit sehr viele Bildstöcke und Wegkreuze errichtet. Es liegt deshalb die



Bildstock beim Haus Schnellinger Straße 16 in Schnellingen

Vermutung nahe, daß beide Bildstöcke in Bollenbach, zumal man im „aufgeklärten“ Haslach kaum einen Meister gefunden haben dürfte, von einem Steinmetz aus dem Zeller Raum hergestellt wurden.

Der zweite *Bildstock* steht an der *Straße von Bollenbach nach Steinach*, etwa 300 m nach Ortsausgang rechter Hand, auf dem Grundstück des August Neumaier aus Bollenbach. Wesentlich einfacher gearbeitet, ist die Ähnlichkeit mit dem Bildstock beim Weberhof dennoch unverkennbar. Auch hier finden wir die barocken Merkmale von Ranken und Blumen rechts und links des Stammes bzw. der Ädikula. „Für einen kleinen Knaben, der im 6. Lebensjahr von einem Wahnsinnigen mit einem Feldstein erschlagen wurde, hat H. Schmit 1854 das Bildstöckchen . . . erstellen lassen mit der Inschrift: ‚Am 30. Mai 1848 starb der Gottselige Roman Schmit Durch Todschatg im 6. Alter‘.“¹⁶

Leider haben die beiden Bildstöcke dieser Zeit in den zehn Jahren seit meiner letzten Untersuchung ihre Inschriften und Verzierungen fast eingebüßt durch unsere negativen Umwelteinflüsse. Das zuletzt beschriebene Bildstöckchen hatte damals auch noch ein blau gestrichenes Gitter vor der Nische, das wohl samt Halterungen absichtlich entfernt wurde.

Mit diesen beiden Bildstöcken des 19. Jahrhunderts endet Müllers Bericht alter Bildstöcke im Haslacher Raum. Vom Bildhäuschen, um die Jahrhundertwende datiert, bleibt trotzdem bis zum nächsten Bildstöckchen eine Zeitlücke von mehr als einem halben Jahrhundert. Die schlechten Zeiten mit zwei Weltkriegen und wirtschaftlichen Flauten haben sich also bis in dieses Brauchtum ausgewirkt. Immerhin wurden zwischen den Kriegen drei Wegkreuze aufgestellt, die auch noch existieren; aber von ihnen wird später noch ausführlicher berichtet. Der erste Bildstock der jüngeren Zeit wurde 1961 in den Garten beim Haus *Schnellinger Straße 16* an die Stelle eines Holzkreuzes gesetzt. Dieses stand neben einem inzwischen abgerissenen Brunnenhäuschen und war von Josef Bühler am 10. September 1944 zum Gedenken an seinen im Krieg gefallenen Sohn errichtet worden. Familie Volk ließ den Bildstock 1969 restaurieren. Er wurde in Hofstetten hergestellt; die einzelnen Teile sind aus Beton gegossen. Mit dem kleinen, eingefaßten Blumenbeet davor, sieht sogar dieser sicher nicht gerade schöne Bildstock an der alten Brunnenstelle recht wirkungsvoll aus. Die Inschrift auf der Vorderseite des Stammes lautet:

MEIN JESUS
BARMHERZIGKEIT
RENOVIERT VON
FAMILIE VOLK
ADOLF BÜHLER
*2.7.25 †11.3.44
WITESBSK-RUSSLD.
1969



Bildstock beim Haus Schnellinger Straße 18 in Schnellingen

Die restlichen sieben neueren Bildstöcke sind alle aus Sandstein und aus der Werkstatt von Steinmetz Herbert Maier. In der Form sind sie recht verschieden, von klassisch geradlinig ohne Inschrift und Verzierung bis zu barock geschwungen und (oder) reich verziert. Die meisten wurden zur

Zierde des Anwesens aufgestellt und werden hier trotz nur kurzer Lebensgeschichte einzeln aufgeführt und beschrieben.

Nur ein Haus weiter vom Beton-Bildstock *Schnellinger Straße 18* steht der erste dieser sieben Bildstöcke. Der Besitzer, Herbert Hansmann, bekam den Sandsteinblock, aus dem der Bildstock herausgehauen wurde, geschenkt, als die Unionsbrücke in Offenburg vor etwa vierzig Jahren renoviert wurde und die Sandsteinpfeiler durch solche aus Beton ersetzt wurden. So konnte sich Herr Hansmann einen langgehegten Wunsch erfüllen. (Er besitzt außerdem einen Bildstock in Eschau/Fischerbach, der früher beim Gasthaus „Hirschen“, Fischerbach, stand.) Der Bildstock steht links neben dem Wohnhaus vor einem kleinen Schopf, der Straße zugewandt. In der Ädikula steht eine Marienfigur, die der Besitzer geschenkt bekam; sie soll etwa siebzig Jahre alt sein. Die Inschrift lautet:

WER DA
SÄET IM
SEGEN
DER WIRD
AUCH ERNTEN
IM SEGEN
H.+E. HANSMANN
1978

Der Besitzer ist seit einigen Jahren Witwer und nach Eschau/Fischerbach umgezogen; den Bildstock hat er in Schnellingen gelassen.

Ein weiterer neuer Bildstock in Schnellingen steht neben dem Haus von Herbert Hansmann im *Mühlbachweg 4*. Dieser Bildstock, so der Besitzer, wurde zum Dank für eine überwundene Krankheit des Sohnes aufgestellt; er findet aber immer viel bewundernde Aufmerksamkeit, weil er wirklich besonders hübsch ist, klar in der Form und reich an Verzierungen: rechts und links des Stammes die Blumenranken wie bei den beiden letztgenannten aus Bollenbach und an der rechten Seite der Ädikula das Marienzeichen, links das IHS mit Kreuz darauf. Die Inschrift lautet:

HERR
DEINE
LIEBE
IST WIE
EIN
ZUHAUSE
HJB
1992



Bildstock beim Haus In der Frühmess 24

Drei weitere Bildstöcke sind in Gärten von Haslacher Hausbesitzern zu finden. Der älteste davon steht in der *Otto-Laible-Straße 6* hinter dem Haus des Walter Bühler. In der Ädikula steht eine Marienfigur, geschützt durch ein schmiedeeisernes Gitter. Die Inschrift am Stamm lautet:

O GOTT
BESCHÜTZ
DIES HAUS
UND GRUND
UND ERHALT
DIE LEUT
GESUND

W. u. B.
HÄTTICH
1976

Die Jahreszahl kennzeichnet das Baujahr des Hauses, nicht des Bildstocks; dieser kam erst 1983 an seinen Platz.

Der nächste steht im Garten des Hauses *In der Frühmess 24*. Das Haus haben Hella und Konrad Fus 1978 erworben und im gleichen Jahr den Bildstock aufgestellt. Auch hier steht in der Ädikula eine Marienfigur, da Hella Fus, nach eigener Aussage, eine große Marienverehrerin ist. Auf dem leicht bauchig geschwungenen Stamm steht die Inschrift:

GOTT
SEGNE
DIESES
HAUS

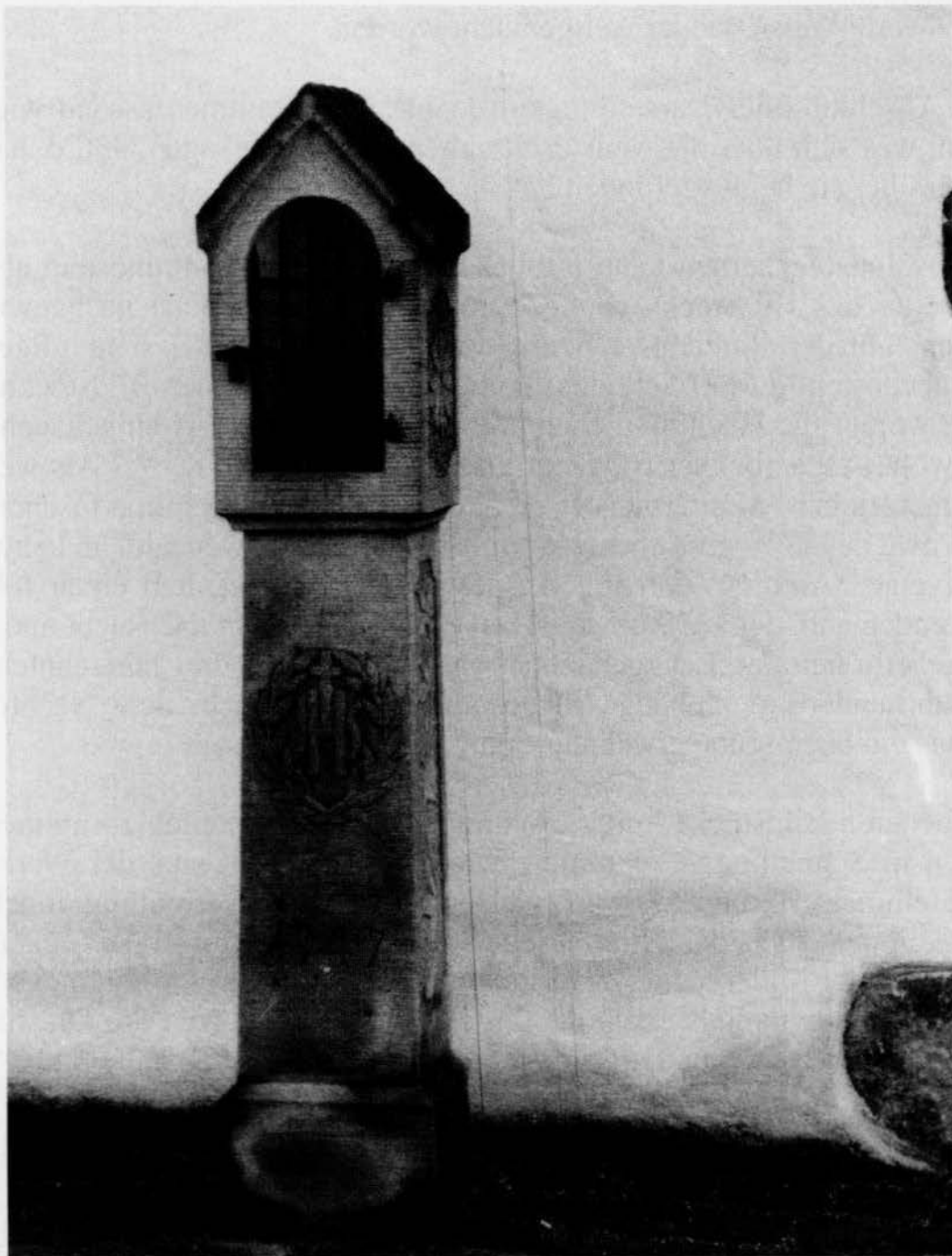
K+H
FUS
1978

Der letzte Bildstock dieser Art steht *Breite Straße 14*, im Garten hinter dem Haus des Herbert Sahl. Er ist schlicht und geradlinig und ohne jede Verzierung und Inschrift. Er wurde 1993 aufgestellt, einfach so, aus Freude an der Sache, wie mir die Besitzerin sagte.

Der letzte private Bildstock der jüngeren Zeit ist in der *Grafenstraße 19* links neben dem Haus zu finden. Er wurde dort von den Eheleuten Ziegler zum Gedenken an ihren Sohn aufgestellt. Die Inschrift nennt den Grund:

HIER STARB
VOR SEINEM
VATERHAUS
UNSER LB.
GUTER SOHN
BRUNO
ZIEGLER

AM 6.6.1979
DURCH EINEN
VERKEHRSUNFALL
30 JAHRE ALT
GEST. VON SEINEN
ELTERN JOS. U. ELSE
ZIEGLER
1980



Bildstock an der Mühlenkapelle, von Herbert Maier rekonstruiert

Als letzter zu beschreibender Bildstock bleibt der *kleinere an der Mühlenkapelle* übrig. In der anfänglich wiedergegebenen Liste taucht er an 16. Stelle auf und mußte zu den sechs verschwundenen gerechnet werden. Als die Kapelle im September 1990 wieder aufgebaut war, stiftete der Steinmetz Herbert Maier zur Weihe des Neubaus diesen Bildstock und gab ihm die alte Jahreszahl 1747, um dadurch zu verdeutlichen, daß er ein Ersatz für den abhanden gekommenen sein möge. Über der Jahreszahl ist das IHS-Zeichen mit Kreuzchen darauf, eingerahmt von einem Blätterkranz. Rechts und links von Stamm und Ädikula sind Blumenornamente eingehauen. Somit ist wenigstens ein Verlust auf sehr angenehme und lobenswerte Weise wieder wettgemacht worden.

Zum Abschluß aller Darstellungen möchte ich zusammenfassend wiedergeben, was sich über die Meister der alten Bildstöcke sagen läßt, d. h. was Müller über sie herausgefunden hat.

Mit absoluter Sicherheit kann nur der Steinhauer Johann Pfundstein als der Bearbeiter des Bildstocks von 1749 an der Loreto-Kapelle nachgewiesen werden. „In der Rentamtsrechnung von 1749/50, S. 181, steht folgender Ausgabeposten: ‚L(aut) Sch(eins) Ihme Pfundstein für einen Bildstockh von Stein, worauf die Hochfürstlichen Wappen und ein Bildnus eingehauen und sehr wohl ausgearbeithet ist, accordirter maßen zahlt 12 fl.‘.“²⁰ Als weitere Steinmetzen bzw. Maurermeister ermittelte Müller einen Philipp Fischer, der die Witwe des 1750 gestorbenen Steinhauers Josef Schwendemann heiratete, ferner einen Anton Weinhardt, der seit 1754 auftaucht, und einen Johann Schwendemann, der 1699 um das Haslacher Bürgerrecht nachsucht und eine Haslacherin heiratet. Letztgenannter war in den ersten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der einzige Maurermeister in Haslach. Sein Nachfolger könnte sein oben schon erwähnter Sohn Josef gewesen sein.

Alle neueren Bildstöcke, mit Ausnahme des aus Betonteilen zusammengesetzten in Schnellingen, stammen, wie schon erwähnt, aus der Werkstatt von Steinmetz Herbert Maier. Ergänzend sei nur die Vermutung angefügt, daß eventuell auch das Bildhäuschen an der Ecke Ringstraße/Steinacher Straße aus der Maier'schen Werkstatt stammt, denn die Vorfahren des heutigen Besitzers, damals ebenfalls die einzigen Steinmetzen am Ort, hatten ihre Werkstatt früher an der Stelle der heutigen Gaststätte „Küferstube“.

Einzelbeschreibung der Wegkreuze

Auf Haslacher Gemarkung gibt es, soweit mir bekannt wurde, neun Wegkreuze. Die beiden ältesten sind nach Schätzungen des Denkmalamtes



Holzkreuz am Gasthaus „Kanone“

etwa 300 Jahre alt. Das eine ist das *Holzkreuz am Gasthaus „Kanone“*. Es gehörte früher zu einer Schächerkapelle (Schächer = auch arme Leute, Wanderer, armseliges Volk). Als der Bierbrauer Lorenz Dirhold 1807 das Gasthaus erbaute, hatte er zuvor die Kapelle wegen Baufälligkeit abreißen lassen, bewahrte aber das Kreuz auf, um es dann an seinem Haus anbrin-

gen zu lassen. Im Jahre 1830 erwarb Xaver Thoma das Gasthaus und betrieb eine Bierbrauerei. Er war der Urugroßvater des Gunther Thoma, dem bis vor wenigen Jahren das Gasthaus gehörte. Er gab dem Haus den Namen „Bierbrauerei zur Kanone“, vermutlich in Anlehnung an seine vorherige Tätigkeit als badischer Kanonier. Sein Sohn Rudolf hat 1863 über der Eingangstür zum Gastraum ein Bild von der Frontseite des Gasthauses mit dem Kreuz gemalt. Gunther Thoma, der fünfte Thoma auf der „Kanone“, hatte



Longinus-Kreuz am Gasthaus „Krone“ in Bollenbach

mir vor zehn Jahren alle diese Auskünfte erteilt. Das Gasthaus hat 1991 seinen Besitzer gewechselt; neue Besitzer sind jetzt Martin und Christiane Riegger.

Das andere der beiden ganz alten Kreuze ist in *Haslach-Bollenbach am Gasthaus „Krone“*. Es ist ein Longinus-Kreuz (d. h. mit den Leidenswerkzeugen) und das einzige dieser Art in Haslach und Umgebung. Über Herkunft und frühere Standorte konnte nichts ermittelt werden. Die „Krone“ wurde 1835 erbaut. Der heutige Besitzer, Peter Bach, ließ das Kreuz restaurieren und entfernte zunächst die Marienfigur am Fuße des Kreuzes aus Angst vor Diebstahl; inzwischen ist sie aber wieder an ihren rechtmäßigen Platz zurückgekehrt. Beide alten Kreuze sind aus Holz und in gutem Zustand.

Zwei andere Kreuze stammen aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Eines steht vor dem Haus des Udo Ditter, dessen Vater dort hinter dem Haus seine Firma betrieb. Er ließ, nach Auskunft des Egon Engler, Mitte der 50er Jahre das Kreuz restaurieren und dann an seinen jetzigen Standort stellen. Vorher hatte es näher bei der Hofstetter Straße gestanden und ihr zugewandt. Nachdem Herr Ditter eine Reklameschrift am Haus hatte anbringen lassen, sah er deren Wirkung durch das davorstehende Kreuz beeinträchtigt und setzte es um. Über die Entstehungsgeschichte des Kreuzes ist nichts bekannt. Möglicherweise handelt es sich um jenes Kruzifix, von dem O. A. Müller 1933 berichtet, es stehe mit einem Bildstöckchen von 1725 auf einem Mäuerchen an der Hofstetter Straße. Das Stöckchen steht heute im Garten des ehemaligen Cafe „Schänzle“. Herr Engler, selbst schon über achtzig Jahre alt, konnte nur berichten, daß schon zu Zeiten seines Vaters sich immer Anwohner um das Kreuz gekümmert hätten. Dies wäre zumindest eine Datierung ins 19. Jahrhundert. Auch dieses Kreuz ist aus Holz und in gutem Zustand. Das andere der beiden Kreuze aus dem 19. Jahrhundert trägt die Jahreszahl 1884 in der Inschrift und ist an der Straße von Bollenbach nach Steinach linker Hand zu finden. Es ist aus Beton, die Inschrift-Tafel aus Marmor, die Bodenplatte aus Sandstein. Auf der Marmorplatte steht:

Im Hause meines Vaters
sind viele Wohnung. Wenn
es nicht so wäre, so hätte
ich es euch gesagt; aber
ich gehe hin für euch einen
Ort zu bereiten.

(Joh. 14,6.)

Gew. v. Franz Anton Walter
1884



Steinkreuz an der Straße von Bollenbach nach Steinach

Auf dem Betonsockel steht:

ERWORBEN UND NEU ERSTELLT
VON DER GEMEINDE BOLLENBACH
IM JAHRE 1967



Steinkreuz auf dem Anwesen Karl Schnaitter, Stricker 5

Durch die neue Straßenführung lädt das Kreuz heute mit dem Bänkchen nebedran richtig zum Verweilen ein.

Wieder zwei Kreuze wurden 1921 erstellt. Das eine steht heute zwar auf Steinacher Gemarkung; ich möchte es aber trotzdem in meine Beschrei-

bungen aufnehmen, weil es bis vor wenigen Jahren auf Haslacher Gemar-
kung stand und nach wie vor eine Verbindung zur Familie Wernet in Has-
lach darstellt. Früher stand es kurz hinter der Abzweigung der Straße nach
Steinach linker Hand. Als das Land für Industrie und Gewerbe gebraucht
wurde, mußten es die Besitzer zu sich an den Hof holen, wo es heute ein
hübsches, geschütztes Plätzchen hat. Auf dem Hof ist die Enkelin der Stif-
ter mit ihrer Familie zu Hause – Karl Schnaitter, Stricker 5. Luise Wernet,
die Tochter der Stifter, erzählte mir vor zehn Jahren, daß dieses Kreuz auf
Grund eines Versprechens 1921 erstellt wurde, als ihr Vater aus dem Ersten
Weltkrieg heimgekehrt war. Kreuz und Figuren sind aus Sandstein, der
Sockel aus Granit. Die Inschrift besteht heute aus zwei Teilen, die untere
Tafel war vor zehn Jahren noch nicht da. Auf der oberen Tafel heißt es:

Ich bin der Weg
die Wahrheit und
das Leben. Niemand
kommt zum Vater
als durch mich

Gestiftet
v. Hermann Wernet u.
Maria geb. Burger

Auf der unteren Tafel steht:

ZUM GEDENKEN
JOSEF WERNET
*1908 †1945

Das andere Kreuz des Jahres 1921 steht in Welschbollenbach auf dem Bar-
barast. Es hat ein fast idyllisches Plätzchen am Fußweg, der links vom
alten Schopf wegführt. Es gehört dem heutigen Hofbesitzer Heinrich Jilg,
dessen Großeltern es damals gestiftet hatten. Auf dem Sockel ist zu lesen:

Was wir gelobt in schwerer Stund
Ragt hier aus grünem Wiesengrund
Zum heißen Dank der Wiederkehr
Zu Jesu und Mariens Ehr
Viel Krieger starben in dem Feld
Der Heiland für die ganze Welt

Gestiftet von Landolin u. Magdalena Jilg
geb. Schöner 1921

Das Kreuz ist aus grauem Sandstein und in recht ordentlichem Zustand.



Steinkreuz auf dem Barbarast in Welschenbollenbach

Allen Kennern der hiesigen Wanderwege wird das *Weberkreuz* bekannt sein, das oberhalb des Weberhofes in Welschbollenbach steht, der Hof, bei dem der Bildstock für den verunglückten Bürgermeister von 1839 steht. Das Kreuz steht am Weg nach oben linker Hand von Bollenbach her, ein paar Meter vor dem Zusammentreffen mehrerer Wege, einer davon ein

Hansjakobweg. Dort befindet sich auch das Wegschild „Bei ‚Webers Kreuz‘.“ Darauf kann man nachlesen, daß der Hofbauer vom ehemaligen „Schilleshof“ an der Stelle wieder ein Kreuz errichten ließ, wo früher das „Schillekreuz“ stand. Der Standort des früheren Kreuzes, das Fundament, sollte sich auf seltsame Weise wieder gezeigt haben. Das Kreuz ist aus Holz und in gutem Zustand. Eine Holztafel am Balken unter dem Corpus trägt die Inschrift:

ES IST VOLLBRACHT
IM KREUZ IST HEIL
IST SEGENSMACHT
SIE SEI DEIN TEIL

Gew. von Familie
Georg Weber
BOLLENBACH
1933

Wer den steilen Anstieg nicht scheut, gelangt nach etwa 20 Minuten vom Weberkreuz zum *Heizenbergkreuz*. Vor zehn Jahren wußte ich von diesem Kreuz gar nichts, erst in einer Unterhaltung mit der Heizenberg-Bäuerin erwähnte sie beiläufig dieses Kreuz, und wie ich es erreichen könnte. Ich machte mich auf den Weg und wurde schließlich mit einem wunderbaren Ausblick belohnt, nachdem ich das Ruheplätzchen beim Heizenbergkreuz erreicht hatte. Das Kreuz steht eingefriedet am Waldrand, ist in gutem Zustand und sieht einfach hübsch aus an seinem abgelegenen Plätzchen. Der heutige Hofbauer, Willi Himmelsbach, erzählte mir, daß seine Großeltern im Zweiten Weltkrieg gelobt hätten, sie würden ein Kreuz errichten, wenn der Hof diesen Krieg ohne Schaden überstehen würde. Da sie dieses Glück hatten, stellten sie 1954 dieses Granitkreuz auf die Höhe, dessen Inschrift am Sockel lautet:

Wenn Du, O Wanderer vorübergehst
So halte ein mit Deinem Schritt
Betrachte doch den Heiland
Was er alles für Dich litt
Vater unser
Aus Dankbarkeit gestiftet von
Georg Himmelsbach u. dessen
Ehefrau Amalie, geb. Willmann
Heizenberg
1954

Das letzte und jüngste Kreuz steht ebenfalls in Welschbollenbach und gehört der Familie Schweiss, Dorf 13. „*s Schweisse Kriz*“ ist ganz aus



Holz Kreuz in Welschbollenbach, Schutzhaldenweg

Holz und steht am Schutzhaldenweg, dort wo man in der Kurve einen einmalig schönen Blick nach Haslach und ins Land hat. Franz Schweiss sagte mir vor zehn Jahren, daß sein Vater das Kreuz 1965 gestiftet habe aus familiärem Anlaß. Unter dem überdachten Corpus ist eine kleine Holztafel angebracht mit folgender Aufschrift:

O, lieber
Heiland Jesus Christ
der du für uns
gestorben bist.
Laß Gnad und Segen
fließen überall
über Mensch
und Flur
in unserem
Kinzigtal
1965

Mehr Bildstöcke und Wegkreuze sind mir nicht bekannt geworden. Wie ich in den zehn Jahren seit meiner Aufarbeitung feststellen konnte, ist der Brauch, Bildstöcke aufzustellen, weiterhin sehr lebendig geblieben.

Anmerkungen

- 1 K. A. Oberle: Überreste germanischen Heidentums im Christentum . . . Baden-Baden 1883. S. 143 f.
- 2 Hermann Fautz: Feldkreuze und Bildstöcke im oberen Kinzigtal. In: Badische Heimat 3/4 (Dezember 1966). S. 263.
- 3 H. Oechsler: Die Pfarrei Haslach im Kinzigtal. In: Die Ortenau 12 (1925). S. 22.
- 4 O. A. Müller: Bildstöcke im Amtsbezirk Wolfach. In: Die Ortenau 20 (1933). S. 37.
5–20 Müller, a. a. O. S. 36–59.

Weitere Literatur:

- O. Göller; Einst und jetzt. In: Aus Zeit und Leben. Beilage der Kinzigtaler Nachrichten. 191/1931.
- Ders.: Der vergessene Brunnen. In: Heimatblatt der Kinzigtaler Nachrichten 209 u. 210/1929.
- Adalbert Ehrenfried: Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Nordrach. JVZA Bruchsal: 1978.
- Werner Scheurer: Wer ist der Erbauer des Hofes auf dem Barbarast? In: Offenburger Tageblatt vom 30. 1. 1982.
- Ders.: Zwei berühmte Nachkommen des „Leutnants“. In: Offenburger Tageblatt vom 23. 9. 1978.

Wann beginnt die Fasnacht?

Versuch einer Klärung

Kurt Klein

Es hieße die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, würde man die Tatsache übersehen, daß der 11. November, der Martinstag, im Jahresablauf der Narren nicht einen markanten Platz einnimmt. Auch gibt es landauf, landab keine närrische Vereinigung, an der dieser Tag spurlos vorübergehen würde als Anlaß, das Narrenvolk nach längerer Zeit wieder einmal offiziell zusammenzurufen. Doch auch ohne der Narretei besonders das Wort zu reden, hat sich der Namenstag des hl. Bischofs von Tours, des römischen Reitersmannes, der in der Kälte seinen warmen Mantel mit dem armen Bettler teilte, tief in die Volksseele eingegraben.

Allerdings zeichnete sich der Martinstag früher im Alemannenland zunächst durch die Märkte und die damit verbundenen Tanzvergnügen aus. Auch galt dieser Tag, nachdem die Ernte restlos geborgen war, zum Teil schon in klingende Münze umgesetzt werden konnte, als Abschluß des Erntejahrs. „Um Martini“ wurden nach altem Brauch verschiedene Steuern bzw. Pachtzinsen fällig. Als „Bündelestag“ bot der 11. November dem Gesinde erstmals wieder die Gelegenheit, die Arbeitsstelle zu wechseln, sich einen neuen Bauern zu suchen. Alles deutete an Martini auf Abschluß, auf Ende hin, wobei selbst die Natur ihren Rahmen dazu gab, wenn nach der Geschäftigkeit in den Monaten des Frühlings, Sommers und Herbstes in Feld und Flur die Winterruhe einzog. Dann aber erhielt der Martinstag, vor allem der Abend, durch die Förderung aus den Bereichen der Kindergärten, Schulen und Kirchen das Gepräge eines „Lichtfestes“ mit den Martinsumzügen der Kinder. Dieser sinnvolle Brauch hat, von Franken und dem Rheinland kommend, auch in unseren alemannischen Breiten eine liebevolle Aufnahme gefunden. Gerne möchte man auch sagen, daß der 11. November unserer heimischen Narren einen ähnlichen Verlauf genommen hat, nämlich aus den Gefilden des rheinischen Karnevals! Dort wird der 11. November seit eh und je als ein Hochfest der Narren begangen. Noch mehr, mit dem Wort-, dem Zahlenspiel beginnt bereits am 11.11., 11 Uhr 11, die närrische „Kampagne“ des kommenden Jahres.

Wenn wir tiefer in die Geschichte unserer schwäbisch-alemannischen Volksfasnacht vordringen, werden wir nach einem 11. November als närrischer Anlaß, geschweige denn gar als närrischer Auftakt zur kommenden Fasnacht vergeblich suchen. Dagegen entnehmen wir einem wissenschaftlichen Forschungsbericht¹: „Die Fasnachtseröffnung am 11.11., das Treffen um 11.11 Uhr, wie auch die Bezeichnung Elferrat sind eine Übernahme vom



Einem unvergleichbaren, voll reizbegabten, verehrlichen Publikum diene zur Nachricht, daß die **Zeller Narrhalla** am Sammersbach durch eine glückliche Ueberwindung mit Entbindung verbunden, in der goldenen Löwenburg allda niedergekommen ist und sich sofort in höchst eigener Person zur Taufe beim deutschen Knochen des Adlerhorstes eingefunden hat, allwo nicht nur die Taufe unter Mitwissen huld-



voller Zeugen mit Feuer und Feierlichkeiten stattgefunden, sondern mit Ueberheizung (Kapuzinerholz) in gemüthlichen Riesengestalten, Magen und Geister der Art ergriffen hat, daß Jammer und Noth erst mit dem neuen Morgen ihren Sieg der überwundenen Ueberwindung davonzutragen errungen hat. —

Neugeboren und gestärkt wird der Fortsetzung allabendlich entgegen gesehen, an deren Ausführung kein verzweifeltes Herz mehr in Zweifel gerathen kann, bis der Ausbruch mit **Kualleffect** zur Beherrschung des Faschings plazen kann — darf — und — wird.

Mit unterirdischer Ergebenheit vom höchsten Licht des Glanzes überstrahlte

Narrhalla.

Im „Ortenauboten“ vom 10. 02. 1866 kündigt ein Inserat von der „Zeller Narrhalla“ und vom „Fasching“ in Zell a. H.

rheinischen Karneval. In Köln, der Hochburg des rheinischen Karnevals, trat das Festkomitee zwar ursprünglich schon vor Weihnachten zusammen, wählte aber erst allmählich den 11.11. zum festen Termin für die Anfangssitzung. Ebenso bildete sich erst mit der Zeit die Zahl elf für die Mitglieder des Komitees; sie mag an den Termin des 11.11. angelehnt sein.“

Wer da nun glaubt, die Wogen des rheinischen Karnevals seien erst nach dem Zweiten Weltkrieg ins Alemannenland übergeschwappt, sieht sich getäuscht. Bereits im letzten Jahrhundert sind laut Zeitungsberichten aus einigen heutigen Fasnachtshochburgen folgende Hinweise gegeben worden: „Wolfach – Im nächsten Jahr werden die Tanzlustigen nur kurze Zeit die Freuden und Herrlichkeiten des Karnevals durchkosten können.“² 1892 zeichnete das „Närrische Komitee“ für die Aufzeichnung des Fasnachtsspiels „Die Weibermühle von Trippsdrill“. (Damals gab es in Mainz ein „Komitee der Karnevalsgesellschaft“.) Wilhelm Kutter führt in seinem Buch „Schwäbisch-alemannische Fasnacht“ (S. 78) über Gengenbach an, daß „sich im Jahre 1890 fasnachtsbegeisterte Bürger – der Namensgebung jener Zeit entsprechend – zu einer ‚Carnevalsgesellschaft Humor‘ zusammenschlossen.“ Von Offenburg lesen wir auf der gleichen Seite: „Aus dem Karnevalsverein wurde die Historische Narrenzunft“. Auch in Zell a. H.

Zell a. S.
Am Faschingsmontag, den 29. Februar
 wird hier auf vielseitiges Verlangen zum zweitenmale eine

Große Historie aus dem 30jährigen Kriege

aufgeführt.

<ol style="list-style-type: none"> 1. Einzug der Schweden aus Entersbach ins Lager zwischen Gröbern und Zell; morgens 10 Uhr. 2. Meldung des Vogtes von Entersbach auf dem Markbause in Zell über das Anrücken der Feinde; mittags 12 Uhr. 3. Alarmierung der Stadt und der zur Jurisdiktion Zell a. S. gehörigen Dörfer. 4. Auszug der Verteidiger, an deren Spitze der Reichsschultheiß, zum Kampfe; mittags halb 1 Uhr. 	<ol style="list-style-type: none"> 5. Gefecht und schließliche Ueberwältigung und Gefangenahme der Schweden und Erbeutung der Kanonen. 6. Einzug und Empfang der Sieger durch den Zwölferrat, die Bürgerschaft, Frauen und Jungfrauen mit Musik. 7. Donshagung des Reichsschultheißens und Ueberreichung des Ehrenswordes an den Voigt von Entersbach. 8. Zug mit den Gefangenen durch die Stadt.
--	---

Das historische Schauspiel beginnt morgens 10 Uhr und wird nach 3 Uhr nachmittags enden.

Hierzu laden wir höflich ein.
 Zell a. S. im Narrenmonat 1892.

Der Narrenverein.

NB. Die diesjährige Aufführung wird verbessert und in größerem Umfange wie voriges Jahr stattfinden.

Am 29. 02. 1892 wurde in Zell a. H. – wie „Der Kinzigthaler“ zu berichten wußte – am „Faschingsmontag“ ein großes Festspiel aufgeführt.

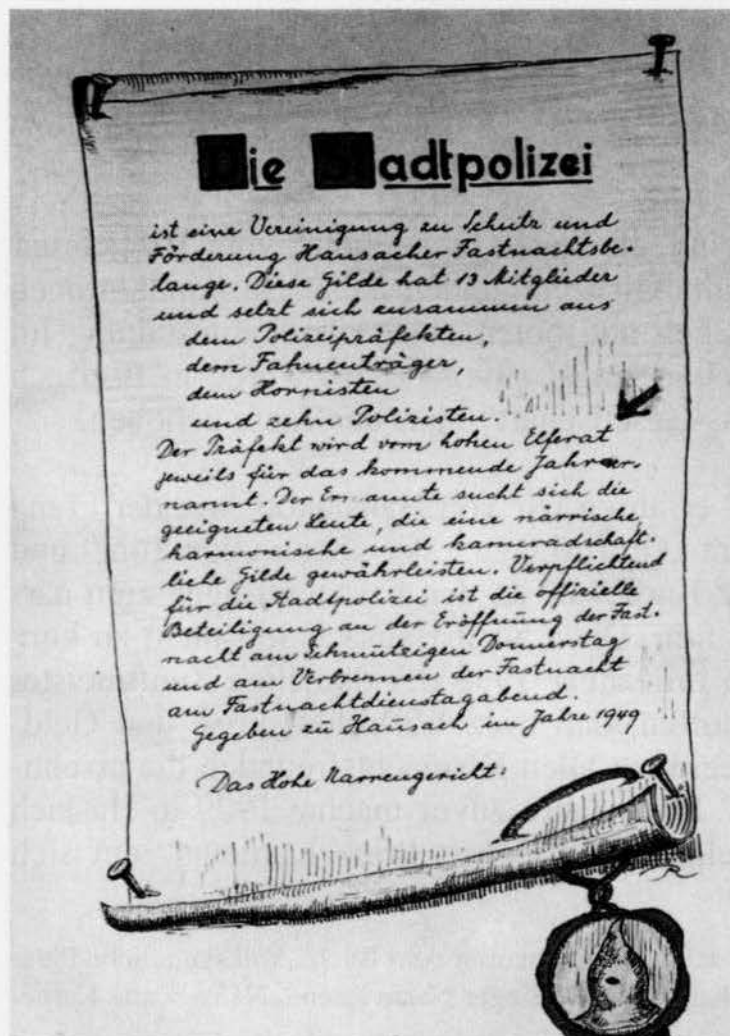
wehte ein karnevalistischer Wind, als laut „Ortenaubote“ vom 10. Februar 1866 die „Zeller Narrhalla“ glücklich entbunden habe. Da konnten auch die Wolfacher nicht zurückstehen und boten 1892 eine Veranstaltung im „Narrhallasale“⁴ an. Doch schon längst zuvor (1840) wurde in Breisach eine „Alt-Breisacher-Carnevals-Gesellschaft“⁵ aus der Taufe gehoben.

In seinem Buch „Bauernblut“ erfahren wir von Hansjakob, wie der Franz Anton Schmider, der legendäre „Graf Magga“, der „Schatullen-Toni“ und Zeller Narrenkönig, als „Prinz Karneval“ an den Fasnachtstagen zum närrischen Besuch nach Haslach fuhr. Doch auch Hausach soll nicht zu kurz kommen, denn dort rief noch im Januar 1933 der damalige Zunftmeister Gutmann aus: „Wollen wir hoffen, daß trotz Wirtschaftskrise und Geldknappheit Prinz Karnevals Regiment allen Fastnachtsfreunden die ersehnten frohen Stunden bereitet“.⁶ Doch Jahre zuvor machte 1929 in Haslach durch ein Plakat „Seine pudelnärrische Hoheit Prinz Karneval“ auf sich aufmerksam.*

* Noch gegen Ende der fünfziger Jahre konnte man in dem Buch „Volkskundliche Plaudereien“ unter dem Bild des hoheitsvollen Villinger Narro lesen: „Narro = alte Karnevalsmaske mit Fuchsschwanz.“

In diesem Zusammenhang soll nicht übersehen werden, daß auch der „Fasching“ aus Bayern bei uns Einzug hielt. Da führten die Zeller am „Faschingsmontag“ 1892 das Fasnachtsspiel die „Große Historie aus dem 30jährigen Kriege“⁷ auf, während auch in Wolfach „in dieser ‚Faschingszeit‘ ein ergötzliches Spiel stattfinden“ sollte. Dazu gab es dann dort „Über die ganze Faschingszeit hochfeines Bockbier“, und mancher mag nach dem Genuß der „Faschingsfreuden“ froh über das Ende der närrischen Tage gewesen sein. In Wolfach wurde auch 1891 auf den „kommenden Fasching“ hingewiesen, wo dann am „Faschingssonntag“ beim Kreuzwirt eine „Tanz-Veranstaltung“ angeboten wurde.⁸ 1878 erschien sogar in Wolfach eine „Faschings-Zeitung“.⁹ In Zell a. H. ließ man schon 1866 „zur Verherrlichung des Faschings“ – „Knalleffect platzen“.¹⁰

Die letzte größere karnevalistische Welle rollte nach dem Zweiten Weltkrieg über uns herein, als so nach und nach die Lebensfreude wieder Fuß faßte. Da wurde doch in manchen Orten, in denen das närrische Treiben bereits in loser Form beheimatet war, die Fasnacht nach rheinischem Vor-



Auch in Hausach wurde bei der Organisation der Fasnet ein „Elferrat“ nach karnevalistischem Vorbild aus der Taufe gehoben.



*Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im mehrheitlich protestantischen Hornberg die Fasnet ausgerufen, wobei der Karneval Pate stand. Dann aber bekam das närrische Geschehen traditionelle Züge. In der neuen Gewandung paßten die „Narrenräte“ – die „Elferräte“ legten ihren Karnevalumhang ab – zu den örtlich verbundenen Narrengestalten wie der „Brunnenhansele“ (Bildmitte) und die Teufel (außen).
Aufnahme/Repros: Kurt Klein*

bild organisiert. Dies besonders in ländlichen und evangelischen Gemeinden, wo es bisher noch keine fasnächtliche Zusammenschlüsse gab. Da wurden oft bedenkenlos – und ohne eigene Phantasie und Geist – der Elferrat, das Prinzenpaar, das Ballett und die Büttensrede vom Karneval übernommen. Fast in allen Narrenorten traten die „Elferräte“ mit ihren gleichförmigen karnevalistischen Umhängen und Narrenmützen mehr oder weniger prunkvoll auf. Ich erinnere mich noch gut daran, als mir um 1960 ein Fahnenentwurf zur Begutachtung vorgelegt wurde, auf dem die Buchstaben „FCVO“ für „Freier Carnevals-Verein – ...“ vorgelegt wurde. Durch das Verständnis der Verantwortlichen konnten die Weichen noch rechtzeitig richtig gestellt werden.

Dann aber setzte nach und nach ein Umdenken ein, das vor allem durch die Vereinigung der „Schwäbisch-alemannischen Narrenzünfte“ nachhaltig beeinflusst wurde. Schon 1950 schrieb der bekannte Volkskundler Prof. Dr.

Johannes Künzig: „Im übrigen bin ich der Meinung, daß wir in unserer Landschaft mit den „Narrenräten“ auskommen könnten und die Übernahme eines Elferrates und gar des „Prinzen Karneval“ den großstädtischen Allerweltsgesellschaften überlassen sollten.“¹¹ Bestimmt können sich noch viele aus eigenem Erleben daran erinnern, wie ohne großes Aufhebens aus den Elferräten die Narrenräte mit dem Zunftmeister (Narrenvater), aus der Narrenvereinigung die Zunft und aus dem Prinzenpaar die Narreneltern wurden. Bei Neugründungen und dem Wiederbeleben, auch der Narrengestalten, orientierte man sich wieder mehr an örtlichen, heimatlichen Gegebenheiten.

Doch kehren wir wieder zum „Elftenelften“ zurück und geben zur Bekräftigung dem bereits zitierten Johannes Künzig nochmals das Wort: „Wenn die Narrenzünfte und die Vorstände der Narrengesellschaften mit ihren allerlei, mehr oder weniger originellen Namen bereits am 11.11., und zwar um 11 Uhr, vormittags oder abends, zusammenkommen, hauptsächlich, um zu beraten und zu planen, so ist das sichtlich eine Entlehnung von dem kaum mehr als hundertdreißig Jahre alten rheinischen Karneval mit seinen Elferräten, die in Ausdeutung ihres Namens die „elf“ zum Anfangstermin ihrer Arbeit machen.“¹²

Früher galt einmal – vielleicht auch heute noch – der Grundsatz: alles zu seiner Zeit, und dann aber richtig! Das bedeutete aber, daß der auslaufende November, der Totenmonat mit dem Volkstrauertag und dem Totensonntag, noch weniger der Dezember mit dem Advent als einer früher streng beachteten „geschlossenen Zeit“ und dem Weihnachtsfest sich für närrische Lustbarkeiten anbot. So ließ sich der Volksmund zum 25. November vernehmen: „Sankt Kathrein schließt Trommeln und Pfeifen ein“ oder „Sankt Kathrein stellt das Tanzen ein“. Das sagt aber nicht, daß die närrischen Geister abgestorben wären. Nein, im Verborgenen, im Stillen, gleichsam unter der schützenden Schneedecke wie die Natur, spinnen sie ihre Fäden.

Dann aber heißt es nach den Weihnachtsfeiertagen, der geruhsamen Zeit „zwischen den Jahren“ und der Anhäufung der Sonn- und Feiertage um die Jahreswende: „Wenn die Dreikönige ihre Kronen ablegen, setzen die Narren ihre Kappen, ihre Masken auf!“. „So wird sogar mit dem Mittagläuten am Dreikönigstag die kommende Fasnacht eröffnet, in vielen traditionellen Narrenhochburgen das Narrenhäs hervorgeholt und abgestaubt, die Maske liebevoll gestreichelt, das „Gschell“ noch etwas vorsichtig in Bewegung gesetzt und anderswo bereits das Narrenvolk mit Karbatschenknall erfreut. Jetzt beginnt für den brauchtums- und traditionsbewußten Narren nicht die „Kampagne“, nicht die „5. Jahreszeit“, sondern unsere heimische Fasnet

oder Fasent, die dann jäh zusammensinkt und an ihre Grenzen gestoßen ist, wenn die Fasnacht ein Raub der Flammen, begraben oder gar ertränkt wird, die Narretei sich der Asche beugt.

Deshalb vernehmen wir zu Recht: „Der Auftakt am 11.11. steht isoliert, Weihnachten und die Zwölf Nächte trennen ihn von der zusammenhängenden Vorfasnachtszeit, die mit dem Dreikönigstag anhebt. Als Termin eröffnet der 6.1. die Zeit, in der die Narrengestalten zu sehen sind, in der getanzt werden darf, in der Versammlungen und überhaupt alle Vorbereitungen zur Fasnacht getroffen werden.“¹³ Dies gilt auch, wenn uns der Kalender nur eine kurze Fasnachtszeit beschert. – In der Kürze liegt die Würze! – An anderer Stelle wird angeführt: „Um die Jahrhundertwende waren die zeitlichen Richtlinien noch einheitlicher: der Dreikönigstag galt als allgemeiner Auftakt zur Fasnacht.“¹⁴ Ganz deutlich sei herausgestellt: „Die Ausbreitung des 11.11. beruht nicht auf der Tradition des Martinstages, sondern ist ausschließlich Sache der organisierten Fasnachtsvereine, die im Zuge ihrer festen Programmgestaltung auch den 11.11. einführen. Nur in Orten, die eine Fasnachtszunft oder wenigsten einen Elferrat haben, wird die Fasnacht am 11.11. eröffnet.“¹⁵

Was soll nun mit dem etwas fragwürdigen Elftenelften geschehen?*** Soll man ihn gar wieder abschaffen? Orientieren wir uns am Inhalt des volkstümlichen, gewachsenen traditionellen Martinitag! Das bedeutet Rückschau, Rechenschaft geben, Bilanz über die vergangene Fasnacht geben. Beispiele über die Gestaltung der Martinisitzung unter diesem Gesichtspunkt gibt es Gottseidank noch genug. Im Zeitalter der phantasielosen Gleichmacherei, einer geistlosen Nachäfferei dürfen wir ruhig unserem alemannischen Dickkopf ein wenig Ehre einlegen. Deshalb: Am 11. 11. 11 Uhr 11 Eröffnung und damit Beginn der Fasnacht? – Nein, danke!

*** Gar wenn wir noch folgenden Satz lesen: „Das Zusammenfallen der Feier des 11. 11. mit dem schon vorher bekannten Festtermin Martini legt eine Beziehung nahe; ein aktueller Zusammenhang ist aber nicht festzustellen.“¹⁶

Anmerkungen

- 1 „Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Rhein“ (Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung) S. 83ff.
- 2 „Der Kinzigthäler“ 24. 10. 1893
- 3 „Der Kinzigthäler“ v. 25. 02. 1892
- 4 Plakat im Wolfacher Heimatmuseum
- 5 Rolf Pieper: „Die Geschichte des Narrennestes Algerio“ S. 9
- 6 „Der Kinzigthäler“ Anfang 1933
- 7 „Der Kinzigthäler“ v. 27. 02. 1892
- 8 Plakat im Wolfacher Heimatmuseum
- 9 Archiv des Wolfacher Heimatmuseums
- 10 „Ortenaubote“ v. 10. 02. 1866
- 11 „Die alemannisch-schwäbische Fasnet“ S. 5
- 12 Ebenda S. 5
- 13 „Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Rhein“ S. 84
- 14 Ebenda S. 82
- 15 Ebenda S. 83
- 16 Ebenda S. 83

Buchbesprechungen

Bernd Boll. Das wird man nie mehr los ... – Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945. 357 Seiten, 58,-DM, Centaurus Verlag, Pfaffenweiler 1994.

Historiker schätzen die Zahl der während des Zweiten Weltkrieges in Deutschland lebenden ausländischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen auf über sieben Millionen Menschen. Ohne die ausländischen Arbeiter wäre es nicht möglich gewesen, die deutsche Kriegswirtschaft aufrechtzuerhalten; zeitweise war jeder dritte Arbeitsplatz von einem Kriegsgefangenen oder einem Zwangsarbeiter besetzt. Die zeitgeschichtliche Forschung hat sich dieses Themas nur zögernd angenommen, vor allem auf lokaler Ebene steht eine Aufarbeitung vielerorts noch aus.

Für Offenburg zumindest ist diese Lücke durch die Arbeit des Freiburger Historikers Bernd Boll „Das wird man nie mehr los ... – Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945“ geschlossen. Den Anstoß, die Situation der Zwangsarbeiter in Offenburg darzustellen, erhielt Boll durch eine zweijährige wissenschaftliche Tätigkeit im Stadtarchiv Offenburg von 1986 bis 1988. Bei der Sichtung der dortigen NS-Bestände zeigte es sich, daß die Aktenlage in Offenburg einen detaillierten Einblick in Umfang und Ablauf der Ausländerbeschäftigung im Dritten Reich auf lokaler Ebene erlaubt.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil beschreibt Hintergrund und Organisation des Einsatzes von ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen in der deutschen und im besonderen der Offener Kriegswirtschaft. Größter Arbeitgeber war in Offenburg die Deutsche Reichsbahn, deren Stammebelegung durch Einberufung zum Kriegsdienst ausgedünnt worden war. Im Verlauf des Krieges entwickelte sich die Rüstungsindustrie zum zentralen Faktor. Nicht wenige Offener Firmen hatten Rüstungsaufträge

übernommen, einige betrafen sogar Aufträge der höchsten Geheim- und Dringlichkeitsstufe wie Teile des V-Waffen-Programms. Die dabei notwendigen Arbeitskräfte konnten zum großen Teil nicht durch deutsche Arbeiter gestellt werden. Daher wurde der Ruf nach Fremdarbeitern immer lauter. Ursprünglich waren für diesen Einsatz russische Kriegsgefangene vorgesehen. Da diese aber vorwiegend in der Landwirtschaft eingesetzt worden waren, wurden russische und polnische Zivilarbeiter herangezogen. Nicht nur die Offener Wirtschaft profitierte von den billigen Arbeitskräften aus den von Deutschland unterjochten Ländern, sondern auch die Stadtverwaltung. Mehrere Arbeitskommandos waren in der städtischen Gärtnerei und beim St. Andreas Weingut eingesetzt. Die Stadt organisierte auch die Unterbringung der Fremdarbeiter und ließ das ehemalige Bad Ries in der Wasserstraße zu einem Lager ausbauen. Um den ständig wachsenden Platzbedarf zu befriedigen, wurden noch weitere städtische Gebäude zu Lagern umgewandelt. Die größeren Rüstungsbetriebe und die Reichsbahn richteten sich schließlich eigene Kriegsgefangenenlager ein. Insgesamt waren 3500 Kriegsgefangene und Zivilarbeiter in Offenburg im Einsatz.

Im März 1942 wurde Offenburg zum zentralen Umschlagort für Fremdarbeiter im Raum Mittelbaden. Die Wehrmacht verlegte ihr ursprünglich in Baden-Baden stationiertes Kriegsgefangenen-Stammlager im Wehrkreis V, das Stalag V C, in das aufgelöste Landwehr-Übungslager im Industriegebiet „Am Holderstock“. Die für ca. 1500 Personen gebauten Gebäude wurden zeitweise mit über 5000 Kriegsgefangenen belegt. Bis zu 30 000 Mann gleichzeitig standen unter der Aufsicht des Stalag V C. Die meisten dieser Gefangenen waren in einem der 500 dem Stalag V C unterstellten Außenlager interniert.

Im zweiten Teil seiner Arbeit geht Boll auf die Bedingungen ein, denen die Zwangsarbeiter in Offenburg ausgesetzt

waren. Überschriften einzelner Unterkapitel umreißen den Alltag der im Offenburger Leben ausgegrenzten Menschen: „Hunger auf Bezugsschein; Rassismus im Gesundheitswesen, verbotener Umgang mit Kriegsgefangenen“. Widerstand der Zwangsarbeiter gegen die zum Teil unmenschliche Behandlung war nur unter größter Gefahr möglich. Die unauffälligste Form des Widerstandes war die Leistungsverweigerung, die auch in den Offenburger Firmen betrieben wurde. Wer bei angeblicher oder tatsächlicher Sabotage erwischt wurde, hatte das Schlimmste zu befürchten. Etwa 10% der Kriegsgefangenen suchten sich durch Flucht der Zwangsarbeit zu entziehen. Wenig ist bekannt über organisierte Formen des Widerstandes unter den Zwangsarbeitern. Die wichtigste Organisation war die „Brüderliche Vereinigung der Kriegsgefangenen“, die von Offizieren der Roten Armee in einem Münchner Lager Ende 1942 gegründet worden war. Die Vereinigung bereitete sich auf den bewaffneten Kampf gegen das NS-Regime vor und propagierte die Sabotage am Arbeitsplatz. Sie wurde vor allem von russischen Kriegsgefangenen getragen. In Offenburg eingesetzte Mitglieder der Vereinigung bildeten ein Ortskomitee. 1944 war es der NSDAP gelungen, die „Brüderliche Vereinigung“ zu zerschlagen, ihre Mitglieder wurden in Mauthausen und Dachau ermordet.

Die Angriffe der US-Luftwaffe am 27. November 1944 auf Offenburg und Freiburg läuteten das Ende des Krieges in Baden ein. Die kriegswichtigen Betriebe wurden in das Landesinnere verlegt und mit ihnen der größte Teil der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter. Die in Offenburg zurückgebliebenen Fremdarbeiter reichten nicht mehr aus, die durch ständige Bombardements immer wieder zerstörten Gleisanlagen und Reichsbahneinrichtungen instand zu setzen. Der Offenburger Güterbahnhof hatte in den letzten Kriegsmontaten eine wichtige Rolle übernehmen müssen, von hier aus rollte nachts der

Nachschub an die Westfront. In dieser Situation wurde eine weitere Gruppe von Zwangsarbeitern nach Offenburg geholt: Sklavenarbeiter aus den Konzentrationslagern, die von der SS an Firmen und Behörden vermietet wurden. Über 2000 KZ-Häftlinge aus vier KZ-Außenkommandos waren in Offenburg im Einsatz, untergebracht waren sie in Güterwagen (rollende KZ's) und in der Ihlenfeldkaserne. Die Häftlinge waren ständig der Willkür der SS ausgesetzt. Sie mußten bei grimmiger Kälte mit bloßen Händen beschädigte Gleise reparieren, ohne geeignetes Werkzeug Bombenrichter zuschütten und Blindgänger entschärfen. Ihr Einsatz kann mit dem Begriff „Vernichtung durch Arbeit“ umschrieben werden und mündete schließlich in ein Massaker. Als die französischen Truppen sich Offenburg näherten, ordnete der Kommandant am 12. April 1945 den Abtransport des Kommandos an. Um nicht von den marschunfähigen und kranken Häftlingen behindert zu werden, ließ er sie auf bestialische Weise von SS-Männern und Kapos in einem Keller der Ihlenfeldkaserne ermorden. Die 41 Leichen wurden auf den Offenburger Friedhof gekarrt und dort in einem Massengrab verscharrt. Heute erinnert eine Gedenkplatte auf dem Friedhof mit den Namen der Opfer an das Massaker. Die Arbeit von Bernd Boll erhält ihre Qualität nicht zuletzt durch den Einbezug von schriftlichen und mündlichen Erfahrungsberichten betroffener Zeitzeugen. Der Kontakt mit diesen Menschen, die vielleicht zum ersten Mal über ihren leidvollen Zwangsaufenthalt in Deutschland berichteten, prägt die Arbeit. Die Mehrzahl der von Boll Befragten gaben bereitwillig Auskunft, während einige sich nicht mehr der schmerzvollen Erinnerung aussetzen wollten.

Das bereitwillige Entgegenkommen der Zeitzeugen steht im Kontrast zu dem Desinteresse der von Boll angeschriebenen Firmen, die in einem nicht geringen Maße vom Einsatz der Zwangsarbeiter profitier-

ten und interessiert an einer Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels der Offenburger und ihrer eigenen Geschichte sein müßten. Von ca. zehn schriftlichen Anfragen wurden lediglich zwei beantwortet. Während sich eine kleine Baufirma die Mühe machte, ihre Unterlagen zu sichten und Informationen an den Autor weiterreichte, verwies die Firma Stahlbau-Müller, die zeitweise 40% ihres Personalbedarfs aus den Zwangsarbeitern rekrutierte, auf den Verlust älterer Akten in den sechziger Jahren. Das Antwortschreiben der Betriebsleitung bedarf keines Kommentars: „Persönlich habe ich durch meine Bemühungen die Arbeit der Historiker etwas schätzen gelernt. Was machen Sie nur, wenn Sie bis zur Römerzeit zurückforschen müssen?“

Trotz dieses Mangels an Kooperation seitens der Industrie ist es Boll gelungen, das Thema Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit in Offenburg umfassend darzustellen, basierend auf intensiver Auswertung der einschlägigen Archive.

Aus Bolls Buch lassen sich allgemeine Erkenntnisse ableiten. Es untersucht nicht nur die Geschichte der Zwangsarbeit in Offenburg, sondern hat auch exemplarische Geltung für den Zwangsarbeitereinsatz in Baden. Über die Geschichte der Zwangsarbeit hinaus, bietet es einen Einblick in die Geschichte Offenburgs in der NS-Zeit und während des Zweiten Weltkrieges – Themen, die bisher nur wenig Beachtung in der offiziellen Stadtgeschichtsschreibung erfahren haben.

Jürgen Stude

Hermann Brommer, Das Dominikanerinnenkloster Neusatzeck und die Anfänge der Exerzitenbewegung in der Erzdiözese Freiburg. Reihe „Hagiographie/Ikonographie/Volkskunde“, Nr. 110, Erste Auflage 1993, 24 Seiten, Verlag Schnell & Steiner, München und Regensburg.

Der Verlag Schnell & Steiner bringt seit neuestem neben seiner bewährten Reihe

der Kleinen Kunstführer die Reihe „Hagiographie/Ikonographie/Volkskunde“ heraus. Die Hefte sind in Aufmachung, Format und Umfang an die praktischen Kunstführerhefte angepaßt. Das erste Heft, das sich mit der Ortenau befaßt, ist der Exerzitenbewegung gewidmet, die mit dem Namen des heiligmäßigen Pfarrers Josef Bäder verbunden ist (vgl. die Besprechung von „Mutterhaus Neusatzeck“ im Band 72 dieser Zeitschrift).

Unter den neun Exerzitenhäusern der Erzdiözese Freiburg – vier davon liegen in der Ortenau – nimmt das Josef-Bäder-Haus der Dominikanerinnen in Neusatzeck als die älteste dieser Einrichtungen eine besondere Stellung ein. Infolge der Aufhebung der Klöster durch die Säkularisation war der katholischen Kirche im neuen Großherzogtum Baden unermeßlicher Schaden entstanden. Erschwerend für die Entfaltung des religiösen Lebens in der neuen Erzdiözese Freiburg kam hinzu, daß die großherzogliche Kirchensektion in Karlsruhe zunächst mehr bischöfliche Rechte innehatte als der Erzbischof selbst. Es gehört zu dem „Phänomen des 19. Jahrhunderts“, daß trotz aller staatlichen Bevormundung „allein in Deutschland alle halbe Jahre eine neue Schwesterngenossenschaft gegründet worden ist“ (L. Kaufmann). Vier der ersten sechs Kongregationen in der Erzdiözese Freiburg sind in der Ortenau beheimatet: in Gengenbach, Erlenbad, Neusatzeck und Bühl.

Dem charismatischen Gründer der Dominikanerinnen von Neusatzeck, Pfarrer Josef Bäder (1807–1867), „einem badischen Vianney“ (August Vetter), war im Oktober 1847 bei Priesterexerziten in St. Peter klar geworden, daß er seine erworbenen Kenntnisse in die pastorale Praxis umsetzen müsse. „Was Bädgers Unternehmen, als Pfarrer ein Volksmissionar zu sein und geistliche Übungen in die Seelsorge mit einzubeziehen, um die Mitte des 19. Jh. bedeutete, läßt sich an der dauernden Bespitzelung selbst seiner Gottesdienstpraxis

durch die aufgeklärt-liberalistischen Staatsbürokraten Badens erkennen ... Daß sich unter der staatlichen Knebelung der Kirche in Baden der Klerus in staatsfreundliche und ablehnende Parteilagen aufspaltete, gehörte zu den deprimierenden Erfahrungen, denen auch Pfarrer Bäder ausgesetzt war.“

Bäder setzte der nüchternen, rationalistischen Gesinnung, mit der die sich „aufgeklärt“ nennenden Ideologen das Wesen der Religion zu erfassen vorgaben, einen inneren, religiösen Aufbruch entgegen. Seinen volksmissionarischen Drang hätte er am liebsten zu einer hauptberuflichen Tätigkeit ausgebaut. Mangelndes Verständnis seiner Vorgesetzten im Dekanat und im Ordinariat ließen den Frühverstorbenen nicht mehr die Ernte seiner Früchte erleben. Der Durchbruch gelang 25 Jahre nach Bäders Tod dem Baden-Badener Klosterpfarrer Dr. Thomas Nörber. Seinem Ruf nach Exerzitien für Weltleute folgten im Oktober 1892 so viele Anmeldungen, daß es unmöglich war, alle unterzubringen. Nörber, der erste Neusatzecker Exerzitienmeister, bestieg wenige Jahre später den erzbischöflichen Stuhl in Freiburg. Die Exerzitienbewegung ist seit dieser Zeit einer der wichtigsten Pfeiler des spirituellen Lebens in der Erzdiözese Freiburg. Werner Scheurer

Hermann Brommer, Kath. Pfarrkirche St. Maria Bühl-Kappelwindeck. Schnell Kunstführer Nr. 2035, Erste Auflage 1993, mit zahlreichen, überw. farbigen Abbildungen, 36 Seiten, Verlag Schnell & Steiner, München und Regensburg.

Franz Ignaz Krohmers Kirchenbau von Kappelwindeck zählt zu den schönsten Perlen barocker Architektur unserer mittelbadischen Kunstlandschaft. In den Jahren 1910/11 sah sich der Erzbischöfliche Bauinspektor Johannes Schroth vor die schwierige Aufgabe einer Kirchenvergrößerung gestellt, wie er sie kurz zuvor schon in Haslach i. K. gelöst hatte. Her-

mann Brommer deutet den Kirchenbau als ein Kunstwerk, das nicht in erster Linie eine Stätte der Kunst ist, sondern seine seelsorgliche Aufgabe erst im Gottesdienst der feiernden Gemeinde erfüllt. Die Geschichte der Kappelwindecker Pfarrkirche ist untrennbar mit der Geschichte der Pfarrgemeinde verbunden, die sich seit 1291 mit der Nennung des ersten Kappler Pfarrers Albertus belegen läßt. Wegen des ältesten Kirchenbaus kam es um 1400 zwischen dem Pfarr-Rektor und dem Heiligenpfleger zu einem Streit um die Bau- und Unterhaltungspflicht. 1445 wird von der Neuerrichtung der „teils durch den Krieg, teils durch Fahrlässigkeit baufällig gewordenen Kirche“ berichtet. Sie war von 1395–1502 Grablege der Herren von Windeck.

Das Patronatsrecht an der Kirche übte bis zur Säkularisation (1803) das Baden-Badener Kollegstift aus, das es 1453 von Markgraf Jakob I., dem Vater des seligen Markgrafen Bernhard von Baden, verliehen bekam. Während die Kappler Bevölkerung in der Zeit der Glaubensspaltung von 1592 bis 1634 unter sechsmaligem Konfessionswechsel zu leiden hatte, wurde der Kirchenbau Opfer kriegerischer Auseinandersetzungen. 1674 wurde die Kirche durch hannoveranische Truppen verwüstet, 1703 litt sie erneut durch die Schlacht um die Bühl-Stollhofener Linie, die mitten durch die Kirche angelegt war. Die Planungen für den barocken Kirchenbau begannen 1756 mit dem Auftrag an den „Herrschaftlichen Baumeister Krohmer“, einen Riß (Bauplan) fertigen zu lassen. Im Februar 1763 kam die amtliche Genehmigung, „mit dem Bauwesen ohne Verzug den Anfang zu machen“. Bereits im August des gleichen Jahres wurde der Grundstein, „darinnen sich eine Schrift befindet“, gesetzt. Im September 1765 konnte die Kirche benediziert und darin der erste Gottesdienst gefeiert werden. Zum Richtfest des Kappler Kirchturms wurden den Handfröhnern „wie gebräuchlich 4 Ohmen 1763er Wein“ ausgeschenkt.

Bei der Vergrößerung der Kirche 1910/11 griff Schroth auf seine Haslacher Erfahrungen mit der Veränderung des Salzmänn-Kirchenbaus von 1781 zurück. Krohmer hatte in Kappelwindeck „hinter der eindrucksvollen Westturmfassade ... eine qualitätsvolle Landkirche des Barock geschaffen, die in ihrer schlanken, gestuften Baugestalt geradezu elegant wirkte“. Brommer hebt Schroths ursprüngliche Absicht hervor, „die gedankenreiche Architektur des Vorchors ... in die vergrößerte Kirche unverändert hinüber(zu)retten“.

Kurzbiographien der beteiligten Bauleute und Künstler (F. I. Krohmer, Joh. Schroth, Th. Heylmann, Chr. Eythel, J. Koch, A. Schädler, P. Valentin, K. Schleibner, R. Preißler), die Hinweise auf andere Arbeiten in Mittelbaden und die Deutungen der Formensprache des Sakralbaus zeichnen die neueste Schrift Brommers ebenso aus wie die hervorragenden Farbaufnahmen des Verlagsfotografen K. Gramer. Die Mitfinanzierung der hervorragend gelungenen Schrift durch die örtlichen Kreditinstitute und die Stadtverwaltung Bühl sei anderen Kommunen zur Nachahmung wärmstens empfohlen.

Werner Scheurer

Helmut Eberwein (Hg.): Ein Streifzug durch Felder, Gärten und Küchen in Gengenbach. 72 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen. Band 3 der Reihe Gengenbacher Köstlichkeiten. Gengenbach 1993. DM 38,80

Man kann sich fragen, ob ein Kochbuch – und der 3. Band der Gengenbacher Köstlichkeiten ist eines – inmitten bedeutender historischer Werke vorgestellt werden sollte. Aber man weiß, daß Essen und Trinken kriegsentscheidend sein können: „Ihr Hauptleut, eure Leut marschieren Euch ohne Wurst nicht in den Tod!“ usw., singt die Courage. Von solch einem martialischen Gebrauch von Nahrungsmitteln, zu dem hier aufgefordert wird, redet in

unserem Werk niemand, wohl aber von vielen kulturhistorischen Aspekten, daß eine Besprechung an diesem Platz gerechtfertigt ist.

Das Buch wurde um zwei Sammlungen herum konzipiert, die beide im 19. Jahrhundert entstanden sind, dem „Kochbuch der Elisabeth Danner“ und den „Wirtschaftlichen Notizen vom Adlerwirt Ferdinand Schimpf“. Elisabeth Danner, Ritterwirtin in Durbach, verfaßte die Rezepte um die Jahrhundertmitte, gab sie an ihre Tochter, die sich nach Gengenbach verheiratete, weiter, und die Enkelin – sie herrschte als Frau Schimpf in der Küche – kochte danach im „Adler“. Hertha Schlegel stellt aus diesem Schatz eine Reihe Kochanleitungen vor und ergänzt sie durch die entsprechenden Versionen unserer Zeit. Zu den kulinarischen Anweisungen wagt der Rezensent, des Kochens unkundig, nur zu sagen, daß ihm „Amlet Supp“ besser schmeckt als „Flädle Suppe“ und daß er wie in den vielen regionalen Kochbüchern, in denen er nachsuchte, auch hier den „Badischen Saumagen“ vermißt.

Die „wirtschaftlichen Notizen“ aus dem Adler berichten über Menüs, die während der beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts für Gesellschaften angerichtet wurden, z. B. „Touristen-Schulen“ aus Straßburg, den „Cäcilienverein“ aus Ofenbourg oder den Großherzog mit Gefolge, aber auch darüber, was man bei normalen und Bauernhochzeiten und zum Feuerwehrrfest reichte. Hier wird man Stoff finden, um über Standesunterschiede zu spekulieren, und nicht nur über finanzielle. In einem einleitenden Artikel denkt Reinhard End über die gemeinschaftsbildende Kraft der Mahlzeiten nach, wozu auch die Tugenden des Teilens und Einteilens gehören, und über den Zwang, sich nach dem jahreszeitlichen Angebot an Lebensmitteln zu richten, der heute bei unseren technischen Hilfen und der Mobilität der Verteilungswirtschaft kaum mehr wahrgenommen wird.

Für weiteres geistiges Vergnügen sorgen die Beiträge von Hertha Schlegel über das unterschiedliche Essen bei Bauern und Bürgern, Mönchen und Rittern – hier hätte man sich gelegentlich eine genauere zeitliche Bestimmung gewünscht –, und die Wertveränderung verschiedener Nahrungsmittel und Mahlzeiten, so hat sich der Hering von der Armenkost zur teureren Delikatesse entwickelt und manche Fastenspeise zum gesundheitsschädlichen Kaloriensammler.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die reiche Bebilderung des großformatigen Buches, gibt es doch kaum eine Seite, die nur von Text gefüllt wird. Impressionen von Bauerngärten, Forellenzucht und Marktgeschehen erinnern an Vorfeld und Vorfreuden des Kochens, prächtig arrangierte und farblich inszenierte Tischgedecke illustrieren die einzelnen Rezepte, und zu graphischen Objekten stilisierte Lebensmittel leiten zum reinen Betrachten an. „Der Fotograf“ Michael Wissmann wird von Reinhard End bei der Arbeit in seinem Atelier durch eine besondere Reportage vorgestellt. Schade, daß man nicht immer den Autor der Beiträge finden kann; Inhaltsverzeichnis, das ausführliche Impressum und die Seitenzahlen bieten manchmal mehrere Namen an. Aber das macht die Suppe nicht schla. Der 3. Band der Gengenbacher Köstlichkeiten wird seine Käufer reich belohnen; jenen, die gerne kochen, eröffnet er neue kulinarische Wege, jenen, die gerne kochen würden, die Zubereitung aber als zu mühsam empfinden, verhilft das Buch zu den schönsten Vorstellungen. Karl Maier

Michael Friedmann und Gernot Kreutz: Verborgene und vertraute, Kleindenkmale in Offenburg. 240 S. mit zahlreichen, z. T. farbigen Abbildungen. Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg 1993

Im Dezember 1993 erschien im Schwarzwald-Verlag ein Buch über die Kleindenkmale

in Offenburg mit dem Titel „Verborgene und vertraute“ von den Autoren Michael Friedmann und Gernot Kreutz. Es habe – so versichern die Autoren – nicht seinesgleichen in Deutschland. Michael Friedmann, seines Zeichens Stadtarchivar in Offenburg, und Gernot Kreutz, engagierter Verfechter denkmalpflegerischer Belange, haben versucht, zum einen ein wissenschaftlich fundiertes Nachschlagewerk zu schaffen, zum andern das Thema „Kleindenkmale“ am Beispiel der Gesamtstadt Offenburg auch dem Laien nahe zu bringen.

Was ist ein Kleindenkmal? Der Begriffsdiene, so die Autoren, zuerst der Abgrenzung von Baudenkmalen. Des weiteren gehören folgende Charakteristika dazu: Sie müssen frei stehen, fest am Orte stehen und ein selbständiges Werk sein. Nur einen schmalen, aber zahlenmäßig großen Bereich bilden die „Denkmale“ im eigentlichen Sinne des Wortes, die Erinnerungs- und Grabmale. Die übrigen haben eine rechtliche, religiöse oder alltägliche Aufgabe, zum Beispiel Grenzsteine, Kreuze, Bildstöcke oder Brunnen.

Ob die große Gruppe moderner Skulpturen und Plastiken hineingehört hätte, mag jeder für sich selbst entscheiden. Kleindenkmale sind sie zwar im formalen Sinne, nicht aber inhaltlich. Sie sind „Kunststücke“, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Vor den Augen des Betrachters breitet sich eine Fülle von Objekten aus, fast 300 an der Zahl: Kultsteinmale, Steinkreuze, historische Marksteine, topographische Male, Verkehrs- und Wettermale, religiöse Kleindenkmale, vor allem Hochkreuze und Bildstöcke, Erinnerungs- und Grabmale. Wirtshaus schilder oder Treppen sind zwar Teile eines Baudenkmales, haben aber oft einen Kleindenkmalen verwandten Charakter. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich über rund 4000 Jahre: Vom Menhir (2000 v. Chr.) bis zum Brunnen in Elgersweier und Fessenbach 1992.

Der Titel „Verborgene und vertraute“ könnte

ohne weiteres um das Wort „verschwunden“ erweitert werden. Viele Kleindenkmale stehen zu ihrem Glück im verborgenen, sonst wären noch mehr verschwunden, als dies ohnehin schon der Fall ist. Fahrlässigkeit, Übermut, Ignoranz und schlichter Diebstahl haben im Laufe der Zeit zu ihrer bedrohlichen Dezimierung beigetragen (was mit einer der Anlässe zur Entstehung des Buches war). Hierzu zählt leider auch die Vernichtung originaler Substanz durch steinmetzmäßige Umarbeitung von Marksteinen mit ihren Wappen.

Dem Leser werden in übersichtlicher, gefälliger Präsentation exzellente Fotos und ausreichende bis detaillierte Beschreibungen vorgestellt. Bei den Rechtsdenkmälern hätte man sich ausführlichere Darlegungen gewünscht, da nicht jedem mehr die alten Begriffe und Bedeutungen geläufig sind. Auf Seite 28 hätte die Transkription des altertümlichen Textes wohl noch Platz gefunden. Auch Erläuterungen über die Bedeutung von Brunnen, den Jüngeren nicht mehr geläufig, oder der Eisengußkunst im 19. Jahrhundert hätten dem Buch sicherlich nicht geschadet. An diesem Beispiel läßt sich die Schwierigkeit der Abgrenzung und Einteilung von Kleindenkmälern noch einmal aufzeigen. Viele Typen lassen sich jeweils mehreren funktionalen und auch formalen Gruppen zuordnen. Ein recht augenfälliges Beispiel sind die Brunnen – nur das Element Wasser zwingt sie in eine Gruppe.

Aber wo liegen bei einem solchen Buch die Grenzen des Umfangs und des Inhalts? Worauf soll, muß man sich beschränken? Vom Material her hätten sich gewiß drei oder vier solcher Bände füllen lassen.

Knapp 50 Mark für ein solches Buch scheinen auf den ersten Blick viel Geld zu sein. Sie sind es nicht, bedenkt man, mit welcher Akribie, Geduld und Mühe daran gearbeitet wurde. Allein schon der zeitliche Aufwand, das verrät das mit viel Liebe verfertigte Werk, muß immens gewesen sein. Das Format ist handlich, die Gliederung übersichtlich, die Literaturan-

gaben, obschon in Auswahl, dennoch reichlich. Die weiterführenden Hinweise am Ende jedes Kapitels sind sinnvoll und hilfreich.

Es ist ein Werk geworden, das man nicht nur gerne im Bücherregal stehen haben möchte. Jeder, der sich mit Kleindenkmälern, auch außerhalb Offenburgs, befaßt, wird hier Anregung und Hilfe finden. Nicht nur Offenburger werden sich aufmachen, um dieses oder jenes Klein Denkmal aufzusuchen, das entweder im verborgenen ruht, oder so vertraut ist, daß man es schon gar nicht mehr „sieht“.

Gar keine Frage: Michael Friedmann und Gernot Kreutz haben mit diesem qualitätvollen Werk Maßstäbe gesetzt, an denen Veröffentlichungen zum Thema „Kleindenkmale“ in Zukunft gemessen werden.

Gerd Müller

Reiner Haehling von Lanzener: Die vergessene Kanone. Eine Erzählung gegen den Krieg. 55 Seiten, broschiert. Göller Verlag Baden-Baden o. J. (1994)

Die Luftwaffenhelfer gehörten während des Zweiten Weltkrieges zu einer kuriosen Truppe, 15–17jährige Schüler mit Kombattantenstatus erlebten zwischen Unterricht und Waffendienst die gräßlichen Bombenangriffe und den militärischen Zusammenbruch. Das Schicksal dieses Kindes der HJ und der Luftwaffe ist wissenschaftlich grundlegend erforscht, seine poetische Dimension allerdings wurde kaum ausgeschöpft. Die Erzählung Haehling von Lanzeners deutet an, welche dichterischen Möglichkeiten in dem Stoff liegen.

Es ist April 1945; zwei Luftwaffenhelfer erhalten den Befehl, an einer Straße im Südschwarzwald in einer menschenverlassenen Gegend ein 2-cm-Flakgeschütz zu bewachen, bis Ablösung käme. Auf sich allein gestellt, gezwungen, für die einfachsten lebensnotwendigen Dinge selbst zu sorgen, erfüllen sie ihren Auftrag pflichtgemäß. Während der langen Wachstunden denkt der Ich-Erzähler über die

vergangenen Jahre nach. In Rückblenden erinnert er sich an die politischen Höhepunkte der dreißiger Jahre, die ihn trotz der aufschäumenden Emotionen um ihn herum kalt ließen. Der Kriegsausbruch erweckte in ihm keine vaterländische Gesinnung und kein Gefühl der Feindschaft gegenüber dem Kriegsgegner. In diesem Seelenzustand verfällt der Fünfzehnjährige, zu den Luftwaffen Helfern eingezogen, während der militärischen Ausbildung einer tiefen Niedergeschlagenheit. Der Bereich der Soldaten, ungefärbt durch gleißnerische oder sich aufopfernde Leitfiguren, wird zur absoluten Negation alles Guten. Diese Welt ist verkommen, der Mensch zum Klischee, die Sprache zum stereotypen Kasernenhoftönen. Seinem Alter entsprechend, empfindet der Junge, was auf ihn einströmt, stärker, als daß er es reflektiert. Fluchtraum bietet ihm nur seine eigene bürgerliche Familie, in der er sich geborgen fühlt.

Nach dem sinnlosen Tod seines Kameraden kündigt er das Urvertrauen in seine Gruppe. Als zurückgehende deutsche Soldaten ihn in die Sicherheit mitnehmen wollen, weigert er sich mit dem Hinweis auf seinen Auftrag, die – inzwischen zerstörte – „Kanone“ nicht zu verlassen. Dem nachstoßenden Feind ergibt er sich und geht mit der bewußten Geste der wehrlosen Unterwerfung – er nimmt die Hände hoch – den Weg in die Freiheit und in die Adoleszenz.

Haehling von Lanzenauer stellt in seiner „Erzählung gegen den Krieg“ „den geschichtlichen Vollzug“ zeitlich genau bestimmbarer Ereignisse in einem Heranwachsenden dar. Bei allen dichterischen Mitteln der Rückblende, des Leitmotives, der – eher sparsam eingesetzten – poetischen Bilder nähert sich der Text immer wieder der historischen Dokumentation, der auch der realistische Stil entspricht.

Der Verfasser fand eine sehr idealistische Lösung, ob sie für die Jahrgänge der Luftwaffenhelfer typisch war, mag offen bleiben.

Karl Maier

Heinrich Hansjakob: In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Nach der Ausgabe von 1911 des Bonz-Verlages, Stuttgart. Mit einem Porträt des Autors und 16 Abbildungen nach zeitgenössischen Darstellungen. Nachwort und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand, Geleitwort von Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler, Karlsruhe. Waldkircher Verlag, Waldkirch o. J. (1993), 656 Seiten, Efaeinen, DM 36,80

Rechtfertigung, Geschichtsquelle und Liebeserklärung

Das von Hansjakob verfaßte und im Waldkircher Verlag erneut aufgelegte Buch „In der Residenz“ vermittelt eine Epoche der badischen Zeit- und Kulturgeschichte.

Im allgemeinen verblaßt die politische Tätigkeit Hansjakobs etwas im Schatten hinter seiner im strahlenden Lichte erglänzenden Bekanntheit als weithin gerühmter und vielgelesener Volksschriftsteller. Und doch durchzieht sein waches Interesse, mitunter sein aktives Auftreten am und im politischen Tagesgeschehen letztlich sein ganzes Leben und einen Großteil seines literarischen Gesamtwerkes. Einer der herausragendsten Beweise dafür dürfte aber wohl seine im Jahre 1878 erstmals erschienene Veröffentlichung „In der Residenz – Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten“ sein. Nach über 100 Jahren hat nun der Waldkircher Verlag als 25. Buch in seiner Edition der erneuten Herausgabe der Schriften Hansjakobs bzw. von Abhandlungen über den schreibgewandten Schwarzwälder dessen lange schon erwarteten Erinnerungen „In der Residenz“ als 6. Auflage wieder angeboten. Als besonderer Vorteil darf dabei die Tatsache angesehen werden, daß die neue Waldkircher Ausgabe auf der zweiten 1911 im Verlag Adolf Bonz und Comp. in Stuttgart erschienenen Veröffentlichung beruht. Diese wurde von Hansjakob gründlich überarbeitet und von ursprünglich rund 250 Seiten auf nahezu

600 Seiten erweitert. Dadurch erfuhr die an sich trockene Wiedergabe der Landtagsarbeit durch die anschauliche, farbige Schilderung persönlicher Erlebnisse des Abgeordneten Hansjakob und der Betrachtung des gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens in der damaligen Residenzstadt eine wohltuende Ergänzung und Aufwertung. Zunächst schrieb ja der damalige Hagnauer Pfarrer seine Erinnerungen in wenigen Monaten als Rechtfertigung für seine im Januar 1878 im Landtag gehaltene und großes Aufsehen erregende Rede. In seinen Ausführungen rief er als Vertreter der Katholischen Volkspartei seine Freunde und die Kirche im sogenannten „Kulturkampf“ zur Versöhnung mit dem Staate auf. Gründlich mißverstanden, brachten ihm seine Worte als einsamer Mahner in der Wüste nur abwertende, verletzende Titulierungen ein wie beispielsweise: „Fahnenflüchtiger“, „Freischärler“, „Ketzer“, „heimlicher Lutheraner“, „Abtrünniger“ oder die „traurige Verirrung eines Priesters“. Mit seinen Erinnerungen wollte Hansjakob dem zunehmenden „Kessel-treiben“ begegnen. Doch der Leser wird nicht nur den Kampf des Heckerhutträgers gegen den damaligen Liberalismus nachvollziehen können, sondern im Buch als zeitnahe Geschichtsquelle auch das vielseitige, interessante Leben in Karlsruhe kennenlernen. So skizzierte Hansjakob damalige Persönlichkeiten, Freunde wie Feinde, die Verhältnisse am großherzoglichen Hofe oder das „Flanieren“ der „Wiebervelker“ auf dem „Korso“. Wohlwollend erzählte er das Los der einfachen Menschen aus dem Volk und zeichnete demgegenüber kritisch das Wohlleben der höheren Schichten. Kurzum, Leben und Wandel in der damaligen Residenz feiern Urständ, so daß Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler in seinem Geleitwort zur Neuausgabe das Hansjakob'sche Erinnerungsbuch begeistert als „eine Liebeserklärung an Karlsruhe“ preist. Der verdienstvolle Leiter des Haslacher Hansja-

kobarchives, Manfred Hildenbrand, betreute die Neuauflage aus seiner großen Kenntnis des Hansjakobvermöchtnisses. Seine mühevoll zusammengetragenen Anmerkungen verdienen nicht nur Respekt, sondern erhöhen den Wert der 6. Auflage, die durch seinen Spürsinn mit einer Anzahl zeitgenössischer Darstellungen auflockernd illustriert wurde. In seinem fundierten Nachwort beleuchtet er darüber hinaus den Politiker Hansjakob, den Inhalt des Buches im Spannungsfeld der damaligen Zeit. Dankbar kann man auch die Lebensdaten Hansjakobs zur Vertiefung zur Kenntnis nehmen. Alles in allem vermittelt das Buch „In der Residenz“ mit seinen insgesamt 656 Seiten zum Preise von 36,80 DM einen lebendigen und interessanten Einblick in die badische Zeit- und Kulturgeschichte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, wobei uns Hansjakob nicht nur als Politiker, sondern auch als packender Volksschriftsteller gegenübertritt. Dem Waldkircher Verlag ist wiederum ein guter Wurf gelungen, für den ihm die Hansjakob- und Heimatfreunde dankbar sein werden. Kurt Klein

Heinrich Hansjakob: Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund. Hrsg. und zsgst. von Wolfgang Winter. 124 Seiten, 7 Abbildungen. Neuauflage der Ausgabe von 1916. Moritz Schauenburg Verlag Lahr, 1993. DM 28,80

1916 veröffentlichte Heinrich Hansjakob seine Schrift „Zwiegespräche über den Weltkrieg“, „eng abgesetzt und auf schlechtem Papier“, aber in der beträchtlichen Auflage von 44 000 Stück. Das schmale Bändchen entstand in einer Zeit, als der schwungvolle deutsche Angriff zum Stellungskrieg erstarrt war, der glorreiche Vormarsch aber noch in der Erinnerung wirkte, als die Seeblockade begann, die Lebensmittel zu verknappen, und im Osten Siege keine kriegsentscheidende Bedeutung hatten. Hohe Verluste, Hunger,

Angst, trotziges Hoffen lasteten auf den Menschen, auch auf dem Verfasser und zwangen ihn, sich mit dem Urheber all dieser Plagen auseinanderzusetzen, dem Krieg. Hansjakob hatte auch vorher schon zu diesem Phänomen seine Gedanken geäußert, in den Zwiegesprächen geschah es aus der eigenen Erfahrung, mit dem gräßlichen Geschehen vor Augen. Und was er sieht, ist Tod, Verstümmelung, Vernichtung materieller Güter, Vereinsamung, Leid. Er wird nicht müde, das Furchtbare zu schildern und hebt es durch eine stärker rhythmisierte und bildhafte Sprache aus dem argumentierenden Bericht hervor; er holt die Bibel und das Kirchengebet, Philosophen und Rechtsgelehrte, Shakespeare und Schiller zu Hilfe, das Ungeheuerliche in Worte zu fassen.

Wie kommt es, daß sich die modernen Menschen, „strotzend vor Humanität und Bildung, von Kulturfortschritt im Wahren, Schönen und Guten umso barbarischer gegeneinander verfahren“ (S. 17)? Die Menschheit hat den Verstand verloren, lautet die vorläufige Antwort, und nutzt die Möglichkeiten, die in Kultur und Bildung stecken, dazu, Maschinen zu bauen, mit denen sie den Krieg schrecklicher macht, als jeder Krieg je war. „Es ist nichts Ritterliches mehr im Kriege, nicht mehr Mann gegen Mann im ehrlichen Kampf, sondern meist ein teuflisches Morden und Abschlachten.“ (S. 38) Und er zitiert aus dem Brief eines Soldaten: „Wer gesehen hat, wie gräßlich dieser Krieg mit den Leibern der Menschen umgeht, der wird dafür sein, daß jeder, der in Zukunft noch einmal von einem neuen Krieg spricht, sofort gehenkt wird.“ (S. 38) Die Uneinsichtigkeit der kriegführenden Mächte verhindert es, das Unheil zu beenden, und Hansjakob wagt eine Prophezeiung, die zu einem großen Teil eingetreten ist: „So wird eben die Menschenschlächterei noch fortgehen, bis Europa an Blut und Geld bankrott ist.“ (S. 39)

Wer Hansjakob nach seiner vielfältigen Verdammung des Krieges unter die Pazi-

fisten einreihen will, wird allerdings in den „Zwiegesprächen“ ein zwiespältiges Buch finden. Wenn wir die Schrift nicht als Satire verstehen sollen mit einer verkehrten Welt, wie sie Simplicissimus im Mummelsee darstellt, dann müssen wir in dem Dichter einen glühenden Patrioten sehen, der zumindest den Verteidigungskrieg für berechtigt, wenn auch als notwendiges Übel erkennt. (Der Rezensent beruft sich bei dieser Behauptung ausdrücklich auf den Text, der hier besprochen wird. Gegensätzliche Positionen aus anderen Werken bleiben unberücksichtigt. Dafür sei verwiesen auf Manfred Hildenbrand: *Der Freiheit und dem Frieden . . . Über Heinrich Hansjakobs politisches Denken*: In: Heinrich Hansjakob, Festschrift zum 150. Geburtstag. Haslach, 1987. Und Wolfgang Winter, *Heinrich Hansjakob ein Pazifist*, im Anhang der *Zwiegespräche*.) In unserer Schrift feiert Hansjakob die Deutschen „als die gutmütigsten Leute von der Welt. Wenn uns einer nicht extra . . . mit der Mistgabel stupft, bleiben wir ruhig.“ (S. 23) Er vergleicht den Deutschen unter den Menschen mit dem edlen Delphin unter den Fischen.

Man kann nicht übersehen, daß Hansjakob die meisten Gründe anführt, mit denen Deutschland seinen Eintritt in den Krieg rechtfertigte: die Einkreisungspolitik Englands, das französische Verlangen nach Revanche für Versailles 1871, den Imperialismus Rußlands. Das sollte man ihm heute nicht vorwerfen; Politik und die Medien vertraten diese Meinung, der weitaus größte Teil des deutschen Volkes übernahm sie, die historische Wissenschaft wiederholte sie jahrzehntelang als richtig und gab sie erst spät nach dem Zweiten Weltkrieg auf oder modifizierte sie.

Man hat auch vorgebracht, Hansjakob habe diese vaterländischen Passagen eingefügt, um der Zensur zu entkommen. Aber dafür verteidigt er die deutsche Kriegführung zu häufig und greift die Gegner,

insbesondere Großbritannien, zu oft an. Niemand hätte wohl von ihm verlangt, die Preußen zu loben (S. 55), den „Kaiser und höchsten Kriegsherrn“ zu preisen (S. 36) oder jenen Teil der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu kritisieren, der weitere Kriegsgelder verweigerte (S. 39). Man kann sich wohl kaum vorstellen, Hansjakob könnte Worte wie „ich bin nun doppelt sicher, daß wir siegen werden. Das walte Gott und unser gutes Recht, das Recht auf Notwehr!“ (S. 67) geschrieben haben, um listig zu verhüllen. Man möge auch bedenken: Hansjakob wollte mit seiner Schrift auf viele Leserbriefe antworten, die ihn um seine Meinung über den Krieg gebeten hatten, und er mußte davon ausgehen, daß seine Gemeinde glaubte, was er schrieb; die hohe Auflage beweist, er wollte viele Menschen erreichen. Über weite Strecken hat man den Eindruck, Hansjakob kümmerte die theologische Dimension der Probleme weitaus mehr als die politische. Krieg ist Natur, antwortet er auf eine Frage der Fische, aber bei den Menschen anders als bei den Meeresbewohnern als Folge des Sündenfalles. Er zitiert aus der *Völuspá*, der altgermanischen Dichtung: Durch den Eidbruch der Asen kam der Krieg in die Welt und wiederum Eidbruch. Dieses Böse erscheint für Hansjakob in der geschichtlichen Wirklichkeit als Zerfall der frühen Einheit aller Menschen in Nationalstaaten (S. 18), als Großkapitalismus (S. 30 f.) und besonders als Vernunftsglaube der Aufklärung (S. 70), denn der hat Gott abgeschafft und an seine Stelle das Streben nach Glück gesetzt. Die daraus entspringende Kultur, Zivilisation und Bildung, der Wunsch nach Daseinssicherung und Lebensgenuß führt nach Meinung des Dichters zur rücksichtslosen Selbstsucht. (S. 71) Der gläubige Mensch Hansjakob sieht nur eine Rettung: Nach Christi Lehre leben. „Alle Kreatur sehnt sich nach Erlösung.“ (S. 46, 58) Jener, der politisch analysiert, wird sich damit nicht zufrieden geben wollen.

Herausgeber und Verlag muß man sehr danken, daß sie diese kaum mehr greifbare Schrift wieder auf den Markt gebracht haben. Wolfgang Winter, der den Text sorgfältig betreut hat, betont den pazifistischen Grundcharakter der Abhandlung, indem er nicht nur eine Sammlung von Stellungnahmen gegen den Krieg in Versen und Prosa im Anhang folgen läßt, sondern auch zwei von ihm selbst geschriebene Aufsätze „Heinrich Hansjakob ein Pazifist“ und „Zur Geschichte der Friedensbewegung“. Karl Maier

Manfred Hildenbrand: Heimatliebe und Sozialismus. Wilhelm und Ernst Engelberg aus Haslach im Kinzigtal. In: Allmende 38/39, 13. Jahrgang 1993

Der Titel des Aufsatzes läßt auf den ersten Blick eine Verteidigung gegen den bösen Vorwurf der „vaterlandslosen Gesellen“ erwarten. Aber Hildenbrands Begriffe gehören ins Lokale und Private und bezeichnen in der biographischen Abhandlung Motivationen, die das Dasein zweier Haslacher Bürger ganz wesentlich mitbestimmen. Wilhelm und Ernst Engelberg, Vater und Sohn – ihr Vorfahr hatte sich 1796 im Städtchen niedergelassen – traten beide früh in ihrem Leben einer sozialistischen Partei bei, Wilhelm der SPD, Ernst der KPD, und hielten den einmal gewählten Zielen die Treue.

Wilhelm, Buchbinder, Buch- und Schreibwarenhändler, vertrat in der bewußten Tradition der Revolution von 1848 linksliberale und pazifistische Ideen, die er auch in seiner eigenen Lokalzeitung, der „Schwarzwälder Volksstimme“, verbreitete. Er gründete den Ortsverein der SPD in Haslach, begrüßte 1918 begeistert die Republik und bekämpfte den aufkommenden Nationalsozialismus. Nach 1933 blieb er wie viele seiner Gesinnungsgenossen ohne Wirkungsmöglichkeiten. Seine Heimatliebe äußerte sich vielfältig: Er dramatisierte Hansjakobs Erzählungen „Der Vogt auf Mühlstein“ und „Der Leutnant

von Hasle“, dem er, folgen wir der Besprechung in der „Ortenau“ 1930, eine pazifistische Tendenz gab. Er veröffentlichte historische Aufsätze in der „Volksstimme“ und in dem oben genannten Heft des Historischen Vereins für Mittelbaden. Seine folgenreichste Leistung aber lag im Aufbau des Haslacher Heimatmuseums.

An dieser Lebensbeschreibung fällt auf: Hildenbrand zeichnet in Engelbergs Wirken einen im Grunde bürgerlichen, und damit nicht ohne weiteres üblichen Sozialismus; Wilhelm und seine Mitarbeiter, u. a. ein Nudelfabrikant, Wirte und Handwerker, gehörten der Mittelschicht des Kleinstädtchens an, und den Einsatz für die Heimatgeschichte in jener Zeit möchte man eher in konservativen Kreisen suchen als in linksliberalen.

Ernst, den jüngsten Sohn Wilhelms, hinderten die Nationalsozialisten daran, sich in ähnlicher Weise für seine Heimatstadt zu engagieren wie sein Vater. Unter dem Einfluß linker Sozialdemokraten, die in seinem Elternhaus verkehrten, schloß er sich 1928 der KPD an, warb aber während der nächsten Jahre für eine enge Zusammenarbeit der beiden sozialistischen Vereinigungen. Auch nach 1933 setzte er seine politische Arbeit – er studierte und promovierte in Berlin – fort und wurde dafür 1934 zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Freilassung emigrierte er in die Schweiz und später in die Türkei. Nach dem Krieg ging er als Kommunist in die DDR. Dort wurde er Professor für Geschichte an der Universität Leipzig und einer der bedeutendsten Repräsentanten der historischen Wissenschaft seines Landes mit allen Belastungen, die solch eine Position mit sich brachte.

Recht ausführlich stellt Manfred Hildenbrand die wichtigsten Publikationen Engelbergs vor, besonders seine Bismarckbiographie, deren erster Band 1985 erschien und große Anerkennung auch aus der Bundesrepublik auf sich zog. Dank seiner Stellung konnte Ernst immer wieder seine Vaterstadt besuchen, wo er oft

mit dem Verfasser zusammentraf und ganz persönliche Eindrücke und Informationen zur Lage des geteilten Deutschland übermittelte. Aber er achtete auch auf die Ergebnisse der lokalen Geschichtsforschung, erhielt er doch als Mitglied des Haslacher Ortsvereins im Historischen Verein für Mittelbaden unsere Zeitschrift, in der er auch selbst 1979 einen Beitrag über seinen Vater veröffentlichte.

Seine Heimatverbundenheit drückte aber Dr. Ernst Engelberg auch dadurch aus, daß er den handschriftlichen und gedruckten Nachlaß seines Vaters dem Haslacher Stadtarchiv vermachte.

Im Leben Wilhelm Engelbergs bedingten einander Sozialismus und Heimatliebe nicht, und sie schlossen einander nicht aus, trotz der unruhigen Zeit, in die er geboren wurde. Bei Ernst Engelberg steuerte der Sozialismus die entscheidenden Ereignisse so wesentlich, daß Bemühungen um Belange der Vaterstadt nur auf außergewöhnlichen Wegen möglich waren.

Karl Maier

900 Jahre Hornberg. Hrsg. von der Stadtverwaltung Hornberg. Konkordia Verlag Bühl, 127 Seiten, DM 26,-

Hornberg feierte 1993 seine 900jährige Ersterwähnung, obwohl „die entsprechende Jahreszahl 1093 nicht durch eine zeitgenössische Quelle belegt ist“, so Landrat Günter Fehringer in seinem Grußwort (Seite 7). Und somit müssen wir leider die zahlreichen Fehler und Irrtümer in den drei früh- und mittelaltergeschichtlichen Beiträgen von Wolfgang Neuß (S. 24–44) des sonst sehr ansprechenden und gründlich gearbeiteten Heimatbuches aufzeigen. So ist eine „Römerstraße“ durch das Gutachtal über Hornberg (S. 25) genauso wenig nachgewiesen wie ein „fränkischer Stützpunkt“ (S. 27) auf dem Windkapf, trotz der dortigen Martinskirche, die in andere als in frühmittelalterlich-fränkische Zusammenhänge gehört. Ganz und gar unzuverlässig sind die Ausführungen

über die einheimischen „Herren von Hornberg“, die weder den aktuellen Forschungsstand (vgl. Hans Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet, Freiburg 1992, S. 97–135) entsprechen, noch in irgendeiner Weise geeignet sind, die Richtigkeit des 1993 gefeierten 900jährigen „Hornberg“-Jubiläums zu bestätigen. Die Jahreszahl 1093 steht dafür weder direkt noch indirekt (so Neuß S. 32) zur Verfügung, da die Herrschaft Hornberg nicht, wie Neuß behauptet (S. 29), vor, sondern erst geraume Zeit nach der Gründung des Klosters St. Georgen (1084) entstanden sein kann; sonst wäre ein Hornberger als nächster Klosternachbar bei den ausführlich dokumentierten Gründungsereignissen beteiligt gewesen und genannt worden. Dagegen sprechen auch nicht die ausführlich abgedruckten Professoren-Zitate (S. 29 f.), die einen veralteten Forschungsstand wiedergeben. Historisch unsinnig ist auch die Behauptung, König Heinrich IV. hätte Adalbert von Ellerbach beauftragt, „sein Königsgut gegen das weitere Vordringen der reformfreudigen Kräfte zu sichern“ (S. 29).

Zu warnen ist vor der unkritischen Übernahme von Angaben aus der Zimmerischen Chronik für das frühe 12. Jahrhundert (S. 31 f.), wie überhaupt die Hornberger Genealogie bei Neuß insgesamt in Unordnung ist. Keineswegs waren Bruno und Werner von Hornberg 1219 „bei König Friedrich II. in Hagenau“ (S. 34), und auch der Minnesänger Bruno von Hornberg lebte nicht in der zweiten (S. 34, 41), sondern in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mehr als gewagt ist die Inanspruchnahme des Bischofs Heinrich I. von Basel (1180–1190) für die Hornberger Familie (S. 40). Er wird sonst in der historischen Forschung als Herr von Horburg im Elsaß identifiziert und stammt – wiewohl eine veraltete Überlieferung ihn Hornberg zuspricht – aus dem Elsaß und nicht aus Hornberg.

Der Beitrag von Adolf Heß „Hornberg heute“ besticht durch seine stilistische

Ausgewogenheit und Materialfülle, so daß der Leser ein lebendiges Bild der heutigen Stadt Hornberg erhält. Heß erklärt auch die Geschichte des Hornberger Schießens, wobei er die plausibelste Version des spektakulären Vorgangs wiedergibt. Der Geschichte der Johannes-Täufer-Kirche geht Oskar Sütterlin nach. Sie stammt wahrscheinlich aus dem frühen Mittelalter, wird aber erst 1450 als „St. Johannes“ genannt. Von der ursprünglich gotischen Kirche ist heute nur noch der schöne hochgotische Chor erhalten. Solide historische Arbeit leistete Ansgar Barth in seinem Beitrag „Hornberg unter den Württembergern“. Der Übergang Hornbergs an Württemberg vollzog sich im 15. Jahrhundert schrittweise. Durch die Württemberger Herzöge wurde Hornberg 1534 von der Reformation erfaßt. Somit entstand mit dem evangelischen Amt Hornberg eine Insel, die von katholischen Herrschaftsgebieten umgeben war.

Der umfangreichste Beitrag stammt aus der Feder von Alfons Stadler: „Hornberg im 19. und 20. Jahrhundert“. Sehr eindrucksvoll schildert er die industrielle Entwicklung Hornbergs, die Geschichte zahlreicher öffentlicher Einrichtungen, den Bau der Schwarzwaldbahn, die Entwicklung der Vereine und der Kommune. Sehr zu begrüßen ist, daß Stadler ausführlich die NS-Zeit in Hornberg darstellt, die ihren Höhepunkt im Zweiten Weltkrieg erreichte, als Hornberg im Februar 1945 von alliierten Bombern schwere Zerstörungen erleiden mußte.

Das Heimatbuch findet seine Abrundung in Würdigungen der Ehrenbürger Franz Schiele, Wilhelm Hausenstein (Adolf Heß) sowie des Ehrenbürgers und Festspielautors Erwin Leisinger (Wolfgang Neuß). Die geschichtliche Entwicklung der Stadtteile Niederwasser (Karl Volk) und Reichenbach (Gottfried Hehl) bilden den Abschluß des Hornberger Heimatbuches, das sich durch seine gefällige Aufmachung und durch zahlreiche, zum Teil farbige Abbildungen auszeichnet. Leider

fehlen jedoch ein Inhaltsverzeichnis sowie jegliche Quellen- und Literaturangaben.

Manfred Hildenbrand

Werner Köhler: Offenburg nach 1945. Neubeginn und Wiederaufbau in Politik und Gesellschaft. Mit einem Geleitwort von Rolf Ruef, DGB-Kreisvorsitzender, und einem Vorwort von Prof. Dr. Heiko Haumann. Hrsg. vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e. V., Band 5. J. Haug Verlag Freiburg i. Br., 1993, 226 S., DM 19,80

(Zu diesem Buch gingen uns zwei Rezensionen ein; da sie z. T. verschiedene Aspekte betrachten, drucken wir beide ab. Die Redaktion.)

Köhler legt eine anregende Untersuchung und aufschlußreiche Analyse der strukturellen Bedingungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens und der politischen Strukturen in der Stadt nach dem Einmarsch der I. frz. Armee am 15. April 1945 vor. Nach seinen Darlegungen setzte die Besatzungsmacht rasch eine Stadtverwaltung ein, die bevorzugt in den Händen von Geschäftsleuten lag, um eine möglichst reibungslose Verwaltung zu gewährleisten. Das Ende des Kriegsgeschehens, von den unliebsamen Begleiterscheinungen einer Besetzung abgesehen, schien gesichert zu sein, als wenige Tage vor der am 7. Mai in Reims unterzeichneten Kapitulation der Wehrmacht in der Nacht vom 3./4. Mai bei einer Explosion in einer von ehemaligen Zwangsarbeitern bewohnten Kaserne 114 Russen getötet wurden. Nach offizieller Lesart soll es sich um Zeitminen gehandelt haben, welche die abziehenden deutschen Truppen noch gelegt hätten, was von Köhler im Hinblick darauf, daß diese schon drei Wochen zuvor abgezogen seien, in Zweifel gezogen wird. Es bleibt offen, ob dieser blutige Anschlag das Verhältnis zwischen den in Offenburg damals untergebrachten 4 000 Zwangsarbeitern, die auf ihre Rückführung warteten, und der Einwohnerschaft maßgebend beeinflusste.

Neubeginn und Wiederaufbau gingen zunächst langsamer vonstatten, als die demokratischen Kräfte sich das gewünscht und erwartet hatten. Erst im September 1945 wurden in der frz. Besatzungszone die Gründung von Gewerkschaften erlaubt, und das zunächst nur auf lokaler Ebene. Eine Lokalzeitung erschien erst im Oktober, und mit Parteigründungen mußte noch bis Dezember zugewartet werden. Ein größeres Kapitel beschäftigt sich mit der Programmatik der politischen Parteien vor den Wahlen 1946 im lokalen Rahmen. Die Sozialdemokratische Partei, die in Baden zunächst als „Sozialistische Partei Badens“ firmierte, hätte nach dem Kriege mit einem besonderen Wahlerfolg rechnen dürfen, war sie doch die einzige Partei – neben den damals ausgeschlossenen Kommunisten –, die gegen das Ermächtigungsgesetz stimmte, das Hitler die Macht übertrug. Doch schien das bei den Überlegungen der Wähler keine Rolle zu spielen, wurde ja auch später zum Bundespräsidenten ein Reichstagsabgeordneter gekürt, der für das Gesetz gestimmt hatte: Theodor Heuß. Köhler zitiert im Zusammenhang mit jener so verhängnisvollen Entscheidung ein Argument, das 1946 im Wahlkampf gegen die Sozialdemokraten ins Feld geführt wurde: „Aber die Sozialdemokratie hätte ja das Ermächtigungsgesetz unmöglich machen können, sie hätte nur bei der Abstimmung den Sitzungssaal verlassen brauchen, dann wäre der Reichstag beschlußunfähig gewesen. Warum ist sie nicht hinausgegangen?“

Wie Heiko Haumann hervorhebt, beansprucht die eindrucksvolle wahlsoziologische Analyse der Wahlergebnisse von 1946 bis 1948 heute noch besonderes Interesse, wie auch das Kapitel über die Versuche zur Bewältigung der nazistischen Vergangenheit, wobei auch auf den „Fall“ Burda eingegangen wird. In seiner abschließenden Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Untersuchung konstatiert Köhler, daß man von einer tatsächlichen Restauration von politischen Strukturen

sprechen könne, die schon vor dem Dritten Reich das Wesen der Kommunalpolitik bestimmte. Die Herrschaft der traditionellen Kräfte sei allerdings in Offenburg durch die auf grundlegende gesellschaftliche Veränderung drängenden Gruppierungen nie ernsthaft gefährdet gewesen. Zu diesen Gruppierungen zählte auch Rohtraut Weckerle-Geck, auf deren Aktivitäten bei der Bildung von Parteien und insbesondere bei der Gründung einer Gewerkschaft der Angestellten Köhler mehrfach eingeht. Ein dokumentarischer Anhang von fast 50 Seiten und die Protokolle der Gespräche mit Klaus Faller (CDU), Rudolf Moßbrugger (CDU, ehem. Bgm.) und Ludwig Denz (DKP) ergänzen Köhlers Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die Ruef als außerordentlich wichtige Aufgabe erachtet.

Dr. Erwin Dittler

Werner Köhlers Studie wurde bereits 1980 als Examensarbeit am Historischen Seminar der Universität Freiburg abgeschlossen. 1982/83 wurde sie nochmals überarbeitet. Daß sie jetzt erst im Druck erschien, hat mit verlegerischen Schwierigkeiten zu tun. Die Forschungsergebnisse Köhlers sind jedoch auch nach über zehn Jahren nicht überholt, obwohl er nicht alles zur Verfügung stehende Quellenmaterial ausgewertet haben dürfte.

War die unmittelbare Nachkriegszeit in Offenburg ein echter Neubeginn, oder war sie eine Restauration? Köhler ist der Ansicht, daß es legitim sei, von einer Restauration von politischen Strukturen zu sprechen, die schon vor dem Dritten Reich das Wesen der Offenburger Kommunalpolitik bestimmt hätten. Das Anliegen, den deutschen Faschismus rational aufzuarbeiten, sei in den ersten Nachkriegsjahren auch in Offenburg zu kurz gekommen. Das französische Besatzungsregime, die große wirtschaftliche Not, die fehlerhafte und willkürliche Entnazifizierung hätten dazu beigetragen, daß bei der Bevölkerung eine

gewisse Resistenz geweckt worden sei. Allerdings wird das Thema Entnazifizierung von Köhler nur sehr kurz behandelt; denn bei Ausschöpfung aller Quellen hätten gerade bei diesem „heiklen“ Thema eindeutigere Ergebnisse erzielt werden können, wie dies bei neueren Untersuchungen der Fall ist (Vgl. Reinhard Grohner, Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949, Stuttgart 1991). Einzig breiter angelegtes Beispiel der Entnazifizierungsmaßnahmen in Offenburg ist der „Fall Burda“, mit dem Köhler „exemplarisch die starke Interdependenz zwischen Durchführung der Entnazifizierung und dem Wieder- bzw. Neuaufbau der deutschen Wirtschaft“ aufzeigen will.

Der Alltag der Offenburger Bevölkerung unter der französischen Besatzung erscheint in der Schilderung Köhlers ziemlich blaß. Auch hier hätte er von einer breiteren Quellenbasis ausgehen und vor allem die Dokumente im französischen Besatzungsarchiv in Colmar auswerten müssen. Bedrückend ist das Kapitel „Deportierte und Fremdarbeiter“, in dem Köhler den schlimmen Ereignissen der Nacht vom 3. auf 4. Mai 1945 nachgeht, in der durch die Explosion von Zeitminen in der Ihlenfeldkaserne, die von abziehenden deutschen Truppen gelegt worden waren, 114 schlafende russische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter getötet worden waren.

Köhler untersucht vor allem auch die Frage, weshalb sich kurz nach Kriegsende trotz aller Möglichkeiten „alternative demokratische Bewegungen“ in Offenburg nicht etablieren konnten. Er analysiert in diesem Zusammenhang die Aktivitäten der Antifa Offenburg, der antifaschistischen Bewegung „Das neue Deutschland“ und der FDJ („Freie demokratisch/deutsche Jugend“) Offenburg. An ihrem Scheitern ist nach Köhler die Obstruktionspolitik der französischen Besatzungsmacht, die verstärkt einsetzende Arbeit in den Parteien und Gewerkschaften sowie der Widerstand konservativer Lokalpoliti-

ker schuld, die in diesen Bewegungen kommunistische Tarnorganisationen gesehen hätten.

Sehr eindrucksvoll in Köhlers Buch ist der ausführliche Anhang, der zahlreiche interessante Dokumente enthält sowie Gesprächsprotokolle mit Offenburgern, die die unmittelbare Nachkriegszeit aus unterschiedlichen Positionen heraus erlebt haben.

Manfred Hildenbrand

Hubert Klausmann/Konrad Kunze/Renate Schrambke: Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. 184 Seiten, 88 Karten, Konkordia Verlag Bühl/Baden 1993, 2. Auflage 1994 (Themen der Landeskunde. Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Konrad Sonntag. Heft 6) DM 32,-.

Konrad Kunze, Mitautor und Mitbearbeiter des „Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas“ (= HSS), gibt in Kapitel I „Alemannisch – Was ist das?“ (S. 15–57) einen Überblick über die „Grenzen, Geschichte, Merkmale eines Dialekts“ (so der Untertitel des ersten Teils). Hierbei geht er in den Unterkapiteln 1–4 auf Herkunft, Vielfalt, Außengrenzen und Binnengliederung des Alemannischen oder – wie Unterkapitel 5 „Alemannisch, Schwäbisch und andere Bezeichnungen“ klärt – des Westoberdeutschen ein. In Unterkapitel 6 stellt K. Kunze die außer- und inner-sprachlichen Gründe für die Entstehung der dialektalen Vielfalt zusammen. Besondere Beachtung verdient das siebte Unterkapitel, in dem der Verfasser die „geschichtliche Herausbildung der alemannischen Dialektlandschaft“ mit Hilfe der 218 Karten des HSS rekonstruiert. K. Kunze folgert, daß „sich das Oberrheingebiet durch die Frankonisierungsprozesse als erste eigenständige Sprachlandschaft des Alemannischen schon spätestens im 14. Jahrhundert herausgebildet hatte, während das Schwäbische zusammen mit

dem Südalemannischen noch weitgehend eine Einheit bildete“ (S. 45). Bereits 1976 hatte K. Kunze in seinem Aufsatz „Geographie des Genus in Flurnamen. 13 Karten zur historischen Binnengliederung des Alemannischen“ (in: Alemannica. Landeskundliche Beiträge. Festschrift für Bruno Boesch zum 65. Geburtstag [Alemannisches Jahrbuch 1973/75], Bühl/Baden 1976, S. 157–185) festgestellt, daß sich die Abspaltung des Schwäbischen vom Südalemannischen „erst im Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen territorialen Festigung Württembergs und der politischen Abgrenzung der Schweiz“ (S. 185) vollzogen habe. Die heutige Dreiräumigkeit des Alemannischen, nämlich das der „Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen“ (so der Titel des wegweisenden Buches von Friedrich Maurer), konnte dadurch in ihrer Herausbildung zeitlich eingegrenzt und dialektgeographisch erklärt werden. Zwei weitere Unterkapitel, „Gesamtalemannische Kennzeichen“ und „Alemannisch als Fehlerquelle“, beschließen das erste Kapitel.

Die 43 einführenden Seiten mit den 32 darin enthaltenen Karten bieten einen kurzen, auch für den interessierten Laien gedachten Überblick über die alemannische Dialektlandschaft. Der Text ist nicht nur sehr informativ geschrieben, sondern auch vergnüglich zu lesen, so etwa wenn der sogenannte ‚Revolutionär vom Oberrhein‘ auf die Frage, was Alemannisch denn sei, antwortet: „es ist die Ursprache der Menschheit“ (S. 17).

In Kapitel II „Alemannisch in einzelnen Regionen Baden-Württembergs“ (S. 59–179) unterteilen Hubert Klausmann, Mitarbeiter am „Vorarlberger Sprachatlas“ (= VALTS), und Renate Schrambke, Mitarbeiterin am „Südwestdeutschen Sprachatlas“ (= SSA), das alemannische Sprachgebiet im deutschen Südwesten in 9 Sprachlandschaften oder Einzelregionen, deren vielfältige Spracherscheinungen die beiden Autoren auf insgesamt 67 zweifarbigen Sprachkarten mit

über 200 Einzelgrenzen festhalten. So kann sich der Leser auf diejenigen Regionen konzentrieren, die ihn am meisten interessieren. Die den einzelnen Sprachlandschaften zugeordneten Unterkapitel behandeln jeweils laut-, formen- und wortgeographische Mundarterscheinungen. Auf Karte 80 kann man z. B. genau die Lautgrenze verfolgen, die in der Ortenau den fränkischen *Bruuder* vom alemannischen *Bruader* trennt. Die 9 Unterkapitel beschränken sich jedoch nicht nur auf die rein geographische Beschreibung der Sprachgrenzen, sondern sie geben auch Auskunft über die Etymologie der Wörter und über die Ursachen für die Entstehung einzelner Dialektgrenzen oder Isoglossenbündelungen. So verdeutlicht H. Klausmann im Unterkapitel 1 „Die Sprachlandschaft Breisgau–Markgräflerland–Hochschwarzwald“ (S. 60–73) am Beispiel der Wortgeschichte von „Hochzeit“ (S. 67) den wortgeographischen Gegensatz zwischen Rheintal und Schwarzwald. Eindrucksvoll nachgewiesen wird von R. Schrambke in Unterkapitel 9 „Die Sprachlandschaft der Ortenau“ (S. 162–179) die fränkische Überlagerung des Oberrheingebietes, der Einfluß elsässischer Spracherscheinungen (mit dem Strahlungszentrum Straßburg) auf die rechtsrheinischen Mundarten und die wichtige Rolle der Bistums- und Ortenau-Gaugrenze.

Dieser vom Autorenteam erarbeitete „Kleine Dialektatlas“ hat seinen ‚großen‘ Bruder im „Südwestdeutschen Sprachatlas“, der seit 1974 am Arbeitsbereich für Geschichtliche Landeskunde der Universität Freiburg i. Br. vorbereitet wurde und seit 1989 in Lieferungen à 50 Karten erscheint. Der „Kleine Dialektatlas“ faßt nun vorab bereits wichtige Ergebnisse aus dem Material dieses Atlases zusammen und stellt sie erstmals übersichtlich und verständlich einem breiteren Interessentenkreis vor. Der ‚kleine Atlas‘ darf heute schon zu Recht als Standardwerk der südwestdeutschen Dialektologie bezeichnet werden.

Die im Februar 1994 fertiggestellte zweite Auflage wurde neben einigen Korrekturen und kleinen Zusätzen vor allem durch ein umfangreiches Wort- und Namenregister sowie eine Übersichtskarte über die neun in Kapitel II behandelten mundartlichen Einzelregionen (S. 58) ergänzt. Über dieses Register können nun gezielt mundartliche Einzelprobleme erschlossen und großräumige Zusammenhänge über mehrere Einzelregionen hinweg besser überblickt werden.

Der „Kleine Dialektatlas“ fügt ein weiteres farbiges Mosaiksteinchen in das Bild der Erforschung und Dokumentation der alemannischen Mundarten ein, die sich vom Vogesenkamm im Westen bis zum Lech im Osten, vom Hesselberg der Fränkischen Alb bis zu den walserdeutschen Sprachinseln im Aostatal am Fuße des Monte Rosa in Italien erstrecken, und die in Teilen von sechs Ländern Europas gesprochen werden. Dr. Ewald M. Hall

Stadt Lahr (Hg.): Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 3, Im 20. Jahrhundert. Unter Mitwirkung von Jörg Baten, Gabriele Bohnert, Christoph Bühler u. a. Redaktion: Gabriele Bohnert und Dieter Geuenich. Verlag Ernst Kaufmann, Lahr 1993, 328 Seiten, Ln., DM 44,-

Unter der bewährten Redaktion von G. Bohnert und D. Geuenich erschien Ende 1993 der dritte und letzte Band der Lahrer Stadtgeschichte. Er reicht bis in die Zeit der Gemeindereform 1972 und setzt sehr erfolgreich das Bemühen fort, einer quellennahen und quellenkritischen Darstellung gerecht zu werden sowie gleichzeitig einen breiten Leserkreis anzusprechen. Mit den praktizierten Mitteln insbesondere mit der Zeittafel als Novum in dieser Art scheint dies gelungen zu sein, wenn auch D. Geuenich glaubt, dies nochmals eingangs (S. 12 f.) rechtfertigen zu müssen. Dennoch mag man sich eine Fortführung dieser Stadtgeschichte mit der Erfassung der eingegliederten Gemeinden

nach 1972 und auch seiner Funktion für das Umland wünschen. Einmal würde man wieder zu der umfassenderen Schilderung des ersten Bandes zurückkehren. Zum anderen käme dadurch auch die Bedeutung Lahrs nach außen, auch als frühere Bezirks- und Kreisstadt zum Ausdruck. Auf das Beispiel von Oberkirch sei hierbei verwiesen.

Insgesamt neun ausgewiesene Autor/innen unternehmen im vorliegenden 3. Band den gelungenen Versuch, die mit vielen Problemen beladene und durch vielerlei Sichtweisen geprägte neuzeitliche Geschichtsdarstellung dem lesenden Publikum nahe zu bringen und verständlich zu machen. Ein kompakter Beginn (S. 15 ff.) behandelt die Oberbürgermeister der Stadt von 1889 bis 1981. Es folgen Ausführungen zur Sozialgeschichte der Stadt (S. 23 ff.), die in eindrucksvoller Weise durch Schlaglichter aus dem Alltag (S. 67 ff.) ergänzt und vertieft werden. Die wirtschaftliche Entwicklung Lahrs im 20. Jahrhundert (S. 45 ff.) erweist den Ausbau der Industrie bis hinein in die Zeit des Wirtschaftswunders. Die Schilderung des Umbruchs im Jahre 1918 (S. 109 ff.) leitet inhaltlich über in die Darstellung des Nationalsozialismus in Lahr bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (S. 114 ff.). Stellvertretend für diese Zeit sind die folgenden Abschnitte über Frieda Unger, die Lahrer Rosa Luxemburg (S. 138 ff.), die Lahrer Juden (S. 143 ff.), über Ruth Ucko geb. Ullmann (S. 168 f.) und über die Kriegsgefangenen und ausländischen „Zivilarbeiter“ (S. 170 ff.) und Karl Weber, einen Lahrer Gewerkschafter (S. 179 f.), zu verstehen.

Die neueste Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird im Abschnitt „Lahr unter der französischen Besatzung“ erhellet (S. 180 ff.), wiederum beispielhaft erläutert durch ein Porträt des ehemaligen Platzkommandanten Colonel René Monnot (S. 207 ff.) und durch einen Abriß der Partnerschaftsgeschichte mit Dole (S. 211). Den Abschluß dieses Bandes nehmen

zwei thematische Längsschnitte ein, die einmal die Geschichte der Parteien (S. 212 ff.) und zum anderen die Darstellung der Kultur und Schulen (S. 237 ff.) betreffen. Damit wird auch die für Lahr spezifische Entwicklung der liberalen Tradition dargestellt, die im zweiten Band vermißt wurde.

Auch diesen dritten Band zeichnen eine ausführliche Zeittafel mit Quellenbelegen (S. 266 ff.), ein Abkürzungs- sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis aus. Der Abbildungsnachweis belegt die gelungene, zum Schluß in Farbe gehaltene (S. 258 ff.) Illustration dieses Buches, das insgesamt durch ein umfangreiches Orts- und Personenregister (S. 322 ff.) erschlossen wird und daher auch mit viel Gewinn und Interesse gelesen werden kann.

In diesem Sinne ist es wichtig anzumerken, daß der Verlag auf die Möglichkeit aufmerksam macht, das Gesamtwerk dieser Lahrer Stadtgeschichte nunmehr zum Gesamtpreis von DM 98,- erwerben zu können. Hier kann sich also das Warten durchaus gelohnt haben. Dr. Dieter Kauß

Ferdinand Mehle: Der Kriminalfall Kaspar Hauser. 320 Seiten, 32 Abbildungen, Morstadt Verlag Kehl 1994 (Historische Zeitbilder Band 6), DM 39,80.

Ferdinand Mehle nimmt das Jahr 1993, das 160. Todesjahr Kaspar Hausers, zum Anlaß, die bis heute ungeklärten (und vielleicht weiterhin unklärbaren) Ereignisse um die geheimnisumwitterte Gestalt des Nürnberger Findlings „in ihrem chronologischen Ablauf“ zu schildern, „was nach Kenntnis des Autors zum ersten Mal geschieht“ (Vorwort, S. 11). In der weit „über tausend Titel“ (Vorwort S. 9; im vorderen Klappentext ist allerdings von „nahezu zweitausend [!] Titel[n]“ die Rede) umfassenden Kaspar-Hauser-Literatur fehlen nach Ansicht F. Mehles Schilderungen, „die das Geschehen auf seinen eigentlichen Gehalt als Kriminalfall zurück-

führen“ (Vorwort, S. 11). Der Autor will die Beweisführung auf rein kriminalistisch-logische Gesichtspunkte beschränkt wissen, die seiner Ansicht nach den innersten Kern des Kriminalfalls Kaspar Hauser ausmachen. Weiterhin ist der Verfasser der Meinung, daß „diese Betrachtungsweise [. . .] zu einem leichteren Verständnis des Stoffes“ (Vorwort, S. 11) führe, was vor allem für jene von Vorteil sei, die sich zum ersten Mal mit der Geschichte Kaspar Hausers befassen. Diese Aufgabe ist – um es hier vorwegzunehmen – dem Autor zweifellos gelungen.

Das Buch umfaßt ohne Vor- und Nachwort 12 Kapitel. Diese werden aufgelockert durch 30 Schwarzweißphotos des Verfassers zu den vermuteten Lebensstationen und Aufenthaltsorten Kaspar Hausers. Hinzu kommen ein Lageplan der Pforzheimer Schloßkirche (S. 45), der Begräbniskirche der Zähringer, und ein Querschnitt durch den Pilsacher Schloßbau mit der Lage des Kerkers (S. 93), in dem Kaspar Hauser wahrscheinlich [!] vom Frühjahr oder Sommer 1817 bis zu seinem Auftauchen in Nürnberg am Pfingstmontag, den 26.5.1828 gefangen gehalten wurde. Eine getuschte Federzeichnung des Protagonisten von Johann Georg Laminit (1775–1848) findet sich auf dem Umschlag, ein Pastell aus dem Martin-Wagner-Museum der Universität Würzburg auf der Seite 13.

Von den genannten 12 Kapiteln bilden die Kapitel II bis VI den eigentlichen Kern des Buches. Sie folgen in ihren Überschriften den fünf Hauptstationen im Leben Kaspar Hausers: Karlsruhe, Beuggen, Pilsach, Nürnberg und Ansbach.

Bereits das erste Kapitel „Ansbach: eine Einleitung“ (S. 15–20) verweist in kreisförmiger Bewegung auf das Ende (Kapitel VI „Nochmal Ansbach: das Ende), das Attentat auf Kaspar Hauser am 14. Dezember und seinen Tod am 17. Dezember 1833. Dazwischen setzt der Autor minutiös und akribisch genau das ‚Kriminalpuzzle‘ Kaspar Hauser alias Gaspard von

Baden vor den Augen des gespannten Lesers Stück für Stück zusammen.

So informiert das zweite Kapitel (S. 21–68) detailliert über die Geburt des letzten legitimen Zähringers am 29.9.1812 im Karlsruher Schloß, die Nottaufe und den Tod des namenlosen (S. 38) Erbgroßherzogs am 16.10.1812, die dazwischenliegende Kindesvertauschung und deren Durchführung, die wegen Verdachts auf Vergiftung durchgeführte Obduktion am 18.10. und die Beisetzung des falschen Erbprinzen Johann Ernst Blochmann am 20.10. in der Pforzheimer Schloßkirche.

Das dritte Kapitel (S. 69–99) ist dem Aufenthaltsort Beuggen, einem Ortsteil von Rheinfeldern am Hochrhein, gewidmet. Hier soll der zweieinhalb Jahre alte Knabe von Beginn des Jahres 1815 bis zu seiner Überführung in das fränkische Schloß Pilsach bei Neumarkt in der Oberpfalz Ende November 1816 untergebracht gewesen sein. Zwei fast absolut sichere Beweise sprechen nach Meinung F. Mehles für das Schloß Beuggen: eine am 16.9.1816 gefundene Flaschenpost, die mit HARES SPRAUCA oder entschlüsselt mit CASPAR HAUSER unterschrieben war, und ein später in Nürnberg von Kaspar Hauser aus der Erinnerung gezeichnetes Wappen, das dem Wappen der Komture von Reinach über dem Eingang des Gartenhäuschens von Schloß Beuggen entspricht. Das Kapitel schließt mit der Beschreibung der Wegstationen, über welche Kaspar Hauser zum bayrischen Schloß Pilsach gebracht worden war, und einem möglichen Erklärungsversuch, „warum Bayern an der badischen Erbfolge solchen Anteil nahm“ (S. 98).

Anschaulich und einfühlsam breitet der Autor im vierten Kapitel (S. 101–148) das elf Jahre dauernde, sprachlose „Schicksal einer Seele“ (Titel eines Buches über Kaspar Hauser von Klara Hofer) vor dem Leser aus. Von der Mitte des Jahres 1817 bis zum 26. Mai 1828 war der heranwachsende Prinz in völliger menschlicher Isolati-

on und in ausschließlich sitzender und liegender Stellung im Kerker des Schlosses Pilsach eingesperrt. Insgesamt 15 Tatsachen listet der Verfasser auf (S. 146–148), die Schloß Pilsach als den tatsächlichen Gefängnisort Kaspar Hausers nachweisen. Kapitel V und VI verfolgen Platz für Platz, Straße für Straße, Haus für Haus, Tag für Tag, Stunde für Stunde und zuletzt fast Minute für Minute die Lebensstationen und die mit ihnen verbundenen Personen des Findelkindes: von Kaspar Hausers erstem Auftauchen am Unschlittplatz Nr. 8 in Nürnberg am 26. Mai 1828 gegen 16.30 Uhr bis zum tödlichen Dolchstich beim Uz-Denkmal im Hofgarten von Ansbach am 14. Dezember 1833 gegen 16.00 Uhr. Vollständig und präzise recherchiert sind auch alle Akteure des Dramas: von den beiden Schustern Leonhard Weikmann und Jakob Beck, die Kaspar zuerst sahen, bis zum Mördertrio Johann Jakob Friedrich Müller, Friedrich Horn und Ferdinand Dorfinger. Die aufgebaute Beweis- und Indizienkette wird – zumindest was diese beiden Kapitel anbelangt – auch den skeptischsten Leser überzeugen. Für den Autor F. Mehle steht am Ende dieses Kapitels fest: „An Hausers badischem Prinzentum aber kann heute nicht mehr gezweifelt werden, zu erdrückend sind die Beweise. In einer beispiellosen detektivischen Kleinarbeit, die sich über mehr als 100 Jahre hinzog, wurde das Rätsel gelöst“ (S. 280). Diese Kleinarbeit verständlich nachgezeichnet zu haben ist dem Autor sicherlich gelungen. Als Ausblick und inhaltlichen Abschluß schreibt der Autor in Kapitel VII „Daten, Fakten, Berichte, Zitate“ (S. 281–306) skizzenhaft die Biographien der wichtigen Personen *nach* dem Tode Kaspar Hausers fort. So erfährt der Interessierte zum Beispiel, daß die Papiere des in Baden-Baden lebenden Majors und Flügeladjutanten Johann Heinrich David Hennenhofer, einem der Drahtzieher im Fall Hauser, nach dessen Tod 1850 von einer Kommission beschlagnahmt wurden und seither

verschwunden sind. Der aus kleinen Verhältnissen stammende Emporkömmling (S. 75) wurde bereits zu Lebzeiten als Mörder Kaspar Hausers beschimpft, obwohl er „am Abend des Mordtages zu Hause in Mahlberg (bei Lahr/Baden) im Gasthof ‚Zur Sonne‘ (S. 255) saß und mit Bekannten zechte.

Die Kapitel VIII–XII runden mit einer Liste der „Personen der Handlung in alphabetischer Reihenfolge“, einer „Zeittafel“, einer „Stammtafel des Hauses Baden für das 18. und 19. Jahrhundert“, einem „Abbildungsverzeichnis“ und einem „Literatur- und Quellenverzeichnis“ das Buch ab. Neben der eigentlichen Lebensgeschichte Kaspar Hausers oder Gaspards von Baden erhält der Leser einen Einblick in die politischen Intrigen und genealogischen Verflechtungen des Markgräflichen Hauses Baden in der Zeit Napoleons I. Der Autor deckt über die Biographie Hausers hinaus die Hintergründe wichtiger Ereignisse in der badischen Geschichte und die Handlungsgründe bedeutender Persönlichkeiten am badischen Hof auf, so zum Beispiel die Rolle der zweiten, in morganatischer Ehe angetrauten Frau des Großherzogs Karl-Friedrich Luise, der Freiin Geyer von Geyersberg (spätere Gräfin Hochberg) (1768–1820) oder die Rolle des verdienten badischen Staatsministers Freiherr Sigmund von Reitzenstein (1766–1847). Als Indizienbeweise zieht der Autor auch die steile Karriere einzelner, in den Fall Hauser verwickelter Persönlichkeiten heran, so die des bereits genannten Majors Hennendorfer.

Abschließend sei angemerkt, daß vieles im Buch F. Mehles nicht neu ist, sondern lediglich neu *angeordnet* wurde. Seine wichtigsten Quellen nennt er im Nachwort (S. 320), wobei die Arbeit von Hermann Pies (Kaspar Hauser, eine Dokumentation, Ansbach 1966) an erster Stelle zu nennen wäre. An dieser Dokumentation können die meisten Aussagen F. Mehles gegengeprüft werden.

Dr. Ewald M. Hall

**Museumsführer Ortenaukreis. Reiff
Schwarzwaldverlag Offenburg 1994, 63
Seiten, DM 11,80**

Die große Vielfalt der Museumslandschaft im Ortenaukreis offenbart der soeben erschienene Museumsführer, der unter der Redaktion von Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß vom Ortenaukreis herausgegeben wurde. 46 Museen und museale Einrichtungen werden darin in einem Kurztext und durch ein Farbbild beschrieben, wobei vor allem auch die genauen Öffnungszeiten angegeben werden. Ein detailliertes Register läßt den Museumsfreund nachschlagen, über welches Sachgebiet und welche Persönlichkeit er in den Museen des Ortenaukreises Exponate finden kann. Der größte Teil der Museen im Ortenaukreis sind städtische oder dörfliche Museen, angeführt von den Museen der großen Kreisstädte Offenburg, Achern, Kehl und Lahr, wobei allein Lahr vier Museen (Museum der Stadt/Villa Jamm, Geroldsecker Museum, Museum der Feuerwehr, Hammerschmiede in Reichenbach) aufzuweisen hat. Spezifische Landschaften wie etwa das Ried im Süden der Rheinebene sowie das Hanauerland sind durch Museen in Neuried-Altenheim, in Kehl und in Rheinau-Freistett dargestellt. Zwei Museen gibt es in Friesenheim: die Römersiedlung und das Heimatmuseum in Oberweier.

Besonders viele Museen weist das Kinzigtal auf: in Gengenbach das städtische Museum Haus Löwenberg, das Flößerei- und Verkehrsmuseum und das Narrenmuseum Niggelturm, in Hohberg-Diersburg das Heimatmuseum im Philippshof, in Biberach das Heimatmuseum Kettererhaus, in Steinach das Heimat- und Kleinbrennereimuseum, in Haslach das Schwarzwälder Trachtenmuseum und das Hansjakobmuseum im „Freihof“, in Hausach das „Molerhiisli“ des Schwarzwaldmalers Eugen Falk-Breitenbach, in Wolfach das Heimatmuseum und die Mundblashütte mit dem Glasmuseum, in Oberwolfach das Bergbau- und Mineralienmuseum. Im

Harmersbachtal findet man in Zell das Heimatmuseum, das Bildsteinmuseum sowie das Museum im Fürstenberger Hof, in Oberharmersbach der Historische Speicher und die Alte Mühle, in Nordrach das Puppenmuseum.

Zahlreiche Museen gibt es auch im Rench- und Achertal, so haben Oberkirch das Heimat- und Grimmelshausen-Museum, Oppenau das Renchtalmuseum, Bad Peterstal-Griesbach das Tagelöhner- und Brennerei-Museum, Achern das Sensen- und Heimatmuseum, Sasbach das Turenne-Denkmal mit Museum, Obersasbach das Toni-Merz-Museum, Ottenhöfen den Schwarzwälder Mühlenrundweg, die historische Achertalbahn, Seebach das internationale Trachten- und Volkskundemuseum, das Erzbergwerk Silbergründe und die Vollmers Mühle.

Aus der Reihe der Spezialmuseen seien noch genannt das Oberrheinische Tabakmuseum in Mahlberg, das Handwerkermuseum in Kehl-Kork, die alte Weintrotte in Lauf, die Lieblinge Heimatstube in Willstätt-Legelshurst, das Bienenmuseum in Hohberg, s'Glatze Mühle in Seelbach sowie das mit Abstand größte und bekannteste Museum im Ortenaukreis: das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach. Auch ihm ist im neuen Museumsführer nur eine Seite gewidmet, ebenso muß das große Ritterhausmuseum in Offenburg mit einer Seite auskommen. Die Konzeption des Museumsführers, jedem Museum, ob groß oder klein, nur eine Seite zukommen zu lassen, birgt, von der unterschiedlichen Relevanz der Museen her gesehen, schon eine gewisse Ungerechtigkeit in der Darstellungsweise im Museumsführer.

Ein Überblick über die in den nächsten Jahren geplanten oder schon in Anfängen vorhandenen Museen im Ortenaukreis (es sind elf neue Museen im Entstehen!) runden das Kopenhium über die Museumslandschaft im Ortenaukreis ab. Ein preiswertes Büchlein, das in die Hand eines jeden Heimatfreundes gehört.

Manfred Hildenbrand

Peter Karl Weber: Lichtenberg. Eine elsässische Herrschaft auf dem Weg zum Territorialstaat. Soziale Kosten politischer Innovationen. Brigitte Guderjahn-Verlag, Heidelberg, 1993, 314 S.

Diese Monographie, auf einer Dissertation basierend, die 1989 vor der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern angenommen wurde und jetzt als Band 12 der Schriften der Erwin-von-Steinbach-Stiftung im Verlag B. Guderjahn, Heidelberg, erscheint, geht auch das badische Hanauerland an, bildet doch dieses bis zum Jahre 1801 eine territoriale Einheit mit den elsässischen Teilen der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die in der Grafschaft Lichtenberg ab dem Jahre 1202 ihren Vorgänger hat. Schon in den Anfängen dieses Territoriums haben die rechtsrheinischen Gebiete um Lichtenau und Willstätt dazugehört. Abweichend vom Untertitel geht der Autor auch auf diese heute nicht mehr elsässischen Gebiete ein, die Jahrhunderte hindurch nicht nur verwaltungsmäßig mit den linksrheinischen elsässischen Gebieten verbunden waren und vielfach eine Einheit dargestellt haben, von der aber die Leute auf beiden Seiten heute kaum noch etwas wissen. Ausgangspunkt für diese Modelluntersuchung bei Professor Blickle in Bern in einem Gebiet, das heute zum größten Teil nicht mehr zu Deutschland gehört, ist eine „beispiellose Prozeßserie“ von Reichsdörfern im unterelsässischen Amt Hatten, die später in der Herrschaft Lichtenberg aufgegangen sind, die im 16. und 17. Jahrhundert gegen ihren Landesherrn erfolgte und „in der Reichsjudikatur eine gewisse Bedeutung erlangt hatte“. Die Auswahl ausgerechnet dieses Territoriums mag an sich überraschend gewesen sein, wobei nicht übersehen werden kann, daß es von Anfang an auf eine Geschlossenheit hintendierte und sie auch erlangte.

Die Besitzgeschichte der „Lichtenberger“ ist durch die grundlegende Arbeit des Elsässers Fritz Eyer vom Jahre 1938, die

1985 wieder neu aufgelegt wurde, gesichert, J. Lehmann hat mit seiner zweibändigen, 1862/63 erschienenen „Urkundlichen Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“ dynastische Vorarbeit geleistet, auf der rechtsrheinischen Seite sind es Johannes Beinert und Wilhelm Mechler, die in der Sache beigetragen haben. Auf diesen Arbeiten baut Peter Karl Weber auf, seine Arbeit aber hat eine andere Intention, diese liegt eindeutig auf der sozialen Komponente dieser Herrschaft und damit auf der Linie, die Prof. Blickle, der früher in Saarbrücken lehrte, und andere Historiker in Deutschland vertreten; in der Fragestellung, „wie umfassend der Staat menschliches Leben durchdringe oder in welchem Ausmaß irdisches Leben verstaatlicht werde“. D. h. dem Verfasser geht es darum, die soziale Entwicklung bei den Untertanen modellhaft von der Zeit des mittelalterlichen Grundherrschaftsgefüges bis in die absolutistische Frühzeit hinein aufzuzeigen oder, anders ausgedrückt, zu zeigen, wie sich die Gewichte zwischen Herrschaft und Untertanen im Verlauf und im Rahmen des Villikationssystems des frühen Mittelalters zum frühkapitalistischen Territorialstaat im 17. Jahrhundert entwickelt und verändert haben. Dabei wird auch auf die Periode der Bauernkriege um 1525 eingegangen, die im unteren Elsaß vor allem eine Rolle spielten, hierzu kann der Verf. die Tatsache einbringen, daß es in diesem Zusammenhang in der Grafschaft Lichtenberg keine Hinrichtungen gegeben hat. Bei dieser sozialen Entwicklung hat die Konstituierung der Ämter eine nicht unwichtige Rolle gespielt, denn die Ämter hatten die Aufgabe, den herrschaftlichen Anspruch gegenüber den Untertanen durchzusetzen, etwa in der Erhebung von Steuern und Abgaben und in der Leistung von Diensten, zumal im Lichtenbergischen die Personalleibeigenschaft überwog.

Als Resultat seiner Untersuchung kommt der Autor zu dem Schluß, daß „nach 1525

die territorialstaatliche Administration seit der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts wachsenden Einfluß auf die Besetzung kommunaler Ämter“ ausübte und daß „die dörflichen Gerichte einem einheitlichen Gerichtsverfassungsrecht unterworfen“, dabei „Wirtschaft und Gesellschaft immer stärker mittels umfassender Polizeiordnungen kontrolliert“ wurden, was „als Ergebnis nicht zu dem Bild paßt, das die Verfassungsgeschichte aus der ihr eigenen Perspektive vom Territorialstaat und seiner Entwicklung (im übrigen Deutschland) bislang gezeichnet“ hat. Das gibt für die Grafschaft Lichtenberg – eigentlich müssen wir für diese Zeit schon Hanau-Lichtenberg sagen – ein durchaus eigenes Bild ab. Dem dürfen wir aber hinzufügen, daß man als Untertan in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg sich nicht unterdrückt fühlte, was auch der Verlauf der Bauernkriege um 1525 schon zeigte. Und auch in den Jahrhunderten nachher war das Verhältnis der Bevölkerung in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg zur Herrschaft ein gutes, zumal diese mit ihrer Verwaltung auf gerechte, soziale Verhältnisse bedacht waren, weiß man das doch aus anderen Zeugnissen und vor allem aus der Tradition der Grafschaft. Dankbar darf man sein, daß die Entwicklung in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg einmal von diesem Blickwinkel her beleuchtet worden ist. Und daß das nun auch einer interessierten Öffentlichkeit in den beiden Teilstücken vorliegt.

Es sind in letzter Zeit eine Anzahl von wissenschaftlich-historischen Arbeiten, die das Elsaß und zuweilen auch Lothringen betreffen, erschienen. Das zeigt doch auch wieder, daß man das Elsaß in Deutschland und in der Schweiz, vor allem, was die Vergangenheit anbelangt, nicht ganz vergessen hat.

Michael Ertz

Hinweise

Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e.V. (Hg.), *Aquae* 93. 118 Seiten, 60 Abbildungen, Baden-Baden 1993.

Verein für Heimatpflege Goldscheuer, Marlen, Kittersburg (Hg.), *s'Bliwiel*. 98 Seiten, 32 Abbildungen. 1993.

Förderverein Dorfgeschichte Windschläg (Hg.), *D'r Windschläger Bott*. 1993. 52 Seiten, 40 Abbildungen. Windschläg 1993.

Erwin Dittler (Hg.), Dr. Carl und Dr. Hoppe Bridges Adams-Lehmann und die Zeit unterm Sozialistengesetz. D. Welti, Reisen nach Rußland, Heft 1 und 2, je 55 Seiten. Goldscheuer 1993.

Herberth Harter, Forschungsbeiträge zu Sippen HARDER/HARTER/HERTER in Deutschland, Schweiz, Österreich. 56 Seiten, 7 Abbildungen. Eigenverlag, A-6060 Hall, Erlers Straße 5. 1993/1994

Norbert Lorenz (Hg.), St. Laurentius Kürzell. Festschrift zum Abschluß der Kirchenrenovation 1988–1991. 190 Seiten, 34 z.T. farbige Abbildungen. Schwanau-Ottenheim 1991.

Autorenverzeichnis

Barth, Ansgar; Kirchstraße 4, 77793 Gutach

Bayer, Dr. Josef; Nikolaus-Schrempp-Straße 30, 77749 Hohberg 1

Breithaupt, Berthold; Hauptstraße 66, 77793 Gutach

Faißt, Harald, Todtnauer Straße 4, 79115 Freiburg

Fehringer, Günter; Landratsamt Ortenaukreis; Badstraße 20,
77652 Offenburg

Flick, Prof. Dr. Hansjörg; Kreiskrankenhaus, Augenklinik, Ebertplatz 12,
77654 Offenburg

Frenk, Martin; Rheinstraße 6, 77963 Schwanau-Ottenheim

Gall, Dr. Wolfgang M.; Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg

Gartner, Dr. Suso; Bühler Seite 4, 77815 Bühl

Günther, Hans-Jürgen; Moltkestraße 14a, 79312 Emmendingen

Gutmann, Ernst; Leiberstunger Straße 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen

Haehling von Lanzenauer, Dr. Reiner; Sophienstraße 30,
76530 Baden-Baden

Harter, Dr. Hans; Engelmatte 9a, 79299 Wittnau

Jockers, Inge; Schulstraße 1, 77716 Haslach i. K.

Kauß, Dr. Dieter; Hildastraße 89, 77654 Offenburg

Klein, Kurt; Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K.

Kohde, Monika; Ellmattenstraße 13, 77716 Fischerbach

Liessem-Breinlinger, Renate; Jacobistraße 31, 79104 Freiburg

Lohrum, Burghard; Hausberg 2, 77955 Ettenheimmünster

Maier, Karl; Jakobstraße 6, 77767 Appenweier

Peter, Wolfgang; Moltkestraße 39/1, 77933 Lahr

Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 77883 Ottenhöfen

Schäfer, Prof. Dr. Walter Ernst; Horhaldergasse 17, 76534 Baden-Baden

Schlaefli, Louis; Collège Episcopal Saint-Etienne, 2, rue de la Pierre Large,
F-67084 Strasbourg – CEDEX

Schwarzmaier, Prof. Dr. Hansmartin; Nördliche Hildapromenade 2,
76133 Karlsruhe

Sprauer, Hermann; Laubenlindeweg 21, 77654 Offenburg

Uibel, Ludwig; Dannemannstraße 6, 79117 Freiburg

Werner, Dr. Johannes; Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die
Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 77605 Offenburg,
Postfach 15 69 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entge-
gen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1993 in Hornberg setzen sich
der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,
Jakobstraße 6, 77767 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Mundart:

Werner Kopf, Akazienweg 13, 77743 Neuried-Altenheim, Tel. 0 78 07 / 6 98

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach

Fachgruppe Flurnamen:

Dr. Ewald Hall, Sundgaullee 26, 79110 Freiburg/Br.

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 77656 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 77876 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweiler: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Sophienstr. 20, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 0 78 31 / 61 25
- 77749 Hohberg: Helmut Dorgathen, Große Ritti 12, Tel. 0 78 08 / 5 81
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hauptstraße 43, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Dr. Friedrich Fluhr, Holzhauser Str. 45,
Rheinau-Linx, Tel. 0 78 53 / 2 78
- 77933 Lahr: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28, 77948 Friesenheim,
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 13, Neuried-Altenheim,
Tel. 0 78 07 / 6 98
- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,
Tel. 0 78 37 / 2 88

- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77656 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24,
Tel. 07 81 / 5 65 38
- 77799 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Walter Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23,
77876 Kappelrodeck, Tel. 0 78 42 / 26 15
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach i. K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17,
Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 0 78 34 / 66 26
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34, 76534 Baden-Baden-
Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, Tel. 0 78 35 / 34 48

überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):

Theo Schaufler, Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

30,- DM für natürliche Personen und Schulen

50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 29. Juni 1992 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postgiroamt Karlsruhe, BLZ 660 100 75).